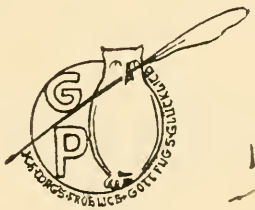
Gen. Lit.

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXVIII

(Juli — August — September 1916)



164404
29/8/21

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.168

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertachtundsechzigsten Bande (Juli — September 1916).

Seite

Alfredo Hartwig. England und Portugal. Zum Verständnis der Beschlagnahme deutscher Schiffe in portugiesischen Häfen 1

Wittich von Einsiedel. 1866. Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel, 1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade. (Fortsetzung) III 31

Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. (Fortsetzung) II . 50

Hanns Wolfgang Rath. Von Eduard Mörikes Leben und Sterben. Unveröffentlichte Berichte aus dem Nachlasse Wilhelm Hartlaubs 81

Gustav Berthold Volz. Die finanzielle Kriegsrüstung Friedrichs des Großen 98

Gustav Wilibald Freytag. Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin. I 109

Theodor Schiemann. Die Not der Fremdvölker unter dem russischen Joche 136

Franz Fromme. Niederdeutsche Neuerscheinungen 138

Reinhold Steig. Bettinas Besuch bei Goethe 1824 148

Literarische Notizen 151

Literarische Neuigkeiten 160

Roger Casement 161

Franz Fromme. Niederdeutsche und Niederländer. I . . . 168

Wittich von Einsiedel. 1866. Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel, 1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade. (Fortsetzung) IV 191

Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. (Fortsetzung) III 209

Harry Mayne. Karl Immermann als Student und Befreiungskrieger. (Hundertjahr-Erinnerungen) 242

Benno Erdmann. Gedächtnisworte auf Leibniz 262

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

Gustav Wilibald Freytag. Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin. (Fortsetzung) II . 269
Jakob Schaffner. Schweizerische Erneuerung? 291
Helene Raff. Ältere und neuere Wallenstein-Literatur . . 301
Literarische Notizen 314
Literarische Neuigkeiten 320
Franz Fromme. Niederdeutsche und Niederländer. II . . . 321
Wittich o von Einsiedel. 1866. Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel, 1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade. V (Schluß) 343
Jakob Schaffner. Die Schweizerreise. Roman. IV (Schluß des ersten Buches) 371
Berthold Litzmann. Ermanarich der König. Ein Drama aus dem Nachlaß Ernst von Wildenbruchs 404
George v. Graevenitz. Die deutsche Militärmission in der Türkei. Zum Gedächtnis des Generalfeldmarschalls beider Kaiserreiche Colmar Freiherrn v. d. Goltz 414
Theodor Schiemann. Kaiser Nikolaus der Erste in Haus, Familie und Tagesarbeit. Ein Geschichtsbild der vierziger Jahre 437
Gustav Wilibald Freytag. Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin. III (Schluß) . . 448
Ewald Banse. Türkenbücher 470
Literarische Notizen 473
Literarische Neuigkeiten 479

England und Portugal.

Zum Verständnis der Beschlagnahme deutscher Schiffe in portugiesischen Gewässern.

Von

Alfredo Hartwig.

Die Tätigkeit der deutschen Tauchboote und die Steigerung von Englands mannigfachen Anstrengungen zur eigenen Versorgung sowie derjenigen seiner weißen und farbigen Söldner hatten den verfügbaren englischen Tonnenraum so weit verringert, daß eine Ergänzung für England dringend notwendig wurde. Sah sich doch Lord Beresford gezwungen, am 5. Mai dieses Jahres im Oberhause einzugestehen, daß England bei Beginn des Krieges 11353 Handelsschiffe von mehr als 100 Tonnen gehabt hätte. Hiervon habe die Admiralität 2000 bis 3000 Schiffe beschlagnahmt, so daß noch ungefähr 8853 Schiffe für den Handelsverkehr übrig blieben. Hiervon seien 860, also ungefähr 10 v. H., durch den Krieg verloren gegangen. Diese Zahlen wurden von Lord Curzon dahin berichtigt, daß über 43 v. H. der englischen Schiffe für Beförderungszwecke aller Art beschlagnahmt worden seien. Da nun von den bisher noch neutralen Staaten keiner das Risiko eingehen wollte, seine Handelsflotte zum Wohle Englands zu opfern, so wäre nur der Ankauf von Schiffen seitens Englands übrig geblieben. Eine solche geschäftliche Übernahme hätte aber die Flüssigmachung englischer Kapitalien erfordert, was ebenfalls nicht im englischen Interesse lag. Wieder aber zeigte sich Englands Glück in diesem peinlichen Zwiespalte. Englische Diplomatie hatte es fertig gebracht, außer mit ihm verbündeten Staaten und solchen, die eine wohlwollende Neutralität beobachteten, eine dritte Kategorie von Staaten zu schaffen, die man vielleicht als „latent-deutschfeindlich" oder gar als „neutral auf Abruf" bezeichnen kann und zu denen in erster Linie Portugal zu zählen war.

Der Ausbruch des Weltkrieges fand rund 1900000 Tonnen deutscher Handelsschiffe in neutralen Gewässern, von denen ungefähr 600000 in nordamerikanischem Seegebiet, 436000 in den Häfen der drei mächtigsten südamerikanischen Republiken, den sogenannten ABC-Staaten, und 270000 auf Portugal entfielen, während der Rest sich auf die wenigen übrigen neutralen

Länder verteilte. Neben dieser großen Zahl deutscher Schiffe fällt es besonders auf, daß sich nur ein einziges österreich-ungarisches Schiff, der „Szecheny" (?), auf dem Tajo befand, der, wie die deutschen Schiffsoffiziere am 20. März aus Barcelona meldeten, selbst bis zu diesem Tage noch nicht beschlagnahmt worden war. Erst am 1. Mai konnte der Lissaboner „Seculo" mitteilen, daß nunmehr auch auf diesem Dampfer mit den üblichen Förmlichkeiten die portugiesische Flagge gehißt worden sei.

Von neutralen Ländern kamen also für Englands Bemühungen zunächst nur Portugal und allenfalls Nordamerika in Frage, von denen letzteres in ausgiebigster und energischster Weise durch den englischen Zeitungsdienst bearbeitet wird und in seinem Präsidenten einen freundwilligen Hörer findet. Während hier jedoch Verpflichtungen gegenüber England — vielfach spricht man sogar von einem geheimen Bündnis — noch nicht dokumentarisch nachzuweisen sind, lagen die Beziehungen Portugals zu England schon lange vor dem Kriege klar zutage und ließen keinen Zweifel, daß Portugal zu blindem Gehorsam verpflichtet war und nur des Zeichens seines Herrn harrte.

Wie war es möglich, daß trotzdem rund 15 v. H. der deutschen Überseeflotte bei Beginn des Krieges, beziehungsweise noch in den ersten Tagen des August, sich noch in portugiesischen Häfen, besonders in Lissabon, befinden konnten, wo doch der prachtvolle spanische Hafen von Vigo nur eineinhalb Tagereisen nördlich von Lissabon und noch dazu eineinhalb Tagereisen näher der Heimat gelegen ist? Die Beantwortung dieser Frage wird um so dringender, wenn man in Betracht zieht, daß doch sicherlich nicht alle der jetzt in Lissabon beschlagnahmten deutschen Schiffe sich auf der Heimreise, sondern aller Voraussicht nach zum Teil auf der Ausreise befanden. Wie war es möglich, daß man die deutschen Schiffe entweder nicht nach spanischen Häfen oder nach den spanischen Besitzungen in Afrika beorderte oder ihnen die Ausreise von der Heimat überhaupt gestattete?

Die Antwort ist nach mehreren Seiten hin schmerzlich genug; die ganze Episode der Schiffsbeschlagnehmungen bildet nur ein Kapitel unserer diplomatischen Trugschlüsse, unserer verfehlten äußeren Politik und Stellungnahme zu England und der hierdurch irre geleiteten oder in einem eigenen Irrtum unterstützten beziehungsweise erhaltenen Handelskreise, insbesondere der hanseatischen, die für ihre starke Hinneigung zu England eine Abkühlung in diesem Kriege erfahren haben dürften. Das gleiche Schicksal wie in Portugal hätte unsere Schiffe in Belgien, besonders in Antwerpen, getroffen, wenn der deutsche Einmarsch nicht so rasch erfolgt wäre, daß Englands militärischer und diplomatischer Druck noch nicht zur vollen Entfaltung hatte kommen können. Auch hier ist unsere Diplomatie völlig von den Ereignissen überrascht worden. Mußte doch Herr von Jagow in seiner denkwürdigen Rede Anfang April 1916 selbst zugeben, daß die Regierung bis zum 4. August 1914 nicht gewußt hatte, daß Belgien, jenes von Lord Palmerston mit besonderer Vorliebe als „seine

Tochter" bezeichnete Land, gar nicht mehr neutral war! Die Besuche der englischen und französischen offiziellen Missionen haben ein aufmerksames Interesse allem Anscheine nach nicht erwecken können.

So schwer die Folgen dieser vielfachen Versager unserer Diplomatie für unser Vaterland auch gewesen sind, so sind sie doch ein sprechender Beweis für die Wahrheit unserer Behauptung, daß wir den Krieg nicht bewußterweise heraufbeschworen haben, daß wir nicht die Friedensstörer, sondern die Überfallenen gewesen sind. Das geben bisweilen sogar die Engländer zu. Schreibt doch die „Times" vom 10. April 1916 in einem der „Zukunft der englischen Landwirtschaft" gewidmeten Aufsatze[1]): ... „eigentlich nähme es Wunder, daß England noch soweit mit dem blauen Auge davon gekommen wäre, obwohl die Aushungerung durch Unterseeboote vollauf im Bereich der Möglichkeit läge. Man müsse aber bedenken, „daß bei künftigen Kriegen unsere (Englands) Teilnahme Deutschland nicht wieder vollständig unerwartet kommen wird, so daß wir es wieder zu überrumpeln vermögen".

Die peinliche Verrechnung in bezug auf Portugal ist um so erstaunlicher, als es sich hier nicht, wie zum Beispiel bei dem asiatischen Problem, um die allgemeine Verkennung der englischen Politik, um ein Nichtverstehen der englischen Geschichte im allgemeinen handelt, sondern um die Außerachtlassung ganz bestimmter geschichtlicher Vorgänge der älteren, neueren und neuesten Zeit.

Die Geschichte der englisch-portugiesischen Beziehungen gibt das eigenartige Bild einer Staatenfreundschaft, in der im Laufe der Jahrhunderte allerdings eine Vertauschung der Rollen dergestalt eintrat, daß der ursprünglich Mächtigere, Gewährende allmählich zum Gleichberechtigten wurde, um zuletzt als trauriger Höriger zu enden, über dessen Schicksal ohne weitere Rücksichten bestimmt wird.

Portugal als altes Seefahrerland hatte von jeher das Interesse Englands erregt und war zu den verschiedensten Zeiten in ein festes Bündnis zu ihm getreten. Die politischen Beziehungen beider Länder gehen bis in die erste Hälfte des zwölften Jahrhunderts, in die Regierungszeit Affonsos des Ersten (1128 bis 1185) zurück, der im Kriege gegen die Mauren nach Eroberung von Santarem und Coimbra sich zur Belagerung Lissabons anschickte, das als „Schild der Mauren" schon früher die Wünsche der portugiesischen Könige gereizt hatte. Die Fortnahme dieser Feste wäre aber Affonso nicht geglückt, wenn nicht eine Flotte von Kreuzfahrern mit ungefähr zweihundert englischen und flandrischen Schiffen, die auch durch rheinische und westfälische Ritter verstärkt waren, nach mannigfachen Irrfahrten an die Mündung des Douro gekommen wäre, wo es dem Bischof von Porto glückte, die Kreuzfahrer zur Teilnahme an den sich vorbereitenden kriegerischen Ereignissen zu gewinnen. Nach wechselvollen Ereignissen erfolgte dann endlich am 25. Oktober 1147

[1]) „Deutsche Tageszeitung", 19. April 1916.

die Übergabe von Lissabon, wenn auch unter der Bedingung, daß den Sarazenen der Abzug mit Waffen gestattet wurde. Die Kreuzfahrer segelten dann nach reicher Belohnung aus der gemachten Beute dem Gelobten Lande zu.

Es hätte aber dem uralten englischen Geschäftsgeiste nicht entsprochen, wenn man dieser Zufallsbegegnung auf einem Religionszuge nicht eine praktische politische Seite abgewonnen hätte. Gilbert von Hastings wurde der erste Bischof von Lissabon; eine Persönlichkeit, die durch wiederholte Reisen nach der Heimat eine dauernde Verbindung zwischen Portugal und England herstellte und somit berechtigten Anspruch auf das Verdienst hat, die Beziehungen beider Länder zu handelspolitischen umgewandelt und somit der künftigen Geschichte, dem künftigen Geschicke Portugals den Boden vorbereitet zu haben. Portugiesische Kaufleute versuchten bald darauf eine Ausgestaltung ihrer Handelsbeziehungen zu England, und Heinrich der Dritte war klug genug, ihnen ein dauerndes Interesse abzugewinnen, indem er sie — auf deutsch gesagt — „anpumpte" und ihnen als Gegenwert freies Geleit und gewisse Schutzrechte in England zubilligte.

Wann sich nun aus diesen ersten zufälligen Anknüpfungen geregelte Handelsbeziehungen oder Handelsverträge entwickelt haben, ist geschichtlich noch nicht klargestellt. Jedenfalls bestätigte König Diniz, dessen Regierungszeit in die Jahre 1279 bis 1325 fällt, eine Handelsordnung, durch die portugiesische Kaufleute zwar nur unter sich ihre Beziehungen regelten, die aber deutlich erkennen läßt, daß schon in gewissem Sinne ein internationaler Handel bestanden haben mußte. Nach diesem Abkommen sollten unter anderem die Tonnenabgaben in der Weise gehandhabt werden, daß alle Schiffe über 100 Tonnen, die in portugiesischen Häfen Ladungen für England, Frankreich oder Flandern aufnähmen, 20 Solidi (kleinere Fahrzeuge die Hälfte) bezahlen sollten. Ausdrücklich war vereinbart, daß alle Schiffe dieser Abgabe unterworfen sein sollten, wobei in einem besonderen Artikel die Gültigkeit der Bestimmungen für Schiffe portugiesischen Ursprunges ausgesprochen war, so daß der internationale Charakter der Vereinbarung daraus zur Genüge hervorgehen dürfte. Im Jahre 1308 wurde dann der erste bekannte Handelsvertrag zwischen König Diniz von Portugal und Eduard von England abgeschlossen, in dem aber englischerseits auf einen früheren Vertrag angespielt wurde, wie eine Stelle des Briefes zeigt[1]). Somit handelte es sich wohl in erster Linie um eine Bestätigung oder Erweiterung eines alten Vertrages.

Dieser Vertrag von 1308 war lange Zeit maßgebend für die gegenseitigen Handelsbeziehungen. 1353 wurden ihre Abmachungen aufs neue festgelegt, indem am 20. Oktober die Handelsstände von Porto und Lissabon mit dem Könige von England einen Vertrag abschlossen, der die Unverletzlichkeit

[1]) Quod nos de foedere unionis et amoris, quod inter vestros et nostros mercatores hactenus exstitit.

der Güter und Schiffe beider Kontrahenten zum Hauptgegenstande hatte. Bemerkenswert ist, daß schon damals das Beschlagnahmerecht ausgeschlossen wurde, das bei den Abmachungen mit Deutschland, wie später noch darzustellen sein wird, eine so große Rolle spielt. Beide Teile verpflichteten sich, dem andern keinerlei Schaden an seiner Person, Schiffen oder Schiffsgütern zuzufügen. Dieser Vertrag fand dann mancherlei Ergänzungen und Erneuerungen besonders in den Jahren 1372, 1373 und 1380.

Das gute Einvernehmen erlitt aber eine echt englische Störung, als Fernando in seinen Kämpfen mit König Juan dem Ersten von Kastilien von dem spanischen Admiral Fernando Sanchez de Tobar am 17. Juli 1381 bei Saltes jämmerlich geschlagen wurde und nun die Engländer zu Hilfe rief. Der Brite ließ sofort die Maske des nur Gleichberechtigten fallen und zeigte sich als „Gentleman" und Herr des Landes. Die Portugiesen wurden einfach als „people" behandelt. Der Führer der Engländer, Graf Edmund von Cambridge, ein Sohn des Königs, verpflichtete zunächst einmal den portugiesischen König, für den Sold und die nötigen Pferde der englischen Reiterei aufzukommen; sodann aber sollte die Infantin Beatriz dereinst den achtjährigen Sohn des englischen Grafen heiraten. Damit nun diese Verpflichtung später auch eingehalten wurde, fand gleich eine symbolische Heirat statt. Das junge Ehepaar wurde in Gegenwart der ganzen Versammlung in ein fürstliches Bett mit den entsprechenden Abzeichen gelegt, und der englische Bischof sowie der Bischof von Lissabon segneten den Bund ein. Wenn man die Schilderungen und Beschwerden der damaligen Zeit liest, so wird man lebhaft an die Erfahrungen im Weltkriege erinnert[1]). Die Spannung zwischen Portugiesen und Engländern ging so weit, daß, wie Schäfer nach alten Chroniken berichtet, „Portugal den Wunsch empfand, die Engländer entbehrlich zu machen und diese lästigen Hilfsvölker aus dem Reiche zu entfernen; dies war der Wunsch aller portugiesischen Großen und Ritter, gewiß nicht weniger aus Haß und Neid als aus Vaterlandsliebe und Sorge für des Landes Wohlfahrt . . . Der König von Kastilien übernimmt es, dem Grafen Edmund und seinen Truppen die Schiffe zur Rückkehr nach England gegen Entrichtung der Überfahrtskosten zur Verfügung zu stellen. Denn Fernandos Flotte war vernichtet, die kastilianische aber lag segelfertig vor Lissabon. Den Engländern, so aufgebracht sie über diesen Ausgang waren, blieb nichts übrig, als die dargebotenen Schiffe zu besteigen und ein Land zu verlassen, in dem sie manches Unheil gestiftet und wenig Ehre geerntet hatten."

Bald ergab sich aber für die Engländer eine neue günstige Gelegenheit zum Einschreiten, als der Herzog Johann von Lancaster auf Grund seiner Ehe mit der kastilischen Infantin Constanza Ansprüche auf den Thron Kastiliens machte und vom portugiesischen Gesandten auf die Gunst des

[1]) Vgl. Dr. Heinrich Schäfer, „Geschichte Portugals", Band I, S. 477. Gotha 1854.

Augenblicks aufmerksam gemacht worden war. Der Engländer ging nach Schließung eines vorläufigen Bündnisses auf den Plan ein, der dann am 15. April 1386 zu einer Erneuerung der alten Verträge, sowie am 9. Mai zu einem Hilfsbündnis und endlich am 2. November in Porto do Mouro zu einem Bunde auf gegenseitige Unterstützung führte. Dieser Vertrag, der von manchen als Vertrag von Windsor bezeichnet wird, fand dann später am 12. August 1387 eine feierliche Bestätigung und am 16. Februar 1404 eine Erneuerung unter Heinrich dem Sechsten. Bereits der sogenannte Vertrag von Windsor wird vielfach als Grundpfeiler der engen freundschaftlichen Beziehungen angesehen, die durch Englands diplomatische Kunst und steigende Macht in der Folgezeit so weit ausgebaut wurden, daß aus den gleichberechtigten Freunden Herr und Knecht geworden sind. Naturgemäß hat England in seinen Abmachungen mit Portugal stets die Form der Gleichberechtigung gewahrt, die dem eitlen Romanen so schmeichelt, ihm Verpflichtungen auferlegt, ohne entsprechende Rechte zu gewähren, und stets einen Wechsel auf die Zukunft darstellt, bei dem England als weitsichtiger, nüchterner Prosaiker seinem in den Schönheiten der Gegenwart schwelgenden romantischen Partner stets überlegen ist. Die nächste Zeit brachte wenig Neuerungen in die englisch-portugiesischen Beziehungen, und erst der Ausbruch der Feindseligkeiten mit Holland unter der Regierung João̧s des Vierten (1. Dezember 1640 bis 6. November 1656) ließ die Blicke der Portugiesen sich wieder hilfesuchend nach England richten. England aber lag damals selbst zu fest und konnte sich daher nur zu einem Sympathievertrag (am 29. Januar 1642) entschließen, in dem man sich der treuesten freundschaftlichen Gefühle gegenseitig versicherte und noch einmal die Freiheiten des Handels festsetzte. Dem Zeitalter entsprechend spiegelten sich aber die Glaubensfragen stark in dem Vertrage wider. So sollten zum Beispiel die englischen Konsuln in Portugal ihres Amtes walten können, obwohl sie nicht Katholiken waren. Bemerkenswert ist besonders, daß es dem Könige von Portugal ausdrücklich nicht gestattet wurde, englische Schiffe zum Kriegsdienste heranzuziehen, falls er hierfür nicht bare Bezahlung leistete. England zeigte also schon hier volles Verständnis für die Notwendigkeit einer Umgestaltung sowie rechtlichen Festlegung des alten Angarienrechtes. Englands Handelsherrschaft über Portugal erfuhr hierdurch eine weitere grundlegende Vorbereitung und politische Sicherstellung.

Die politischen Verhältnisse in Portugal, seine Beziehungen zu Spanien taten ein übriges, um das Land unaufhaltsam in Englands Arme zu treiben. Die Nebenbuhlerschaft mit Spanien auf kolonialem Gebiete konnte auf die Dauer von Portugal allein nicht durchgehalten werden. Spaniens erbitterter Feind, England, war der natürliche Bundesgenosse, der unbarmherzig unter der Maske des Helfers, des Beschützers der kleinen Staaten Portugal befreite, um es sich zu unterjochen.

Der wichtigste Vertrag aber, der für den Wechsel der Rollen bezeichnend

und für die Zukunft Portugals maßgebend wurde, ist der nach vielfachen Intrigen mit der Spitze gegen Frankreich zustande gekommene „Methwen Treaty“ (Methuen-Vertrag) vom 27. Dezember 1703. Dieses aus drei Artikeln bestehende Abkommen sicherte praktisch ein für alle Male England ein Monopol für die Einfuhr seiner Wollwaren in Portugal, das somit andern Nationen die Einfuhr dieser Artikel verbot. Dagegen versprach England, die portugiesischen Weine nur mit einem Drittel der Einfuhrzölle zu belegen, die auf den französischen Weinen lagen. Selbstverständlich war auch vorgesehen, daß, wenn der eine Partner seinen Verpflichtungen nicht nachkommen sollte, auch die Bindung des andern fortfallen würde.

Dieser Vertrag war von weitgehendsten Folgen für die volkswirtschaftliche Entwicklung Portugals. Er war tatsächlich der Ruin des Landes, indem er den Weinbau ganz einseitig zur Entwicklung brachte und das Interesse für Landwirtschaft und Viehzucht beinahe ausschaltete. Der Weinbau allein war naturgemäß nicht imstande, das Land finanziell zu stützen; und wenn in der Folgezeit die Portugiesen auf irgendeinem Wege sich dieser Fessel zu entziehen versuchten oder eine Abschwächung vorzunehmen wünschten, so erfolgte sofort ein Protest Englands wegen Verletzung geheiligter Rechte und Verträge[1]). Mit der wirtschaftlichen Knechtung Portugals übernahm sein neuer Fronherr auch den militärischen Schutz; aus dem stolzen Herrenvolk alter Seefahrer wurde ein Vasallenvolk armseliger Rentiers. Portugal empfand es späterhin in der napoleonischen Zeit und in den Wirrnissen des neunzehnten Jahrhunderts mit hündischer Dankbarkeit, daß England schirmend seine Hand zur Wahrung von Portugals „Souveränität“ über das Land hielt. Wie heute Frankreich, trug es seine Abhängigkeit nicht als brennende Schmach, sondern als schimmernde Zierde!

Die tiefere Bedeutung des Methuen-Vertrags ist vielfach verkannt worden. Der Zusammenhang der volkswirtschaftlichen und politischen Folgen wurde übersehen, und man verstand die Wechselwirkung nicht, auf deren Erreichung es Englands Politik in so weitblickender Weise abgezielt hatte. So sagt zum Beispiel Dr. Gustav Diercks in seinem sonst recht lesenswerten Buch über „Das moderne Portugal“ (1913), S. 31: „Der Abschluß des Methuen-Vertrages mit England vom 17. Dezember 1793 war zwar günstig für die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse Portugals geworden und war gewissermaßen überhaupt die grundlegende Sicherung für das Fortbestehen des portugiesischen Staates; aber freilich um den Preis, daß Portugal durch ihn vollständig unter die Botmäßigkeit und den Einfluß Englands gekommen war, dessen Gunst sich zu erhalten die erste Bedingung und Voraussetzung für die Träger der Krone Portugals und ihrer Minister sein mußte. Dieser Vertrag sicherte England auch einen festen Stützpunkt auf der Iberischen

[1]) Vgl. Schäfer a. a. O., Bd. V, Seite 41.

Halbinsel in seinem Kampfe gegen die Politik der Bourbonen Frankreichs und Spaniens."

Wesentlich anders dagegen wurden die Verhältnisse von dem größten portugiesischen Staatsmanne Sebastião José de Carvalho e Mello, dem späteren Grafen von Oeyras und nachmaligen Marques von Pombal, beurteilt, der unter João dem Fünften Portugals Geschicke leitete. Dem Könige, dessen Regierung vom 9. Dezember 1706 bis 31. Juli 1750 währte, war, wie später Kaiser Wilhelm dem Ersten, die Gabe verliehen, in der Auswahl seiner Ratgeber und Gehilfen einen sicheren Blick und eine glückliche Hand zu besitzen. Sprach er doch gelegentlich der Ernennung des tüchtigen Antonio Guedes Pereira zum Staatssekretär als Nachfolger des hervorragenden Diogo de Mendonça die beide Männer, den König und Pereira, gleichermaßen ehrenden Worte aus: „Ich war es nicht, der Euch zum Staatssekretär machte, sondern die Nation und die öffentliche Meinung."

Pombal hatte mit sicherem Blicke die wichtigsten Ursachen und Wirkungen des Niederganges seines Landes erkannt, zu denen er mit in erster Linie den Methuen-Vertrag rechnete. Die Begründung seiner Ansichten, die er in seinen Memoiren niedergelegt hat, ist nicht nur für die Kenntnis der damaligen Zeit von hoher Bedeutung, sondern enthält auch Wahrheiten, die in politischer Beziehung gerade in heutiger Zeit so allgemeine Beachtung verdienen, daß wir sie dem Leser nicht vorenthalten wollen. „Im Jahre 1754 erzeugte Portugal kaum etwas zu seinem eigenen Unterhalte. Zwei Dritteile seiner physischen Bedürfnisse wurden durch England befriedigt. Ein Land, das hinsichtlich seines Unterhaltes von einem anderen abhängt, wird bald zu dessen Sklaven und ohne Schwertstreich leicht erobert ... Cromwell hat durch einen seinem Lande äußerst vorteilhaften Handelsvertrag in gewisser Weise diese Monarchie vernichtet, bevor sie bestand, insofern dieser Traktat zwischen den zwei Nationen vierzig Jahre vor der Entdeckung der Minen, das heißt bevor das Königreich Portugal in Europa Aufsehen machte, geschlossen wurde. In diesem Vertrag war festgesetzt, daß England zugestanden werde, Portugal mit Wollentuch zu versorgen. Seit dieser Zeit waren die Gewerke im Königreich erstorben, die wenigen Manufakturen Portugals zugrunde gerichtet, die Industrie siechte dahin und hörte bald ganz auf ... Eine Nation, die durch eine andere gekleidet wird, ist nicht weniger abhängig als jene, welche die ersten Artikel des physischen Bedürfnisses von außen empfängt, da für die Existenz der Europäer eins so wesentlich ist als das andere. England versicherte sich dieses Königreiches durch diese beiden Mittel, die wie zwei Anker erscheinen, welche diese Republikaner in das Land geworfen haben."

Nicht minder energisch war seine Haltung England gegenüber, als England nach einem Gefechte mit französischen Schiffen diese bis in den portugiesischen Hafen von Lagos hinein verfolgte und unter gröblichster Nichtachtung der portugiesischen, gänzlich neutralen Oberhoheit die französischen

Schiffe hier vernichtete. Schon in seiner ersten Note hatte Pombal England gegenüber einen Ton angeschlagen, wie er uns Deutschen seit den Zeiten Bismarcks nicht mehr bekannt ist: „Ich weiß, daß Ihr Kabinett sich eine Herrschaft über das unserige angeeignet hat; aber ich weiß auch, daß es Zeit ist, ihr ein Ende zu machen. Wenn meine Vorgänger die Schwachheit gehabt haben, Ihnen stets alles, was Sie wollten, zu bewilligen, so werde ich Ihnen niemals mehr, als ich Ihnen schuldig bin, bewilligen. Das ist mein letztes Wort; richten Sie sich danach." Und später schrieb er an den englischen Staatssekretär offiziell: „Durch eine Stupidität, die in der Geschichte der volkswirtschaftlichen Welt ohne Beispiel ist, erlauben wir Euch, uns zu kleiden und uns alle Gegenstände unseres Luxus, der nicht unbeträchtlich ist, zu verschaffen ... Seit langer Zeit öffnet uns Frankreich die Arme, damit wir seine Wollemanufakturen annehmen. Es hängt nur von uns ab, dieses Anerbieten anzunehmen, und Eure Wollemanufakturen wären vernichtet." Pombal schließt dieses geharnischte Schreiben mit den Worten: „Tut, was Ihr sollt, und ich werde nicht tun, was ich kann!".

Mit wachsamem Auge hatte Frankreich die Entwicklung dieser Angelegenheit verfolgt und machte aus seiner lebhaften Freude kein Hehl, als Lord Kinnoul als außerordentlicher Gesandter am 29. März 1760 in feierlicher Audienz und in Gegenwart des diplomatischen Korps dem König Portugals das Bedauern seiner Regierung aussprach und somit die verlangte Genugtuung gab.

Eine der merkwürdigsten geschichtlichen Wandlungen liegt vor uns, wenn wir den Tausch der Rollen verfolgen, den Frankreich und Portugal in den nächsten hundertfünfzig Jahren durchgemacht haben, und somit den Tiefstand ermessen, zu dem beide Staaten als Söldner Englands im Weltkriege herabgesunken sind.

Andererseits zeigt sich aber auch in der Entwicklung dieser Sühneangelegenheit in historischer Treue die Tatsache, daß bei den angelsächsischen Völkern von jeher mit der Wirkung des Bluffs gearbeitet worden ist, der nur dann zur Tat, vielleicht zur Feindseligkeit führt, wenn man sich dem Gegner gänzlich überlegen glaubt und ihm eine energische Wahrung seiner Rechte nicht mehr zutraut [1]). Aus den Worten und Taten Pombals klingt es wie der Kürassierschritt des weiland Eisernen Kanzlers. Pombal von Portugal und Bismarck von Deutschland; beides Männer tatkräftiger Gesinnung, denen die bequeme Theorie des sich nicht Vinkulierens zum Heile ihrer Länder noch so wesensfremd war.

Aber auch noch in mancherlei anderer Hinsicht erinnert uns die Pombalsche

[1]) Bezeichnenderweise sah sich übrigens England schon im Jahre 1720 genötigt, im eigenen Lande gegen die schwindelhaften und nur auf Irreführung des Publikums berechneten Aktiengesellschaften und Finanzunternehmungen ein Gesetz zu erlassen, das den vielsagenden Namen „Bubble-Act" (Seifenblasen-Gesetz) erhielt.

Zeit an unsere Gegenwart. Schon damals war der englische Marinismus den übrigen Staaten ein Dorn im Auge, und am meisten klagten gerade diejenigen Staaten, die heute im Weltkriege die größte Abhängigkeit von England gezeigt haben: Frankreich und Portugal. Schrieb doch im Oktober 1761 der Herzog von Choiseul an den französischen Gesandten in Portugal in Würdigung der staatsmännischen Grundsätze Pombals: „Der Graf von Oeyras denkt wie ein Staatsmann und ein aufgeklärter Minister, wenn er es für eine Aufgabe des politischen Systems hält, Portugal von dem Despotismus zu befreien, den die Engländer über die Schiffahrt und den Seehandel der übrigen Nationen auszuüben suchen." Und ebenso bezeichnend ist die Antwort, die dieser Gesandte bald darauf von seinem Vorgesetzten aus Frankreich erhielt, die in der Anerkennung gipfelte, „der Graf sei ein wahrer Minister; offenbar wolle er die Nation von dem Joche frei machen, unter dem die Engländer sie in bezug auf den Handel hielten, aber es fehlten ihm dazu die nötigen Kräfte; gleichwohl schone er keine Kräfte und tue das, was an diesem Hofe nie getan worden sei." Aus dem Schreiben geht nicht mit Deutlichkeit hervor, ob der französische Minister unter „diesem Hofe" den portugiesischen oder französischen gemeint hat. Beides würde seine Berechtigung haben. Auch den portugiesischen Diplomaten der Jetztzeit dürfte die Geschichte ihres Landes und der englischen Politik manchen Fingerzeig geben, wie man es nicht machen soll, wenn man auf den Titel eines echten Diplomaten Anspruch erheben will.

In gleicher Weise hatte aber auch England seinen Feind erkannt. Zunächst wurde durch Intrigen versucht, Pombal das Leben schwer zu machen; dann arbeitete, wie heute noch, die englische Presse in vorzüglicher Weise, um in Portugal selbst eine dem Patrioten ungünstige Stimmung hervorzurufen. Flugblätter mit den unglaublichsten Beschwerden wurden in England gedruckt und freigebigst in Portugal in Umlauf gesetzt. Und wieder mutet es wie ein Ereignis der heutigen Zeit an, daß in diesen Druckschriften nicht nur Pombal, sondern auch der König und seine Berater in gröblichster Weise mit Schmutz beworfen wurden. Schon damals konnte man die Erfahrung machen, daß England denjenigen Beamten mit seinem Hasse verfolgte und auf jede Weise kalt zu stellen versuchte, der treu und kraftvoll die Interessen seines Vaterlandes vertrat und somit Englands Kreise störte. Wen England nicht fürchtet, von dem spricht es entweder gar nicht, oder wenigstens nicht schlecht.

Trotz alledem vertrat Pombal aus voller Überzeugung den Standpunkt, daß England der gegebene und natürliche Bundesgenosse Portugals sei, wobei er selbstverständlich nur an eine England gleichberechtigte, nicht diesem untergeordnete politische Stellung dachte. Ja, er ging so weit, daß er, wie der Gesandte Englands am Hofe von Lissabon, Hay, seinem Ministerium am 1. März 1766 berichtete, das Verhältnis Englands zu Portugal als

eine Ehe bezeichnete, in der Mann und Frau zwar kleine häusliche Reibereien haben könnten, sich jedoch zu gemeinsamer Verteidigung zusammenfinden sollten, so oft ein Störenfried in das eheliche Verhältnis einzugreifen trachtete. Dieses politische Programm empfahl sich allein schon darum, weil Pombal die guten Beziehungen zwischen Frankreich und England als von weittragender Bedeutung für sein Land ansah. Äußerte er sich doch hierüber in einem Gespräch mit Lord Kinnoul: Großbritannien sei durch eine Allianz mit Frankreich und alte Verpflichtungen, durch sein politisches System, seine Lage und Seemacht vor allen anderen Nationen diejenige, welcher Portugal den Vorzug geben müsse.

Die späteren Ereignisse haben Pombal in dieser Auffassung nicht recht gegeben. Trotzdem wäre es ein Fehler und eine Ungerechtigkeit, diesen Umstand im Werturteile über die staatsmännische Begabung Pombals heranzuziehen. Auch hier zeigt es sich nur wieder, daß der Gesichtskreis selbst des hervorragendsten Staatsmannes nur ein begrenzter ist und die Forderung, sich auf ein über Dezennien hinaus gestecktes Zukunftsprogramm festzulegen, zur Scharlatanerie verführt. Die große feste Linie der Gegenwart und nächsten Zukunft gegenüber muß allerdings von einem weitblickenden Staatsmanne verlangt, aber auch hiermit begrenzt werden.

Die nächsten Jahrzehnte brachten wenige wesentliche Änderungen in die englisch-portugiesischen Verhältnisse. Seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vertrage vom 20. August 1797 zwischen Frankreich und Portugal lag in Lissabon eine in englischem Solde stehende Division, die natürlich nicht aus Engländern, sondern aus eingewanderten Franzosen und Schweizern gebildet worden war. Der genannte Vertrag hatte allerdings am 26. Oktober 1797 die Billigung des Direktoriums nicht gefunden und war deshalb für ungültig erklärt worden.

Portugal war indessen noch immer einer der stärksten Stützpunkte Englands; daher ist es nur natürlich, daß Napoleon, nachdem die Schlacht von Marengo ihn zum Herrn Italiens gemacht und der Frieden von Luneville ihm den Rücken gedeckt hatte, England an dieser Stelle zu packen beschloß. Der Vertrag zwischen Spanien und Frankreich kam zunächst am 31. März 1801 zustande, und zwar auf der Basis des früheren Vertrages von San Ildefonso vom 19. August 1796, nachdem Spanien an Portugal daraufhin am 27. Februar 1801 den Krieg erklärt hatte. Den Hilferuf Portugals beantwortete England, das damals stark in Ägypten beschäftigt war und wohl keine Söldner zur Verfügung hatte, mit einer Geldsendung von 300000 Pfund Sterling. Vielleicht aber lag es auch gar nicht in der Absicht der englischen Regierung, zu diesem Zeitpunkte Portugal stark zu stützen. England konnte leicht berechnen, daß Portugal nur einen kurzen Widerstand werde leisten können und schließlich Bedingungen vom Sieger annehmen mußte, deren Spitze sich gegen England richten, was wiederum einen willkommenen Vorwand zu weiteren Erpressungen

abgeben würde. England blieb auch hier seinem politischen Doppelspiel treu. Portugal mußte tatsächlich am 6. Juni 1801 Frieden schließen, Olivenza an Spanien abtreten und sperrte auf höheren Befehl England seine Häfen. Frankreich erhielt auf Napoleons weitere Drohungen eine Entschädigung von zehn Millionen Cruzados, und England besetzte zur Strafe für die Abtretung portugiesischen Gebietes an Spanien die Insel Madeira als Faustpfand.

Nach mannigfachen Verhandlungen trat Portugal endlich am 20. Oktober 1807 direkt auf die Seite Frankreichs, das nichtsdestoweniger am 27. Oktober des gleichen Jahres stillschweigend mit Spanien einen Vertrag über Aufteilung Portugals schloß; aus dem alten Bundesgenossen war somit wider Willen ein kriegerischer Gegner geworden. Die Kriegserklärung Portugals an England war natürlich nie ernst gemeint gewesen; trotzdem zog England geschickt seine Folgerungen aus dieser Notlage Portugals, um bei der Verteilung der Beute nicht zu kurz zu kommen, und nahm nach Entsendung einer Flotte und erneuter Besetzung der Insel Madeira einen Teil der portugiesischen Flotte fort und trieb die Kaperei an den portugiesischen Küsten in großem Stile. Der portugiesische Prinzregent mußte abdanken und wurde am 27. November 1807, von englischen und portugiesischen Schiffen eskortiert, unter dem Titel „Prinz von Brasilien" nach Rio de Janeiro gebracht. Der Sieg Wellingtons am 21. August brachte dann den Portugiesen zwar die Befreiung von Frankreich, unterstellte aber gleichzeitig Portugal am 23. November 1809 offiziell der Regentschaft des zum Generalfeldmarschall ernannten Lord Wellington. Die portugiesische Marine trat unter das Kommando des Admirals Berkeley; ein Vorbild für die rund hundert Jahre später erfolgten ähnlichen Ereignisse in der Türkei und Griechenland. Der Versuch, sich nun aber auch von den Engländern zu befreien, scheiterte, nachdem der General St. Gomez Freire de Andrade mit dem deutschen Baron Eben und fünf anderen Teilhabern wegen dieser Verschwörung gegen die englische Herrschaft hingerichtet war.

Ein Aufschwung kam dann noch einmal von Brasilien aus zustande, wo der Prinzregent, der eine ziemlich liberale Regierung führte, am 16. Dezember 1815 das „Vereinigte Königreich von Portugal, Brasilien und Algarve" gründete und am 20. März 1816 den Königstitel annahm. Der niedergeduckte Bundesgenosse schien noch einmal zu Kräften kommen zu wollen, weshalb England durch seinen Gesandten Lord Strangford noch rasch den Versuch machte, die Inseln Madeira und Santa Caterina zu erlangen, und außerdem eine Flottenstation in Brasilien, um widrigenfalls den Freund unter Druck halten zu können. Beachtenswert ist, daß in damaliger Zeit auch ein Handelsvertrag mit Rußland zustande kam und daß deutsche Forscher sich in hervorragender Weise um die Erschließung Brasiliens verdient machten.

Das Jahr 1820 brachte Portugal dann endlich nach wechselvollen Ereignissen das Ende der englischen Regentschaft; nicht aber damit auch die Un-

abhängigkeit von England. Der Gegensatz zwischen den beiden Nationen lebte noch einmal auf, zum letzten Widerstande, als Karl der Erste den Wunsch verwirklichen wollte, wenigstens die alten Kolonien zu halten und den afrikanischen Besitzungen von Angola und Mozambique ein festeres Gefüge zu geben, indem durch eine territoriale Vereinigung ein zusammenhängender Kolonialbesitz geschaffen würde. Dieser Plan des portugiesischen Königs, der in dem Major Serpa Pinto einen fähigen und energischen Förderer fand, scheiterte daran, daß England, wie bekannt, von Rhodesia her Cecil Rhodes entsandte, der zwischen die beiden Besitzungen nun einen Keil trieb, so daß die alte Trennung des portugiesischen Besitzes blieb, während England sich die Verbindung vom Kap der Guten Hoffnung nach Kairo schuf. Der Widerstand der Portugiesen wurde rasch gebrochen, indem am 10. Januar 1890 ein Ultimatum von England gestellt wurde und englische Schiffe eine Flottendemonstration vor den afrikanischen Häfen und sogar vor Lissabon veranstalteten, worauf Portugal am 11. Juni 1891 von seinem „Beschützer" gezwungen wurde, Griqualand und Nyassaland an England abzutreten. Der Staatsbankrott des folgenden Jahres bedeutete endgültig das letzte Aufflackern portugiesischer Betätigung und selbständigen Handelns.

Karl der Erste wurde ermordet, sein Sohn Manuel durch die Revolution vom 3. Oktober 1910 beseitigt. Noch liegt über den feinsten Fäden dieser Verwicklungen ein gewisses Dunkel. Was England betrifft, so kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß es über die Stimmung im Lande durch seine Diplomaten in beiden Fällen bestens unterrichtet war. Wenn es trotzdem nicht in irgendeiner Weise vorbeugend eingegriffen hat, so müssen Gründe vorgelegen haben, deren Klarstellung ebenfalls erst einer späteren Geschichtsschreibung vorbehalten sein dürfte.

Jedenfalls hat Sir Edward Grey kurz vor oder spätestens sofort nach der Revolution republikanische portugiesische Abgeordnete offiziell in London empfangen und mit ihnen die Gestaltung der portugiesischen Verhältnisse besprochen. Die Anerkennung der neuen Staatsform durch England hat erst nach diesem Besuche stattgefunden.

Manuel floh nach England und fand hier stets volles Verständnis und Unterstützung für seine Pläne zur Wiedererlangung des Thrones. Erst vor wenigen Wochen hat dieser Exkönig ein feierliches Manifest an seine Anhänger in Portugal und an seine mit ihm in der „Verbannung" lebenden Landsleute und getreuen Untertanen gerichtet. In diesem kindlichen Erlasse gibt Manuel bekannt, daß nun endlich Portugal der geheiligten Union beigetreten und er selbst einer der schärfsten Gegner der Zentralmächte sei. Alle seine Freunde müßten mit der Waffe in der Hand diesem Willen ihres Königs — ohne Waffe in der Hand! — Ausdruck geben. Die Entfesselung eines Bürgerkrieges durch Manuel in Portugal würde England die erwünschte Gelegenheit geben, dem geschwächten Lande neue Konzessionen als Preis für geleistete

Hilfe abzuzwingen. Der Plan und die Berechnung Englands liegen klar zutage: die Republik könnte einmal in ihren Gefühlen schwankend werden, ein König von Englands Gnaden muß treu bleiben!

Hätte somit die Geschichte bereits Fingerzeige genug geben müssen, um die Gefahren deutlich erkennen zu lassen, denen sich deutsche Schiffe in portugiesischen Gewässern aussetzten, so taten die neutralen Zeitungen bei Ausbruch des Weltkrieges noch das ihrige, um auf die bestehende Bündnispflicht Portugals gegenüber England hinzuweisen. So meldeten die Blätter gleich bei Kriegsbeginn, daß Machado in der Sitzung des Senates vom 7. August erklärt habe, Portugal werde auf alle Fälle treu zum englischen Bundesgenossen stehen; und weitere Telegramme teilten mit, daß einer der Hauptpunkte des Vertrages sich auf die Verpflichtung Portugals beziehe, im Falle eines Konfliktes 10000 Mann zu stellen. Allerdings wurde nicht gesagt, ob der Konflikt mit ganz bestimmten Mächten hierbei berücksichtigt sei, oder ob es sich um eine ganz allgemeine Abmachung handelte. Bereits Anfang August 1914 meldeten portugiesische Blätter, daß 3000 Mann nach Mozambique zunächst ohne Waffen abgegangen seien; man nahm daher im übrigen Europa an, es handle sich nur um die Entfernung unruhiger monarchistischer Elemente. Aller Wahrscheinlichkeit nach aber sollten diese Truppen dazu dienen, die portugiesischen Garnisonen für den Fall zu verstärken, daß es England gelingen sollte, unsere Ostafrikaner bis zur portugiesischen Grenze zu drängen, um ihnen dann in den Rücken zu fallen oder überhaupt einen deutschen Angriff durch Teilung der deutschen Kräfte dem Engländer weniger gefährlich zu machen. Bemerkenswerterweise brachte übrigens das Berliner Tageblatt am 28. März eine Mitteilung aus dem Haag, des Inhaltes, daß der portugiesische Gesandte in London gelegentlich eines ihm zu Ehren gegebenen Gastmahles gesagt habe, er habe an dem Tage der englischen Kriegserklärung an Deutschland bereits England die Mitteilung gemacht, daß Portugal entsprechend dem portugiesisch-englischen Bündnis handeln werde. Gleichzeitig sei auch der deutschen Regierung mitgeteilt worden, daß eben dieser Vertrag Portugal außerstand setze, seine Neutralität zu erklären. Diese Worte besagen deutlich, daß also nicht Aufrechterhaltung einer Neutralität, sondern nur der Zeitpunkt für offene Feindseligkeiten in Frage kommen konnte!

Ob man an allen diesen Warnungszeichen der Geschichte aus Unkenntnis oder Berechnung vorübergegangen ist, oder ob die gänzliche Verkennung der englischen Absichten hier die Ursache war, ist schwer zu entscheiden. Wenn man allerdings bedenkt, daß man den englischen Schiffen, die von Rußland zurückkehrten, noch die Benutzung des Kaiser-Wilhelm-Kanals anbot, um rascher zum Sammelplatze für das „Manöver" gelangen zu können, und daß selbst die Privatjacht des Herrn Krupp von Bohlen noch in den Julitagen nach England fuhr, um hier an den Regatten teilzunehmen — sie ist inzwischen

von England nutzbringend verkauft worden — so kann man wenigstens mit einiger Berechtigung behaupten, daß der Ausbruch des Weltkrieges unmöglich im Gedankenkreise, geschweige denn im Plane der deutschen Diplomaten gelegen haben kann.

Im folgenden müssen die wenigen kriegerischen Ereignisse in und mit Portugal noch kurze Erwähnung finden; nicht um ihrer militärischen Bedeutung wegen, sondern um den Grad der Abhängigkeit von England zu zeigen, auf dem Portugal glücklich angelangt ist, in beschämendem Gegensatz zu den frommen Wünschen Camoëns, Portugals Dichterfürsten, der einst in den Lusiaden vom Himmel erflehte:

„Bewirk, o Herr, daß nie die angestaunten
Germanen, Gallier, Italer und Briten
Je sagen mögen, daß die Portugiesen
Mehr zum Gehorchen taugen als Befehlen."

Am 14. Oktober 1914 erklärte der Gouverneur für den portugiesischen Kongo das Kriegsrecht. Acht Tage später kommt es in Lissabon zu monarchistischen Putschversuchen, wodurch das auf Betreiben Englands bereits beschlossene Eingreifen Portugals in den Krieg noch einmal eine Verzögerung erfährt. Am 25. Oktober werden sämtliche Klassen der Flottenreserve aufgerufen, und Exkönig Manuel ermächtigt seine Parteigänger zum Eintritt in das Heer der Republik Portugal durch folgendes Handschreiben: „Wir Portugiesen müssen jetzt einig sein, um die portugiesische Unabhängigkeit zu behaupten, unser Land zu verteidigen und in den Reihen der Verbündeten zu kämpfen ... Ich für meinen Teil habe meine Dienste ohne jeden Vorbehalt dem König von England angeboten." Dieses kindische Schriftstück hatte aber nicht den geringsten Erfolg, und so fuhr Manuel weiter fort, sich seinen sonstigen weniger gefährlichen Neigungen in London hingebungsvoll zu widmen. Zur Aufmunterung der portugiesischen Bevölkerung, die absolut kriegsunlustig ist und den Grund zu einem kriegerischen Eingreifen nicht finden kann, verbreiten am 27. Oktober englische Kabel die Nachricht, daß deutsche Truppen in Angola eingefallen seien. Das Dementi der deutschen Regierung verhallt natürlich ungehört. Erst am 23. November ermächtigt der portugiesische Kongreß die Regierung, sich auf Grund des mit England geschlossenen Bündnisses in geeigneter Weise am Kriege zu beteiligen.

Die kriegerischen Unternehmungen seitens Portugals beginnen nun ohne Kriegserklärung damit, daß, wie die deutsche Kriegserklärung an Portugal ausführt, an der Grenze von Deutsch-Südwestafrika und Angola der deutsche Bezirksamtmann Dr. Schultze-Jena sowie zwei deutsche Offiziere und Mannschaften durch eine Einladung nach Naulila gelockt, dort am 19. Oktober für verhaftet erklärt und, als sie sich der Festnahme durch die Flucht zu entziehen versuchten, zum Teil niedergeschossen, zum Teil gefangen genommen

wurden [1]). Selbstverständlich folgten Retorsionsmaßnahmen — nicht etwa unserer Regierung gegen die hier lebenden Portugiesen! — sondern seitens unserer Schutztruppe, die von der Welt abgeschnitten naturgemäß der Ansicht sein mußte, daß Portugal sich im Kriegszustande mit Deutschland befände. Die portugiesische Regierung remonstrierte in ihrer Hochachtung vor dem deutschen Reiche nun ihrerseits wegen dieser Vorgänge, ohne den Mord in Afrika natürlich zu erwähnen, und beantwortete, wie unsere spätere Kriegserklärung sagt, „unser Verlangen, uns mit unseren Kolonialbehörden einen ungehinderten chiffrierten Telegrammverkehr zwecks Aufklärung des Sachverhaltes zu verschaffen, überhaupt nicht". Die deutsche Erklärung fährt dann fort: „Wir haben gegen jeden dieser Vorgänge in jedem Einzelfalle protestiert, sowie verschiedentlich die ernstesten Vorstellungen erhoben und die portugiesische Regierung für alle Folgen verantwortlich gemacht. Eine Remedur erfolgte jedoch nicht. Die kaiserliche Regierung hatte gleichwohl in langmütiger Würdigung der schwierigen Lage Portugals es bisher vermieden, ernstere Konsequenzen aus dem Verhalten der portugiesischen Regierung zu ziehen." Dieses mehr als entgegenkommende und langmütige Verhalten der deutschen Regierung findet eine erneute Betonung in der Rede des Reichskanzlers vom 5. April: „Seitdem ich hier (im Reichstage) zuletzt sprach, haben wir uns auch genötigt gesehen, Portugal den Krieg zu erklären. Sie haben gehört, welche lange Reihe von Neutralitätsverletzungen sich Portugal zuschulden kommen ließ; der unter Salutschüssen höhnend erfolgte Raub unserer Schiffe hat dem Faß den Boden ausgeschlagen. Unter dem Druck Englands hat Portugal gehandelt."

Ende Oktober 1914 wurden dann auf Befehl Englands portugiesische Offiziere nach Ägypten für die dortigen Truppen geschickt. Trotz dieser Maßnahmen kommt noch immer keine kriegerische Stimmung auf; der portugiesische Senat erteilt sogar am 14. Dezember der neuen kriegsfreundlichen Regierung, deren Programm die Zustimmung der Kammer erhalten hatte, in aller Form

[1]) Erst durch die deutsche Kriegserklärung ist diese Greueltat in Deutschland bekannt geworden. Nr. 1756 des „Echo" bringt folgende Schilderung: Am 24. Oktober 1914 war in Windhuk und allen größeren Ortschaften Südwests folgender Anschlag zu lesen: Ein Telegramm von Dr. Nageler, der im Auftrag des Kolonialamtes in Angola Studien über Eisenbahnbauten macht, meldet uns folgendes: „Der Kommandant des portugiesischen Grenzforts Ischinga Naulila hat den Bezirksamtmann Schultze-Jena und die Oberleutnants Loesch und Roeder zum Besuch des Forts eingeladen. Die Herren folgten der Einladung. Beim Wegreiten wurden sie auf Befehl des Kommandanten ahnungslos von rückwärts beschossen. Schultze-Jena, Loesch und Roeder sind tot, ebenso die Polizeidiener Andreas und Hugo. Die in ihrer Begleitung befindlichen Reiter Jensen und Kümmel wurden von den Portugiesen gefangen, ersterer verwundet. Nach Aussage des entflohenen Polizeidieners August sind zehn Portugiesen tot, einer verwundet. — Der Bezirksamtmann Schultze-Jena und die Offiziere befanden sich an der Grenze bei Eriksondrift, um für uns bestimmte Proviantransporte abzunehmen. Die Transporte sollen von den Portugiesen beschlagnahmt sein."

ein Mißtrauensvotum. Erst am 18. Dezember kommt es, auch diesmal wieder in Afrika, zu einem ernsten Zusammenstoß. Eine starke portugiesische Expeditionsabteilung aus Südangola dringt über den Kunenefluß in Deutsch-Südwestafrika ein, wird von deutschen Kräften angegriffen, über den Fluß zurückgeworfen und ins Innere verfolgt. Bei demselben Orte Naulila, wo der feige Mord stattgefunden hatte, versuchte der Feind vergebens Widerstand zu leisten. Nach einem vierstündigen Gefechte räumt er die Forts und flüchtet in voller Auflösung nordwärts nach Humbe. Diese portugiesische Niederlage ruft sofort einen Aufstand der Eingeborenen des dortigen Bezirkes hervor, während in der Heimat am Jahresende Volk und Militär gegen die Verwendung in Ägypten protestiert, so daß die Lage des portugiesischen Ministeriums gefährdet erscheint. Noch am 11. Januar zeigen sich Senat und Heer in jeder Weise den englischen Plänen abgeneigt. Die inneren Verhältnisse in Portugal werden immer ernster; am 19. Januar bricht im Offizierkorps, dessen Mehrheit gegen einen Krieg in Englands Sold ist, eine Revolte aus, bei der über sechzig Offiziere verhaftet werden. Am gleichen Tage hatte die portugiesische Kammer dem Kriegsminister einen Kredit von 7,2 Millionen Franken bewilligt zum Zwecke der Teilnahme am europäischen Konflikt. Die Revolte nimmt an Umfang in den nächsten Tagen zu, so daß am 21. Januar bereits dreihundert Offiziere durch Abgabe ihrer Degen gegen die Kriegspolitik Stellung nehmen. Das portugiesische Kabinett tritt zwar am 27. Januar infolge dieser Vorgänge zurück, und eine Menge von Offizieren wird verhaftet; die Ruhe kehrt aber noch lange nicht zurück, und das Militär bleibt nach wie vor unzuverlässig.

Die Ereignisse in Portugal bieten dann erst am 23. Februar 1916 wieder Interesse für uns, als die deutschen, in portugiesischen Häfen liegenden Schiffe beschlagnahmt werden. Selbstverständlich hat, wie die „Norddeutsche Allgemeine" am 9. März schrieb, der deutsche Gesandte in Lissabon, Dr. Rosen, unmittelbar nach Bekanntwerden dieses Vorganges den Auftrag erhalten, gegen die Maßnahme zu protestieren und ihre Aufhebung zu verlangen. „Ungeachtet dieser Tatsache" — so fährt die Zeitung wörtlich fort — „verbreitete die portugiesische Regierung in Lissabon in ihrer offiziösen Presse die Nachricht, daß eine deutsche Protestnote überhaupt nicht existiere; in der portugiesischen Kongreßsitzung leugnete der Justizminister sogar offiziell das Vorhandensein der Note ab. Die von dem kaiserlichen Gesandten verlangte Richtigstellung der Preßnotiz unterblieb. Erst am 4. März erschien der hiesige portugiesische Gesandte im Auftrage seiner Regierung im Auswärtigen Amt, um eine Note zu übergeben, welche die deutsche Forderung ablehnte." „Die portugiesische Regierung hat nun" — wie unsere Kriegserklärung besagt — „ihre Gewaltmaßregel durch Rechtsausführungen zu begründen versucht. Sie geht davon aus, daß unsere durch den Krieg in portugiesischen Häfen festgelegten Schiffe infolge der Festlegung nicht dem Artikel 2 des deutsch-

portugiesischen Handels- und Schiffahrtsvertrages, sondern ebenso wie anderes im Lande befindliches Eigentum der unbeschränkten Gebietshoheit und damit dem unbeschränkten Zugriff Portugals unterlägen. Weiterhin aber meint sie sich innerhalb der Grenzen dieses Artikels gehalten zu haben, da die Requisition der Schiffe einem dringenden wirtschaftlichen Bedürfnis entspreche, auch in dem Beschlagnahmedekret eine später festzusetzende Entschädigung vorgesehen sei. Diese Ausführungen erscheinen als leere Ausflüchte. Der Artikel 2 bezieht sich auf jede Requisition deutschen, in portugiesischem Gebiete befindlichen Eigentums, so daß es dahingestellt bleiben kann, ob die angebliche Festlegung der deutschen Schiffe in portugiesischen Häfen ihre Rechtslage verändert hat. Den genannten Artikel aber hat die portugiesische Regierung nach doppelter Richtung verletzt. Einmal hat sie sich bei der Requisition nicht in den vertraglichen Grenzen gehalten, da Artikel 2 die Befriedigung eines staatlichen Bedürfnisses voraussetzt, während die Beschlagnahme offenbar unverhältnismäßig mehr deutsche Schiffe getroffen hat, als zur Beseitigung des Schiffsraummangels für Portugal erforderlich war; sodann aber macht der Artikel die Beschlagnahme der Schiffe von einer vorhergehenden Vereinbarung mit den Beteiligten über die zu bewilligende Entschädigung abhängig, während die portugiesische Regierung nicht einmal versucht hat, sich mit den deutschen Reedereien unmittelbar oder durch Vermittlung der deutschen Regierung zu verständigen. Das ganze Vorgehen der portugiesischen Regierung stellt sich somit als ein schwerer Rechts- und Vertragsbruch dar."

Durch diese Erklärung der deutschen Regierung und ihre Begründung hat man in weiten Kreisen wohl zum ersten Male von einem für gewisse Fälle vertraglich vorgesehenen Recht auf Beschlagnahme von Schiffen gehört. Die Beschlagnahme der deutschen Schiffe erfolgte am 23. Februar, die Kriegserklärung am 10. März. Soweit ersichtlich, hat nur die „Tägliche Rundschau" in ihrer diesbezüglichen Meldung auf ein unter gewissen Umständen vereinbartes Beschlagnahmerecht hingewiesen. Dann erschien am 4. und 5. März im „Tag" ein Artikel von Julius Hatschek, der sich unter dem Titel „Die Beschlagnahme deutscher Handelsschiffe durch Portugal" mit dieser Frage beschäftigte und auf Grund geschichtlicher und juristischer Betrachtungen zu dem Schlusse kommt, daß „der Nutzen dieser Verträge einleuchtend sei". Demgegenüber dürfte es wohl angebracht sein, den Wert derartiger Verträge einmal gründlich zu untersuchen. Auch Verträge haben ihre Schicksale und eine berechtigte, aber auch begrenzte Lebensdauer. Vorausgesetzt, daß man nach den Erfahrungen des Weltkrieges überhaupt noch geneigt sein wird, sich auf Verträge zu berufen, so kann uns die Beschlagnahme der deutschen Schiffe durch die portugiesische Regierung lehren, wie notwendig es ist, alte Verträge von Zeit zu Zeit aus ihrer Vergessenheit hervorzuholen und mit den geltenden Verhältnissen in Einklang zu bringen. Wirtschaftliche oder politische Veränderungen erfordern auch hier eine Anpassung an die neuen Verhältnisse.

Die Fortnahme von Handelsschiffen kann zunächst unter gewissen Umständen nach Prisenrecht geschehen, das durch die internationale Prisengerichtsbarkeit geregelt ist. Die Vorbedingungen für die Ausübung des Prisenrechtes sind durch feindliche Nationalität oder durch die Tatsache eines völkerrechtlichen Vergehens gegeben. Es kann aber auch eine Beschlagnehmung neutraler Schiffe stattfinden, ohne daß von ihrer Seite ein Unrecht begangen ist; dann liegt keine Ausübung des Prisen- oder Seebeuterechtes, sondern eine mit dem technischen Ausdrucke „Embargo" gekennzeichnete völkerrechtliche Handlung vor. Dieser Embargo kann entweder in der Form des „Generalembargo" oder des einfachen „Embargo" zur Anwendung gelangen. Ersterer wird verhängt, wie Perels[1]) ausführt, „lediglich zu dem Zwecke, das Bekanntwerden gewisser Tatsachen, namentlich militärischer Operationen und Maßnahmen, zu verhindern, weil aus solchem Bekanntwerden dem betreffenden Staat Nachteile erwachsen können". Dieses Mittels haben auch wir uns bedient, als gleich nach Ausbruch des Krieges 1870 die Verteidigungsmaßnahmen des Kieler Hafens eine Geheimhaltung verlangten, die durch das vorzeitige Auslaufen fremder Schiffe hätte gefährdet werden können. Der einfache „Embargo" dagegen ist „das Recht der Staatsgewalt auf eine vorläufige Zurückhaltung oder Beschlagnahme der in ihren nationalen Gewässern, namentlich in den Häfen, sich aufhaltenden fremden Kauffahrteischiffe".

So wenig feindlichen Charakter beide Arten der Beschlagnehmung an sich auch haben, so kann trotzdem zur Anwendung von Gewaltmitteln geschritten werden, wenn die Schiffe sich der Zurückhaltung widersetzen.

Keine dieser drei Arten von Beschlagnehmungen trifft nun auf unsere in den portugiesischen Gewässern befindlichen Schiffe zu. Denn Portugal befand sich nicht im Kriegszustande mit Deutschland, sondern die Schiffe genossen ein Gast- oder Zufluchtsrecht und hätten, selbst wenn es sich um die Konfiskation etwa an Bord befindlicher Konterbande gehandelt haben sollte, ohne Widerstand dem Zugriffe der portugiesischen Behörden sich unterworfen oder sich unterwerfen müssen, da Lissabon Flußhafen ist und die Schiffe der schlechten und überdies leicht zu sperrenden Ausfahrt wegen wie in einer Mausefalle sitzen.

Die kriegsrechtliche Praxis sanktioniert aber noch eine vierte Art der Inanspruchnahme fremden Schiffseigentums, in erster Linie der Schiffe selbst und sogar der Verwendung der Besatzungen zu ihrer Bedienung: das sogenannte Angarienrecht, jus Angariae. Dieses erhält sein besonderes Kennzeichen dadurch, daß es sich um die Fortnahme neutralen Eigentums zum Zwecke der eigenen Verwendung handeln muß.

Der geschichtliche Ursprung der sogenannten Angarienrechte, auch in ihrer heutigen Gestalt, geht hauptsächlich auf das römische Recht zurück, wo es

[1]) „Das Internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart", S. 166. Berlin 1882.

im römischen Postwesen in der Form bestand, daß Zwangsdienste, zum Beispiel für die Gestellung von Pferden und Mannschaften, gesetzlich vorgesehen waren.

Das deutsche Recht hat den Geltungsbereich des römischen Angarienrechtes wesentlich erweitert und ein ganzes System von Angarien geschaffen. Es war ein Königsrecht, das unter dem Sammelbegriffe des Königsdienstes, des „servitium regis", eine Fülle von Natural- und Personalleistungen zusammenfaßte, von denen die Fron-, Hand- und Gespanndienste die bekanntesten sind. Schröder[1]) kennzeichnet die Angarien als „die Verpflichtung, dem König nebst seinem Gefolge, den Ministern des Königlichen Hauses, den Königsboten und allen solchen Personen, die ihr Recht dazu durch einen schriftlichen Befehl des Königs nachweisen konnten, Aufnahme und Unterhalt (mansiones, paratae, pastus) sowie die nötigen Beförderungsmittel (evectio, veredi, paraveredi, angariae, parangariae) zur Verfügung zu stellen". Nicht zum geringsten Teil bedeutet es also die Stellung von Transportmitteln, so daß diese ganze Verpflichtung den Charakter einer Kriegslast erhält, die der hörigen Bevölkerung gewissermaßen als Ablösung vom Kriegsdienste auferlegt war.

Mit der Einschränkung oder dem Fortfalle der Frondienste im deutschrechtlichen Sinne verengerte sich auch der Geltungsbereich der Angarien immer mehr, so daß man besonders in der Zeit Ludwigs des Vierzehnten hierunter ausschließlich die Befugnis verstand, „neutrale Schiffe zu Diensten für die Flotte zu zwingen"[2]).

In Preußen und im Norddeutschen Bunde hat das Angarienrecht nur eine bescheidene Rolle gespielt. So haben Preußen und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Verträgen vom 10. September 1785 und vom 11. Juli 1799 gemeinschaftliche Festsetzungen hierüber getroffen; wie denn überhaupt das aufstrebende Amerika dem Angarienrechte keine besondere Vorliebe entgegenbrachte und sich bemühte, mit verschiedenen Staaten, wie Frankreich, Rußland und Dänemark, Beschränkungen zu vereinbaren. Preußen war damals von den Nachteilen dieses meist recht einseitigen Rechtes vollauf überzeugt und einigte sich daher mit seinem nächsten Nachbar, Dänemark, im Vertrage vom 17. Juli 1818[3]) dahin, daß gegenseitig ihre Schiffe nicht zum Kriegsdienste oder zu einem anderen Transporte wider den freien Willen gezwungen werden könnten.

Während man aber bisher völkerrechtlich regelmäßig den neutralen Schiffen eine volle Entschädigung zugebilligt hatte, war es Deutschland selbst, das im sogenannten Zwischenfalle von Duclair (1870) von diesem Prinzipe eine Ausnahme machte, indem es in der Seine eine Anzahl englischer Kohlenschiffe versenkte,

[1]) Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte. 1907. S. 205.
[2]) Wehberg, Das Seekriegsrecht. In Handbuch des Völkerrechts. 1915. S. 70.
[3]) Die Bestimmungen finden sich im Artikel 12 unter dem Stichwort „embargo".

um sich so gegen eine Landung französischer Kräfte im Rücken unserer Truppen zu sichern. Ein Recht auf Entschädigung erkannte die deutsche Führung in diesem Falle nicht an[1]). Die deutsche Prisenordnung ist dann noch einen Schritt weiter gegangen, indem sie in § 9 bestimmt: „Auch gegen Zahlung einer Entschädigung wird der Kommandant nicht berechtigt, Schiffe oder Güter, die der Aufbringung oder Beschlagnahme nicht unterliegen, gegen den Willen der Beteiligten anzufordern (zu requirieren)."

Neben dieser ablehnenden Strömung läuft nun eine Neigung der Diplomatie, Verträge im gegenteiligen Sinne abzuschließen. Bereits im Artikel 5 des Handelsvertrages mit Spanien vom 30. März 1868 wurde bestimmt: „Die Angehörigen jedes der vertragschließenden Teile sollen in den Gebieten des andern von jedem persönlichen Dienste im Landheere, in der Marine und in der Nationalmiliz sowie von allen Kriegslasten, Zwangsanleihen, militärischen Requisitionen und Leistungen irgendwelcher Art befreit sein. Ihre Besitzungen können keinem Sequester unterworfen, ihre Schiffe, Waren, Ladungen, Effekten nicht zurückbehalten werden zu irgendwelchem öffentlichen Gebrauche ohne vorgängige Bewilligung einer auf gerechten und billigen Grundlagen unter den beteiligten Parteien festgesetzten Entschädigung." Der Zweck dieser besonderen Abmachung ist zunächst nicht recht ersichtlich. Denn wenn der eine der vertragschließenden Staaten dem andern im Frieden seine Schiffe fortnimmt, so ist der casus belli gegeben; nimmt er sie im Kriege mit seinem bisherigen Partner fort, so ist es eben Kriegsrecht; requiriert er sie für den öffentlichen Gebrauch, zum Beispiel zu kriegerischen Transportzwecken, gegen einen Dritten, so liegt wiederum der casus belli vor. Der vertraglichen Auseinandersetzung steht aber doch sowieso nichts im Wege, wenn der Partner nicht zu den Feinden gehört. Eine Erklärung für diesen Zwiespalt kann nur darin gefunden werden, daß man sich durch die Verträge gegen die Folgen sichern wollte, die durch die Annahme einer völkerrechtlichen Geltung des Angarienrechtes auch gegenüber der eigenen Staatsgewalt nicht unterliegenden Schiffen (im Sinne der Rechtslehrer des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts) entstehen konnten. Das Angarienrecht den Schiffen des eigenen Landes gegenüber war anerkanntes gesetzmäßiges Recht, seine Ausdehnung auch auf fremde Schiffe eine theoretische Annahme von Völkerrechtslehrern, die allerdings den beschlagnahmten fremden Schiffen eine Entschädigung zubilligten. Man lehnte also das persönliche Angarienrecht in der alten Form der Hand- und Gespanndienste ab und unterwarf die Sachwerte, in erster Linie die Schiffe, einem nach verschiedenen Gesichtspunkten geregelten Beschlagnahmerechte.

Während nun Spanien noch ein ebenbürtiger Vertragsgegner war, ging man schon am 28. August 1869 dazu über, durch den Vertrag mit Mexiko ein Beschlagnahmerecht auch mit einer Reihe von Staaten gegenseitig zu ver-

[1]) Siehe Wehberg, S. 71.

einbaren, die selbst über keine oder doch nur eine ganz unbedeutende Flotte verfügten. Vornehmlich waren es die Republiken Süd- und Mittelamerikas. Ein durchgehendes System ist aber weder dem Inhalte der Verträge noch der Vollständigkeit der Partner nach durchgeführt worden[1]). So bietet die Zusammenstellung der Bedingungen ein kaleidoskopartiges Bild, eine Fülle von Streitfragen und Problemen, die in Friedenszeit unbemerkt vorübergingen und zu keiner kritischen Prüfung Veranlassung gaben, jetzt aber im Kriege mit einer Schärfe und Bedeutung hervortreten, die sie zu großen Ereignissen stempeln. Die verschiedenen Auffassungen der deutschen und der feindlichen Regierungen über den juristischen Inhalt deuten auf eine wenig geschickte, kautschukartige Abfassung der Verträge und gaben England bedauerlicherweise die Möglichkeit, auch seinen Standpunkt in der portugiesischen Angelegenheit nicht ganz ohne jede Berechtigung vertreten zu können. Wer etwas von politischer Psychologie der Völker versteht, weiß, daß bei unserer Unbeliebtheit der geringste rechtliche Anhaltspunkt zur Glorifizierung Englands führt, dagegen unserer Beurteilung als „Rechtsbrecher" und „Barbaren" neue Stützpunkte und Beweise liefert. Wer lückenhafte Verträge — und jeder Vertrag ist unvollkommen — im Leben der Völker skrupellos für sich ausbeutet, wird als geschäftstüchtig und auf seinem Rechte fußend betrachtet, während dem andern der Schutz des inneren moralischen Rechtes nicht zugebilligt wird. Das völkerrechtliche Leben ist auch hierin nur ein Abbild, eine Vergrößerung des bürgerlichen Lebens. Die Beziehungen der Völker sind immer mehr handelspolitische Geschäfte geworden, bei denen der alte römische Grundsatz gilt: in emendo et in vendendo naturaliter concessum est, invicem se circumscribere!

Was nun unseren neuesten Gegner Portugal anlangt, so ist der erste Handels- und Schiffahrtsvertrag, der sich mit dem Rechte auf eine Beschlagnehmung befaßte, am 2. März 1872 abgeschlossen worden; seitens des Deutschen Reiches durch den Grafen Gustav v. Brandenburg, seitens des portugiesischen Königreiches durch den Grafen Casal de Ribeiro. Zur Begründung wird in den Eingangsworten der Wunsch angeführt, „die Entwicklung der Handels- und Schiffahrtsbeziehungen zwischen Deutschland und Portugal zu fördern".

[1]) Genannt seien unter anderen die Verträge mit: Costarica vom 18. Mai 1875, Santo Domingo vom 30. Januar 1885, Mexiko und San Salvador vom 13. Juni 1870, die abgelaufen beziehungsweise gekündigt sind; ferner die noch bestehenden Verträge mit: Colombia vom 23. Juli 1892, Ecuador vom 28. März 1887, Guatemala vom 20. September 1887, Honduras vom 12. Dezember 1887, Nicaragua vom 4. Februar 1896, Uruguay vom 20. Juni 1892; außerdem die Verträge mit Portugal vom 2. März 1872 (erneuert am 30. September 1908) und Hawai vom 19. September 1879, welch letzterer so verklausulierte und unklare Bestimmungen enthält, daß praktisch alles auf den guten Willen der beschlagnahmenden Partei ankommen würde. Seit der Besitzergreifung Hawais durch Nordamerika sind überdies im Falle einer Beschlagnahme die Aussichten auf eine vorteilhafte Regelung nicht gerade besser geworden.

Das Abkommen gewährte in seinen dreiundzwanzig Artikeln den Angehörigen der beiden vertragschließenden Staaten gleiche Freiheit des Handels und der Schiffahrt, und hinsichtlich der Abgaben und Steuern gleiche Bedingungen wie den Staatsbürgern der betreffenden Länder. Gleichzeitig wurde das Abkommen auch auf die Inseln Madeira, Porto Santo und die Inselgruppe der Azoren ausgedehnt und ebenso andererseits auf das Großherzogtum Luxemburg, „solange dasselbe dem deutschen Zoll- und Handelssystem angehören wird". Von besonderem Interesse ist nur der Artikel 2, nach dem unter den Vertragschließenden „eine Sequestration ihrer Besitzungen oder eine Beschlagnahme ihrer Schiffe, Ladungen, Waren oder Effekten zu irgendwelchem öffentlichen Gebrauche nicht stattfinden sollte ohne vorgängige Bewilligung einer auf gerechten und billigen Grundlagen unter den beteiligten Parteien festgesetzten Entschädigung".

Nachdem dieser Vertrag glücklich abgelaufen war, wurde er von den leitenden Staatsmännern Graf Christian v. Tattenbach und Wenceslau de Sousa Pereira de Lima am 30. November 1908 in der Form erneuert, daß der alte § 2 wörtlich übernommen wurde. Der Artikel 2 des Vertrages von 1908 enthält außerdem noch folgenden zweiten Abschnitt:

„Ausgenommen hiervon sind jedoch die an irgendeine Art des Besitzes unbeweglichen Vermögens geknüpften Lasten sowie die Verpflichtung zur Quartierleistung und zu sonstigen besonderen Requisitionen oder Leistungen für die bewaffnete Macht, denen die Inländer und die Angehörigen der meist begünstigten Nation als Eigentümer, Pächter oder Mieter unbeweglicher Güter unterworfen sind."

Hiernach ist ein Unterschied zwischen dem beweglichen und unbeweglichen Vermögen der fremden Staatsangehörigen, in diesem Falle also der deutschen Bürger, derart gemacht, daß eine Entschädigung bei dem beweglichen Vermögen auf alle Fälle zu bewilligen ist, während beim unbeweglichen Vermögen diese Entschädigung fortfällt, soweit nicht etwa eine Entschädigung dem Inländer in anderen Gesetzen zugebilligt sein sollte. Jedenfalls zeigt dieser Abschnitt, zumal wenn man die guten Beziehungen Portugals zu England in Betracht zieht, wie leicht sich gegenüber dem deutschen unbeweglichen Vermögen ein Vorwand finden lassen konnte, um Schikanen aller Art als „besondere Requisitionen oder Leistungen für die bewaffnete Macht" zu rechtfertigen. Würde Portugal zur gleichen Zeit, und sei es auch nur, um auf diese Weise dem deutschen unbeweglichen Vermögen Schwierigkeiten zu machen, dem einheimischen unbeweglichen Vermögen Lasten auferlegen, so wäre der Schein gewahrt, und Portugal könnte sich dem Auslande gegenüber wieder auf den Standpunkt eines rechtsgültigen Vertrages stellen und jeden Anspruch oder eine andere Auffassung als eine versuchte Vergewaltigung darstellen. Inhaltlich neu ist nur, daß die Anrufung eines Schiedsgerichtes vorgesehen ist. Dieses Schiedsgericht bezieht sich aber nicht etwa auf die Vorgänge bei der Beschlagnahme

oder gar die Frage nach der inneren Berechtigung, sondern kann sich nur über Meinungsverschiedenheiten, die in bezug auf „die Auslegung oder Anwendung der Vertragstarife, über die tatsächliche Handhabung der beiderseits zugestandenen Meistbegünstigungsklausel entstehen könnten", aussprechen.

Als der Vertrag im Jahre 1908 erneuert wurde, lag die Einkreisungspolitik Eduard des Siebenten bereits offen zutage. Das Wort „Einkreisung" wurde in damaliger Zeit schon gebraucht, und es ist erstaunlich, wie wenig man nicht nur im diplomatischen Verkehr, sondern auch in Deutschland selbst die Bedeutung dieses Wortes zu würdigen verstanden hat. Wer einkreist, pflegt dem realen Laufe der Welt nach der Jäger und nicht das Wild zu sein; wer eingekreist wird, soll aus diesem Vorgange nicht als der Mächtigere, sondern als Gefangener hervorgehen. Es hätte sich also dringend empfohlen, diesen Vertrag, wenn er nun schon überhaupt einmal geschlossen war, sobald als möglich zu kündigen. Eine solche Maßnahme wäre um so leichter gewesen, als der Vertrag selbst eine Kündigungsmöglichkeit vorsah, indem den Partnern freigestellt war, nach § 25 den Vertrag „zwölf Monate vor Ablauf des fünften Jahres mit der Wirkung zu kündigen, daß er nach Ablauf des fünften Jahres seine Geltung verliert. Im Falle keiner der vertragschließenden Teile zwölf Monate vor Ablauf des achten Jahres dem andern seine Absicht, die Wirkungen des Vertrages aufhören zu lassen, kundgegeben haben sollte, soll dieser bis zum Ablaufe eines Jahres von dem Tage ab gelten, an welchem ihn der eine oder der andere der vertragschließenden Teile kündigt".

Unstimmigkeiten in Verträgen pflegen im allgemeinen erst dann in vollem Umfange ans Tageslicht zu kommen, wenn der eine Partner die schwachen Seiten erkannt hat und diese sich zunutze machen will. Nachdem die deutsche Regierung in ihrer Kriegserklärung auf diejenigen Punkte eingegangen war, durch deren Nichtbeachtung Portugal den Vertrag gebrochen und somit die Kriegserklärung Deutschlands endlich hervorgerufen haben sollte, hat auch Grey den selbstverständlich ganz gegenteiligen Standpunkt Englands nicht ohne Geschick in einer Rede im Unterhause am 14. März 1916 vertreten, als er wegen Unpäßlichkeit des Premierministers Asquith das Wort über den Eintritt Portugals in den Krieg ergriff. Selbstverständlich ist auch alle Dialektik Greys nicht imstande, den tatsächlichen Rechtsbruch Portugals fortzuwischen; immerhin aber enthält seine Auffassung mancherlei Punkte, die, als tatsächliche Unklarheiten des Vertrages in geschickter Weise ausgebeutet, in den Augen der Neutralen dem Vorgehen Portugals und Englands eine gewisse Entschuldigung bieten müssen. Wie in der angeblichen Neutralitätsverletzung Belgiens Deutschland in der Meinung der Welt doch der brutale Rechtsbrecher bleibt, wozu wir ja durch die Entschuldigungsreden unserer offiziellen Stellen nicht zum wenigsten selbst beigetragen haben, so zeigt sich auch in der allgemeinen Beurteilung der portugiesischen Angelegenheit die Wahrheit des Satzes: „Was man scheint, hat jedermann zum Richter, was man ist, hat keinen."

Die portugiesische Regierung hat, wie die deutsche Kriegserklärung wörtlich ausführt, unser Verlangen nach Aufhebung der Beschlagnahme abgelehnt und „ihre Gewaltmaßregel durch Rechtsausführungen zu begründen versucht".

Wie aus der deutschen Kriegserklärung hervorgeht (S. 17), sind es zwei Punkte, auf die sie sich in ihrer Auffassung von dem Rechtsbruch stützt: das Nichtvorliegen eines zu befriedigenden staatlichen Bedürfnisses und das Fehlen einer vorhergehenden Vereinbarung.

Die Greysche Gegenerklärung hält uns zunächst vor, daß es sich bei Portugal gar nicht um einen neutralen Staat gehandelt habe, sondern um einen alten und offenen Verbündeten Englands, der diese Tatsache der Zusammengehörigkeit bei Beginn des Krieges der deutschen Regierung auch offiziell mitgeteilt habe. Dies würde in Übereinstimmung stehen mit dem auf Seite 14 bereits erwähnten Telegramm neutraler Zeitungen. Grey führte hierüber wörtlich aus: „Die unmittelbare Ursache für die Erklärung des Kriegszustandes seitens Deutschlands an den ältesten unserer Alliierten war der Entschluß der portugiesischen Regierung, alle deutschen Schiffe zu requirieren, welche seit Beginn der Feindseligkeiten in heimischen oder kolonialen Häfen Portugals lagen. Wäre Portugal eine vollkommen neutrale Nation gewesen ohne Bande eines Bündnisses mit irgendeinem der Kriegführenden, so wäre nichtsdestoweniger sein Vorgehen vollständig gerechtfertigt gewesen. Der Krieg war die Ursache eines schnell wachsenden Mangels an Tonnengehalt in allen Teilen der Welt, und es war klar geworden, daß es im Interesse ihres Landes Pflicht der portugiesischen Regierung war, sich alle in ihren Häfen liegenden und ihr zugänglichen Schiffe nutzbar zu machen. Dies war die Ansicht der portugiesischen Regierung, und es wurde ihr auch von der britischen Regierung dringend nahegelegt. Der Staat ist im Notfalle zur Requisition des Eigentums aller Einzelpersonen und zu seiner Verwendung für den öffentlichen Gebrauch berechtigt. Dies Recht beruht auf der Souveränität jedes Staates und konnte von keiner fremden Macht bestritten werden. Portugal indessen war nicht eine neutrale Nation im strengsten Sinne des Wortes. Bei Beginn des Krieges hatte die portugiesische Regierung erklärt, daß sie unter keinen Umständen die Pflichten ihres alten Bündnisses mit Großbritannien außer acht lassen wolle. Sie verfolgte bei ihrem Vorgehen einen Kurs, der keine dritte Partei verletzte."

Der Gegensatz zu dem ersten Punkte der deutschen Erklärung — der „Voraussetzung eines staatlichen Bedürfnisses" — liegt, gemäß der portugiesischen Auslegung des Vertrages, in der Verwendung der Schiffe für den „öffentlichen Gebrauch".

Es ist nicht ersichtlich, wie die deutsche amtliche Erklärung zu einer Festlegung auf den genannten Ausdruck gekommen ist. Denn der „öffentliche Gebrauch" ist inhaltlich etwas wesentlich anderes als der enger umgrenzte Begriff des „staatlichen Bedürfnisses", der, wie die deutsche Regierung voll-

kommen richtig betont, für den vorliegenden Fall tatsächlich nicht in Anspruch genommen werden darf, da die „Beschlagnahme offenbar unverhältnismäßig mehr deutsche Schiffe getroffen habe, als zur Beseitigung des Schiffsraummangels für Portugal erforderlich war". Wenn die Zeitungen in dem Wortlaute der deutschen Erklärung den offiziellen Text gebracht haben, wie er der portugiesischen Regierung zugestellt und in Abschrift dem portugiesischen Gesandten in Berlin überreicht worden ist, so enthält dieser Text einen bedauerlichen Fehler. Denn der Artikel 2 des Vertrages von 1908 spricht von Schiffen „retenues pour un usage public quelconque", was die amtliche Übersetzung richtig mit „öffentlichem Gebrauche" wiedergibt. Irgendwelche nähere Erläuterungen über Art oder Umfang des öffentlichen Gebrauchs dürften nicht beabsichtigt gewesen sein, wie aus der Wahl des Wortes „quelconque" hervorgeht. Wenn also Grey in der oben erwähnten Rede sich bezüglich dieser Voraussetzung des Beschlagnahmerechtes in Gegensatz zu der deutschen Erklärung stellt, so kann man ihm wohl oder übel ein gewisses Recht dazu nicht abstreiten. Die einfache Nachprüfung des Textes durch die Neutralen setzte uns der Gefahr aus, daß die Unstimmigkeit zwischen dem Wortlaut des Vertrages von 1908 und seiner Zitierung in der deutschen Note entdeckt wurde, wobei uns der Vorwurf absichtlicher Entstellung nicht erspart geblieben wäre. Der Schein spräche tatsächlich wieder einmal gegen uns, während England — wie immer — den Standpunkt des Rechtes gewahrt hätte. Wieder eine überflüssige Verlustbuchung für uns, die um so schmerzlicher ist, als die deutsche Regierung bezüglich der Nichtbewilligung einer Entschädigung von seiten Portugals sich vollauf im Rechte befindet. Wenn Grey bei der gleichen Gelegenheit behauptete: „Sie (die portugiesische Regierung) versprach bei der Beschlagnahme die Bezahlung einer Entschädigung, aber die deutsche Regierung überstürzte die Dinge durch ein entschiedenes Verlangen nach einer Erklärung, welchem alsbald die Kriegserklärung folgte, indem sie so die Lage bezüglich Zahlung einer Entschädigung änderte," so ist dies eine bewußte Lüge. Nicht durch die Kriegserklärung Deutschlands hat sich die Lage bezüglich der Entschädigung geändert, sondern wegen einer Beschlagnahme ohne vorgängige Bewilligung einer Entschädigung hat die viel zu geduldige deutsche Regierung endlich den Krieg erklärt. Besagten doch selbst Lyoner Blättermeldungen nach Genf am 25. April 1916, „daß diejenigen der deutschen, in portugiesischen Gewässern befindlichen Schiffe, die nicht in Hilfskreuzer umgewandelt werden könnten, vorläufig in Docks gebracht und nach dem Kriege ihren Eigentümern wieder zugestellt werden sollten. Ladungen, deren Verderben zu befürchten sei, würden versteigert. Der Versteigerungserlös werde bei einer Bank hinterlegt werden." Also auch hier ist nicht von einer Entschädigung, sondern nur von einer Rückgabe einer gewissen Kategorie von Schiffen die Rede. Und die Beschränkung der Auswahl liegt ganz in Händen Portugals und seiner Auftraggeber, da wohl alle Schiffe zu Hilfs-

kreuzern umgewandelt werden können und somit ihre Rückgabe selbst nach dem Kriege unterbleiben könnte, falls Deutschland einer derartigen Auffassung des englischen Trabanten gegenüber auf seine Würde verzichten wollte!

Zu bedauern ist endlich, daß der Vertrag nur von einer vorgängigen „Bewilligung" einer Entschädigung, statt einer vorgängigen oder gleichzeitig Zug um Zug erfolgenden Bezahlung der Entschädigung spricht. Was nützt die Bewilligung einer Entschädigung seitens halb oder ganz bankerotter Staaten wie Portugal? Was bedeutet diese Zusicherung praktisch mehr als jedwede sonstige Forderung im Konkurse eines faulen Gemeinschuldners, bei dem mangels Masse nachher womöglich die Durchführung des Verfahrens unterbleibt? Zu dieser praktischen Auffassung müßte auch Hatschek in dem bereits genannten Artikel kommen, nachdem er bezüglich der Vertragspartner gesagt hat: „Es sind meist kleine Staaten und insbesondere solche, bei denen Unruhen und Aufstände im Innern leicht vorkommen." Um so überraschender aber ist seine Folgerung: „Da das Deutsche Reich nicht viele solche Schiffe des Auslandes in seinem Hafenbereich hat, umgekehrt aber viele deutsche Schiffe sich in den Häfen jener Staaten vorzufinden pflegen, so ist der Nutzen dieser Verträge einleuchtend." Neben dieser politischen Bedeutung tritt aber nach Hatschek auch die juristische Bedeutung dieser Verträge klar hervor. „Nicht etwa, daß das Deutsche Reich damit ein jus angariae als völkerrechtlich gegeben anerkennen wollte, vielmehr ist nur der Sicherheit wegen das, was sich nach Völkerrecht schon ergibt, auf eine günstigere Vertragsbasis gestellt. Alle diese Verträge erkennen zwar die Befugnis des Staates an, Schiffe fremder Nationalität für öffentliche Zwecke zu verwenden, gleichviel ob im Frieden oder im Krieg. Aber es wird ein Notstand des verwendenden Staates, eine Unvermeidlichkeit und, was das Wichtigste ist, ein Nichtherausgreifen bloß der fremden Schiffe gefordert. Es sollen nur die allgemeinen Lasten im Interesse öffentlicher Anstalten (Heer, Flotte usw.) auch auf den Ausländer angewendet werden, nicht aber auf ihn bloß beschränkt sein. Und vor allem soll eine Entschädigung gezahlt werden, mitunter wie im Vertrage mit Portugal sogar vorab festgestellt werden. Die Beschlagnahme darf nur im öffentlichen Interesse erfolgen."

Wie diese Auffassung mit dem Wortlaute des Vertrages und mit den Tatsachen in Einklang zu bringen ist, bleibt schleierhaft. Selbst wenn man theoretisch die sogenannten vorteilhaften Seiten derartiger Verträge nur zu betrachten gewöhnt sein sollte, aus den Tatsachen sollte man lernen und Schlüsse für die Zukunft ziehen. Nur diejenigen Vorgänge kann man auch im Leben der Völker auf der Gewinnseite buchen, die sich praktisch als Gewinne herausgestellt haben; alles übrige sind mehr oder weniger geistreiche „Erwägungen".

Einen praktischen Vorteil hat freilich auch England aus dieser anbefohlenen Beschlagnahme vorläufig noch nicht ziehen können. Die deutschen Schiffs-

offiziere konnten nach ihrer Ankunft in Cadiz und Bilbao erfreulicherweise berichten, daß sie die Schiffe vor der Übergabe unbrauchbar gemacht hätten, so daß Monate vergehen dürften, ehe an eine Verwendungsmöglichkeit wieder gedacht werden könnte.

So ist es nach diesem vorläufigen Mißergebnisse der englischen Bemühungen um Beschaffung von Tonnenraum nicht verwunderlich, daß die Augen Englands sich erwartungsvoll denjenigen neutralen Staaten zuwendeten, in deren Gewässern sich noch deutsche Dampfer befanden. Brasilien war zunächst die ehrenvolle Zumutung gestellt, sich zum Wohle Englands mit dem Deutschen Reiche zu verfeinden. Nach einer Drahtung des „Temps" vom 4. März verlangten die Zeitungen in Rio de Janeiro, daß mit den Schiffahrtsgesellschaften wegen Verwendung der in den Häfen Brasiliens liegenden deutschen Schiffe verhandelt werde. Die Schiffe sollten brasilianische Besatzung erhalten. Außerdem hätte die Handelskammer von Rio den Finanzminister um Transportmittel für den Handel mit Europa ersucht. Endlich hätten die Portugiesen von Tara an den portugiesischen Präsidenten Machado eine Adresse zugunsten der Errichtung einer Schiffahrtslinie zwischen Lissabon und Brasilien vermittelst der von Portugal beschlagnahmten deutschen Schiffe gerichtet.

Inwieweit diese Meldung auf Wahrheit beruht, entzieht sich natürlich unserer Kenntnis. Am 18. März erhält die Angelegenheit, wie die „Neue Züricher Zeitung" meldete, wieder ein anderes Gesicht. Danach sollte der Senator Gonsalves Maia in der brasilianischen Kammer einen Antrag einbringen, sämtliche in den brasilianischen Häfen befindlichen deutschen Schiffe zu beschlagnahmen und die deutschen Konsuln aufzufordern, sofort eine Schätzung des Wertes der Schiffe und ihrer Ladungen vorzunehmen. Die Entschädigungssumme sollte alsdann durch die von Deutschland konfiszierten Kaffeelager gewährleistet werden.

Tatsächlich hat sich Brasilien bisher zu keinerlei feindlichen Schritten verleiten lassen. Vermutlich liegt, abgesehen von frommen Wünschen unserer „Vettern", diesen ganzen Nachrichten nur insofern ein wahrer Kern zugrunde, als über die Möglichkeit eines Ankaufes gewisser deutscher Schiffe für die brasilianische Küstenschiffahrt Beratungen gepflogen sind, wie es seitens Argentiniens der Fall ist. Hier scheint der Plan allerdings daran gescheitert zu sein, daß England sich nicht verpflichten konnte, die früheren deutschen Schiffe unter argentinischer Flagge zu respektieren. Eine reine Freude hat aber auch Portugal an dem Raube der deutschen Schiffe und seinem hündischen Gehorsam gegenüber England noch nicht gehabt. Nach wie vor vermag weder das portugiesische Volk noch sein Heer sich für den Dienst zu Nutzen Englands zu erwärmen. Und wenn das „Neue Wiener Journal" am 20. März aus Zürich erfährt, daß Portugal seine Armee nur teilweise mobilisiere, so liegt darin wohl eine Bestätigung für die in kaufmännischen Kreisen verbreitete Ansicht, daß England sich bezüglich der von Portugal zu erwartenden

Hilfe stark verrechnet habe, da die portugiesischen Soldaten sich weigerten, im Interesse einer fremden Macht Kriegsdienste außerhalb ihres Landes zu leisten. Selbst die „Times", die bereits im Geiste die portugiesischen Divisionen jenseits des Rheines sah, mußte sich am 22. März 1916 zu dem Eingeständnisse bequemen, daß erst an diesem Tage der portugiesische Kriegsminister durch Regierungsbeschluß ermächtigt wurde, alle Jahrgänge aufzurufen, die er für die militärische Vorbereitung für notwendig erachtete. Außerdem sollten alle Männer zwischen neunzehn und fünfundvierzig Jahren, die früher für untauglich erklärt waren, zu einer nochmaligen Musterung aufgerufen werden. Endlich wurde die Pensionierung aller Offiziere, welche die Altersgrenze noch nicht erreicht hatten, aufgehoben. Inzwischen scheint es aber doch im Laufe der folgenden Wochen gelungen zu sein, einige Truppen versandfertig zu machen. Schreibt doch die griechische Zeitung „Neu-Athen" vom 12. April, daß trotz der Beschwerden der griechischen Regierung die Ausschiffung portugiesischer Truppen von den Verbündeten durchgeführt werde. Die verbündeten Mächte hätten Griechenland verständigt, daß die portugiesischen Truppen ebenso wie die englischen, französischen, serbischen und montenegrinischen Kräfte griechisches Gebiet nur vorübergehend besetzen und nach Beseitigung der Kriegsnotwendigkeit wieder räumen würden.

Trotz dieses vielleicht tatsächlichen kleinen Erfolges der portugiesischen Regierung bleibt das Volk nach wie vor interesselos; die aufrührerische Bewegung im Lande selbst ist im Wachsen begriffen und wird nur mühsam durch die Landtruppen zurückgehalten, die wiederum in erbittertem Gegensatze zur Marine stehen. Ob nun die englandwillige Regierung am Ruder bleibt und das Volk auf die Schlachtbank für Albion führt oder vom Volke gestürzt wird, spricht für England nur hinsichtlich der Art des Vorteils mit, den es aus seiner portugiesischen Politik als letztes Fazit wird ziehen können. Denn entweder verblutet das portugiesische Volk im Solde Englands, oder es bereitet durch seine Weigerung hierzu den Boden für einen englischen Einmarsch. Noch fehlt England die Wiedergewinnung von Stützpunkten, wie es sie früher auf der Iberischen Halbinsel durch seine andauernde Einmischung hatte. Noch thront Gibraltar als einsamer Fels ohne Hinterland in der Brandung des gekränkten spanischen Volksbewußtseins und berechtigten spanischen Stolzes. Eine Festsetzung in Portugal würde England seinem Ziele wesentlich näher bringen, das seine Diplomatie sorgsam und weit ausschauend neben den gewaltigen Aufgaben seines größten Geschäftskrieges vorbereitet. Wenn es England gelungen sein wird, durch den Aufkauf von Aktien der andalusischen Bahnen sich einen bestimmenden Einfluß zu sichern, wird die Zeit nicht fern sein, wo die Großspurigkeit der dann englischen Bahnverwaltung die ersten Reibereien mit Spanien bieten und somit Grund für ein bewaffnetes Einschreiten geben wird. Hinter diesen anscheinend so harmlosen Vorgängen wie den geschilderten Börsenmanövern verbirgt sich ein politisches Ziel von

höchstem Lebensinteresse für England. Der einsame Fels von Gibraltar soll der Grundstock für ein „Groß-Gibraltar", für eine Zwingburg Spaniens und der Mittelmeerländer werden. Nicht zum wenigsten Italien wird dann einsehen, daß ihn sein Treubruch auch geschäftlich auf die falsche Seite gebracht hat. Der Erweiterungsbau des Geschäftshauses „Albion" wird seine Bausteine nicht zum geringsten Teil dem zum Abbruch verurteilten Hause „Savoyen" entnehmen.

Und wenn die Stunde kommt, wo Spanien sich um Hilfe an uns wenden wird, so muß es — gleichgültig, welches der Ausgang des jetzigen Ringens für Deutschland ist — Deutschland an seiner Seite sehen. Als der Vierkleur Südafrikas sich zum Entscheidungskampfe gegen England aufraffte, haben unsere leitenden Stellen die Not und den Ruf der Stunde nicht verstanden. Deutschland wurde zur schirmenden Hand, zur schimmernden Wehr für Old England, das nun den deutschen Frauen und Kindern zum Danke die Qualen bringen will, die es in den Konzentrationslagern Südafrikas auszuproben somit ungestört Gelegenheit gehabt hatte.

Portugals Kolonien werden aller Vermutung nach beim Friedensschlusse an erster Stelle als Kompensationsmittel herhalten müssen, wenigstens soweit es nach den englischen Machthabern gehen wird. Treue Dienste hat England stets zu „belohnen" gewußt. Den Ehrennamen „Perfides Albion" erhielt es nicht erst in diesem Kriege, sondern vor Jahren von Frankreich, als es nach Faschoda den letzten Widerstand gegen seinen heutigen Herrn hatte aufgeben müssen, so daß es nunmehr den Fuß seines Gebieters nur noch mit Hilfe desjenigen Volkes abzuschütteln vermögen wird, gegen das es sich heute, von seinen eigenen Machthabern betrogen, in den Kampf hat treiben lassen.

Unsere leitenden Stellen aber sollten aus der Geschichte Portugals und Frankreichs lernen und aus der Beschlagnahme der deutschen Schiffe weitgehende Folgerungen ziehen. Der Diplomat soll ein Baumeister und Bildner am Reiche sein, mit festen Händen, da es gilt seines Landes Rang und Platz in der Welt zu bestimmen.

„Wer zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Übel und breitet es weiter und weiter.
Doch wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich!"

1866.

Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel,

1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade.

Herausgegeben von

Wittich von Einsiedel.

(Fortsetzung.)

Das Geschützfeuer vor unserer Front nahm zu. Die feindlichen Geschosse flogen immer dichter, erreichten auch öfter unsere Nähe, so daß wir nur den Moment erwarteten, wo sie in unserer dichten Masse das erste blutige Loch reißen würden. Umgekehrt wie bei der Flintenkugel, die eigentlich schon vorüber ist, wenn man sie pfeifen hört, kündigt sich die Granate bei ihrem langsameren Fluge schon ziemlich weit durch ihren sausenden Ton an, aus dem man selbst erkennen zu können glaubt, welche Richtung das Geschoß einschlägt. Dieses Sausen währt lange genug, um bei den ersten Schüssen eine gewisse, nicht ganz angenehme Spannung zu erzeugen, und mit einer inneren Befriedigung begrüßt man daher den Moment, wenn der Ton plötzlich mit einem dumpfen Schlag kurz abbricht und eine Garbe aufwirbelnden Erdreiches die Stelle bezeichnet, wo sich der böse Feind mit unschädlicher Wut in den Boden bohrt. Ist diese Stelle in der Nähe, so gibt es allerdings noch einen zweiten spannenden Augenblick, den des Krepierens des Geschosses, das dann seine Füllung und seine Splitter noch auf zwanzig Schritte oder mehr in Hunderten von Stücken umherstreut und dies mit einem etwas gedämpften Knall begleitet. Unsere Stellung gerade hinter den Batterien — es waren nach und nach mehrere nebeneinander aufgefahren — mochte vielleicht durch andere Rücksichten geboten sein; jedenfalls entsprach sie nicht den hergebrachten taktischen Regeln, die es verbieten, Truppen so aufzustellen, daß sie zum Kugelfange werden. Andererseits aber bot die Stellung unseren Leuten eine selten gute Gelegenheit, sich mit einer gewissen Gemächlichkeit an das Artilleriefeuer zu gewöhnen und es in seinen moralischen und physischen Eigenschaften und Wirkungen näher kennen zu lernen.

Aus der Rolle des Zuschauers, die uns schon peinlich zu werden begann, wurden wir endlich dreiviertel elf Uhr durch den Befehl erlöst, daß die Leibbrigade links von Prschim zum Angriff vorzugehen habe. Es sollte ein Schlag geführt werden, vielleicht ein entscheidender, mit Hilfe des erwarteten achten Korps! Gewiß fühlte ein jeder die Größe des Moments und fühlte sie mit freudigem Selbstbewußtsein.

Wir marschierten nach links ab; die Granatbatterie Hering begleitete uns. Die beiden Dörfer, zwischen denen wir, eine sanfte Mulde passierend, anlangten, waren besetzt: Niederprschim von einem Bataillon unserer dritten Brigade, Oberprschim von österreichischer Infanterie.

Das fünfzehnte Bataillon formierte Kompagniekolonnen. Mir wurde für die erste Kompagnie speziell der Waldrand hinter Niederprschim — die Fasanerie[1]) — zum Angriff zugewiesen.

Ich ließ, um eine unnötige Zersplitterung zu vermeiden, zunächst nur das dritte Glied des zweiten Plotons unter dem zweiten Feldwebel blänkernd vorgehen und folgte mit der Kompagnie in gleicher Höhe mit der Mitte des Bataillons, dessen Blänkerer mit den meinen die Verbindung hergestellt hatten. Wir waren ziemlich zeitig Gegenstand der Aufmerksamkeit des Feindes geworden und wurden, noch ehe wir den eigentlichen Vormarsch angetreten, von Batterien begrüßt, die in der Gegend von Jelitz stehen mochten.

Als wir in die freie Feldfläche hinaustraten, brauste und sauste es, da sowohl das Feuer der preußischen Batterien als das unsere über uns hinging, wie das wilde Heer über unsere Köpfe weg; bald aber ließen die preußischen Geschütze von ihrem bisherigen Ziele ab und schickten uns ihre Granaten zu, so daß sie ganze Garben des dichten Hafers in die Luft warfen, durch welchen wir vorschritten. Es schien indessen dafür gesorgt zu sein, daß wir durch Artilleriefeuer hier keinen Verlust haben sollten; bald nötigte auch die unermüdliche Tätigkeit unserer Batterien den Feind, sein Feuer wenigstens teilweise wieder diesen zuzuwenden.

Es gab wenige Momente in diesem Feldzug, welche geeignet waren, das Herz des Soldaten zu erfreuen; zu diesen seltenen Lichtblicken gehörte aber jedenfalls dieses Vorrücken, zu welchem die Kanonen den Marsch schlugen.

Der Weg, den wir von dem Beginn der Mulde, wo wir die Kompagniekolonnen formierten, bis zu dem anzugreifenden Walde zurückzulegen hatten, mochte eine Viertelstunde betragen. Bald schlugen die ersten Flintenkugeln ein, und ich hatte den ersten Verwundeten des heutigen Tages; das Feuer wurde schnell wesentlich dichter, so daß mehrere andere Verwundungen folgten.

[1]) Daß dieses Stück Wald die Bezeichnung „Fasanerie" trug, war uns damals nicht bekannt, da es leider, wie schon erwähnt, gänzlich an Spezialkarten fehlte.

Ich hatte meinen Leuten schon früher begreiflich zu machen gesucht, daß sich eine Truppe im Angriff nicht dadurch schwächen dürfe, daß sie für jeden Verwundeten Hilfeleistende zurücklasse, daß es vielmehr eine unabweisliche Notwendigkeit sei, diese sich für den Augenblick selbst und der Sorge der Sanitätspatrouillen zu überlassen. Die Kompagnie blieb in ihrem ruhigen Vormarsch.

Als wir eine Obstbaumreihe überschritten, ließ sich deutlich erkennen, daß der Waldrand uns gegenüber sehr stark besetzt sei. Es war an der Zeit, die für einen Angriff zu schwache Bländerlinie zu verstärken. Ich sendete daher auch das dritte Glied des ersten Plotons vor, und Oberleutnant von Wolf übernahm nun das Kommando des ganzen die Bländerlinie bildenden dritten Gliedes. Wir schritten in einem hohen Haferfelde weiter, die Bländerer feuerten dann und wann und suchten sich, so gut es ging, durch ein gebücktes Vorgehen der unmittelbaren Einsicht des Feindes zu entziehen. Wir hatten indessen den wirksamsten Bereich des feindlichen Feuers erreicht, und es brach manch braver Kerl mit einem dumpfen Seufzer oder einem Schrei zusammen.

Die anderen Kompagnien des Bataillons, welche anfänglich die Richtung auf die linke Ecke des Waldes genommen, den ich anzugreifen hatte, begannen sich jetzt noch mehr links nach der freien Ebene zu ziehen, so daß zwischen meinen Bländerern und dem Dorfe Niederprschim eine Lücke entstand. Ich mußte daher die Bländerer nochmals verstärken; demnach war die Hälfte der Kompagnie aufgelöst, während die andere Hälfte in Kolonne geschlossen folgte. Ungefähr dreihundert Schritt vor dem Waldsaum gelangten wir an eine zweite Obstbaumallee.

Ich befand mich in der Bländerlinie und konnte nunmehr deutlich sehen, daß der Feind nicht nur die Deckung des Waldes, sondern auch noch einen unmittelbar am Saume hinlaufenden Damm vor sich hatte, hinter dem er liegend feuerte, ohne daß mehr als Gewehr und Kopf sichtbar wurden. Als ich den Feind einen Augenblick stehend beobachtet hatte und mich wieder zum Gehen wendete, erhielt ich eine Kugel in meine Umhängetasche, der ich eben nur durch diese Wendung entgangen war.

Diese Stellung des Gegners war stark; da aber jede Minute Halt ebenfalls ihre Opfer forderte, ließ ich die als Unterstützung folgenden drei Sektionen bis in die Bländerlinie vorgehen und zum Angriff blasen.

Meine braven Leute folgten dem Signal und dem Ruf mit wahrhaft herzerfreuender Bereitwilligkeit. So ging es denn mit kräftigem Hurra auf den Feind!

Ein Hagel von Kugeln empfing uns, und teuer genug wurde die kurze Strecke bezahlt. Der Damm ward aber gestürmt, und wir sahen die Preußen in das Innere des dichten Waldes fliehen.

Ich hatte kaum den Damm erstiegen, als ich links von mir rufen hörte: „Unser Oberleutnant!“ Hineilend sah ich meinen armen Wolf besinnungslos

am Boden liegen, den Kopf auf dem Schoß eines Soldaten, der ihm beizuſtehen ſuchte; er blutete heftig aus einer Schußwunde in den Unterleib und gab auf mein Zureden kein Zeichen der Erwiderung. Die Leute erzählten mir in größter Eile, daß er den Schuß erhalten, als er auf den Damm geſprungen, daß ſie aber den Preußen, der den Schuß auf kürzeſte Entfernung hinter einem Baum vor getan, ſofort erſchoſſen hätten. Ich verließ den lieben braven Kameraden für ſterbend und band mir als Andenken das blutige ſeidene Tuch los, mit dem er den Säbel an die Hand gebunden hatte. Zwei Soldaten trugen ihn zurück, während ich in den Wald eilte.

Hier ſah es trübe und bunt genug aus. Tote und verwundete Preußen lagen in großer Zahl umher, Torniſter, Pickelhauben und Gewehre waren allerorten verſtreut. Ein ſterbender Landwehrmann ſah mich ſtarr und vorwurfsvoll an; ich gab ihm im Vorbeieilen zum Zeichen der Verſöhnung die Hand. Es iſt gut, daß in ſolchen Augenblicken alles nur zur Tat drängt und der Empfindung keinen Raum läßt.

Der Feind leiſtete im Innern des Waldes keinen Widerſtand, und ich konnte meinen Auftrag als erfüllt betrachten. Es galt jetzt zunächſt, die Kompagnie wieder zu ſammeln und zu ordnen, ehe die Bewegung weiter fortgeſetzt werden konnte. Die Leute fanden ſich wieder zuſammen, aber — faſt ein Drittel fehlte! Es war wohl zu hoffen, daß noch mancher wieder hinzukommen würde; immerhin ſagte aber die eigene Wahrnehmung und bewieſen die vielen Namen, die von anderen in der Eile genannt wurden, daß namentlich der letzte Moment, der Sturm, viele Opfer gekoſtet hatte.

Überraſchend war es dagegen, daß auch Gefangene gemacht worden waren; meine Leute brachten deren acht oder zehn zurück.

Es war meine Abſicht, ſofort, nachdem die Kompagnie wieder in geordnetem Zuſtande ſein werde, im Walde weiter vorzugehen.

Noch ehe ich dies auszuführen vermochte, ertönte jedoch wiederholt das Signal: „Fünfzehntes Bataillon zurück!“ Es konnte dies nur eine ungünſtige Wendung des Gefechtes bedeuten und mußte zur Vorſicht mahnen. Ich begab mich, nachdem die Kompagnie geſammelt war, an den Waldſaum und ſah in der Ebene ein Bataillon in allerdings beträchtlicher Entfernung ſich zurückziehen. Es war anzunehmen, daß es das fünfzehnte Bataillon ſei, welches ſich im Vorgehen immer mehr nach links gehalten hatte. Ich beſchloß, mich ihm anzuſchließen. Als wir in den hohen Hafer zurückkamen, fanden wir manchen Verwundeten, den wir mitnahmen oder wenigſtens aus dem Felde heraus auf den Weg trugen. Plötzlich tauchte eine traurige Erſcheinung auf, ein fahles Geſicht mit heraustretenden Augen, dem aus dem zerſchoſſenen Munde lange Fetzen der zerriſſenen Zunge und große Zapfen geronnenen Blutes bis weit über das Kinn herabhingen. Mit Mühe erkannten wir den Korporal Fleiſcher. Wir wollten ihn mitnehmen, bemerkten jedoch, daß er noch ein Schußloch hinter dem Ohre hatte, und als er geführt werden

sollte, verging ihm das Bewußtsein. Wir ließen ihn sterbend am Wege liegen und nahmen mit einem kurzen Händedruck Abschied.

Wir erreichten das Bataillon, — es war aber das dreizehnte und nicht das fünfzehnte, von dem sich auf der ganzen Ebene nichts entdecken ließ. Ich veranlaßte, daß die Verwundeten und Gefangenen — welche in Königgrätz richtig abgeliefert worden sind — in ein einzeln liegendes Häuschen gebracht wurden. Dann erkundigte ich mich und erfuhr durch den Oberstleutnant von Schmieden, daß das fünfzehnte Bataillon Befehl erhalten habe, die „Fasanerie" zu besetzen; wo sich diese Örtlichkeit befinde, wußte aber niemand; davon, daß damit das Gehölz gemeint war, aus dem wir kamen, hatten wir leider keine Ahnung.

Meine Aufgabe mußte nun die sein, mich so bald als möglich mit dem Bataillon wieder zu vereinigen und mich nach Niederprschim zu wenden, von wo ich hoffen durfte, die „Fasanerie" zu finden. Ein berittener Kompagniechef hätte sich schnell Klarheit zu schaffen gewußt. Zu Fuß vermochte man aber kaum über die hohen Halme des üppigen Getreides hinwegzusehen.

Zu dieser Zeit begann es sich bereits bemerkbar zu machen, daß unser Offensivstoß im allgemeinen seinen Zweck nicht erfüllt hatte, sondern auf überlegene Kräfte gestoßen war, die sich jetzt ihrerseits anschickten, angriffsweise vorzugehen. Das preußische Geschützfeuer hatte zugenommen, die Ebene wurde, wenn auch aus ziemlicher Entfernung, wieder von Infanteriefeuer bestrichen, und links von Oberprschim ließ sich im Walde der Lärm eines beginnenden heftigen Gefechtes vernehmen.

Ich schlug mit der Kompagnie, da das dreizehnte Bataillon an dem einzelnen Hause Stellung genommen hatte, den Weg nach Niederprschim ein, und so gelangten wir durch die Lücke in einem Bretterzaun in den Wirtschaftshof und aus diesem in den Schloßhof selbst. Alles war zur Verteidigung in den Hofgebäuden in der Eile hergerichtet worden. Überall zeigten sich die Spuren des Granatfeuers. Da ich keine bestimmte Verwendung hatte, führte ich die Kompagnie unmittelbar hinter das hohe, massive, mit zwei Flügeln vorspringende Schloß, wo sie sichere Deckung fand.

Hier erst konnte ich die Lücken übersehen — es fehlten gegen fünfzig Mann, ungefähr ein Viertel der Kompagnie. Es griff ins Herz, und — doch ist der Gedanke jedes Opfers groß, wenn es für eine gute Sache und mit reinem Sinn gebracht ist. Es wurde neu geordnet und eingeteilt und im Fluge von Unteroffizieren und Nebenleuten die Namen der Gefallenen genannt.

Einzelne Züge von dem Benehmen der Leute konnte ich erst später sammeln, als es möglich war, die verschiedenen Berichte zu vergleichen. Wer, neben uns Offizieren, die ersten auf dem vom Feinde besetzten Damm gewesen, ließ sich schwer ermitteln. Die Ansprüche entschieden sich für Soldat Schmidt der Vierte und Soldat Truöl, einen Kriegsreservist, der Frau

und Kinder hatte. Sie erhielten die Heinrichsmedaille. Soldat Scholze sprang vom Damm in den Wald und rief: „Gefangene muß ich machen!" Bald darauf kam er auch mit zwei gefangenen Preußen an. Im Walde waren mehrere Preußen, die erst „Pardon" gerufen hatten, dann aber das Gewehr wieder zum Feuern ergriffen, niedergeschossen worden.

Um die Kompagnie nicht in die Irre zu führen und unnötigen Verlusten auszusetzen, beschloß ich, zuvörderst allein vorzugehen und zu versuchen, mich weiter zu orientieren. An das Schloß stieß ein dicht mit Bäumen besetzter schattiger Garten. Als ich ihn betrat, hatte das feindliche Feuer noch bedeutend zugenommen. Die Granaten flogen prasselnd durch die Wipfel oder platzten mit tollem Lärm in den Ästen.

Ich lief ein gutes Stück vorwärts, fand aber weder eine Übersicht noch eine Spur, daß sich hier sächsische Truppen befinden könnten; wohl mußte ich aber die Überzeugung gewinnen, daß diese Strecke ein besonderes Ziel der feindlichen Geschütze sei, und daß ihre Passierung bedeutende Opfer kosten könne. Da von einer wirklichen Gartenanlage nichts als einige Beete der prachtvollsten hochstämmigen Remontanten zu sehen war, überdies aber sich von da nur ein dichtes Gehölz weit nach vorwärts streckte, setzte sich bei mir die Überzeugung fest, daß es jedenfalls diese Anlage sein müsse, die den Namen der „Fasanerie" trage. Das fünfzehnte Bataillon konnte hier gestanden, aber längst wieder eine andere Bestimmung erhalten haben.

Als ich auf dem Rückwege zur Kompagnie wieder an den üppigen Rosenbüschen vorüberkam, die unter dem Donner der Schlacht so still und ruhig standen und so heiter sahen, riß ich einen Zweig ab und warf dann die zerstreuten Blätter der Blumen über die Kompagnie weg, um ihr ein Andenken an diese Stunden zu geben. Die Leute haschten danach und hoben die Blätter sorgfältig in ihren Geldtaschen auf; — als ich später darnach fragte, erhielt ich in Mödling bei Wien einige von diesen Blättern zurückgeschenkt, die ich nun ebenfalls als Andenken aufhebe.

Da ich mich entschloß, vor der Hand in Prschim zu bleiben, nahm ich die Kompagnie von der Stellung hinter dem Schlosse, wo sie für eine Reserve zu weit vorn stand, zurück und stellte sie hinter einer massiven Scheune an der Umzäunung des Obstgartens auf. Von hier und dem unmittelbar anstoßenden Wirtschaftshof, der eine ziemliche Übersicht gestattete, waren wir Zeugen eines Schauspiels, welches uns nur zu deutlich die Wendung vor Augen führte, der jetzt die Schlacht unterlag.

Während das Infanteriefeuer im Walde von Oberprschim immer heftiger wurde, sahen wir unsere zweite Brigade diesseits des Dorfes im Vorrücken begriffen, als plötzlich preußische Infanterie mit einem mörderischen Feuer vorbrach und dichte, regellose Haufen Österreicher sich zugleich auf die zweite Brigade warfen. Die sächsischen Kolonnen hielten und suchten teilweise aufzumarschieren; während aber das Feuer des Feindes ihre Reihen lichtete,

sprengten die unaufhaltsam davonlaufenden Scharen der Österreicher — Regiment Nobili — die Züge und hinderten jede Bewegung. Hinter den fliehenden Österreichern debouchierten die Preußen aus dem Dorfe, und es war leicht zu ersehen, in welcher kritischen Lage sich die zwischen zwei Feuer genommene sächsische Brigade befand. Einem einzigen Bataillone gelang es, aufzumarschieren und Salven zu geben.

Die fernere Beobachtung wurde dadurch abgeschnitten, daß eine Abteilung des fünfzehnten Bataillons an der Plankenwand sichtbar wurde; auf Befehl ging das Bataillon soeben durch Niederprschim zurück. Ich war froh, mich ihm wieder anschließen zu können.

Während wir das Dorf durchschritten, hatte das feindliche Artilleriefeuer seinen höchsten Grad erreicht; die Geschosse fuhren durch die Strohdächer und platzten in den Zäunen rechts und links, daß einem Hören und Sehen vergehen konnte, auch wenn man nicht dazu bestimmt war, mit diesen ungebetenen Begleitern des Marsches eine noch nähere Bekanntschaft zu machen. Noch lange wurde unter uns das Dorf, dessen Name den meisten unbekannt war, nur „Das Granatendorf" genannt.

Das Bataillon hatte sich im Flankenmarsch durch die Dorfgasse ziehen müssen; als wir jenseits das freie aufsteigende Terrain erreichten, wurde gehalten und mit Front gegen den Feind wieder eine geschlossene Kolonne formiert. Wir blieben so eine kurze Zeit stehen. Irgendwelche Übersicht über das Gefecht hinter uns zu gewinnen, war — wenigstens uns unberittenen Hauptleuten — nicht möglich; auch mußten wir alle Anstrengungen darauf verwenden, die Kompagnien für den jetzt sichtlich nahenden kritischen Moment in der erforderlichen Ruhe und Ordnung zu erhalten. Überdies bedurfte es auch keiner Beobachtung: der Stand der Angelegenheiten machte sich nur zu schnell in weit unmittelbarerer Weise kenntlich. Wir erhielten Infanteriefeuer, das von Augenblick zu Augenblick stärker wurde und noch eine Reihe von Opfern kostete. Ein dicht vor mir marschierender Mann der zweiten Kompagnie erhielt einen Schuß durch den Mützenbund in den Kopf, daß es klatschte und die Mütze hoch in die Luft sprang, während der Mann sich vorwärts überschlug. In der geschlossenen Kolonne ist das Stürzen der Getroffenen von unangenehmerer Wirkung als in jeder anderen Gefechtsszene, da es am meisten die Aufmerksamkeit erregt und das Liegenbleiben der einen und Zuspringen der anderen die Ordnung am leichtesten stört.

Zu dieser Zeit war es auch, wo unser Bataillonskommandant Major Hamann von seinem Schicksal erreicht wurde: eine Gewehrkugel durchbohrte ihm von hinten die Brust. Er wurde vom Pferde gehoben und, von einem Mann begleitet, auf die Protze eines vorüberfahrenden sächsischen Geschützes gebracht. Nachdem er anfänglich sprachlos gewesen, war er bald wieder zu sich gekommen und hatte geäußert, daß es ihm „wohler werde". Es war aber nur die Erleichterung, welche der Tod bringt. Er starb in den Armen

des Soldaten und wurde von diesem beiseite gelegt. Von dem Leichnam ist später keine Kunde zu erlangen gewesen; wahrscheinlich haben die Bauern, wie sie es so vielfach auf den böhmischen Schlachtfeldern getan, die Uniform wegen des goldenen Tressenbesatzes — während des Krieges trugen wir die Offiziersabzeichen nach österreichischer Art am Kragen — geraubt, und der Körper ist mit in die allgemeinen Massengräber gekommen.

Nach Erreichen der Höhe vermochten wir einen Blick nach den anderen Teilen des Schlachtfeldes zu tun. Da erkannten wir leicht, daß unser Rückzug weit weniger die Folge eines uns speziell getroffenen Mißgeschickes als vielmehr die sehr notwendige Konsequenz der allgemeinen Lage war. Die am Dampf der Geschütze leicht erkenntliche österreichische Schlachtlinie hatte gegen heute vormittag ihre Stellung wesentlich verändert, — sie war auf allen Punkten so bedeutend zurückgewichen, daß sich der Verlust der Schlacht auf das bestimmteste aussprach. Der weite vorspringende Bogen am Vormittag hatte sich in eine fast gerade Linie zusammengezogen, die mindestens ein bis anderthalb Stunden hinter der ersten Aufstellung lag und ungefähr von Chlum aus rechtwinklig auf die Elbgegend zuging. Es fiel uns dabei namentlich dieses starke Zurückweichen des äußersten rechten Flügels an der Elbe auf und die Heftigkeit, mit der an diesem vormittags noch ziemlich stillen Punkte gekämpft zu werden schien. Die Richtung unseres Rückzuges auf Königgrätz ging daher ziemlich parallel mit dem größeren Teil der österreichischen Stellung hinter ihr weg, und daß der Feind elbaufwärts mindestens ebenso nahe von Königgrätz stand als wir, ließ sich leicht erkennen.

Im Walde von Bor traten wir aus dem Bereiche des feindlichen Feuers. Dann erreichten wir eine sanft abfallende, von Feldern bedeckte offene Ebene, und etwa eine Meile entfernt sahen wir in der Richtung unseres Marsches Königgrätz liegen.

Das Bataillon, vom Hauptmann von Dzimbowski geführt, marschierte scharf geschlossen und in der besten Ordnung. Ein Befehl über die Marschrichtung war nicht ausgegeben, doch hatten wir andere Bataillone der Brigade vor uns, und diesen schlossen wir uns an. Wir sahen auch unseren Oberst, der die Brigade noch führte.

Der Marsch sollte nicht lange unbehelligt bleiben. Kaum waren wir aus dem Walde, so stießen rechts und links österreichische Kolonnen aller Waffen zu uns, die zwar in gleicher Richtung, aber ohne die Ordnung, die wir hielten, zurückgingen. Es entstand ein Drängen und Pressen, bald von rechts, bald von links, bald von beiden Seiten zugleich, welches es außerordentlich schwer machte, Ordnung und Zusammenhang zu erhalten, zunächst aber die Möglichkeit aufhob, mit der breiten Front der geschlossenen Kolonne fortzukommen. Wir mußten in den Flankenmarsch übergehen. Die Masse der Österreicher nahm immer mehr zu, ihre Ordnung dagegen mehr und mehr ab. Dörfer beengten den Weg, die wüsten Haufen preßten sich durch die engen Gassen,

durch Hecken und Gärten, Schwärme führerloser Österreicher stopften sich in jede zufällig entstehende Lücke.

In dem furchtbaren Gewirr war jede Übersicht unmöglich, nur die nächsten Rotten konnten einander sehen. Mit der Stimme allein vermochten wir die Truppe zusammenzuhalten, so gut es eben gehen wollte. Jeder Hauptmann ging vor seiner Kompagnie, den Säbel schwenkend, her und rief ohne Unterlaß: „Erste Kompagnie, erste fünfzehntes" usw. Er gab so den Leithammel ab, dem die Soldaten dicht aufschließend zu folgen suchten. Öffnete sich einmal das Gedränge an einer günstigen Stelle, so liefen die Abgedrängten wieder herzu, und es wurde zu sechsen oder in noch breiterer Front marschiert, um die Länge des Zuges zu mindern, gegen das Anprallen anderer Haufen aber einen festen Widerstand zu leisten; die taktische Ordnung konnte für jetzt nur darin bestehen, die Leute überhaupt da zu haben.

Und unsere Leute waren da, und zwar mit dem besten Willen und der energischsten Ausdauer! Sie blieben zusammen, wie es unter solchen Verhältnissen nur immer möglich war, sie schimpften wacker auf die Österreicher, welche die Glieder lösten, Gewehre und Tornister wegwarfen, und gegen diejenigen, die sich in unsere Kolonnen drängten, wurden Faust und Kolben tüchtig gebraucht.

Es sollte aber noch schlimmer kommen, denn als wir ungefähr bei Charbusitz waren, entstand plötzlich ein stürmischer Lärm zu unserer Rechten, mit Geschützfeuer untermischt, und eine Kolonne österreichischer Reiterei, hauptsächlich Husaren und Ulanen, warf sich auf uns, nicht viel anders, als ob sie den Feind vor sich hätten. Dieses Feuern und dieser übereilte Rückzug der Kavallerie, der quer durch unsere Marschrichtung und unsere Kolonne ging, mochten die letzte Wirkung der Umgehung sein, welche — wie später bekannt wurde — das Herwarthsche Korps um Oberprschim herum unternommen hatte.

Die Reiter brachen zugweise durch die Infanteriekolonnen, überall Verwirrung verbreitend. Wo sich keine Lücken boten, suchten sie unsere Reihen mit Gewalt zu brechen. Hatte schon vorher der Rückzug der uns begleitenden Truppen einer regellosen Flucht sehr ähnlich gesehen, so nahm er diesen Charakter nunmehr vollständig an, und bald wogten wir nur noch in einem Meere von Menschen, Pferden und Geschützen hin, in dessen hin und wieder schlagenden Wellen wir jeden Augenblick unterzugehen drohten. Hierzu gab uns das noch immer in ziemlicher Nähe hörbare Geschützfeuer die sichere Erwartung, daß der Feind uns hart auf den Fersen folge, und jeden Augenblick glaubten wir, daß die Granaten verheerend in diesen wilden, widerstandslosen Strom einschlagen würden und, wenn sie ihre Ernte gehalten, die preußische Reiterei erscheinen müsse, um den Rest zur sicheren Beute zu machen.

Es war für uns, die wir nicht gesonnen waren, uns selbst aufzugeben, eine furchtbare Position; bald wurde die Kompagnie in eine lange Linie auseinandergerissen, bald ballte sie sich zu einem breiten Klumpen zusammen, bald

sah man sich mit wenigen Rotten allein, bald war man mitten in die Masse eingekeilt, jede Möglichkeit der Leitung verlierend.

Und doch machte es die Ausdauer und die Pflichttreue unserer braven Leute immer wieder möglich, auf das fortwährende Rufen der Offiziere und Unteroffiziere die Züge und Kompagnien zu sammeln, so daß das Bataillon nur auf Augenblicke getrennt werden konnte und mitten in der grenzenlosen Verwirrung ein Ganzes bildete, das sich von der ringsum herrschenden Auflösung nicht anstecken ließ. So trieb denn der Strom, der keinem Willen mehr, sondern einem Instinkt zu folgen schien, in der Richtung auf Königgrätz weiter. Den Oberst hatten wir längst aus dem Gesicht verloren, und an einer hölzernen Brücke wurden wir auch von dem Bataillon der Brigade abgedrängt, dem wir bisher gefolgt waren.

Endlich kamen wir der Festung näher und sahen den Bahnhof auf etwa tausend Schritt vor uns liegen, gegen dessen breite Einzäunung sich der Menschenstrom zu stauen schien, wie die Schollen eines Eisganges gegen einen Damm. Diese sich hier ansammelnde kompakte Masse stellte uns ein neues, schwer zu besiegendes Hindernis in Aussicht; wir begrüßten aber doch die Nähe der Gebäude als Gewähr, wieder festen Fuß fassen zu können. Da plötzlich fielen an der Umgrenzung des Bahnhofs Schüsse, denen bald andere folgten, und in einem Augenblick hatte sich ein vollständiges Rottenfeuer entwickelt. Überall erscholl der Ruf: „Der Feind ist in Königgrätz!" Und mochte es auch wunderbar erscheinen, wie er sich in unserem Rücken des Ortes habe unbemerkt bemächtigen können — die jüngst bei Gitschin gemachte Erfahrung war ganz dazu angetan, einem solchen Vorgange das Wunderbare zu nehmen. Vielleicht war dieser Augenblick der traurigste und niederdrückendste des ganzen Tages. Bis hierher durchgedrungen zu sein, nur um einer Gefangennahme entgegenzueilen, die schimpflicher war, als unter den Hufen der feindlichen Kavallerie zu enden!

Die Flut, die der Festung zuströmte, war indessen zu breit und zu sehr in Bewegung, um schnell eine neue Richtung einschlagen zu können. Wir bemerkten, daß das Feuer nach diesem plötzlichen Auflodern wieder abzunehmen begann und nach kurzer Zeit verstummte. Wir atmeten wieder auf, da wir annehmen konnten, der Lärm sei nur durch irgendein Mißverständnis herbeigeführt worden. Und es war auch in der Tat so; hätten wir schon jetzt die abscheuliche Unsitte der Österreicher, ihre Gewehre nach dem Gefecht willkürlich und in der rücksichtslosesten Weise abzufeuern, genügend gekannt, so würde uns die Erklärung näher gelegen haben. Andere behaupten, und ich glaube mit vielem Recht, daß dieses Feuern ernstlich gemeint gewesen ist, weil die Österreicher wiederum unsere Uniformen für feindliche angesehen hatten.

Ungefähr zweihundert Schritt vor dem Bahnhof hörte jedes Fortkommen auf; denn während die Straße durch stehen gelassenes, umgeworfenes und zerbrochenes Fuhrwerk aller Art vollkommen versperrt war, schnitt uns rechts,

gegen den Bahnhof zu, ein breiter Wassergraben und links eine weite Überschwemmung die Möglichkeit des Ausbiegens fast vollständig ab. Wir konnten nur den Teil des Wassergrabens übersehen, auf den wir gestoßen wurden; wir mußten da hinüber. Der Graben war einer von denen, die man glaubt überspringen zu können und doch nie überspringt, wozu hier noch der Umstand kam, daß der lehmige Boden, in den der Graben sehr steil einschnitt, vom Regen so schlüpfrig war, daß er weder einen guten Absprung noch jenseits ein festes Fußfassen gestattete. Ich war der erste der Kompagnie, welcher den Sprung versuchte, erreichte jedoch nur die jenseitige Böschung und rutschte langsam daran herab in das wenigstens zwei Ellen tiefe Wasser, so sehr ich auch mit Händen und Füßen versuchte, mich in den zähen Lehm einzukrallen, der aller derartigen Versuche spottete. So stand man bis an die Brust in Wasser und Schlamm und konnte allein nicht wieder heraus, sondern mußte sich eine Hand oder ein Gewehr reichen lassen. Nachdem ich auf diese Weise wieder auf das Trockene gelangt war, stellte ich mich mit einigen Unteroffizieren auf, um der Kompagnie nach und nach hinüberzuhelfen, indem die Leute die Gewehre mit dem Bajonett herüberreichten und, sich selbst am Kolben festhaltend, nunmehr auf die jenseitige Böschung sprangen. Trotzdem traten aber noch manche die Rutschpartie ins Wasser an, welche, trotz des Ernstes der Lage, durch die langsame Konsequenz, mit der sie von statten ging, oft etwas sehr Komisches hatte. Erst nach vollbrachtem Werke kam uns der Gedanke, wie leicht wir bei dieser Art der Handhabung des geladenen Gewehres durch einen unglücklichen Zufall hätten durch die eigenen Leute erschossen werden können.

Wir waren nun zwar drüben, sollten aber bald erfahren, daß uns dadurch nichts geholfen war. Wir befanden uns wie auf einer Insel. Österreicher und Sachsen standen dicht aneinander und bunt durcheinander gedrängt; es war dies die Masse, die vor dem Bahnhof eingekeilt war. Wir liefen herum und suchten und fragten, es fand sich aber kein Ausweg. Uns rückwärts dem Strom wieder entgegenzustemmen, war uns unmöglich. Die Minuten wurden uns zu Stunden, denn noch lag die Möglichkeit nur zu nahe, daß wir von dem nachdrängenden Feinde in dieser traurigen Stellung überrascht werden konnten. Ich traf einen österreichischen Offizier, der mit Unteroffizieren und der Fahne, in dem Gewirre teilnahmlos dastand, und fragte ihn in meiner sich steigernden Unruhe: „Herr Kamerad, sind Sie hier nicht bekannt, und wissen Sie keinen Ausweg?“ — Er erwiderte ganz trocken: „Ich weiß gar nichts.“ — „Wir können ja in dem Loche gefangen werden!“ rief ich. — „Das ist sehr möglich!“ antwortete der Mensch, als ob es sich darum handle, ob es regnen werde oder nicht.

Endlich war es gelungen, ein Stück der Straße so weit aufzuräumen, daß man sie wieder betreten konnte. Über den Graben wurde ein Übergang hergestellt durch eine blutige Verwundetentragbahre, die einem in den Graben

geſtürzten Pferde über den Rücken geworfen worden war; das noch lebende Tier verſuchte ſich umſonſt aufzurichten, die Laſt der unaufhörlich hinübereilenden Menſchen drückte es nieder, bis es im Schlamm erſtickte.

Der Weg führte nun zwiſchen den Überſchwemmungen hin, da die Schleuſen der Feſtung geſpannt worden waren, bald zwiſchen den im Schlamm der Straße ſtehen gebliebenen Wagen, wohl über tauſend, bald über Brücken, durch Zäune und Gemüſegärten weiter. Infanterie, Reiterei, lange Züge Geſchütze und noch gangbare Wagen drängten ſich von verſchiedenen Richtungen durcheinander, da am Bahnhof ein Teil der Truppen zu uns ſtieß, die bei Chlum und deſſen Umgebung gefochten hatten. Es begann ein furchtbares Stocken und Stoßen, bei dem die Infanterie ſich meiſt nur einzeln zwiſchen den Hufen und Rädern durchzuwinden vermochte. Das Schauſpiel war wild. Wagen voll ächzender Verwundeter gaben eine traurige Begleitung; herrenloſe, zerſchoſſene Pferde ſtanden ſtill, den Tod erwartend, in den Wäſſern, wo ſie Kühlung ſuchten; die weißen Mäntel der öſterreichiſchen Reiter waren mit Blut beſpritzt, als wenn ſie hineingetaucht worden wären, und das Preisgeben eines ungeheuren Materials an Geſchützen, Wagenladungen, weggeworfenen Waffen uſw. führte das Bild der Niederlage lebhafter als je vor die Augen.

Durch eine ziemlich lange Vorſtadt gelangten wir endlich an die Elbe und die darüber führende hölzerne Brücke. So alſo ſollten wir den heimiſchen Fluß wiederſehen!

Es gab noch ein tüchtiges Stocken; das uns begleitende öſterreichiſche Ulanenregiment benutzte aber eine nahe gelegene Furt, und es wurde dadurch ſo viel Luft, um ſich über die Brücke drängen zu können. Wir atmeten auf, denn wir hielten nun das Schlimmſte für überſtanden und hofften Ordnung, vielleicht auch Ruhe zu finden.

Wir ſollten bitter enttäuſcht werden. Die Feſtung ſelbſt war geſchloſſen, und der Strom mußte ſich zwiſchen dem Glacis und der Elbe hinwälzen. Die Ulanen kamen wieder aus der Furt und drängten ſich mit Gewalt von neuem in unſere Reihen.

Für die Infanterie öffnete ſich ſchließlich ein Tor, und die Menſchenwellen ergoſſen ſich in den bedeckten Feſtungsweg. War es mir bisher immer noch gelungen, die Kompagnie wenigſtens zu günſtigen Momenten wieder zu ſammeln, ſo hörte dies jetzt vollſtändig auf; mein noch immer fortgeſetztes Rufen verhallte in dem Getümmel. Jede Möglichkeit, etwas mehr zu ſehen, als die unmittelbaren Nebenleute, ging verloren. Die Flut, für deren Empfang nicht die mindeſte Dispoſition getroffen worden war, und zu deren Leitung nicht der geringſte Verſuch gemacht wurde, ergoß ſich in die ſchmalen Wallgänge der Außenwerke und wogte hier hin und her. Es gab keine Möglichkeit, ſich ihr entgegenzuſtemmen oder einen ſelbſtändigen Willen zu verfolgen, auch wenn man gewußt hätte, wohin ihn richten.

Bei unserer Ankunft waren die schmalen Räume längst gefüllt und der Wirbel schon im heftigsten Gange. Wir wurden von ihm miterfaßt und, im buchstäblichen Sinne des Wortes, zermalmt. Unsere geschlossene Schar war bereits nach der ersten halben Stunde in ihre Atome zersprengt. Nur vereinzelt sah man hier und da noch zwischen den Graumänteln weißrandige Mützen. Der Menschenstrom ging aus einem Außenwerk ins andere; die schmalen Wallgänge, von Wassergräben begrenzt, vermochten ihn nicht zu fassen, er flutete daher über und nahm die Brustwehr mit ein. Wir überkletterten alle Palisaden, uns gegenseitig helfend und hoffend, jenseits ein leichteres Fortkommen zu finden. Über die geländerlosen Stege drängte sich die Menge. Oft begegneten sich zwei einander entgegenflutende Ströme, oder sie durchkreuzten sich, so daß ein langes Stocken und sinnverwirrendes Durcheinander entstand. Oft verrannte sich die Masse in einer Sackgasse, aus der kein Ausweg war oder der Abfluß nur durch eine schmale tunnelartige Poterne stattfinden konnte. Eine unendliche Zeit ging so verloren. Und in diesem an und für sich schon lebensgefährlichen Gewirr trampelten noch eine Menge versprengter Kavalleristen herum und Offiziersdiener mit Handpferden. Dazwischen hörte man einzelne Schüsse, die zum größten Teil durch Unvorsichtigkeit beim Überklettern der Palisaden veranlaßt wurden. Es fielen hierdurch noch manche Opfer, auch einige Mann des Bataillons erhielten schwere Wunden. Andere ertranken in den Festungsgräben, in die sie hinabgestoßen worden waren.

Oft stellte sich den wogenden Fluten ein trauriges Hindernis in den langen Zügen Verwundeter entgegen, die gestützt und getragen zu dem Haupttore der Festung geleitet wurden. Hierbei offenbarte sich aber seitens der Menge eine Rücksicht, die an und für sich zwar natürlich genug erscheint, unter den herrschenden Verhältnissen aber anerkennend hervorgehoben werden muß. Sobald der Ruf erschallte: „Platz für die Blessierten!“ schob sich alles zur Seite und schaffte Raum, so unmöglich dies auch vorher geschienen hatte, und erwartete in Geduld, bis die sich nur langsam bewegende, jammervolle Prozession vorüber war.

Aufregend war es, als mitten in dieser trostlosen Lage die Geschütze des Hauptwalles der Festung über uns weg zu feuern begannen. Wir sahen einer Beschießung und unserem rettungslosen Untergang entgegen, ohne auch nur ein Gewehr zu unserer Verteidigung gebrauchen zu können.

Nach einigen Schüssen, deren Zweck und Ursache uns nicht bekannt wurden, hörte das Feuer zum Glück wieder auf. Welchen Weg man uns auf diese Weise durch die Außenwerke trieb, ist mir in keiner Weise klar geworden. Nach den verschiedenen Stellungen, welche während dieser Bewegung die drei Türme der Hauptkirche, die wir oft verzweiflungsvoll ansahen, zueinander annahmen, mögen wir ungefähr um ein Drittel des Umfanges der ganzen Festung herum- und wieder zurückgekommen sein, deren Hauptwall uns immer und immer, so nahe wir ihn auch vor uns hatten, unnahbar blieb.

Gegen die Tantalusqualen, die wir hierbei erlitten, stach wunderbar die Ruhe und Gemütlichkeit ab, mit der sich eine Menge Österreicher unten im Hauptgraben einrichteten; die Streifen trockenen Bodens, die sich hier neben dem Wasser fanden, waren dicht mit Gruppen besetzt, welche die Wäsche wechselten, sich und ihre Hemden wuschen, ruhten oder kochten, sich um das Getümmel da oben in keiner Weise kümmernd.

Die Dämmerung begann einzubrechen, als ich mit dem Rest der Kompagnie — es waren nur noch einige Leute — auf die Brücke über den Hauptwall stieß, die zu einem geöffneten Tore der Festung führte. Das Ziel war noch immer nicht so nahe, wie es schien. Ein anderer dichter Menschenstrom, aus einem gerade überliegenden Tore der Außenwerke kommend, wälzte sich auf die Brücke. Wir stießen auf die Masse, die sich so fest ineinander gekeilt hatte, daß es nur dann und wann einem einzelnen möglich wurde, sich noch hineinzuquetschen und die Brücke zu betreten. Dieser Umstand verursachte es, daß nun auch die letzten meiner Leute auseinander gerissen wurden. Nach ungefähr einer Stunde vergeblicher Versuche, während welcher ich bald im Strome war, bald wieder zur Seite hinausgespült wurde, gelang es mir endlich, die Brücke zu erreichen; es bedurfte jedoch einer weiteren Stunde, um die fünfzig Schritte der Brücke zurückzulegen. Nur dem festen Balkengeländer war es zu verdanken, daß wir uns überhaupt zu halten vermochten.

Die Nacht war hereingesunken, als ich das alte finstere Festungstor durchschritt. Auf der anderen Seite waren Schildwachen aufgestellt, welche nur die Verwundeten weiter ließen, alles Gesunde aber in südlicher Richtung nach einem anderen Tore wiesen, durch das wir die Festung wieder verlassen sollten. Ich verlangte nichts Besseres, denn die Gefahr, in solches Nest eingesperrt zu werden, war doch die schlimmste von allen. Auf diesem Wege wieder in die Außenwerke gelangt, traf ich dort wieder auf sich drängende Scharen. Ich sah meinen Feldwebel, und mit diesem allein erreichte ich über Brücken und Brustwehren bei finsterer Nacht das Freie.

Es war ein erlösendes Gefühl und doch wieder peinvoll, denn wo meine Kompagnie war, wußte ich nicht; ich konnte nicht einmal wissen, ob noch eine existiere. Wir betraten eine breite Chaussee. Bald trafen wir auf österreichische Biwaksfeuer, und endlich, ungefähr eine halbe Stunde von der Festung, hörten wir in der stillen Nacht eintönig sich den Ruf wiederholen: „Leibbrigade! fünfzehntes Bataillon!"

Welche Freude! Aber, welcher Kummer auch; denn als ich an Ort und Stelle ankam, wo der Leutnant Kannengießer an der Straße rufend stand, um die nachkommenden Versprengten zu benachrichtigen, sah ich zwischen zwei Hütten in einem schmalen Obstgarten eine kleine Reihe Gewehrpyramiden stehen, wie von einer schwachen Kompagnie, und auf dem kleinen Raume lag das ganze Bataillon.

Es war gegen zwölf Uhr; alles ruhte in einem Totenschlaf. Auch mir trat nichts so lebhaft vor die Seele als das Bedürfnis nach Nahrung und Ruhe. Ich fand die Offiziere in einer Heubucht liegen; ich erlangte noch einen Platz und grub mich möglichst ein. Die Nacht war frisch geworden. Die Füße schmerzten sehr und waren erkältet; denn in den Stiefeln saß noch der halbtrockene, dicke Schlamm, der zu den Schäften hineingelaufen war. Ich wagte nicht, sie auszuziehen, teils wegen der Unsicherheit der Situation, teils weil ich fürchtete, sie bei dem geschwollenen Zustand der Füße nicht wieder anzubekommen. Von einem Unteroffizier bekam ich ein kleines Stück Brotzwieback, und die Kameraden hatten etwas warmen Tee.

Trotz der Ermüdung schliefen wir nicht so bald. Wir hatten an dem Tage zuviel erlebt, um nicht noch darüber sprechen zu müssen. Die Lage, in der wir uns jetzt befanden, war zu niederdrückend, als daß wir uns so ohne weiteres in sie finden konnten. Endlich aber forderte die Natur doch ihr Recht ...

Am 4. Juli waren wir Offiziere mit grauendem Morgen auf den Beinen, um zu fragen, was nun weiter geschehen solle. Es stellte sich heraus, daß das, was sich hier herum von sächsischen Truppen gesammelt hatte, aus Bruchstücken der zweiten Division bestehe, teils ganze Bataillone, teils Teile von solchen; ein durch den Zufall zusammengewürfeltes Konglomerat, in dem nur die Leibbrigade ein Ganzes bildete. Von ihr war das vierzehnte, fünfzehnte und sechzehnte Bataillon sowie das vierte Jägerbataillon und eine kleine Abteilung des dreizehnten Bataillons unter Hauptmann von Süßmilch zur Stelle. Unser Oberst fehlte wiederum, von dem wir nur wußten, daß er an der Spitze des dreizehnten Bataillons marschiert war. Anfänglich fand sich nur der Hauptmann von Schimpff als ältester Offizier der Brigade ein, später kam auch Oberstleutnant von Bünau, und endlich erschien General von Schimpff. Er übernahm das Kommando der Kolonne, die, wie ich glaube, lediglich aus Infanterie bestand, und ritt zunächst nach der Festung zurück, um nach den dort eingelaufenen Nachrichten die fernere Disposition zu treffen.

Wir konnten den Leuten noch einige Ruhe gönnen, da längere Zeit bis zu unserem Abmarsch verging. Die Zahl der Schläfer hatte, wie wir zu unserer Freude beim Erwachen bemerkten, wesentlich zugenommen. Rings um den Platz war noch eine bedeutende Zahl Gewehrpyramiden emporgewachsen. Meine Kompagnie fand sich hundertzwanzig Mann unter Gewehr stark, während sie gestern mit hundertachtzig Mann ins Feuer gegangen war; ihre Front war um ein Viertel kürzer als die einer jeden der anderen drei Kompagnien. Außerdem fehlten beide Offiziere, der Furier, ein Korporal, zwei Vizekorporale, drei Signalisten und zwei Offiziersdiener. Von Leutnant Kallenbach wußte ich, daß er im dichten Gedränge des Rückzuges mit ein paar Leuten der Kompagnie den Weg um ein kleines Haus rechts herum gesucht hatte, während ich mit der Kompagnie links vorübergegangen war.

Seit dieſem Augenblick hatte ich ihn nicht wiedergeſehen, doch lag die größte Wahrſcheinlichkeit vor, daß er ſowie noch mancher andere nur verſprengt ſein konnte. Daß mir mein Diener mit allen Sachen fehlte, die ich jetzt ſchmerzlich vermißte, war meine eigene Schuld. Ich hatte nämlich ihm und dem Furier befohlen, bei dem Medizinwagen zu bleiben und dem Bataillon nur von fern zu folgen. So gerechtfertigt dieſe Schonung für den Furier iſt, ſo wenig iſt ſie es für die Diener zu empfehlen, die bei der Hand ſein müſſen, ihren Herren beizuſtehen, hauptſächlich wenn ſie verwundet werden.

Um acht Uhr ließ endlich General von Schimpff die Kolonne auf der Straße nach Zwittau abmarſchieren. Wir durchſchritten zunächſt Wälder, in denen es zu beiden Seiten der Straße von Öſterreichern wimmelte, die vollkommen auf eigene Fauſt zu leben und dieſen Zuſtand einer ſchnellen Rückkehr zur Truppe entſchieden vorzuziehen ſchienen. Zum Teil waren ſie waffenlos und faſt ſämtlich ohne Gepäck. Andere ſchoſſen in beliebter Weiſe zum Zeitvertreib die Gewehre ab, einem fortwährenden Bänkererfeuer gleichend. Ein Marodieren in ſeiner ausgeprägteſten Geſtalt!

Immer entſchiedener wurden wir uns zu unſerer freudigen Genugtuung des Unterſchiedes bewußt im moraliſchen Gehalt unſerer Leute und dieſer Öſterreicher. Trotzdem wir dasſelbe wie dieſe erduldeten, hatte nicht ein Mann Gewehr oder Torniſter weggeworfen, und weit entfernt, in den zügelloſen Banden neben uns ein verlockendes Beiſpiel zu ſehen, diente es nur als ein abſchreckendes und die Spottſucht anregendes.

Ungefähr eine Stunde hinter dem Orte Neu-Königgrätz begegneten wir einer uns entgegenkommenden Halbchaiſe, in der Feldmarſchalleutnant Baron Gablenz ſaß. Es fiel uns auf, und wir ahnten, daß es ſich um eine Sendung an den Feind handeln möge. Das iſt in der Tat der Fall geweſen. Das öſterreichiſche Oberkommando hat vergeblich verſucht, Unterhandlungen wegen eines Waffenſtillſtandes anzuknüpfen.

Der Tag wurde drückend heiß. Seit vorgeſtern hatten wir nichts gegeſſen; was von altem Brotzwieback noch in den Torniſtern ſich vorfand, war verzehrt, von einer Lieferung von Lebensmitteln war keine Rede. Dazu zeigten ſich alle Dörfer, die wir paſſierten, nicht nur von den Einwohnern verlaſſen, ſondern auch von den vor uns durchziehenden Öſterreichern ausgeplündert. Die wenigen Brunnen gaben kein Waſſer oder waren verſumpft. Von meinem Feldwebel erhielt ich eine Brotrinde und ein Stückchen Speck; wahre Leckerbiſſen.

Nachdem wir noch auf eine öſterreichiſche Wagenkolonne geſtoßen waren, die, wie gewöhnlich, die Straße derart verfuhr, daß ein anhaltendes, ermüdendes Stocken entſtand, erreichten wir endlich das kleine Landſtädtchen Daſchütz, bei dem Biwak bezogen wurde. Obwohl der heute zurückgelegte Weg nur wenig mehr als drei Meilen betrug, ſo war es doch ſchon ſpäter Nachmittag, als wir eintrafen. Es wurden Ochſen geſchlachtet, das Brot

aber fehlte. Stets war es ein Schreckenswort, wenn es hieß: „Kein Brot!" Wenn etwas die Mannschaften zur Unzufriedenheit bringen konnte, so war es dies. Weder die reichlichste Fleischportion noch der Zwieback vermag, wenigstens für uns Sachsen, das Brot zu ersetzen. Das harte Fleisch der eben erst geschlachteten Tiere konnte nur mit Überwindung genossen werden. Ich vermochte es, selbst bei dem größten Hunger, nicht zu mir zu nehmen, ebensowenig die blutgefärbte Bouillon.

Von dem halbreifen, hohen Getreide wurden niedrige Hütten gebaut. Vor dem Beziehen dieses Obdaches von unschätzbarem Wert gab ich mich noch der regelmäßigen Biwaksbeschäftigung hin, die zahlreichen wunden Füße der Kompagnie Revue passieren zu lassen und von meinem, glücklicherweise aus Dresden mitgenommenen Heftpflastervorrat die für sie passenden Stücke abzuschneiden. — Dann aber tat die Nachtruhe herrlich wohl!

Den 5. Juli. Um drei Uhr früh fand der Aufbruch statt. Wir gingen auf die über Politzka direkt auf Brünn führende Straße über. In Daschütz hatten wir uns nur eine Meile von Pardubitz befunden, von wo ein Debouchieren der Preußen mit Sicherheit zu erwarten war. Der Grund unseres Ausbiegens mag in großen Truppenanhäufungen auf den anderen Straßen gelegen haben. Diese Maßregel drängte uns in eine zum böhmisch-mährischen Grenzgebirge gehörende Gegend und nötigte, einen großen Bogen zu beschreiben. Es war natürlich, daß ein solcher Marsch bedenklich werden mußte, wenn der Feind den Elbübergang von Pardubitz in seiner Gewalt hatte. Wie sich herausstellte, war dies seit dem 4. Juli mittags der Fall. Es scheint daher, daß es nur der außerordentlichen Ermattung der Preußen nach der Schlacht zuzuschreiben war, daß wir bei Daschütz keinem Angriff standzuhalten hatten. Der Feind besaß wenigstens einen ganzen halben Tag Zeit, um von Pardubitz dahin vorzurücken.

Der Marsch wurde wieder heiß und beschwerlich. Bei dem Halt war es ein trauriger Anblick, die bei einer solchen Gelegenheit sonst so tätigen Mäuler der ganzen Kompagnie still und geschlossen zu sehen. Alle Erfrischung bestand in dem über alle Maßen schlechten, kaffeebraunen Wasser der böhmischen Ziehbrunnen.

Wir sollten ursprünglich nur bis Chrast marschieren, erhielten aber vor diesem Orte Befehl, auch das für den anderen Tag bestimmte Pensum noch heute zurückzulegen. Als wir erschöpft zu einer kurzen Ruhe auf dem Marktplatz des kleinen Städtchens lagen, ohne Lebensmittel und ohne Aussicht auf solche, war es ein schwerer Gedanke, noch kaum die Hälfte der heutigen Aufgabe bewältigt zu haben. Die Herren des geistlichen Hauses im Ort, vor dem die Kompagnie lag, brachten ein oder zwei Brote und ein Dutzend Zigarren, füllten auch ein oder zwei Schnupftabakdosen. Sie verwunderten sich, wie gut es sich mit unseren Leuten reden lasse.

Nach drei Stunden erreichten wir eine steile Höhe, von der man einen

ſcharf eingeſchnittenen, reizenden Talkeſſel mit dem Städtchen Skutſch unter ſich ſah. Unmittelbar am Fuße lagen ein oder zwei Schwadronen öſterreichiſche Huſaren, wie es ſchien, auf Vorpoſten, deren Aufſtellung aber ſehr wunderbar gewählt worden war. Drei Zündnadelgewehre auf den buſchigen Abhängen konnten ſie leicht mit großem Verluſt in die Flucht treiben.

Mehr als die Huſaren ging uns jedoch die Wahrnehmung an, daß wir die aus der Tiefe wieder anſteigende Straße mit öſterreichiſchem Fuhrwerk, das vergebens bemüht war, ſich zu entwirren, völlig verſperrt fanden. Kein Wunder war es, wenn dieſes uns leider ſo oft gebotene Schauſpiel uns ſtets einen jähen Schrecken einjagte. Wir mußten nicht allein die Mühſal fürchten, uns durch ſolche ſtundenlange Wagenbarrikaden durchzuwinden, ſondern mehr noch den Aufenthalt, der dadurch unſeren Wagen entſtand und in deſſen Folge wir meiſt unendlich lange auf die wenigen Lebensmittel, die uns hätten nachgefahren werden können, im Biwak zu warten verurteilt wurden.

Hinter Riechenburg ſank die Nacht nieder, und Ermüdung und Abſpannung machten ſich ſo entſchieden geltend, daß die Kolonne nur noch zu ſchleichen vermochte. Kein Mond ließ erkennen, wo man ſich befinde; wohl aber ſtieß man in der dichten Finſternis hier und da auf haltende Gruppen öſterreichiſcher Wagen oder auf umgeſtürzte Fuhrwerke, die uns nötigten, den Weg querfeldein zu ſuchen. Mir perſönlich iſt kein Marſch ſo ſauer geworden wie der in dieſen Nachtſtunden; ich ſtolperte, oft mir ſelbſt halb unbewußt, weiter.

Endlich leuchtete uns eine breite Reihe Biwakfeuer entgegen, von der von Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen Albert geführten Armee, dem achten Korps und zwei Kavalleriediviſionen, herrührend. Vor der Hand brachten dieſe Feuer freilich nur eine neue Täuſchung, denn in der Finſternis hatten wir ſie auf wenige Minuten Entfernung taxiert, während wir noch eine Stunde zurücklegten, ehe ſie ſich wirklich zu nähern begannen. Dann mußten wir tiefe Sturzäcker durchſchreiten, Zäune überſteigen und in manchen Graben fallen, die die müden, vom Feuerſchein geblendeten Augen nicht ſahen. Schließlich hieß es, „zu halten" und die Gewehre anzuſetzen. Alles warf ſich hin. Kein Menſch fragte nach Feuer und Eſſen. Die Nacht war naßkalt; ich hatte meinen Mantel auf den Wagen gegeben, weil ich ihn nicht mehr zu tragen vermochte, und der Wagen war nicht zur Stelle.

6. Juli. Wir trafen bald, nachdem wir aufgebrochen, auf Biwaks öſterreichiſcher Reiterei, die im Begriff war, in den Sattel zu ſteigen. Aus großen Fäſſern wurde ein kräftiger Branntwein unſeren Leuten angeboten. Wir ließen ſchnell eine Anzahl Feldkeſſel füllen, und unterwegs fand die Verteilung des ſeltenen Fundes ſtatt.

Mehrere Verſprengte ſtießen jetzt wieder zur Kompagnie. Auch meldete ſich heute Leutnant Kallenbach. Er war mit einigen Mann ſo weit rechts

abgedrängt worden, daß er Königgrätz nicht zu erreichen vermocht hatte und mit einer größeren Zahl anderer versprengter Sachsen noch am dritten bis Pardubitz marschierte. Da die Straße durch österreichische Reiterei und Wagenkolonnen versperrt gewesen, hatten sie furchtbar ausgestanden und waren mehrmals genötigt gewesen, durch Überschwemmungen oder Flußarme zu schwimmen, wobei manche ertranken.

Jetzt zählte die Kompagnie allerdings sechs Mann ohne Gewehr, doch konnte keinem eine Schuld beigemessen werden. Der Verlust traf nur solche Leute, die sich notorisch des Tornisters und der Waffen hatten entledigen müssen, um zu schwimmen. Auch auf den ferneren, so anstrengenden Märschen konnten wir uns rühmen, daß nicht ein einziger Tornister mutwillig weggeworfen worden ist und daß kein Soldat marodiert hat. Hingegen darf nicht geleugnet werden, daß, besonders vom heutigen Tage an, einzelne Leute oft vor Erschöpfung liegen bleiben mußten und sich von solchen Zurückgebliebenen, die sich wieder erholt hatten, kleine Trupps bildeten, die der Kolonne nur langsam folgten und dadurch die Marschordnung störten. Bei längerem Halten oder auf den Biwaks trafen jedoch diese Lahmen und Erschöpften stets wieder ein, und meist waren sie des anderen Tages wieder marschfähig in der Kolonne. Wenn daher Ordnung und Disziplin des Marsches zu leiden begannen, so war dies nur darauf zurückzuführen, daß die Forderungen die Grenzen dessen erreichten, was die menschliche Natur zu leisten vermag.

Der weitere Marsch auf außerordentlich gewundenen Seitenwegen war von neuem sehr ermüdend. Es ließ sich deutlich erkennen, daß die Leistung auch infolge der mangelhaften Ernährung abnahm. Am Ende rückten wir durch das kleine Städtchen Politschka und erfuhren, daß wir hinter ihm, in Laubendorf Quartier erhalten sollten. Das war eine freudige Überraschung! Wir mußten sie vor der Hand freilich erst dadurch erkaufen, daß wir uns noch über eine Stunde weiter zu schleppen hatten. Dann erhielt jede Sektion ein Gehöft zugewiesen, und sämtliche Offiziere des Bataillons quartierten sich in einem Gasthof ein. Die Bauern waren gefällig und gaben den Soldaten gern, was sie hatten. Auch hatte sie noch nicht die unverständige Sucht angesteckt, zu fliehen und Hab und Gut dem zufälligen Geschick preiszugeben. So wurde diese Nacht zu einer Erholung, die ihre Wirkung auf Geist und Körper nicht verfehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schweizerreiſe.

Roman
von
Jakob Schaffner.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Konſul führt unfruchtbare Geſpräche und begegnet ſeinem Vater.

Während Ise Voſſen ſich in ihrer Schwermutslaune mit dem Fiſchertölpel auf dem Rhein herumſchlug, unternahm der Konſul Kronich ſeinen erſten Geſchäftsgang. Er ſprach bei einem befreundeten Bankdirektor vor und wurde mit milden Sitten und Aufmerkſamkeit empfangen. Übrigens traf er dort einigen Lobgeſang an, weil dem Hausherrn nach vieljähriger Erfolgloſigkeit ſeiner Ehe endlich ein Kind geboren worden war. Kronich gratulierte geziemend zu dem Ereignis.

„Nun, wie ſteht's denn im Reich draußen?“ fragte der Schweizer, um die Teilnahme gebührend zu erwidern. Er gehörte zu jener Sorte von Lebemännern, an denen die Jahre mehr eine vergilbende Wirkung geübt als eine richtige Entwicklung vollbracht haben; eine beizeiten ſtehen gebliebene Jugendform iſt verwittert, aber nicht der Typus des reifen Menſchen geſchaffen; mit andern Worten: ſie werden eines Tages zu den alten Knaben, die ſie eigentlich Zeit ihres Lebens geweſen ſind.

„Wie's in einer belagerten Feſtung ſtehen kann,“ erwiderte Kronich. „Man ſchlägt drein, wird wieder geſchlagen und bringt ſich ſo durch die Zeit. Der ganze Erdball iſt belagert.“

„Wird Ihnen allmählich klar, was Sie angerichtet haben? Am Ende glaubten Sie, Sie ſeien allein auf der Welt, und finden jetzt mit Verwunderung, daß die andern auch da ſind. Das hätten Sie billiger haben können.“

„Jede Ware hat ihren Preis,“ achſelzuckte Kronich. „Dieſe wird nicht billiger zu kaufen geweſen ſein, ſonſt hätten wir das Geſchäft ſicher gemacht.“

„Abwarten! Abwarten! Sie ſind eingekeſſelt und überſehen die Verhältniſſe nicht.“

„Überſehen denn Sie ſie?“

„Ich ſchmeichle mir. Tatſache iſt jedenfalls, daß das deutſche Geld raſend an Kurs verliert.“

„Die deutsche Kraft hat an Kurs gewonnen."

„Was nennen Sie Kraft? Etwa Patriotismus und Gottvertrauen?"

„Kraft nenne ich jede sittliche Fähigkeit des Menschen, die zu hochgespannten Zielen mobilisiert wird."

„Ich halte mich doch lieber an den Kurszettel. Von der Hochspannung zur Überspannung ist's nie weit. Und in den Zielen hat man sich bisher immer auffallend geirrt. Was brauchen wir Ziele? Kurse tun den Dienst viel besser. Das Ganze läuft sowieso, wohin es will. Die Deutschen sind ein metaphysisches Volk und darum in der realen Welt nie recht heimisch geworden. Der Krieg hat diese ataviſtische Grundlage leider wieder mehr bloßgelegt, anstatt sie zu verschütten. Nun, in Gottes Namen; ich handle lieber mit der Gegenseite. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, die Welt mit Siegen auf dem Schlachtfeld und mit dem kategorischen Imperativ, der nur ein schlecht maskierter Theokratismus ist, erobern zu können. Dergleichen wird heute nicht mehr von der Welt eskomptiert. Haben Sie Geld? Gut, Sie sind willkommen. Haben Sie keins? Wir bedauern. Ach, Sie möchten uns Ihre Stimmung aufoktroyieren? Wir haben keinen Bedarf dafür, und es wäre uns lieb, wenn Sie das begreifen wollten. Im andern Fall würden wir Unbequemlichkeiten willig auf uns nehmen, um Sie endlich los zu werden. Im Ernst, was werden Sie davon genießen, wenn Sie gesiegt haben und nachher kein Mensch mehr mit Ihnen Geschäfte machen will? Was unsre Gesellschaft angeht, so haben wir uns jedenfalls rechtzeitig aus Ihrer Festung heraus gerettet und werden auch nicht wieder hinein gehen. Wir haben keine Lust, bei einer so ungewissen Unternehmung beteiligt zu sein, wie es Ihr hochgespannter Gottesstaat ist."

„Ich habe nicht erwartet, daß Sie mit Ihren Sympathien auf der Seite unsrer Feinde stehen würden," sagte Kronich etwas verwirrt. „Früher machten Sie doch nicht ungern Geschäfte mit uns —".

„Verzeihen Sie," unterbrach ihn der andere. „Früher ist nicht jetzt. Und Sympathien und Antipathien reden hier überhaupt nicht mit. Ich mache meine Geschäfte, wo ich die Geschäfte finde, nicht wo ich hohe Gesinnungen finde. Göttlich fanatisierte Dilettanten und hochgesinnte Bankrottierer, metaphysisch begeisterte Scharlatane, tragische Hochstapler der Idee und so weiter: gut, mögen sie ihr Wesen treiben, es sind kurzweilige Leute, aber mein Geld lege ich wo anders an. Rußland kann sich zur Not dergleichen Luxus der Gesinnung leisten; Sie sind dafür entweder nicht reich genug oder nicht groß genug."

„Bis jetzt waren wir jedenfalls stark genug," sagte Kronich gedankenvoll. „Aber wollen Sie unsrer Industrie und Wissenschaft im Ernst Scharlatanerie und Hochstapelei vorwerfen."

„Auf viel anderes läuft's nicht heraus, wenn wir's recht besehen. Wem dient der ganze Betrieb? Der Idee des Kaiserreichs! Gottesgnadentum!

Auserwähltes Volk! Das nennen westlich fortgeschrittene Völker Hochstapelei. Was dann Ihre Kraft angeht, so täuschen Sie mich auch hier nicht. Die Idee begeistert, aber sie zehrt ab. Im Westen hat man Ihren ersten Vormarsch gestellt, im Osten Ihren zweiten. Schön, Sie schlagen um sich, verrichten große Dinge; niemand hat etwas dagegen; Sie besitzen sogar das allgemeine Mitgefühl. Aber es ist noch jede Festung schließlich gebrochen worden, bedenken Sie das. Sie sind drin, die andern sind draußen und schon deshalb im Vorteil. Sie sind Ideologen, und die Auszehrung ist Ihnen sicher. Sie haben ja noch nicht einmal voll begriffen, mit was für Feinden Sie es zu tun haben. Nun, das ist Ihre Sache. Ich bin froh, daß wir uns beizeiten vom deutschen Elend trennten. Damals war's ein buntes; dann wurde es ein graues. Jetzt ists ein glänzendes; ein Elend ists immer. Ihre Lage ist unbequem und wirds bleiben; es ist doch merkwürdig, wie aller Geist eine geographische Misere nicht überwinden kann."

„Es scheint auch eine geographische Misere zu geben, die platt und eingebildet macht," erwiderte der Konsul gehalten, so heiß der Verdruß über den Verrat des abgeschminkten Lebegreises in ihm kochte. „Man wirft den Deutschen immer ihre Servilität und Unterwürfigkeit vor; das sind die Laster von Tugenden, die in der Welt scheint's rar geworden sind: Bescheidenheit und Ehrfurcht. Wirklich, noch nie habe ich so tief empfunden, welcher furchtbaren Gefahr wir durch diesen Krieg rechtzeitig entronnen sind. Wir gleichen dem Mann, den die Feldteufel in einen Sumpf lockten und den auf dem Weg dahin die Wölfe überfielen. Unsre Feinde hätten uns viel gründlicher schwächen können, wenn sie so klug gewesen wären, uns dem Prozeß unsrer Verjudung und Verwestlichung zu überlassen; noch ein Menschenalter Frieden, und wir waren reif für Wagenschmiere. Diese Aussicht haben sie sich selber zerstört; nach diesem Krieg werden wir Bären sein, wo wir vorher Kaninchen waren. Aber wie stand denn das vor dem Krieg? Wer nichts vom deutschen Goethe wußte, der glaubte doch an Krupp. Wohin Beethoven nicht reichte, dahin drang die deutsche Maschine vor. Und die deutsche Chemie beizte die Welt gründlicher und haltbarer in unsre Farben, als es bisher der Geist Kants und Nietzsches vermochte. Von unserm Gott wollt ihr nichts wissen, so müßt ihr mit Recht unsern Dreck fressen und euch dabei noch geehrt fühlen. So stehen die Dinge, verehrter Herr. Was Sie und Ihresgleichen nach dem Krieg wollen oder nicht wollen, wird ganz gleichgültig sein. Es wird kommen, was muß, und das Muß marschiert mit uns! Mit der Metaphysik! Mit dem Wahnsinn unsres Kaisertums! Mit unsern Verbrechen und unsrer Gottesfurcht. Ich kann Ihnen das nicht so begreiflich machen; mit Ziffern läßt es sich nicht ausdrücken, und auf den Kurszetteln suchen Sie unsre weltgeschichtliche Notierung auch umsonst. Aber nach dem Krieg werden Sie sogar dort sehen können, was die Uhr geschlagen hat."

Auf diese etwas zyklopische Rede von Feldteufeln, Bären, Verbrechen und Kurszetteln schwieg der neutrale Weltmann ein Weilchen verlegen; endlich brachte er seine Gedanken darüber in der mokanten Frage zum Ausdruck:

„Sie setzen natürlich voraus, daß — alle deutschen Firmen an dem neuen Glanz beteiligt sein werden?"

Kronich schlug das Blut in den Kopf, und zwar von den dunkelsten Wellen, die er hatte.

„Sie werden wohl nichts dagegen haben, wenn die betreffenden Firmen diese Frage als ihre eigene Angelegenheit betrachten," erwiderte er kalt und nicht länger bemüht, den Riß zu verdecken.

Als der Konsul, aus dem Trauerhaus der lebenden Freundesleiche entlassen, die weiter zu unternehmenden Schritte überlegte, entschloß er sich, einen Mann zu besuchen, dem er persönlich nicht sehr nahe stand, der aber ein Freund und der Vertraute des alten Kommerzienrats gewesen war, soweit eben dessen harte und selbstherrliche Natur überhaupt Vertrauen geschenkt hatte. Seine Sorge, vielleicht nicht empfangen zu werden — nach der langen Vernachlässigung des Konnexes und beim schlechten Stand seiner Firma —, war unnötig; schon nach wenigen Minuten des Wartens wurde er herein gebeten. Er fand den Herrn, eine aristokratische Erscheinung aus der einheimischen alten Zucht, stark gealtert, aber mit ungebeugtem Blick und Geist und mit allen Erinnerungen umgeben, die ihn mit seinem Vater verbanden. Das wollte ihn im ersten Moment beinahe verwirren und niederdrücken. Im Vorüberziehen empfand er jene schweren und dunklen Stimmungen des Leidens und des Lebensüberdrusses wieder, mit welchen ihn diese Atmosphäre erschüttert und verfolgt hatte; die ganze tiefe Unerbittlichkeit der innern Feindschaft, von der dieser Geist gegen ihn magnetisch geladen war, fiel ihn wieder an, als Einspruch, als Anfechtung, als Verhöhnung und Beleidigung, und er verbrauchte in wenigen Minuten eine sehr große moralische Kraft, um über den ersten abstoßenden Eindruck hinweg zu kommen.

Wie selbstverständlich sprach man zuerst von den letzten Tagen und der Beerdigung des Kommerzienrats. Dann erzählte der Bankier allerlei aus dessen Leben, was Kronich unbekannt war und ihm den Zweck zu haben schien, dem Sohn zu zeigen, daß die schreckende Gestalt keineswegs von milden und beseelten Zügen verlassen gewesen sei. Vielleicht sollten die Geschichten auch den immer noch drohenden Schatten etwas aufhellen und vor dem endgültigen Abschied ein wenig verklären; aber jedenfalls fühlte Kronich soviel, daß hier mit dem alten Gegensatz zwischen ihm und dem Vater als mit einer Selbstverständlichkeit weiter gerechnet wurde, und eine gewisse Fremdheit verbreitete sich ebenso selbstverständlich aus dem feuchtkühlen Grabesduft, der aus dem Andenken an den erdenfesten und sinnlichen Mann zwischen ihnen aufstieg. „Die Sinnlichkeit habe ich von ihm geerbt, aber nicht die Erden-

festigkeit!" dachte Franz, indem er wie in einer Verzauberung den andern immer tiefer in irgendeine Unwirklichkeit zurückweichen sah, aus der schließlich nur noch seine dunklen, geistigen Augen herausglänzten und seine höflich-müde Stimme wie ein Nachhall aus versunkenen Zeiten klang. „Ich bin dabei, ein Anleihen bei der Geisterwelt machen zu wollen! Es ist beinahe, als wollte ich — meinen eigenen Vater um Kredit bitten!" Sein Vater hatte, wie er nun erfuhr, verwaiste Kinder erziehen lassen, Anregungen zu gemeinnützigen Instituten gegeben und sie finanzieren helfen, und es war ihm ganz gleichgültig gewesen, in welchem Land er fürs Gemeinwohl etwas zu raten oder auch zu befehlen fand; seine gesunde Sinnenmäßigkeit griff zu, wo es an etwas mangelte, und kannte keine Unterschiede der Nationalität, ein so unerbittlicher und rauher deutscher Mensch er sonst gewesen war.

„Sie werden ja wohl auch nicht wissen, daß Ihr Vater hier in Basel eine hübsche alte Frau — das heißt, früher war sie jung — mit zwei Kindern unterhielt —? Oder wissen Sie davon?" Franz verneinte kopfschüttelnd und an der Geisterhaftigkeit des Augenblicks weiter leidend. „Nun, diese kleine Familie — jetzt ist sie auch nicht mehr so klein, die Kinder, ein Sohn und eine Tochter, sind verheiratet und haben selber wieder erwachsene Kinder, beinahe so alt als die Ihren — Wollen Sie vielleicht den Sohn dieser hübschen alten Frau sehen? Ich beschäftige ihn hier; er hat Prokura. Ich habe von Ihrem Vater die Vollmacht — oder sogar den Auftrag — Er will, daß Sie erfahren, was für ein Mann er in seinem ganzen Umfang war. Dieser Sohn der alten hübschen Frau — ist Ihr Bruder — Vielleicht wollen Sie ihn nicht sprechen. Sie können sich natürlich ganz nach Belieben zu ihm verhalten. Ich werde etwas Geschäftliches mit ihm reden, und Sie können ihn betrachten. Er sieht Ihrem Vater sehr ähnlich. Sie können sich denken, daß der Herr Kommerzienrat lange und bitter an den Dingen gelitten hat — aber endlich — Er hatte einmal eine feste Anschauung von einem standesgemäßen Leben, und die geliebte Person war ein — Ladenmädchen gewesen. Überdies hatte ihn die Leidenschaft zu Ihrer Mutter überfallen. Ich glaube, von da an ist er ein harter Mann geworden, wenigstens scheint es mir so, aber oft dichten wir uns etwas zusammen, um hinter die Kausalität der Dinge zu kommen, die dann doch tiefer versteckt ist, als wir glaubten. — Herr Wylmer," sprach er dann ins Telephon, wo er schon während der letzten Sätze einen Knopf gedrückt hatte: „Kommen Sie schnell herüber; es ist da — eine Sache —" Er legte den Hörer hin und wandte sich wieder an Kronich. „Sie werden wohl finden, daß dies alles ein neues Licht auf Ihren Vater wirft. Er hatte eine rigorose, aber — wirksame Art, mit — Komplikationen schließlich fertig zu werden. — Tja, sie sind eine ganz kleine — Nebenlinie, diese Wylmers —"

Kronich sah immer schweigend und voll zunehmender Bewegung den alten Intimus seines Vaters an, während sich etwas wie ein Schreck in seiner

Tiefe vorbereitete. „Ich dachte ihn begraben zu haben," ſagte er endlich beunruhigt. „Was habe ich nun eigentlich der Erde übergeben? Er lebt ja weiter, vielleicht ebenſo ſtark und gegenwärtig wie vorher, vielleicht — noch ſtärker! Bin ich betrogen? Zum Beiſpiel Sie — Genau genommen ſind Sie ein Stück von Ihm, Seiner Vergangenheit, Seiner Seele. Gut, auch er wird einmal ſterben; auch dies Stück von Ihm wird ins Grab ſinken. Dieſe ganze Epoche der ſtarren Tüchtigkeit und rigoroſen Selbſtherrlichkeit wird einmal vom Boden verſchwinden — aber was wird dann von mir übrig ſein? Er iſt immer ſtärker geweſen und wird ſtärker bleiben, weil — er nicht den Trieb hatte einzubrechen in — die Geheimniſſe des Lebens. Er hatte den unbedingten Glauben an Gott und eine unbedingte Herrſchſucht über die Menſchen; damit iſt freilich vorwärts zu kommen in der ſichtbaren Welt. Es gibt eine unbedingte Herrſchſucht über Gott und einen unbedingten Glauben an die Menſchheit. Und eine unbedingte — Einſamkeit — Auch einen unbedingten Zorn — Und einen unbedingten Gehorſam —

„Ich konnte mir nie vorſtellen, wie ein Mann ſoviel — Gefallen an ſich ſelber finden kann, um andere abſolut unter ſeinen Willen zu bringen," fuhr er aufblickend fort. „Wo bleibt denn da die Praxis von jener Frömmigkeit, die man ſonſt ſo mitleidlos betont — und die ſchließlich doch zuerſt auf der Demut beruht, auf der Erkenntnis von dem Spruch: ‚Wir ſind allzumal Sünder!' und von der Unvollkommenheit alles Menſchlich-Irdiſchen? Das war mir immer — grauenhaft, dies ſtarre Daſtehen und Befehlen, Dingen oder — Seelen befehlen, die nicht gehorchen — können, ihrer Natur nach. Er hat doch ein Trümmerfeld hinterlaſſen! Sehen Sie denn das nicht? Finden Sie nicht auch, daß er — daß er vor allem von uns Mitleid verdient?"

„Mitleid verdient?" wiederholte der Bankier verwundert. „Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht iſt es auch eine ungeheure Täuſchung."

„Ich weiß nicht — Wenn ich an meinen Vater denke — jetzt — ſo höre ich einen Schrei — aus der Ewigkeit! Warum iſt es ein Schrei? Er kann doch nicht fürchten, mich — zu verlieren?"

„Warum kann er das nicht fürchten? Er hat Sie ſehr lieb gehabt."

„Das iſt — entſetzlich. Es wäre furchtbar, wenn er mich nur haßte; daß er mich dabei — noch liebt —! Ich bin doch im Begriff, auf der ganzen Linie mit ihm zu brechen —!"

„Darum hören Sie auch den Schrei aus der Ewigkeit. An Ihrem Vater war immer alles einfach und leicht verſtändlich, weil er ſinnlich und — gewalttätig war, wie viele Leute ſagen. Das ſind einfache Naturen. Deshalb iſt auch der — Schrei aus der Ewigkeit —, wie Sie es nennen, ſo verſtändlich."

„Wiſſen Sie vielleicht auch, warum er mich — enterbt hat?"

„Das weiß ich nicht."

„Aus einer Art von Liebe wohl?"

„Vielleicht aus — Eifersucht. Oder Furcht, Sie zu verlieren. Wenn Sie darüber nachdenken, so werden Sie es finden."

„Ich weiß es vielleicht. Ich beabsichtigte, meiner — Frau zu drohen, daß ich die ganze Summe — fremden Zwecken, der öffentlichen Wohltätigkeit schenken werde, wenn sie fortfahre, mir die Scheidung zu verweigern. Und ich hätte es getan. Das ahnte er vielleicht. Es wäre eine wirksame Repressalie gewesen, weil es sich um etwas — Unversehrtes handelte. Daran hatte ich noch nichts verdorben; ich hätte ihm ein Ganzes vor die Füße geworfen. Nun, er hält mich an den — Fabriken fest. Da sieht er mich — in dieser Zeit — krank und wehrlos. Ich muß still halten. Vor seiner Liebe würde ich mich vielleicht demütigen, aber das entspricht seinem Stolz nicht. Er schreit, seitdem er nicht mehr reden und — schreiben kann. Mir wäre geholfen — vielleicht — wenn ich ihn so hassen könnte, wie er mich haßt."

„Und so lieben, wie er Sie liebte. Vergessen Sie das nur nicht. Was aber die Generationen angeht, so irren Sie sich. Wir Alten finden, daß die Jungen stärker sind und recht behalten. Sie werden es auch finden, wenn Sie einmal zu Jahren gekommen sind und — unrecht haben. — Ah, da ist Herr Wylmer. Sagen Sie, Herr Wylmer, die Kronosfirma — Sie wissen? — Glauben Sie, daß unsre Informationen da sicher genug sind? Was meinen Sie?"

Wylmer, ein hochgewachsener, harter Fünfziger mit einem kalten, grauen Blick, starker Nase, mächtiger Stirn und sinnlichem Mund, an dem tiefe Furchen schräg herunter liefen, war eine Erscheinung von solcher Eindrucksfähigkeit, daß Kinder und junge Menschen furchtsam und linkisch vor ihm wurden, und selbst Erwachsene es vermieden, anders als konziliant mit ihm umzugehen. Trotzdem fand Kronich auf den ersten Blick, daß seine Ähnlichkeit mit dem alten Kommerzienrat rein äußerlich und eigentlich nur eine ferne Annäherung sei, da ihm die reale Herrschaft fehlte, die jenem die Wucht des Auftretens gegeben hatte. Als er aber den Mund öffnete und zu sprechen begann, zuckte Kronich dennoch zusammen. Unfähig, den Anblick dieses Menschen, der sein Bruder und — wie er selber zugeben mußte — der echte Sohn seines Vaters war, länger zu ertragen, wandte er den Blick von ihm weg und stützte leidend die Stirn in die Hand, und in dieser wartenden Stellung verharrte er, bis Wylmer das Zimmer verlassen hatte. Was dieser zur Sache selber gab, das war eine klare, mitleidlose Auskunft, eine Antwort wie aus einem Rechenautomaten, die jener Firma unweigerlich den Hals brechen mußte. Außer der Herrschaft fehlte ihm noch etwas, das die Größe seines Vaters mit ausgemacht hatte: die Natur, die Welt, die materielle Beseeltheit. Er war schrecklicher als sein Vater, aber kleiner und enger. Um so tiefer litt aber Kronich an ihm und entsetzte sich über einen solchen Bruder. Andererseits war da aber etwas, was ihn erleichtern wollte: die

Beobachtung, daß dieser Geist auch dienen konnte, ja, daß er fähig war, bis zum Knechtischen, Automatischen herab zu sinken. Hier erkannte er auf seiner Seite eine sichere und hoffnungsvolle Überlegenheit. Doch drohte er sie sofort wieder zu verlieren, sobald er sich das vermutliche Wohlgefallen seines Vaters an dieser dem Geist nach echten Sohnesschaft gegenüber seiner unechten vorstellte und die Einsamkeit erwog, worein der unbekannte Mensch ihn warf.

„Diesen Sohn," sagte er endlich, den Kopf hebend, nachdem Wylmer schon eine ganze Weile draußen war: „Diesen Sohn — wird Er doch geliebt haben?"

„Nicht sonderlich," erwiderte der alte Herr. „Ich glaube sogar, er hat ihn nur — gehaßt. — Aber — wollten Sie mir nun sagen, womit ich Ihnen dienen kann?"

„Womit —? — Ach so! Besprechen Sie alle Geschäfte mit — meinem Bruder? Ich meine, er hat hier eine Vertrauensstellung?"

„Ja."

„Es scheint, daß Sie ihm soeben eine wichtige — Aber verzeihen Sie, es war nicht meine Absicht, Sie so lange aufzuhalten." Er erhob sich und versank stehenden Fußes in Nachdenken. Der alte Herr wartete. „Wenn ich Ihnen eine geschäftliche Verbindung vorschlüge —" hob Kronich wieder an. „Ich würde Sie natürlich bitten, auf Grund unsrer alten Beziehungen mit mir zu verhandeln, der Basis sozusagen, die — mein Vater geschaffen hat —" Kronich blickte ihm fragend ins Gesicht.

„Ich würde Ihre Anerbietungen im Sinn und Geist Ihres Vaters behandeln, ohne fremde Zwischenpersonen. Ich setzte natürlich voraus, daß sie auch im Sinn Ihres Vaters gemacht wären —"

„Würde das heißen, daß Ihr Haus meiner Firma in dieser Zeit einen Rückhalt bieten könnte?"

„Ich begreife," erwiderte der alte Herr zögernd, „daß Sie ein Interesse daran haben, zunächst einmal mich zu hören. Ich würde mich natürlich glücklich schätzen, schon als der Freund Ihres Vaters, wenn ich Ihnen mit meinen Mitteln unbeschränkt zur Verfügung stehen dürfte. Wäre es Ihnen vielleicht angenehm, mir heute nachmittag zwischen drei und vier Uhr das Vergnügen noch einmal zu machen?"

Als Kronich diese Worte hörte, und noch zugleich groß und dunkel das drohende Gespenst seines Vaters hinter dem Bankier aufsteigen sah, wußte er, was die Uhr geschlagen hatte. Er stellte seinen zweiten Besuch zwischen drei und vier Uhr in Aussicht und hatte alles in allem einen leidlichen Rückzug. Was er dabei hinter sich her schleppte, das war für bloße Augen nicht ohne weiteres sichtbar.

Fünftes Kapitel.

Ein Irrtum beginnt.

Ise Vossen, als sie wieder festen Boden unter den Füßen fühlte, empfand mit Unruhe die Notwendigkeit, einen Entschluß zu fassen. Denkend und versunken ging sie an versunkenen schmalen Altbürgerhäusern und Vorgärtchen vorbei den Rheinweg hinauf, um wieder in die Stadt zu kommen. Ganz traumhaft kam ihr ihre Umgebung zum Bewußtsein. Die Häuser, die hier mit allerlei Werkstätten zu ebener Erde standen, hatten auf der andern Seite um ein Stockwerk höher die eigentliche Ladenfront, weil dort die Gasse steil anstieg; hier waren sie manchmal vierstöckig und dort nur zweigeschossig. Wie einen unseligen Engel in Ketten hörte Ise von Zeit zu Zeit droben einen elektrischen Wagen hinaufwimmern oder herunterklirren, und dringlich, wie von seinen Wächtern gerührt, ertönte dazu die Warnungsglocke. Wo der Rheinweg eine Biegung machte, sprangen dann die Häuser direkt ins Wasser vor, aus dem sie mit uralten meterdicken Mauern ins Licht stiegen, nicht so blank und glatt wie die Nixen, die der berühmte Sohn der Stadt gemalt hatte, aber an ihren Wänden reichlich so naß. Die drei Brücken schwangen sich hoch und tüchtig mit steinernen und eisernen Bogen über den grünen Fluß. Die treibenden Spiegel lachten in der Sonne, und die Wellen blitzten. Es lag viel schönes Licht und edle Heiterkeit über dem offenen Raum und rings auf den gemäßigten Höhen, die diesen gehüteten Winkel der Weltgeschichte im Halbkreis umstanden. Aber das große, deutsche Menschenkind hatte keinen Teil daran, sondern blieb bekümmert in seiner Spannung und glaubte auch nicht mehr an bessere Zeiten. Wohin sich Ise wandte, überall erschien ihr die trübe und einsame Gestalt ihrer Zukunft und das kalte Licht ihres verlorenen Alters, das sie erwartete. Wenn sie Kinder sah, so hätte sie wild aufweinen mögen vor Sehnsucht und Leid, und jeder Mutter, mochte sie auch dem niedrigsten Stand angehören und die Insignien des Lasters auf der Stirn tragen, fühlte sie sich bitter unterlegen, so daß sie oft nicht den Mut hatte, ihrem Blick zu begegnen. Diesen Zustand empfand sie mit Recht als ihrer unwürdig, und länger hinschleppen wollte sie ihn auch nicht.

Dazu grollte das Kanonengewitter der Schlacht aus dem Sundgau herauf, jenes physischen und seelischen Unwetters, worin die Männer starben und die Kinder verwaisten, und wo auch sie Brüder und Vettern stehen hatte, von diesen sogar auf französischer Seite, frische junge Männer, Techniker, Gelehrte, Künstler, Hochschulprofessoren, Sportsleute, aber keinen einzigen Berufssoldaten, obwohl sie jetzt hinter scharf geladenen Gewehren einander gegenüberlagen und mit dem Auge über dem Visier und dem Finger am Abzugsbügel aufeinander lauerten. Weil so ihr Gefühl geteilt war, konnte sie auch über den ganzen Kriegsvorgang keine einheitliche nationale Anschauung gewinnen, so sehr sie sich auch darum quälte. Immer sah sie zuerst den leidenden Menschen,

der von Natur leben und glücklich sein will, und der Triumph einer Nation schien ihr so schmerzlich mit dem Unglück der unterliegenden verknüpft, daß sie in sich weder die blutdürstige Gedankenlosigkeit oder Roheit aufbrachte, an welchen besonders der nationalisierte Teil ihrer Geschlechtsgenossinnen zurzeit litt, noch die zänkische und eitle Besserwisserei, womit der Weibertroß der Utopisten dem gesammelten und ernsten Teilnehmer an den Ereignissen den Himmel zu schwärzen trachtete, Fehler, die den betroffenen Frauen und Mädchen um so übler zu Gesicht standen, als gerade sie vorher am wenigsten dazu getan hatten, den allgemeinen Zustand in einem hingebenden und lautern Sinn zu fördern; zufällig stammten gerade sie aus den Gesellschaftsschichten, deren Dichten und Trachten vor dem Krieg die Sorge um das eigene Wohl beinahe ganz beschäftigt hatte. Ise Vossen stand dem Feudalismus ebenso fern wie der liberalen Bourgeoisie, obwohl sie überall Verbindungen und Freunde besaß. Wie sie im Gezänk der Parteien und Stände immer das Gesamtvaterland vor Augen hatte und nie für einen Stand, nur für ein Recht eintreten mochte, so fand sie sich auch hier im Streit der Völker zu ihrer eigenen Bangigkeit auf die Gesamtmenschheit verwiesen, ratlos in der Rechtsfrage, sehr geneigt, sie zu gunsten ihrer eigenen Nation zu entscheiden, doch an der Kriegsnot mitleidend als an einem Unglück, das alle Völker betraf. Nun verursachte ihr das subalterne Geschrei der Zeitungen aller Lager nicht nur einen üblen Geschmack, sondern auch ein böses Gewissen. Sie sah sich unter der Not der Menschheit als national beschränkten Kopf und enges Herz, und inmitten der nationalen Bedürfnisse als schlechte Patriotin, obwohl es nicht bald ein Mädchen geben konnte, das sein Land und Volk feuriger liebte als sie; dafür kannten sie ihre französischen Vettern zur Genüge.

So war es nun für sie die Frage, wie sie sich aus dieser doppelten Bedrängnis des Herzens und der Vernunft befreien sollte, ohne das eine oder das andere dabei zu opfern, und so, daß sie nachher wirksam weiter leben konnte, keimkräftig in der Seele, klar im Geist und schön am Leib, wie sie es liebte und von sich fordern mußte. Aber inzwischen nahmen die Verdüsterungen über ihrem Gemüt unaufhaltsam zu an Schwärze und Hoffnungslosigkeit, und wie sie so durch die neuzeitlich zerstörte alte Stadt wandelte, aus deren modernen Häusern sie das ganze Elend der Gegenwart anschrie, und aus deren durchgebrochenen Straßenzügen ihr die ungewisse Zukunft drohend in die Augen starrte, überfiel sie eine solche Verzweiflung, daß sie mit ihrer Kraft zu Ende zu sein glaubte und nur noch einen Wunsch hatte: hier fort zu kommen, weg aus diesem furchtbaren Schlachtlärm und auch weg von einem Glück, das keins war, von einer Liebe, die aus Qual bestand, und einer Hingebung, die keine Hoffnung mehr hatte. In dieser Stimmung kam sie auf den Markt und fand sich plötzlich dem Rathaus gegenüber, einem wahren Ammenglück von einem öffentlichen Gebäude, mit Bögen und Türmen plaudernd, von oben bis unten ochsenblutrot angestrichen und förmlich knatternd vor goldenen

Knäufen, Dachfahnen und farbigen Ziegeln. Dazu ſtanden auf aufgemalten Balkonen Herren und Damen verblichener Zeiten, die einander zulächelten oder auf den Markt herunterſchauten, und hundert andere verſchämte Verwegenheiten waren noch da, die den flotten und ungebrochenen Sinn der Gegenwärtigen dartun ſollten. Als Iſe all die Pracht begriffen und wohl erwogen hatte, war ſie fertig mit ihrem Latein. Ohne noch irgend etwas retten zu wollen, faßte ſie den Entſchluß, ihre Sachen zu packen, ihrem Geliebten ein paar gute, freundliche Abſchiedsworte zu hinterlaſſen und abzureiſen.

Nun hatte ſie aber bei ihrer Konfirmation einen regenfeſten und haltbaren Spruch in die Bibel bekommen: „Gott iſt getreu, der euch nicht läßt verſuchen über euer Vermögen, ſondern macht, daß die Verſuchung ſo ein Ende gewinne, daß ihr es könnet ertragen.“ Das war eine Zuverſicht, die ſie nicht erſt einmal beſtätigt gefunden hatte, und ohne die ihr leidenſchaftliches und raſches Herz auch nicht ſo heil und fromm durch die Zeiten gekommen wäre.

Als daher der Konſul müde und ziemlich bedenklich geſtimmt von ſeinen Geſchäften ins Hotel zurückkehrte, fand er ſeine Freundin in einer unerwarteten und fremden Geſellſchaft. Das ſchöne Mädchen hatte von der Straße ein ſchmutziges, zerlumptes Kind aufgegriffen und es zum peinlichen Aufſehen des ganzen Bedientenpacks zeternd und brüllend auf ſein Zimmer mitgebracht. Dort hatte Iſe erſtlich ein Bad beſtellt, um den verwahrloſten Wurm zunächſt einmal zu ſchwemmen und zu bürſten — im warmen Waſſer begann ihm der Spaß vorſichtig zum erſten Mal zu gefallen — und ihm das Haar zu waſchen, das dann unter ihrer mütterlichen Hand hervor wirklich hübſch und weizenblond im Licht aufſchimmerte, darauf das Kind in ihr Bett geſteckt, aus dem es nun ſo ſcheu vergnügt herausguckte, daß Iſe plötzlich das Wort vom Ebenbild Gottes begriff und über die Menſchen ergrimmte, die es zulaſſen, daß es in Schmutz und Niedrigkeit hunderttauſendfach verkommt.

Indeſſen klingelte ſie dem Zimmermädchen und verlangte eine Taſſe Schokolade mit Gebäck und dazu einen Geſchäftskalender oder das Telephonverzeichnis der Stadt. Aus dieſem ſuchte ſie einige Firmen heraus, während das Kind unter ihrer Aufſicht im Bett frühſtückte, ein Weißwarengeſchäft, eine Kinderkonfektion, eine Schuhhandlung, ein Hutgeſchäft und auch eine Spielwarenhandlung. Wer nun die nächſte Viertelſtunde im Hotel telephonieren wollte, mußte ſich auf anderes beſinnen. Endlich war aber alles richtig beſtellt, auch die größte Eile gefordert, und ſchon nach kurzer Zeit erſchien der erſte Bote. Der fand am hellen Morgen ein verhängtes und künſtlich beleuchtetes Zimmer und wunderte ſich nicht wenig darüber. Iſe hatte, unvermögend das ferne Schlachtgetöſe länger zu ertragen, die Fenſter geſchloſſen und noch die ſchweren blauen Wollvorhänge vorgezogen, und nun begann ſie im Schein der elektriſchen Birnen das Kind zu kämmen und ihm die Zöpfchen zu flechten; ſie ſetzte auch die Brennſchere da und dort ein bißchen an, nicht um der

Eitelkeit zu frönen, sondern um das Mädchen mit sich selber etwas in Szene zu bringen und in der Hoffnung, mit der ganzen Anstalt vielleicht eine Ahnung von Selbstwert in ihm zu wecken; aus ihrem eigenen Leben wußte sie zur Genüge, was für Spuren oft häßliche wie hübsche Erlebnisse hinterlassen und welche Folgen sie wirken. Schließlich brachte sie das kleine Ding, das bisher beharrlich geschwiegen hatte, auch zum Lachen und dann zum Reden, und als der Konsul eintrat, war sie eben dabei, das nagelneue Kleiderbündelchen auch noch ein wenig zu parfümieren; es stand da mit beglückter und sehr stolzer Miene, die Hände von sich gestreckt, und ließ sich von dem feinen und schönen Fräulein mit Coeur de Jeanette betupfen. Darauf gab ihm Ise einen Kuß auf den Mund, drückte ihm ein Paket mit Hemdchen, Höschen, Taschentüchern und Strümpfen unter den rechten Arm und unter den linken eine Puppe mit beweglichen Augen und echten schwarzen Haaren, und ließ es gehen.

Der Konsul, längst an diese Art Launen von seiner Freundin gewöhnt, begrüßte sie mit etwas bewölkter Stimmung, aus der aber die Liebe als Sonne hervorblickte, übrigens ohne viel Verwunderung, und fragte nur nach der Ursache des verhängten Zimmers.

„Es wäre mir lieb," erwiderte sie, sich ihm mit Bewegung zuwendend, „wenn sich deine Angelegenheiten hier bald erledigten, sonst weiß ich nicht, was ich hier noch alles anstellen werde. Verschlägt dir dieser unaufhörliche Kanonendonner nicht auch den Atem? Vor dem Hotelpersonal habe ich dich schon unauslöschlich kompromittiert."

„Ich werde es zu ertragen wissen," sagte er lächelnd, indem er Hut und Stock ablegte. „Nicht alle sogenannten guten Taten sehen so gut aus. Außerdem werden wir noch diesen Abend weiterreisen."

„Aha, daher die männliche Gefaßtheit!"

„Es ist eine Gefaßtheit in dir, also weiblich. Ich bin noch lange nicht genug von dir kompromittiert. Tu nur, was du willst, immer wird ein Lob Gottes dabei heraus kommen."

„Nun, es geht doch auch lange Strecken ganz gut ohne mich. Aber wer ist denn dein Gott?"

„Ja, das ist die Frage, Ise. Um es gleich zu sagen — ich weiß es immer noch nicht."

„Wäre es nicht wichtiger, darüber zuerst ins klare zu kommen, bevor man daran geht, neue Maschinen zu konstruieren?"

„Vielleicht. Aber wer kommt heute dazu, das wirklich Wichtigste zu tun? Und wer ist so güterarm und heilig, daß er nicht in das Räderwerk gerät, das nun einmal die Zeit treibt?"

„Nun, gegenwärtig schießt man mit Granaten in dies Räderwerk," sagte sie viel ernster. „Wenn es das einzige Ziel wäre, so dürfte man sich über den Krieg vielleicht freuen. Liebe Leute, es mag nun stehen, wie es will, so habt ihr das Unglück mit auf dem Gewissen. Ihr gingt mit Gewalt daran,

die Welt zu erobern und Schaden an eurer Seele zu nehmen. Wer heißt euch, kleine Völker mit euren Waren unterjochen und große mit eurer Machtgeste verwirren? Ist das noch deutsch? Wer kann sich bei eurem Milliardengetue noch etwas Schönes denken? Bildet euch nicht ein, daß ihr damit die deutsche Sendung erfüllt. Wenn doch Gott auf einen Tag alle eure Fabriken und Werften in Brand steckte! Franz, es gibt noch andere Dinge als Industrie und Export. Und es gibt Leute, die für euch beten, daß ihr das nicht zu spät einseht."

„Mir scheint, Liebste, daß wir schon dabei seien, es einzusehen; ich kann mir sonst keinen Grund denken, warum wir Krieg führen. Aber wer für uns — betet, der — soll es weiter tun."

„Es ist eine Depesche gekommen. Dort liegt sie."

„Du siehst aus wie jemand, der dem andern von Herzen üble Nachricht wünscht," lächelte er trübe, indem er sich zum Tisch wandte. Sie verfolgte ihn mit einem gespannten Blick voll schwermütiger Unruhe, weil sie sich schon denken konnte, woher die Depesche kam; als sie den Schatten bemerkte, der beim Lesen der Nachricht über sein Gesicht ging, wandelte sich die Spannung in eine Art von geheimer Befriedigung, die ihr aber doch so unverhohlen aus den Augen sah, daß er, wieder aufblickend, wie vorhin lächeln mußte. „Es ist immerhin etwas — in deinem Sinn," sagte er freundlich. „Ich würde mich vielleicht nicht einmal wundern, eines Tages auf einen Streich von dir zu stoßen, obwohl du nicht nach einer Intrigantin aussiehst —"

„Vielleicht habe ich gegen dich intrigiert —!"

„Mir offen in die Augen — das wärst du freilich imstande. Aber ich glaube, auch dazu wärst du — zu klug —"

„Warum zu klug?"

„Weil du dir nichts oder nicht viel davon versprechen könntest."

„Da hast du vielleicht recht. Wie ich dich kenne, würde ich dich höchstens zum Gegenteil reizen. Und dann hatte ich immer einen großen Respekt vor natürlichen Prozessen. Aber du mußt nicht traurig sein über meinen schlechten Charakter. Komm, wir wollen lieber essen gehen. Du hast lange zu tun gehabt und wirst ordentlich ausgehungert sein. Deine Augen sind auch entzündet; mußtest du viel rechnen? Du sollst sie nicht mit Quark verderben. Mein Gott, kein bißchen knabenhaft gucken sie mehr drein! Und die optimistische blonde Haartolle ist ganz niedergedrückt. Ging's denn so verzweifelt zu? Ach, ihr Männer! Komm, wir wollen sie geschwind wieder aufrichten."

Sie zog ihn zum Tisch, wo ihr Toilettengerät lag, und fing sein Haar mit ihrer Bürste an zu bearbeiten, und dabei sah er sie so zart und kühnlich an, daß sie errötete und ihm vor Verlegenheit einen ihrer kleinen, flinken, scheuen Küsse ins Gesicht setzte. Darauf mußte er die Augen schließen; sie benetzte ihm die Lider mit ein wenig kölnischem Wasser und blies sie kühl und trocken, und als sie ihm die Erlaubnis gab, sie wieder zu öffnen, strahlte

ihr wirklich ein kindlich treuherziges Licht daraus entgegen, das dem großen, blassen Mann außerordentlich liebenswürdig zu Gesicht stand und ihn sofort mit einer klugen und warm beseelten Atmosphäre umgab, in der alle Güte sowohl als alle Genialität zu Hause sein konnte.

„Siehst du," sagte Ise still erfreut, „jetzt guckst du gleich wieder ganz frech und aufrührerisch drein."

So gingen sie miteinander essen. Man merkte dem Speisezettel wenig vom Krieg an und den Essern gar nichts. Es gab einen guten Rheinfisch, Fleisch von einem einheimischen Kalb und dazu Gemüse und Wein, so vortrefflich beide das Land bot. Man sprach über neutrale Themata, die das Land ebenfalls bot; die Vortrefflichkeit untersuchte man nicht näher. Von dem abgefallenen Freund dagegen vernahm Ise nicht ungern. Sie erzählte ihre Begegnung mit Fritz Kuhny; Kronich hörte ihr mit halbem Ohr und schon wieder abwesenden Augen zu. Als abgegessen und der Kaffee aufgetragen und man für diesmal den Kellner los war, wurde er vollends still. Und nachdem er eine Zeitlang in seiner Tasse gerührt hatte, richtete er mit beinahe hilfesuchendem Ton und Blick das Wort an Ise.

„Höre, Liebste, ich muß dir eine Mitteilung machen," hob er leise an. „Mit meinen Geschäften steht es schlecht. Was ich heute hier erlebte, ist alarmierend. Ich suche Geld und finde Schatten, auf der einen Bank meinen eigenen und auf der andern — den meines Vaters. Vorhin bekam ich die Nachricht, daß ein hessisches Kreditinstitut, mit dem ich ziemlich zusammenhänge, in Zahlungsschwierigkeiten geraten ist. Um alles zu verstehen, mußt du wissen, daß ich — sanieren muß, wenn ich mich nicht wieder flott machen kann. Diese englisch-französische Blockade wirkt in alle Verhältnisse wie Säure in Milch. Hier dachte ich noch etwas Wurzel zu haben, nicht viel, aber doch genug, um den Baum durchzubringen. Es scheint alles hohl zu sein. Was ich sah, ist trostlos, und von andern Plätzen scheint wenig Gutes durch."

„Kannst du mich nicht mit dieser Sache verschonen?" bat Ise, die ihn nur mit größtem Unbehagen soweit angehört hatte. Und als er betroffen, auch etwas gekränkt schwieg, erklärte sie sich näher, doch ganz gegen ihre innere Neigung. „Du weißt immer noch nicht, wie tief verhaßt mir alles Geschäft ist," sagte sie in versöhnlicherem Ton. „Ich verabscheute dergleichen schon als Kind und machte Szenen, wenn bei Tisch davon die Rede war. Ich meine, wer Geschäfte hat und sie nicht vermeiden kann, soll wenigstens gegenüber andern und in guter Gesellschaft davon schweigen. Du sagst, ich sei eine Aristokratin; meinetwegen; aber das trostlose, öde Gefühl, das mich immer bei solchen Unterhaltungen befällt, habe ich mir nicht selber anerschaffen. Seitdem ich dich kenne, ist es damit noch schlimmer geworden. Tu mir den einen Gefallen: wenn du Bankrott machen mußt, so mache das in der Stille mit dir selber ab."

„Ich habe deinen Stolz immer geliebt und geachtet," erwiderte Kronich dringender. „Aber jetzt kommt es auf anderes an. Jetzt steht unsre Liebe auf dem Spiel. Wenn mir diese Reise mißlingt, Ise, so — bin ich fertig. Was ich dann vielleicht noch besitze, das wird meine Familie an sich reißen. Enterbt bin ich ohnehin. Nur mein Einkommen ermöglichte uns bisher diese freie Bewegung. Mit meiner wirtschaftlichen Position fällt auch unsre moralische. Aus deiner Hand könnte ich nicht leben. Ise, du bist mir unverständlich in deinem Haß gegen meine Unternehmungen. Wenn alles nach deinen Wünschen geht, — so sehen wir unsre schönsten Hoffnungen zusammenbrechen."

„Kannst du mir das näher erklären?" fragte sie zornig, doch tief bemüht, ihre Wallung zu verbergen. Weil er ihr aber gleichzeitig leid tat, vermochte sie seinen traurigen Blick nicht zu ertragen; sie senkte langsam den ihren und erwartete seine Antwort mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich — weiß nicht, was da näher zu erklären ist," erwiderte er errötend. „Es ist manchmal wirklich schwer, dir zu folgen. Wir stehen in der Unmöglichkeit, einander zu heiraten. Das weißt du doch. Was wir von unsrer Liebe haben konnten, das nahmen wir im Flug, und die Flügel — nun, wir flogen wie alle Welt mit Banknoten. Diese Flügel werden uns nachher fehlen, und ich kann mir nicht vorstellen, wie wir dann zusammenkommen werden."

„Nun, das war wenigstens gute Prosa," entgegnete sie, indem sie die Augen leuchtend wieder hob; aber sie blickte lebendig an ihm vorbei. „Jedem Oberlehrer und Standesbeamten verständlich. Ich werde mich wohl weniger besonnen ausdrücken. Im Ernst, Liebster," — jetzt sah sie ihn wieder voll an — „ich verstehe kein Wort von deiner Rede. Keine Silbe. Du redest wie ein Verrückter. ‚Unmöglichkeit, zu heiraten!' ‚Liebe im Flug!' ‚Banknotenflügel!' Mein Gott, sind wir dazu seit zehn Jahren — Mann und Frau, damit du mir im elften solche Redensarten an den Kopf wirfst? Wie kommst du nur dazu, mir einen solchen von aller Grazie verlassenen Vortrag zu halten? Bin ich ein Geschäftsmann? Was ist in dich gefahren? Ich liebe doch dich! Versteh das: dich! Deinen hübschen männlichen Kopf. Dein gerades, feinfühliges, vornehmes Wesen, das so gar nichts Geschäftsmäßiges hat. Was gehen denn jene Geschichten meine Liebe an? Nein, wirklich, warum gibst du auf einmal alles Feingefühl auf? Du brauchst doch darum nicht platt und gewöhnlich zu werden, weil du Mißgeschick mit deinen Unternehmungen hast! Gut, vielleicht fällst du mir eines Tages ganz bloß und schlank in die Arme, und ich erlebe dich als Mensch und Mann ohne weitere Beziehungen. Verstehst du, daß ich mich darauf freue? Vielleicht begegnen dir dann auch ein paar Dinge, die ein reicher Konsul nie zu sehen bekommt."

„Einstweilen finde ich, daß wir vollkommen aneinander vorbeireden," seufzte er mutlos. „Deine Ausblicke haben eine fatale Ähnlichkeit mit den Versprechungen, die uns für die Zeit nach unserm Ableben gemacht werden."

„So bist du kein Gläubiger? Bist du Geschäftsmann auch in der Liebe? ‚Der Liebende ist ein Gläubiger!' wer sagte das? Oder sagte es niemand? Dann sollte es jemand gesagt haben." Sie sah ihn lange und innerlich bewegt an, zwischen den Vögeln Grimm und Wehmut auf der Wolke ihrer Liebe schwebend, und verlor sich vorübergehend ganz in ihren Gedanken über ihn, der angesichts ihrer unerbittlichen Haltung kein Wort mehr hervorbrachte, so würgte ihm sein Kummer die Kehle. „So wäre nun dieser Hexenmeister, dieser realistische Ausbund schon Matthäi am letzten, wie er die ernste, ernsthafte moralische Verwicklung auseinanderrechnen soll!" fuhr sie fort, wieder zürnend. „Zum Gehen brauchen wir Beine, zum Sehen Augen und Brillengläser, zum Geschäftemachen einen guten Kopf, und um sich in der Gotteswildnis außerhalb der wohlbestellten gesellschaftlichen Gärten zurechtzufinden, braucht man die natürliche Prophetie des Herzens. Aber du scheinst auch zu den Leuten zu gehören, die alle Verfügung über ihre unsterbliche Seele der Landeskirche und dem Polizeipräsidium übertragen haben, um desto besser Geschäfte machen zu können. Obwohl dir ein junges und gewiß nicht übermäßig häßliches Weib eben die halsbrecherischsten Liebesgeständnisse und -Anträge gemacht hat, sitzt du doch da, als ob dir die Gänse das Brot gestohlen hätten. Nun, wer nichts mit dem Evangelium anzufangen weiß, dem muß man den Römerbrief aufschlagen."

Indessen sie ihn so apostrophierte und mit den Augen der Länge und Breite nach beinahe ungläubig maß, war an ihm außer seiner frischgekämmten Haartolle und dem blonden, englisch gestutzten Schnurrbart wenig Fröhliches und verlor er nicht nur seinen letzten Optimismus, sondern auch das kaiserlich deutsche Gottvertrauen. Endlich hatte sie die Gnade, zu ihrem Schluß zu kommen; aber aus einem Engel der Verheißung war inzwischen ein Engel des Gerichts geworden.

„Es ist aber gut, daß die Dinge endlich von dieser Seite in Fluß kommen," lenkte sie dann ein. „Ich hatte ohnehin vor, mit dir darüber zu reden. Sieh mal, Franz, so können wir ja doch nicht in Ewigkeit weiter leben; einmal muß alles Unbestimmte ein Ende haben. Auch unsre Kräfte sind nicht unerschöpflich, und wenn wir die Verwirklichung unsrer Hoffnungen so lange dem Zufall zuschieben wollen, bis unsre besten und feinsten Impulse zermürbt sind, so werden wir schließlich nicht mehr viel voneinander haben. Lieber würde ich dann ein kurzes, entschlossenes Ende hinnehmen, um wenigstens zu wissen, was ich besitze und worüber ich für den Rest meines Lebens noch zu verfügen habe. Ich werde nun wohl zu deinen andern Sorgen noch neue hinzufügen, aber ich kann nicht anders; du mußt dich jetzt entscheiden, was aus uns werden soll. Ich bemerke, daß ich müde und traurig werde, und so bin ich für dich kein guter Kamerad mehr. Das will ich nicht länger so mitmachen, Liebster; dafür sind wir beide zu schade. Gib uns, was wir brauchen, oder laß uns auseinander gehen. Du sollst mir nicht auf dem Platz eine

Antwort suchen; ich will nicht, daß du dich überrumpelt fühlen sollst. Aber ich bitte dich, daran zu denken, daß ich dir trotzdem einen wohlerwogenen Entschluß mitgeteilt habe, den du im Auge behalten mußt. Willst du lieber zu deiner Familie zurück, um dich geschäftlich zu retten, so wird mir das sehr schmerzlich sein, und ich werde tief darunter leiden, aber ich werde auch das begreifen und denken, daß wir unsrer Kraft zuviel zugetraut haben."

Diese Rede hörte nun der Konsul an, ohne mit der Wimper zu zucken, mit einem aufmerksamen, gefaßten Gesichtsausdruck, für den sie ihm dankbar war, denn er erleichterte ihr den Gehorsam gegenüber dem Geist, der sie trieb, und der Notwendigkeit, die ihr im Genick saß. Nur noch eine Frage hatte er zu stellen:

„Du bist dir in diesem Augenblick darüber klar, daß Sophie" — das war seine Frau — „unter gar keinen Umständen in die Scheidung willigen wird?"

„Das ist ja nichts Neues!" meinte sie etwas verwundert.

Er nickte und dachte: „Sie will sich von dir trennen!" Dann betrachtete er sie einige Augenblicke wie einen Menschen, der mit unbegreiflichen Entschlüssen umgeht. „Nein, etwas Neues ist das nicht," gab er zu. „Wir hatten auch Zeit genug, uns mit der Brutalität der Verhältnisse bekannt zu machen. — Tröstlich an deinen — Eröffnungen ist mir, daß du mich nach wie vor — liebst. Was soll ich sagen? Ein Leben ohne dich bedeutet für mich — Verwesung bei lebendigem Leib. Das weißt du übrigens selber. Trotzdem — mein Gott —" Er strich sich plötzlich bestürzt über Stirn und Augen. „Wie geht das doch aus mit dem Mann in der Fabel, der an einem schwachen Dornbusch über dem Abgrund hängt, über sich das wild gewordene Haustier und unter sich den Drachen, und am Wurzelwerk des Busches nagt die Maus? — Aber sage mir noch eins. Wie stellst du dir mich vor — später? Als Abteilungschef bei meiner Konkurrenz? Oder als Kommissionsreisenden für die Schweiz, da ich dies Gebiet doch einmal kenne? Oder als kleinen Rentner?"

Sie hörte, daß er sie ganz falsch verstand. „Das sind ja nicht deine einzigen Möglichkeiten," sagte sie, eingeschüchtert von ihrem großen Mißerfolg. „Wann denkst du denn dein Werk zu schreiben? Oder willst du Gott in der offenen Hand verfaulen?"

„Vom Schreiben kann man doch nicht leben. Fünf Jahre müßte ich auf die Arbeit wenigstens rechnen, und nachher wäre ich ein alter Mann. Davon abgesehen, daß die Hand Gottes ein ungewisser Aufenthalt ist; ich wäre nicht der erste, der darin verhungert."

„Es ist nicht nötig, im eigenen Automobil zu fahren und eine Zwölfzimmervilla zu bewohnen. Es gibt bedeutende Männer, die dritte Klasse fahren und im vierten Stock zur Miete wohnen. Ich konnte ohnehin nie verstehen, warum gerade eure Leistungen so hoch honoriert werden sollen. Hast du dich noch nie geschämt, ein Leben zu führen, wie ein mitteldeutscher Fürst,

und dich nebenher daran zu erinnern, unter welchen Umständen Männer wie Kant oder Beethoven existierten? Worauf beruht denn deine Position? Daß du so geschickt warst, der Sohn deines Vaters zu werden. Als Sohn eines Schneiders besäßest du keine Fabriken. Ich fände es verdienstlicher, mein Leben auf meinen Geist und meine Talente zu begründen und alles meinem Fleiß zu verdanken. Du weißt, was Christus vom Reichen und vom Himmelreich sagt."

„Du bist doch auch nicht gerade arm."

„Soll ich hunderttausend Mark in deine Unternehmungen werfen?"

„Wir wollen das lieber lassen."

„Ich würde es vielleicht tun, wenn ich — dich nicht liebte. Nun, Gott wird uns ja alles schicken, was uns zusteht."

„Hast denn du eine Ahnung von deinem Gott?"

„Es wäre wohl sonst schwierig zu leben. Meinst du, ich hätte es so lange ausgehalten bei dir ohne eine gute Rückendeckung? Die Umstände waren nicht immer ermutigend, Liebster. Mir schien schon immer einmal, daß du mich überschätzest. Ich bin lange nicht so tapfer, wie ich mich gebe, und lange nicht so unerreichbar für Kränkungen, wie es den Anschein hat. Du mußt immer bedenken, daß du es mit einem empfindsamen Mädchen zu tun hast."

„Wenn ich bloß wüßte, wie ich mit deinem — Gott in Fühlung kommen könnte. Daß man jemand so lieben — und doch so einsam sein kann! Ich wollte, ich wäre das Kind, das du hier hattest. Dem bist du heute Gott gewesen. Es wird seiner Lebtage in dir die höhere Erscheinung verehren."

„Bist du zehn Jahre mein Geliebter gewesen und möchtest heute mit einem armen Kind tauschen? Es scheint beinahe, daß wir ebensosehr aneinander vorbei leben, wie wir aneinander vorbei reden."

„Ich weiß nicht — mir erscheinen jetzt die Toten; da zeigt sich manches Ding in einem andern Licht. In einem hiesigen Bankgeschäft arbeitet — mein Vater. Der Bankier sagt freilich, es sei sein Sohn, aber ich werde den Verdacht nicht los, daß es sein — Geist ist." Er erzählte die Begegnung mit dem Freund des alten Kommerzienrates und mit Wylmer und schloß verdüstert: „So geht es mir gegenwärtig: ich greife nach Leben und erfasse eine Totenhand — nach der andern. Es darf dich nicht wundern, wenn ich an keine Sicherheit mehr glaube."

Kronichs Bericht machte einen sehr starken Eindruck auf Ise; sie wurde bleich und sagte lange nichts. „Das ist mein wahrer Feind!" dachte sie bangend. „Es kann sein, daß ich an diesem — Gespenst doch noch zerschelle. Er starb vielleicht, um nun an — Gottes Allmacht teilzuhaben."

„Weißt du auch, daß ich einmal persönlich mit ihm zusammengestoßen bin?" fragte sie schließlich, indessen die Farbe langsam in ihre Wangen zurückkehrte.

„Du?" erstaunte er sich. „Wie ging das zu? Warum hast du mir das bis jetzt verschwiegen?"

„Wozu sollte ich es erzählen? Ich — suchte ihn kurzerhand auf, um — einen guten Eindruck auf ihn zu machen. Als mich einmal die Ungeduld und der Zorn, und wie du bemerken wirst: die Eitelkeit übermannten, erschien ich während deiner Abwesenheit auf einer Geschäftsreise auf eurem Haus und gab meine Karte ab. Damals war ich noch fünf oder sechs Jahre jünger."

„Nun, Ise? Wie lief das ab? Empfing er dich?"

„Hatte er — in seinem Alter — immer blutunterlaufene Augen? Dann hatte er sie jedenfalls damals. So empfing er mich."

„Diese blutunterlaufenen Augen kenne ich. Was sagte er zu dir? Bot er dir einen Stuhl an?"

„Vielleicht hatte er zuerst die Absicht, mich einfach — zu vernichten, moralisch zu zertreten. Als er mich sah und hörte und begriff, wer ich war, veränderte sich seine Haltung und er bot mir einen Stuhl. Dann ließ er mich sagen, was ich zu sagen hatte. Ich verlangte von ihm Freiheit für dich und Großmut für uns beide und unsre Jugend. Er starrte mich unausgesetzt an, so leidvoll und uralt — und haßerfüllt, daß ich — geradezu Mitleid mit ihm empfand. Ich glaube, daß ich ihm — viel Kraft kostete — und alte Leute leben ohnehin — von den Resten. — Als ich fertig war, schüttelte er kurz, aber sehr bestimmt den Kopf. Daraus könne nichts werden. Er wolle keinen Skandal. Sein Sohn lebe in einer standesgemäßen Ehe und sei Familienvater. Ich erinnerte ihn daran, daß du nicht die Frau besitzest, die du dir selber ausgesucht hättest, sondern die er dir — zugeführt habe, ‚kommandiert' wagte ich nicht zu sagen. ‚Wir werden bei Ihren Angelegenheiten bleiben, mein Fräulein!' sagte er kalt und feindlich. Und dann machte er einen Versuch, mich — auszukaufen. Er bot mir hunderttausend Mark, wenn ich dich frei lasse und — mit ihm Großmut haben wolle. Etwas Erschütternderes habe ich noch nie erlebt. Als er merkte, daß mir das Geld keinen Eindruck machte, ging er, bevor er ausgeredet hatte, auf zweimalhunderttausend hinauf. Ich hatte das Gefühl: jetzt kämpft er um seinen Sohn! Schließlich mußte ich ihm sagen, daß ich sehr leicht ihm ebenso große Summen anbieten könne, um ihm seinen Sohn abzukaufen; er möge nun an seinen eigenen Empfindungen abnehmen, wie dergleichen — Angebote auf andere wirken müßten. Nun, als er hörte, daß ich reich sei, merkte er, daß er es mit einem auch gesellschaftlich gleichwertigen Gegner zu schaffen hatte, und ich erreichte durch die Mitteilung, daß ihm sein Geldmannshochmut zusammenbrach — Er bat sogar um Verzeihung; ein Gentleman war er! — Aber an seinem Widerstand bewegte ich nichts, ja, ich glaube, daß er unter aller Höflichkeit nur seinen Haß gegen mich steigerte. Zum Abschied sagte ich ihm, ich hätte genug Sympathie für ihn, ihn zu bitten, sich von seinem Kampf gegen mich nicht zuviel Erfolg zu versprechen; er könnte sich dadurch

Enttäuſchungen erſparen, die mit der Dauer der Zeit nur an Größe zunehmen müßten. So ſchieden wir."

„Ich weiß, wann das war," nickte Franz. „Als ich von der Reiſe zurückkehrte, erzählte man mir, daß man den alten Herrn eines Nachmittags vollkommen zuſammengebrochen in ſeinem Stuhl gefunden habe; niemand wußte, was geſchehen war. Und ſeltſam: die direkte Folge davon war, daß er ſich endgültig vom Geſchäft zurückziehen mußte. Sophie aber drohte er, daß er ſein Privatvermögen mir vermachen werde, wenn ſie jemals in eine Scheidung von mir willige. — Trotz alledem: was für eine ſchöne und hoffnungsreiche Zeit war das, im Vergleich mit der Gegenwart. Damals geſchahen noch Taten und Wunder, war noch die Laune für Heroismus vorhanden. — Ich werde dir das nie vergeſſen, Iſe! Ich weiß nicht, wie das zugeht — aber — aus der Geſchichte blicken junge, mutige Augen. Stolz und Hoffnung — wenn ich mir überlege, das iſt doch alles noch in uns enthalten! Eben war es mir auf einen Moment, als ob es um uns Abend geworden ſei. — Es iſt wohl nur eine Wolke — oder eine Sonnenfinſternis; da denken ja auch die Vögel an die Nacht. Es tut mir leid, wenn ich dir vorhin das Herz ſchwer gemacht habe; die heutigen Erfahrungen hatten mich etwas konſterniert. Ich werde in Bern mehr Glück haben; dort weiß ich einen guten, feſten Mann, kein Weſtler, kein Halbfranzoſe oder -Engländer, wie hier die meiſten Bankiers, auch kein — Intimus meines Vaters. Ich muß ſagen: auch ich bin froh, aus dieſem ewigen Kanonendonner herauszukommen. Heute vormittag, als ich da — meinen Vater ſah — und dazu die fernen Schläge der Geſchütze — ich zweifelte an meiner eigenen Wirklichkeit. Vorbei. Wie ſchön die Sonne durch die Laubkronen der Bäume vor den Fenſtern bricht! Das iſt das Leben. Man muß ſich manchmal klarmachen, woran man überall beteiligt iſt!"

„Sollten wir jetzt nicht aufbrechen, Franz? Wenn ich mich recht erinnere, ſo ſagteſt du, daß unſer Zug um halb ſechs fahre. Wir haben zu packen, und die Züge warten auch in der Schweiz nicht."

„Sieh mal," erwiderte er gedankenreich — ſein Brünnlein begann wieder zu fließen: „Der Mann iſt immer auf dem Weg zu den höchſten Begriffen — das Weib wohnt in ihnen. Der Mann greift danach, das Weib — wendet ſie an. Das Weib und das Kind — die beiden haben das Reich Gottes, ſie enthalten es — für uns, vielleicht auch für ſich ſelber; manchmal ſcheint es mir, als ob es dir aus den Augen leuchte. — Nun, noch habe ich dich und das Reich Gottes damit. ‚Das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!' — Ich werde fortan nichts mehr denken, als wie ich hineingelangen kann. — So komm, Himmelreich —" Er ſah ſie wieder mit Augen voll Liebe und unauslöſchlicher Sehnſucht an. „Wir wollen eine Station weiter auf unſerm Kalvarienberg —"

Sie erhoben ſich und verließen den Speiſeſaal, ſie voraus, er voll neuer Furcht und Ungewißheit hinter ihr her, ihr unwandelbarer Anbeter und Bewunderer.

Sechstes Kapitel.

Jakob gähnt. Fritz kauft ein Sofa. Ein Auto fährt des Weges.

Als Fritz Kuhny von seiner nach Leib und Seele strapaziösen Kahnfahrt nach Hause kam, fand er seinen älteren Bruder am Herd über seinem Netz sitzen und gähnen, indessen seiner Hand das Flechtholz entfiel und die Suppe im Topf über den Rand kochte. Er gähnte fast immer; zu jeder Tageszeit, wo er ging und stand, übernahm ihn eine sanfte, hingebende Sterbenslangweile, die vom Herzen aufsteigend seufzend die Lungen durchdrang, die Kehle mit einer tiefen Lust, zu schluchzen, erfüllte, und schließlich das treuherzige und friedliche Naturschauspiel hervorbrachte, bei dem ihn Fritz eben betraf. Obwohl er nun nicht sagen konnte, daß er dergleichen an Jakob nicht gewöhnt sei, ärgerte er sich diesmal darüber. Mit einigen langen Schritten ging er zum Herd, auf dem eine Schüssel mit gekochten Erdäpfeln stand, und bevor sich's Jakob versah, fuhr ihm eine Kartoffel, und keine kleine, in den aufgesperrten Rachen hinein, dazu noch die halbe Faust des verdrießlichen Rheinfischers, und die war weder allzu zart noch sauber.

„Wenn du nur immer gähnen und den Hals aufreißen kannst!" erboste sich Fritz. „Hockst und verblödest, verwirrst das Garn und läßt die Suppe überkochen. Nächstens wird dir die Kinnlade ausspringen und der Kopf hintenüber fallen, wenn du nicht noch ganz auseinander reißt vor Faulheit. Du solltest einmal zum deutschen Militär müssen; das würde dich schon wecken, Schlafmütze, verdammte!"

Noch ganz benommen von seiner Langweile und traurig vor Erstaunen über das ungewohnte Verhalten seines Bruders guckte Jakob diesem ins erzürnte Gesicht, indessen er sich an die Aufgabe machte, die ihm durch den Aufenthalt einer ganzen Speisekartoffel in seiner Rachenhöhle wohl oder übel erwuchs; da er eine häusliche Natur war, geriet er nicht auf die Idee, den Fremdkörper auszuspucken, zumal ihm eine Kartoffel unter keinen Umständen als ein Fremdkörper erschienen wäre, auch nicht, wenn sie ihm jemand aus einem Mörser in den Bauch geschossen hätte, sondern nachdem es ihm, nicht ohne Mühe, gelungen war, sie in den vorderen Teil seines Gähn- und Eßschachtes, den Laderaum, zu wälzen, nahm er sie zwischen die Zähne, und als er erst einmal geschluckt hatte, kam er, wenn auch noch mit vollen Backen, zum Reden.

„Warum bischt du denn scho tschornig, Fritsch? Hascht du wieder einen toten Hund insch Netsch bekommen? Oder hascht du überhaupt nichtsch gefangen bei der ewigen Schiescherei? Du, weischt du, ich meine, schie müschten unsch Schadenerschatsch geben; wir schind doch neutral!"

„Ich habe den Teufel und seine Großmutter gefangen," grollte Fritz. „Da, nach einem toten Hund sieht's nicht aus, und gestohlen ist's mein Seel auch nicht, sondern sauer verdient. Möcht's aber nicht nochmal verdienen. Straf mich Gott, wenn ich noch einmal was anderes in den Weidling nehme als dich und die Fische!"

„Und Zähnchen," ergänzte Jakob; er konnte jetzt wieder das Z ausſprechen.

„Nein!" ſchrie ihn aber Fritz an. „Kein Weibsbild mehr, auch nicht ein Fetzchen davon, Herrgottsdonnerwetter! Davon hab ich jetzt genug. Die Bande iſt nur dazu da, daß man ſeinen Ärger hat und nicht zu alt wird. Ich will nichts mehr von der ganzen Zucht wiſſen!"

„So, ſo!" brummte Jakob und ſchielte mächtig vor Nachdenken. „Tja, das mußt du dem Zähnchen aber ſelber ſagen." Dann beugte er ſich vorſichtig über die Banknote, die Fritz im Zorn auf die Herdplatte geſchmiſſen hatte; aber als er erkannte, auf welchen Betrag ſie lautete, fuhr er ſo geſchwind und geweckt herum, wie ihn die Welt lange nicht mehr geſehen hatte. „Du, das ſind ja — fünfzig Franken!"

„Und du machſt ein Geſicht wie fünfzig Eſel," knurrte Fritz. Über die ganze Welt aufgebracht warf er ſich auf den Stuhl neben der Tür, zerrte Pfeife und Tabak aus der Taſche ſeiner Jacke, die dort am Nagel hing, und fing an zu ſtopfen, als wollte er in ſeiner Pfeife einen Kohlenmeiler errichten, um darin den Verdruß eines ganzen Lebenslaufs zu verbrennen.

„Du, ich habe gefunden, daß der Burus nach Pulver ſchmeckt, ſeit es Krieg iſt," machte Jakob aufmerkſam. „Paß mal auf, alles verderben ſie einem. Aber haſt du denn heut ſo viel gefangen? Da müſſen dir ſchon ein paar Salmen ins Netz gegangen ſein! Fünfzig Franken!"

„Schöner Salmen, das!" giftete Fritz. „Eine Deutſche hab ich auf dem Rhein herum gefahren; muß ich denn alles zehnmal ſagen, zum Teufel?"

„Und ſie hat dir fünfzig Franken dafür gegeben?"

„Fürs Rudern nicht, Affe!"

„Wofür denn?" Jakobs Augen wurden ganz golden vor Erſtaunen.

Fritz ſteckte die Pfeife in Brand. „Handgeld!" erklärte er dann kurz. „Ich ſollte mit ihr gehen."

„Zur Fremdenlegion?" vermutete er; ihm war wie vielen jungen Schweizern die Fremdenlegion der höchſte Ausdruck des Abenteuerlichen, gefährlich Verlockenden.

„Fremdenlegion!" höhnte Fritz. „Als ob die Deutſchen eine Fremdenlegion hätten!"

„Die Deutſchen haben vieles, was man nicht weiß. Sie können ganz gut heimlich eine Fremdenlegion haben."

Auf dieſe törichte Rede antwortete Fritz nicht. Sein Tabakmeiler brannte nun, und er qualmte, daß es Jakob ſchwindelte, aber nicht allein von den Rauchwirbeln, die ſein Bruder in die Luft ſtieß, ſondern noch mehr von den ſeltſamen und geheimnisvollen Dingen, die jenem begegnet waren. Mit einem tiefen, ſinnigen Licht in ſeinen ſehr braunen Augen betrachtete er die Banknote auf der Herdplatte wieder, doch diesmal ohne ſie anzurühren, ſo ſehr imponierte ſie ihm. „Tja," ſagte er weiſe, „an manchen kommt alles, und der kann nichts damit machen, und an andere kommt nichts. Wenn ich die Woche

gehabt hätte, so hätte sie mich eingeladen, und beiden wäre geholfen gewesen." Darauf hob er den brünetten Kopf zu Fritz, und mit ganz großen Augen fragte er: „Ist sie denn schön gewesen?"

Fritz knurrte etwas, was Jakob für eine Bejahung nahm, und er sah wieder auf die Banknote.

„Sie ist gewiß schwer reich," vermutete er, wieder nach einer Weile, während deren ihm die Welt ganz verwandelt worden war. Nun erschien sie ihm hell und sonnig auf der Seite, wo die reichen Leute saßen, und dunkel und windig auf der andern, wo er Netze flickte und Fische fing. Früher hatte er sie in der Beleuchtung mehr gemischt gesehen; war er ein armer Teufel, so besaß er doch so gut wie jeder Millionär politische Rechte und Freiheiten und obendrein die Kompetenz, damit zu machen, was er wollte. Heute bekam er eine Ahnung davon, daß ein Stück Geld ein Stück Geld ist und ein Wahlrecht nur ein Wahlrecht; mit dem schönsten Wahlrecht konnte sich einer kein Haus kaufen, wenn er sich noch so anstrengte. Das schien ihm nicht ohne Bedeutung. „Wenn so eine zu einem sagt: ‚Komm mit!' so sollte man eigentlich mitgehen, schon damit die Gerechtigkeit auf der Welt mehr meliert wird. Du bist ja nun mit dem Zähnchen verlobt und kommst weiter nicht mehr in Betracht. Schau, wenn sie dann eines Tages doch ihren schlechten Charakter zeigt, so nimmt man das Geld und geht ihr einfach durch."

Fritz schwieg, und Jakob erhob sich mit einem Seufzer, um den Tisch zu decken. Nebenher brachte er auch die Banknote beiseite; er faßte sie vorsichtig mit zwei Fingern an, als ob sie auf der Herdplatte heiß geworden sei, und trug sie zum Küchenschrank. Dort kam ihn aber das Gähnen wieder an, und weil er keinen Grund einsah, weshalb er sich seiner Sterblichkeit schämen sollte, so schämte er sich nicht, sondern hielt sich voll resignierter Schwäche am Küchenschrank fest und gähnte, daß ihm die Knie schlotterten. Darauf öffnete er den Schrank, legte die Note hinein und schloß ihn wieder. Schließlich trug er das Essen auf und hieß Fritz hersitzen. Als nun aber die Suppe gegessen war, und Jakob Gemüse und Fleisch hertrug, dachte er an den Schatz im Küchenschrank, und daß es bei so viel Geld unnötig sei, das Essen trocken herunter zu schlucken. „Ein Gläschen Bier wäre jetzt doch ganz gut zu dem Sauerkraut?" meinte er mit einem hübschen fragenden Augenaufschlag zu Fritz. Und als der nichts einwandte, lief er geschwind mit dem Krug nach der Wirtschaft nebenan; außer einem Liter Kardinalbräu brachte er auch eine Handvoll italienischer Zigarren mit, Brissago genannt, lange, pechschwarze, dürre Küppelreiser, Dinger wie vom Baum geschlagen, mit einem Strohhalm als Zugstück in der Spitze, ohne den sie wegen ihrer abenteuerlichen Länge überhaupt nicht zu rauchen gewesen wären.

Fritz hatte vorweg zu essen angefangen, und Jakob mußte sich beeilen, daß er ihm nachkam. Hatte Jakob also zunächst keine Zeit zur Unterhaltung, so hatte Fritz keine Laune dazu. Nur einmal sagte Jakob: „Das Bier ist

aber gut!" und Fritz nickte. Etwas später bemerkte Fritz, um auch kein Unchrist zu scheinen: „Das Fleisch ist heute lind," welches Lob Jakob mit dem bescheidenen Einwand mäßigte, daß es fast zu lind sei. Sonst aß und trank man schweigend, wie man nachher schweigend trank und rauchte. Denn die Dinge, die jetzt in Köpfen und Herzen spukten, waren nicht auszusprechen und sehr verwickelt, und die man aussprechen konnte, die hatten zunächst an Reiz verloren und machten nicht überall ein gutes Gewissen.

Schließlich konnte man aber, mit so großen Geldmitteln im Hinterhalt, auch nicht den ganzen Tag zu Hause sitzen bleiben — vom Arbeiten war ohnehin keine Rede mehr —; besonders Jakob, der heute noch keine Bewegung gehabt hatte, gelüstete es nach frischer Luft und Abenteuern. Als daher der Krug leer war, hoben sich die Brüder auf, schlüpften in ihre Jacken und setzten ihre Hüte auf die Köpfe. Fritz steckte die Zigarren und das Geld zu sich, fiel aber damit, da ihm heute der Kopf anders stand als sonst, zunächst die Treppe hinunter. Er hatte nicht den Verräter bedacht, der sich in jedes, auch das sicherste und vornehmste Haus, und wenn es durch hundert Detektive bewacht wird, in irgend einer Form einzuschleichen versteht, um immer etwas Verdruß zu stiften und wenn möglich den Leuten ein wenig nach dem Leben zu trachten. Hier war es eine Treppenstufe, in der sich gerade da, wo sie ohnehin die Bucht nach innen machte, ein Ast herausgeschafft und so glatt poliert hatte, daß jeder Schreinerlehrling sein Gesellenpatent darauf bekommen hätte. Am weisesten tat man, wenn man ihn überhaupt nicht betrat, sondern sich links oder rechts davon hielt; wenn die Brüder einmal abends etwas spät nach Hause kamen und das Bier besonders gut gewesen war, so besaß Jakob immer noch so viel Erinnerung, um seinen Bruder zu mahnen: „Der Ast, Fritz!" Nun, Fritz war weiter nichts passiert als eine kleine, heilsame Erschütterung des Hirnkastens, in welchem sich klar und hell das Bild seiner Braut ans Licht hervorschüttelte. An Zähnchen hatte er heute noch wenig und nur unfreiwillig gedacht und auch da mürrisch genug; jetzt kam ihm von ihr plötzlich etwas wie Tröstung und Rückhalt in Stunden der Anfechtung, und er empfand ein waches Verlangen nach ihrer Gegenwart.

Indessen stellten die Brüder ihre Füße auf die Straße, Jakob ein bißchen nach einwärts, und guckten nach Unternehmungen aus. Zuerst schauten sie nach ihrem Kahn und zogen ihn noch näher ans Land, denn das Wasser stieg, weil es in den Alpen gewitterte. Als Fritz dabei die Rocksäume und seidenen Strümpfe der Deutschen in den Sinn kamen, nahm er die Brissago aus dem Mund und spuckte in bedeutendem Bogen aus. „Du, wir wollen das Zähnchen haben!" erklärte er darauf. „Das Zähnchen muß her!"

„Jaha," stimmte Jakob bei. „Aber wie willst du's aus der Fabrik herkriegen?"

„Sie ist doch jetzt im Bureau!" erinnerte er. „Und um die Zeit ist keiner mehr dort, weil nichts zu tun ist. Wir wollen ihr einmal telephonieren."

„Du, telephonieren muß schwer sein," mahnte Jakob.

„Ach was, Zähnchen telephoniert auch und ist nicht klüger als wir. Man spricht eben hinein und hört, was der andere sagt."

Das leuchtete Jakob ein, und sie trotteten miteinander nach dem Postamt, wo sie etwas erregt in eine Fernsprechkabine krochen und zunächst einmal die Gebrauchsanweisung studierten. Darauf berieten sie, wie die Attacke auf die Fabrik zu unternehmen sei, und endlich wagte es Fritz, nahm schnell den Hörer ab und schrie auch sogleich mit erklecklicher Kraft hinein: „Numero 479!" Nun war er sehr neugierig, was weiter geschehen werde. Zu seiner Enttäuschug geschah nichts, denn das Amt hatte seinen Anruf noch gar nicht aufgenommen. „Rufe nochmal," riet Jakob. „Halt's Maul!" befahl Fritz aufgeregt und horchte angestrengt. Endlich knackte es im Hörer, und die Telephonistin meldete sich, Fritz meinte aber, es sei schon seine Braut. „He du, höre einmal," schrie er in den Schallbecher, „du mußt heut nachmittag frei machen; es ist etwas passiert. Was? Wieso? Mit wem? Mit dem Zähnchen halt, mit dem Emmy Plattner. Das Emmy Plattner kennt doch jedes in der Fabrik, das mit der Zahnlücke vorn. Was, das ist nicht die Fabrik? Was ist denn dort, verdammich? Das Amt? Die Nummer? Aha, die Nummer. Einen Augenblick. Die Nummer, Jakob, aber schnell! Also Numero 479, Schappefabrik Vondermühl und Kompagnie."

Nach diesem kleinen Mißverständnis hatte er aber auch die Befriedigung, nun sofort mit seiner Braut reden zu können. Er wiederholte seine Mitteilung von vorhin und erweiterte sie. „Der Jakob ist nämlich die Treppe hinuntergefallen. Du mußt da sehen kommen. Der Doktor? Ja, der ist auch dagewesen; er sagt, es muß Pflege her. Der Jakob ist ja so wehleidig; ich kann ihn nicht anrühren; wenn ich ihn nur etwas frage, so schreit er schon. Also du kommst gleich? Ist gut. Schluß!"

„Das wäre besorgt!" sagte er draußen, besser gelaunt, als ihn den Vormittag irgend jemand gesehen hatte. Jakob verhehlte sich nicht, daß ein ungeheurer Schwindel eingeleitet sei, aber andrerseits bewunderte er doch seinen Bruder, der so großartig lügen konnte, und die Aussicht, mit Zähnchen spazieren zu gehen, nahm ihm den letzten Rest von Bedenklichkeit. Doch als Folge der überstandenen Erregung fühlte er wieder eine bekannte Spannung im Brustfell. An der Ecke der Post blieb er stehen, um zu gähnen, was er so treuherzig und hingebend tat, daß mehrere Vorübergehende über ihn lachten. Er krümmte den Rücken und knickte in die Knie und seufzte dazu wie ein Estrich; nachher schüttelte er sich, weil er fror, und das alles geschah mitten in der warmen Sommersonne. Darauf bewegte er sich mit seinem Bruder einträchtig der mittleren Rheinbrücke zu, über die das Mädchen kommen mußte. Sie hatten beide die Hände tief in die Hosensäcke vergraben; von Zeit zu Zeit stießen sie mit den Ellbogen aneinander, und als Kapitalisten, die sie waren, nahmen sie großspurig die ganze Trottoirbreite ein.

So fand Zähnchen die Brüder mitten auf der Rheinbrücke stehen und

behaglich einem Taubenschwarm zugucken, der um den Turm der Martinskirche spielte. Zuerst stutzte sie, dann lief sie ihnen vollends zu und stieß ihnen so frisch in den Rücken, daß sie bei allen guten Nerven wie ein Mann herumfuhren.

„Was soll denn das heißen, einen Menschen so erschrecken und dann am hellen Tag mitten auf der Brücke Maulaffen feilhalten? Seit wann fliegen die Fische um die Martinskirche? Mir scheint, es seien Tauben, und euch kenne ich als Fischer, nicht als Jäger. Vom Jäger hat der Fritz bloß das Lügen und der Jakob von den Tauben das unschuldige Gucken, aber besser als der Fritz ist er auch nicht. Also, wie ist das mit der Treppe und dem Doktor und dem Pflegen? Heraus mit der Sprache!"

Nun, das Mädchen kannte nicht nur die Burschen, sondern die Burschen kannten auch ihr Mädchen; stand es ihm schon nicht uneben, wenn es ein bißchen schalt, so schien es ihnen doppelt so hübsch, wenn ihm der Mutwillen dabei aus den blauen Augen blitzte und um den Mund das Gelüsten nach ein bißchen Unternehmung verräterisch spielte.

„Ja, also der Jakob," erwiderte Fritz bedächtig, „der ist wirklich die Treppe heruntergefallen, aber er hat so gutes Blut, daß die Knochen schon wieder geheilt sind. Er kann dir nachher die Narben zeigen. Der Doktor hat sich auch gewundert, als ihm so unter den Händen das Bein wieder zusammenwuchs; er sagt, so etwas habe er noch nie gesehen. Er ist noch ganz verschreckt und kann meine Stimme nicht vertragen. Darum mußt du ja her, damit du mit ihm reden kannst den Nachmittag; du hast so eine feine Stimme."

„So, und wer bezahlt mir meinen Lohnausfall?" fragte Zähnchen lachend.

„Den muß Jakob natürlich bezahlen. Bespricht das mit ihm, so habt ihr gleich etwas zu reden. Wir wollen jetzt ein wenig herumbummeln; ich hab nämlich einen so großen Fischzug getan den Vormittag, daß ich ganz müde bin davon."

Zähnchen traute dem Frieden immer noch nicht ganz, aber es war vorerst aus dem närrischen Burschen nichts weiter herauszubringen, auch nicht, als sie wirklich böse werden wollte. Und Jakob tat vollends keinen Mund auf; er guckte nur immer das hübsche Mädchen an und freute sich wie ein Schneekönig über alles, was sie hören und sehen ließ. Er konnte sich nicht helfen, sie war nun eben sein Geschmack; er hatte noch kein Mädchen getroffen, das ihm so ganz und gar ohne jeden Abstrich und Einwand gefiel. Wenn Fritz ihm eines Tages etwa den Gefallen tat, ihr davon zu gehen, so brauchte sie sich keine grauen Haare wachsen zu lassen über die Frage, wo sie nun einen andern hernehmen sollte; er war bereit, sie zu heiraten, und wenn sie sechs lebendige Teufel an den Schürzenzipfeln hinter sich her zog, an jedem drei. Sein Hauptkummer bestand daher in der Einsicht, daß er sich nicht viel Hoffnungen auf einen solchen Fall machen konnte; Fritz, der früher nicht länger als vier Wochen mit einer Freundin ausgehalten hatte, verbiß sich nur immer fester in das hübsche Mädchen und hatte einen langen und breiten

Hochmut damit vor den Leuten. Was blieb also Jakob anderes übrig, als ins Leere zu gähnen? Tatsächlich hingen diese eigentümliche Krankheit und sein innerer Zerfall eng mit seiner aussichtslosen Liebe zu Zähnchen zusammen; früher hatte er nicht öfter gegähnt als irgend ein Bursch seines Schlages. Er fühlte sich zwischen den jungen Leuten furchtbar alt und ergebnislos und schämte sich vor ihnen; dies Gefühl steigerte sich manchmal bis zum Gram, und dann begann er zu gähnen wie ein Hund.

Als Zähnchen fand, es sei genug gestritten und gescholten, ließ sie das Ding gut sein und hieß die Brüder noch eine Viertelstunde mit dem Bummeln verziehen, indessen sie geschwind nach Hause lief, um sich ein bißchen herzurichten. Nicht später, als sie vorausgesagt hatte, konnten die Brüder sie an ihrer Haustür hübsch angezogen in Empfang nehmen, in einem leichten, blauen Sommerkleidchen, mit einem schwarzen Samtbändchen um den Hals und einem weißen Hut, der ebenfalls mit schwarzen Samtbändern und einigen weißen Margritten garniert war. Wie nun aber beschlossen werden sollte, was man überhaupt anfangen wolle, geriet man in einige Verlegenheit, denn so wenig jener witzige und wohllebige Menschenschlag, der die Stadt bevölkerte, dazu neigte, das Prinzip der Arbeit zu übertreiben, so scharf wurde darauf gehalten, daß niemand die Lust am Umzug privatim betätigte, denn dazu hatte man die Schützen-, Sänger-, Musik-, Gedenk- und Zunftfeste, nicht zu reden von der Fastnacht und der Greifenfahrt; wer dem lieben Gott die Arbeit um die Ohren schlagen wollte, der fand für sein Vorhaben genug Weinstuben und neuerlich auch Cafés, wo er stets Gleichgesinnte treffen konnte, die gern eine Partie Jaß mit ihm spielten. Nun mochte aber Zähnchen nicht in einer Wirtschaft sitzen, und da sonst für den Nachmittagsbummel nicht so liebevoll vorgesorgt war, wie in kleinen deutschen Residenzen, so war man schließlich froh, als das Mädchen Schaufenster zu sehen begehrte. So ging man denn Schaufenster ansehen, Mode, Bijouterie, Wäsche, Schuhe, Konfektion, Hüte, wie man sie fand und wie sie der deutsche Warenmarkt für die Schaulust der Einheimischen ausgestattet hatte. Fritz machte allerhand kurzweilige Bemerkungen, Jakob tiefsinnige, aber Zähnchen war scharf bei der Sache, denn es verging keine Stunde des Tages und der Nacht, wo sie nicht ihre Ausstattung in der Seele erwog, und es geschah nichts um sie herum, das sie nicht dazu anregte. Las sie von einem Einbruch, so dachte sie an eine derbe Sicherheitskette an der Tür. Bei Mondschein stellte sie sich dünne, durchbrochene Scheibengardinen vor, und bei Regenwetter wenigstens eine Kokosmatte, um darauf die Füße abzustreifen.

In der Zeit überlegte Fritz, was für die fünfzig Franken der deutschen Komtesse nun eigentlich zu kaufen sei. Einen Küchenschrank hatte man schon, und auch von den übrigen Notwendigkeiten fehlte nichts mehr. Dagegen wünschte sich Zähnchen schon immer ein feines Sofa, wie man sie jetzt hatte, modern, mit Umbau, mit einem noblen, kurzweiligen Stoff bezogen und hübsch

verziert. Wenn Fritz zu der Banknote noch etwas Erspartes hinzulegte, so war es vielleicht möglich, dem unternehmenden Mädchen, das nun einmal nicht gern hinter seinen Freundinnen zurückstand und es auch nicht nötig hatte, die Genugtuung zu verschaffen. „Wir wollen noch Möbel ansehen," schlug er daher vor, als man vor den Schaufenstern eines deutschen Warenhauses stand. „Möbelansehen ist immer kurzweilig." Diese Erklärung stand zwar im Widerspruch zu anderen Äußerungen, die weit verdrießlicher geklungen hatten, aber Zähnchen fühlte sich wie alle Leute von Widersprüchen nur geniert, wenn sie durch sie um etwas zu kurz kommen sollte; konnte sie sich vernünftigerweise von der Unternehmung kein großes Stück Zuwachs zum Hausrat versprechen, so hoffte sie doch, ein Bild oder ein Nippfigürchen dabei herauszuschinden, und war daher gern bei der Partie. Jakob trottete gläubig hinterher. Nun war da in dem Warenhaus genug zu sehen, vom Strumpfhalter bis zum Grammophon und von der Mastgans bis zu den goldnen Brillantringen für vier Franken fünfzig Rappen; aber er hatte heute wieder nur Augen für die Braut seines Bruders, und zwar traurig anbetende, und wenn er sonst etwas bemerkte, so geschah es bloß, weil Zähnchen davon sprach und sich dafür interessierte, und dann schien es ihm immer etwas unbändig Schönes oder Spannendes zu sein.

Unterdessen schob man sich anschauend dem Möbellager zu. Da gab es nun Betten und Schränke in allen Arten, Hölzern und Stilen, französische Königsmöbel in sächsischen Fabriken gemacht, Nachttische im Jugendstil, dessen Vorräte immer noch nicht aufgebraucht waren und der immer noch verspätete Liebhaber fand, und Kommoden und Waschtische im allerneusten reichsdeutschen Empire. Aber die für Zähnchen zugleich höchste und faßbarste Herrlichkeit war ein ganz bestimmtes Sofa mit Umbau, das zu ihrer Befriedigung immer noch dastand und über alle andern Sofas samt Diwans und Polsterstühlen rühmlich weiter präsidierte. Es war ein Möbel aus preußischem Fichtenholz, in Mahagonifarbe gebeizt und von wirklich kühner Erfindung und Ausführung. Links und rechts erhob sich je ein Kasten oder Turm in Mannshöhe, von einem zierlich gedrechselten Geländer gekrönt, hinter dem links ein wohlbemalter Faust und rechts ein ebensolches Gretchen, beide als Idealbüsten, in ihren bekannten Charakteren ungewiß in die Zukunft blickten. Die Kästen hatten Türen mit kleinen, aber heftig gelben Schlüssellochplatten und Griffen, welche durch ihre kühn geschwungenen Formen den festen Entschluß kund taten, unter allen Umständen aufzufallen. Sie standen bei eingelassenen Türfeldern in der ungefähren Gestalt von heraldischen Schilden, die aber durch irgendeine Gewalt von links unten nach rechts oben schräg verschoben worden waren, wodurch sie ein ebenso betrunkenes als furchtloses Ansehen gewannen. Die unteren Felder waren ausgefüllt durch je ein gepreßtes und bronziertes Eisenblech, worauf links die aufgehende und rechts die untergehende Sonne dargestellt erschien; der Unterschied war dadurch angedeutet, daß links die Sonne in der

rechten und rechts in der linken Ecke ſtand, wodurch der ganze Bau den Eindruck erweckte, als ſchiele er nach ſeiner Naſenſpitze, die man ſich dann ziemlich tief unter dem Boden vorſtellen mußte. Ferner war zu beachten, daß man die Zinnen der beiden Türme über dem Sofa hinweg durch ein laufendes Geländer miteinander verbunden hatte, und zwar von derſelben Arbeit, die man auf den Türmen ſehen konnte. Dort befanden ſich einige Teckel, die das Männchen machten, teils im Zylinder, teils mit einem Tuch um den Kopf, und ſie ſahen alle ausnehmend verſchlagen und verſtändnisinnig drein, auch die, die Zahnſchmerzen hatten. Zähnchen wußte bereits, daß die Teckel wie das berühmte Paar auf den Turmzinnen mit dazugegeben wurden, nur um mit dem Beſtand zu räumen, und der Preis fürs Ganze war aus demſelben Grund wirklich ſagenhaft niedrig. Unter dem laufenden Geländer hin zog ſich ein Kachelfries in Weiß und Grün, auf dem Fiſche zwiſchen Waſſerpflanzen ſtanden, und darunter auf der Stoffbeſpannung, die nun begann, wiederholte ſich dies Motiv, aber mehr ins Grünbraune ſpielend und in die Höhe komponiert, mit kindergroßen Schilfblättern und Seeroſen und mit Fiſchen, die eine ganze Rückenbreite einnahmen.

Es iſt leicht verſtändlich, daß beſonders dieſe ſymboliſche Bilderei das Paar reizte, und daß Zähnchen als künftige Fiſcherfrau darauf brannte, ihren Freundinnen auf einem ſo paſſenden und ſinnvollen Sofa Platz anzubieten, ganz abgeſehen von allen andern Vorzügen, die es hatte. Auch Jakob fand das Seegrasmauſoleum ſchön; er durfte ſich auch darauf ſetzen und mußte geſtehen, daß man ſehr vornehm und feſt ſaß; nur meinte er, der Kopf liege nicht bequem, da die Rückwand gerade in der Höhe des Genicks nach vorn neigte. Aber Zähnchen ſagte, daß das Sofa auch nicht dazu da ſei, um bequem zu ſitzen oder etwa darauf herum zu liegen, ſondern ein ſolches Möbel habe man nur für die gute Stube und für Beſuch. Kurz und gut, die Unternehmung endete zu ihrer tiefen Überraſchung damit, daß Fritz den deutſchen Kulturgegenſtand käuflich erwarb, nachdem der Direktor der Abteilung, um die vorhandene Luſt zu fördern, mit dem Preis noch etwas heruntergegangen und Zähnchen, als ſie merkte, wie der Haſe laufen wollte, raſch gefaßt eingeſprungen war, um ihrerſeits den Verkäufer zu einem letzten und allerletzten Nachlaß zu treiben; der verbleibende Reſt ſollte mittelſt Abzahlung bewältigt werden.

Als dies Geſchäft nun erledigt war, empfand man allerſeits das Bedürfnis nach einer Erfriſchung. So verließ man das Warenhaus, um einem Café zuzulaufen, das man eine Straße weiter wußte. Nachher wollte man in den Kinematographen und abends in die Wirtſchaft zur Brotlaube, wo unbekümmert um Krieg und Kriegsgeſchrei ein alter wohlbekannter Komiker ſeine Poſſen trieb. Die Trottoirs waren voll von Militär und die Straßen und Gaſſen eng. Kriegsfuhrwerke, elektriſche Straßenbahnwagen, Droſchken und Automobile hatten oft ſtreckenweiſe nichts anderes zu tun als aufzupaſſen,

daß ſie einander nicht überfuhren, und wer in jenen Gegenden raſch und ſicher vorwärts kommen wollte, der ging zu Fuß. So wurde auch den drei Freunden die breitſpurige Neigung zum frontalen Vorrücken bald vertrieben; nachdem ſie ein paar Rippenſtöße und Flüche abbekommen hatten, machten ſie ſich beſcheiden hintereinander, um ſich im Gänſemarſch viel weniger großartig, aber wohler gelitten die Straßen entlang zu bewegen, Zähnchen voraus, dann Fritz und am Schwanz Jakob.

An einer Straßenkreuzung nun guckte plötzlich ein großer, gelber Hotelautobus mit furchtſamen Augen um die Ecke, tutete angelegentlich und wand ſich dann mit großem Rauch und Geknatter und mit vieler Vorſicht in das kleine Gewimmel der Gaſſe hinein. Als Fritz ſo von ungefähr die Blicke danach hob, ſah er zu ſeiner Beſtürzung die Rheinnixe von dieſem Vormittag darin ſitzen in Geſellſchaft eines Mannes von gutem Stand und Alter und einer Figur, der man wohl anſah, daß er etwas Tüchtiges in der Welt gewöhnt war. Ihm blieb ſofort das Herz ſtehen, aber nur auf einen Augenblick, dann tat es einen Ruck, als wolle es ihm aus dem Hals und geradenwegs in den Autobus hineinſpringen. Dazu blieb er wie an den Boden genagelt ſtehen, ſo daß Jakob, der gerade vor ſich hin träumte, mit der Naſe auf ſeinen harten Rücken aufſtieß und unſanft erwachte.

„Du, das iſt ſie jetzt!“ ſagte Fritz mit verſchleierter Stimme, indem er ſich halb nach ihm umdrehte.

„Wer?“ fragte Jakob und guckte blöde in die Karoſſerie hinein.

Fritz vergaß zu antworten, weil zufällig auch die Deutſche herblickte und ihn, wie ihm ſchien, erkannte; und weil der Wagen gerade über einen hervorſtehenden Pflaſterſtein rumpelte und einen kleinen Sprung tat, ſchwankte ſie etwas zur Seite, und das ſah aus, als ob ſie ihm zunickte. Sie hatte um ihren dunklen Schopf einen blauen Schleier gewunden, der ihr ein fremdartiges Herkommen aus Märchenbüchern oder aus fernen, ſehr klugen Ländern verlieh. Darunter trug ſie einen rohſeidenen Reiſemantel, und gerade zog ſie gelbe Lederhandſchuhe an. Das große Automobil tutete tief und ſanftmütig, und alles ſchwebte an ihm vorbei wie eine Elfenerſcheinung um Mitternacht bei Mondſchein, obwohl es hoher Tag war, und die Kanonen aus dem Sundgau gar nicht ſehr träumeriſch herüberdonnerten.

„Wer?“ fragte Jakob noch einmal, indem er neugierig Fritzens Augenrichtung folgte. Obwohl er auch jetzt noch keine Antwort bekam, da ihn Fritz überhaupt vergeſſen hatte ſamt der ganzen übrigen Welt, ſo kam ihm doch eine Ahnung davon, um was es ſich handelte, und er ſperrte noch geſchwind ſeine hübſchen Augen auf, um möglichſt viel von dem vorüberſchwebenden Bild zu erhaſchen. Häßlich ſchien es auch ihm nicht, und wie Fritz hatte er bemerkt, daß die Dame hernickte und ſogar mit der Hand winkte, während ſie den Handſchuh anzog. War ihm ſchon erzählenderweiſe das große Glück in die Knochen gefahren, das ein ſo naher Verwandter von ihm machen und

das ihn ebenso hätte treffen können, so übte der wirkliche Augenschein nun geradezu eine faszinierende und betörende Wirkung auf ihn aus. Er sah mit seinen eigenen ehrlichen Augen, daß es dergleichen auf der Welt wirklich gab, und nachdem er das einmal begriffen hatte, so schien es ihm auch kaum einen Unterschied mehr zu machen, ob die glückhafte Aufforderung nun an seinen Bruder oder an ihn direkt ergangen war; genug, sie war ergangen, und es konnte daran teilhaben, wer wollte, ebensogut wie an der Sonne, die über Länder und Meere schien und von der auch jeder glaubte, es sei seine Sonne.

Zähnchen war inzwischen weit vorausgekommen, fand sich auf einmal allein und wartete verwundert auf die Zurückgebliebenen. „Wo habt ihr denn gesteckt?" fragte sie, als sie endlich wieder herankamen.

„Hast du das Auto nicht gesehen?" fragte Fritz mit seltsam hüpfender Stimme zurück. „Das hat da vorn, wo die Gasse so eng ist, ein Gedräng gemacht; alles mußte warten."

Jakob tat wie immer keinen Mund auf und sah sie nur groß an. Schön schien sie ihm ja immer noch und begehrenswert; aber jetzt begriff er vielleicht zum ersten Mal, daß sie einem andern gehörte, ohne darüber klar zu werden, ob sie dadurch ihm entrückt sei oder er ihr.

Der Rest des Nachmittags und der Abend entwickelte sich, wie man verabredet hatte. Zähnchen bekam im Café eine Schokolade, während die Brüder charaktervoller jeder ein Glas Bier tranken, Fritz ein dunkles und Jakob ein helles. Darauf besuchten sie den Kinematographen und verließen ihn nach zwei Stunden, in denen sie viel lächerliches Zeug gesehen hatten, das ihnen aber lange nicht alles lächerlich vorgekommen war, mit der dumpfen Verwunderung darüber, wie handfest und derb ihnen draußen das wirkliche Leben vorkam nach all dem lautlosen und huschenden Schattenwesen. In der Brotlaube aßen sie saure Kutteln mit Bratkartoffeln und tranken ein steifes bayrisches Bier dazu; über den Komiker fingen sie nicht eher an zu lachen, als sie mit dem Essen bis auf den letzten Bissen fertig waren; dann amüsierten sie sich aber von ganzem Herzen und fanden alles teufelsmäßig und ausbündig lustig. Fritz tat selber diesen und jenen Einfall dazu und war in seltener Weise geweckt und voll unruhiger Eulenspiegelei. Jakob betrachtete ihn hie und da mit einem forschenden Blick und war von den dreien übrigens derjenige, der am wenigsten lachte. Gegen Mitternacht endlich brachte Fritz sein Zähnchen müde geguckt und satt gelacht zu seiner Haustür; Jakob wartete an der Straßenecke, bis die gewohnten Formalitäten abgetan waren; sie dauerten heute nicht lange. „Ihr habt's kurz gemacht diesmal," sagte er, als sein Bruder schon kam. „Sie ist müde," brummte Fritz, nun wieder in einem ganz andern Ton, gespannt und abwesend.

(Fortsetzung folgt.)

Von Eduard Mörikes Leben und Sterben.

Unveröffentlichte Berichte aus dem Nachlasse Wilhelm Hartlaubs.

Mitgeteilt von

Hanns Wolfgang Rath.

Wilhelm Hartlaub, der dem vierzehnjährigen Eduard Mörike wie durch einen Zufall im Uracher Seminar in wunderbar erwiderter Herzensneigung zum lebenslangen Freunde wurde und dessen Leben in einer ganz eignen, tiefinnerlichen Weise mitlebte und miterlebte, wäre, da er den Dichter um zehn Jahre überlebte, unstreitig dessen berufener Biograph gewesen. Geistig frisch und regsam bis an den letzten Tag, stand ihm der Heimgegangene immerdar so unmittelbar nahe noch, als ob dieser in vollem Leben bei ihm verweilte. Aus dieser unverwischbaren Nähe heraus wäre es gewißlich ein wunderlich-wundervolles Werk geworden; das hätte uns Hartlaubs Persönlichkeit ebenso verbürgt als die Umstände anspruchsloser Traulichkeit, die zwischen beiden Männern bestanden hatten. Aber die Bescheidenheit hat Hartlaub davon abgehalten. Auch mag sicher sein, daß dieser einmal aus Rücksicht auf die Nähe der Vergangenheit als weiterhin aus besonderem Zartgefühl zur eignen pietätvollen Erinnerung vieles vorenthalten haben würde.

Ein fast unübersehbarer Stoff lag zu einer biographischen Arbeit in Hartlaubs Hand: der durch mehr als ein halbes Jahrhundert mit Mörike geführte Briefwechsel mit seinen mannigfaltigsten Ergänzungen: den zahllosen Briefen von des Dichters Nächstvertrauter, der Schwester Clara, der abgeschlossene, aufschlußreiche Briefverkehr mit dem beiden Männern vertrauten Freunde Ludwig Bauer, Schreiben der Universitätsfreunde Nast, Käferle und andere mehr, und was allen diesen Quellen die ausgleichende Wage hielt, die eigene persönliche Erinnerung.

In stilistischer Hinsicht hätte Hartlaub keine Bedenken zu haben brauchen, denn er meisterte die ungebundene Sprache, ja, aus manchem seiner Briefe klingt uns der Glockenton einer verborgenen dichterischen Seele entgegen. Aber in Sachen des Herzens fühlte er ähnlich wie sein Freund Mörike: wie dieser es nicht über sich gewinnen konnte, für die Ausgabe der Schriften des 1846 gestorbenen Ludwig Bauer ein Charakterbild des seinem Herzen

naheſtehenden Freundes, unbeeinflußt von ſeiner Seele und ſeiner eigenen Ergriffenheit, zu zeichnen, ebenſowenig wollte es Hartlaub in bezug auf Mörike ſeine Sache dünken, das Leben des Verklärten unvoreingenommen widerzuſpiegeln.

So blieb das große Material bis auf Einzelheiten, die er den darum Bittenden, wie Baechtold, Günthert und Weitbrecht, preisgab, brach liegen, bis ſich um die Wende des Jahrhunderts gleichzeitig mehrere Mörikeforſcher an die Sichtung des Nachlaſſes begaben und mit vollen Händen aus dem überſprudelnden Quell ſchöpften. Und dieſer Brunnen iſt unerſchöpflich, und er wird es noch lange bleiben.

Iſt auch der größte Teil des Nachlaſſes an die zuſtändigen Stellen, an die Landesbibliothek in Stuttgart, und neuerdings ein weiterer, wichtiger Teil durch die Beſtimmung des durch Schickſalsfügung an Mörikes Geburtstag, den 8. September 1914, als Oberleutnant in der Marneſchlacht gefallenen Hartlaubenkels Guſtav Hahn an das Marbacher Schillermuſeum gelangt, ſo iſt noch ein erheblicher Beſitz den Hartlaubſchen Nachkommen geblieben, darin ſich eine Fülle von Material findet.

Noch wenige Wochen vor dem Kriege, an deſſen unmittelbare Nähe keiner von uns gedacht, im Juli 1914, hatten der Heimgegangene und ich Pläne über die Verarbeitung des damals noch vollkommenen Beſitzes ins Auge gefaßt. Nun iſt mir durch die Güte der Hinterbliebenen aus des Erblaſſers Sinne heraus das, was übrig iſt, zur Verwertung anvertraut worden. Außer den Bauerſchen Briefen und denen anderer gemeinſamer Freunde iſt es der umfangreiche Briefwechſel der Clara Mörike mit Wilhelm Hartlaub.

Die Schweſter des Dichters trat erſt in den Cleverſulzbacher Jahren Mörikes (1834—1843) dem Freunde ihres Bruders näher. Bekannt war ſie dieſem freilich ſchon ſeit ihren Kinderjahren. Zu irgendwelchem brieflichen Verkehr zwiſchen ihnen lag keine Veranlaſſung vor, ganz abgeſehen davon, daß ſie um zwölf Jahre jünger und noch ein Kind von erſt zehn Jahren war, als im Dezember 1826 Mörikes unruhvolle Vikarswanderſchaft begann. Teils bei der Mutter in Nürtingen, teils bei den Verwandten in Stuttgart weilte ſie in den folgenden Jahren, bis der in dem Pfarrdörflein Cleverſulzbach nach langem Zuwarten feſtangeſtellte Bruder Mutter und Schweſter in ſeinen Haushalt berief. Und daran hatte er wohlgetan, denn wirtſchaftlich war er durchaus unbeholfen.

Mit dem Eintritt Mörikes in den inneren Unfrieden der meiſt kurzfriſtigen Vikarſtellungen war eine zufällige unbeabſichtigte Entfremdung rein äußerlicher Natur zwiſchen ihm und Hartlaub eingetreten, die aber mehr als zehn Jahre anhielt, bis ſich die alte, innerlich ſtets bewahrte Freundestreue im Auguſt 1837 für alle Lebenszeit erneuerte: in Mergentheim, wo Eduard und Clara zur Kur weilten, begegneten ſich die Freunde wieder, und die Herzensgemeinſchaft feierte ihre nun zur Unſterblichkeit werdende Auferſtehung.

Die in Cleversulzbach zurückgebliebene Mutter, die den ernsten Hartlaub stets wertgehalten, ist voller Glückseligkeit über dieses Ereignis, davon die Kinder ihr berichtet hatten. Sie schreibt diesen am 4. September 1837 in einem bisher unveröffentlichten Briefe:

„Wie soll ich Euch meine Freude über die guten Nachrichten von Euch, wie meinen innigen Dank für Euere kindliche Liebe ausdrücken? — Solang es solche Freunde giebt, wie Du, lieber Eduard, sie hast, ist man nicht verlassen; Herr Hartlaub ist ein seltener Freund; Du wirst ihm noch vor Deinem Gehen schreiben, so grüße ihn doch von mir . . ."

Hartlaub hatte sich im Jahre 1833 bereits mit Constanze Kretschmer aus Ellwangen verheiratet, und es war selbstverständlich, daß die Gelegenheit wahrgenommen wurde, die Gattin dem Freunde vorzustellen. Die beglückenden Besuche in Mergentheim von dem nahen Wermutshausen, wo Hartlaub seit 1832 als Nachfolger seines Vaters amtierte, wiederholten sich und wurden freudig erwidert. Und bald nach der Heimkehr der Geschwister, die am 14. September erfolgte, kehrte Hartlaub zum ersten Male als Gast in das Cleversulzbacher Pfarrhaus ein, das schon durch den Aufenthalt von Schillers Mutter und ihren Tod daselbst historisch war.

Der ganz eingeschlafene Briefwechsel erwachte wieder und vermittelte in lebhaftem Wechsel innere und äußere Erlebnisse, Gefühle und Gedanken. Clara, deren Gütigkeit sich den Freunden und deren Kindern, die manchmal auf längere Zeit bei Mörikes weilten, in hingebender Weise erzeigte, trat bald teilnehmend in den Freundesbund ein, und sie wurde sogar die Patin der 1838 gebornen Hartlaubstochter. Mit Eduard vom 10. bis 28. Oktober dieses Jahres in Wermutshausen weilend, hob sie am Sonntage, den 14. Oktober, das Kind aus der Taufe.

Die Denkwürdigkeiten dieses Aufenthaltes hat Hartlaub handschriftlich aufgezeichnet und in einem Hefte „Zur Erinnerung an die Tage vom 10. bis 28. Oktober 1838. Der besten Freundin und Gevatterin Clara gewidmet von C. und W. H." übersandt.

Als Widmungswort steht auf der Eingangsseite: „Nachfolgendes hat man gemeinschaftlich aus dem Gedächtnis aufgeschrieben in einer Stunde des süßesten Nachgefühls und der lebhaftesten Vergegenwärtigung der schönsten Tage, und wünscht, daß auch die Freunde derselben sich dabei gerne und bequem erinnern möchten."

Bald nachher trat Clara mit der neuen Freundin Constanze Hartlaub in schriftlichen Verkehr, dem sich auch gelegentlich ein Brief an Wilhelm beigesellte, in dem sie den Adressaten anfangs noch mit der respektvollen Anrede „Herr Pfarrer" und „Sie" ansprach.

Clara, von Natur zur Anmut und Hingabe an alles Innige und Zarte neigend, wurde unter dem Einflusse des feinsinnigen, märchenverträumten, scheu allem Lauten und Oberflächlichen abgekehrten Bruders mehr und mehr

zur Idealistin begnadet. Rein und bildschön spiegelt sich ihr Wesen in den liebreichen Blättern, die von ihrer bis in ihre letzten Tage sich stets gleichbleibenden schmalen Handschrift bedeckt sind.

Ängstlich hält ihre Seele Wacht über die Freundschaft. Rührend lesen sich die mehrmals wiederkehrenden Versicherungen ihrer gleich verteilten Gefühle für den Freund wie die Freundin:

„Seht," schreibt sie zu Pfingsten 1854, „es gibt sich von selbst so, daß ich mich zeitenweise mehr an sie, bald wieder mehr an dich wende; es muß sich aber deshalb nur nie einer ausgeschlossener ansehen, steht Ihr doch beide unzertrennlich in meinem Herzen, und ich kann zwar wohl an ein Einzelnes schreiben, aber nicht leicht an ein Einzelnes denken."

Gewiß verdankt die Freundschaft zwischen Mörike und Hartlaub der Schwester des Dichters nicht wenig: in Zeiten der Enttäuschung, die durch den Eintritt der katholischen Margarethe von Speeth, der späteren Gattin Mörikes, in den Gesichtskreis der Geschwister das Freundschaftsband zu Hartlaub zu zerreißen drohte, war sie die gerechte Verteidigerin und Fürsprecherin, die mit unendlicher, edler Geduld alles ertrug und ebnete und die kummerreichen Verhältnisse, die später im Heim und Herzen Mörikes sich einnisteten, mit ihrem ehrlichen, unzerstreuten Gemüte milderte. Wie vielmals lesen wir es aus ihren in kritischen Zeiten an Hartlaub gerichteten Briefen heraus, ohne daß sie sich selbst des geringsten Verdienstes rühmt. Vergebens sucht man nach einer rechthaberischen, unlauteren Gesinnung in diesen Briefen, in denen ihre Herzensmilde wie eine wohlige Sonnenwärme sich offenbart. Das Wohlergehen aller liegt ihr am Herzen: der Frieden zwischen den Freunden, der Frieden zwischen dem Bruder und der Schwägerin, ein gutes Einvernehmen zwischen Gretchen und Hartlaubs.

Ergreifend ist auch die schwesterliche Liebe, mit der sie dem Bruder die Bitternis zu versüßen sucht, die seine letzten Lebensjahre mit Leiden und Schwermütigkeiten zu überschatten droht, ergreifend, wie sie, als der geliebte Bruder nicht mehr imstande ist, den Freunden selbst zu schreiben, die Feder übernimmt und den trüben Abendschein in Mörikes Leben diesen gegenüber immer wieder mit neuer Hoffnung bis in die letzten Tage und Stunden verklärt und über den Tod des Dichters hinaus, bis zu Hartlaubs Heimgang diesem, und bis an ihr eignes, viel späteres Ende anderen die treue Liebe zu dem Bruder heilig hält.

Von besonderem Interesse sind die Berichte, die sie Hartlaubs über das lange Leiden und Hinsterben des Dichters übermittelte: sie enthalten die zuverlässigen Angaben, die wir über den Abschluß dieses innerlich reinen und reichgesegneten Lebens besitzen, und die Antworten Hartlaubs und seine Mitteilungen an die fernweilende Gattin und Töchter ründen aus eigner Anschauung und Meinung in dieser Zeit das Bild von des Freundes Leben und Schaffen zu einem harmonischen, mit tiefer Wehmut durchsetzten Ganzen ab.

Um den Umständen gerecht zu werden, ist es nötig, ein paar Seiten in Mörikes Lebensbuche zurückzublättern, die die Hand der Schwester Clara den Freunden in Stöckenburg, Hartlaubs letztem Pfarrsitze, brieflich beschrieben hat. Das Dunkel, das über dem Mörikeschen Heim in den Sommertagen 1873 lag, erhellt sich einigermaßen aus ihren knappen Mitteilungen. Eine breitere Schilderung aller Einzelheiten, die offenbar liegen, versage ich mir aus naheliegenden Gründen und nicht zuletzt deshalb, um nicht eine vor fast zwölf Jahren in zwei Blättern begonnene Polemik, die sich in konfessionellem Widerstreite verlor, zu Gunsten der einen oder anderen Partei nochmals zu beleben, wenngleich solche in keinem Falle dem längst wohlbegründeten Dichterlorbeer Mörikes ein Blatt rauben könnte.

Am 13. Juni 1873 teilt Clara Mörike Hartlaubs Folgendes mit:

„Nur in Eile ein paar Worte, und zwar die Anzeige, daß G. (Gretchen) auf unbestimmte Zeit nach Nürtingen abgereist ist. Zu den Kindern sprach sie von acht Tagen; wir sind aber überzeugt, daß sie länger ausbleibt, vielleicht sogar über Fronleichnam nach Eutingen ging. Welche Stille und welcher Frieden ist jetzt wieder im Hause. Wir leben aber noch wie im Traum und fühlen uns todesmatt. Tausend Dank für eure liebevolle Einladung; gewiß machen wir später mit innigster Freude Gebrauch davon . . ."

Am 30. Juni, Montag, kehrte Gretchen zurück; am 2. Juli verlobte sich Mörikes ältere Tochter.

Clara teilte am 3. Juli 1873 Hartlaubs dieses wichtige Ereignis mit und fuhr fort:

„So lebt man denn jetzt so obenhin freundlich und friedlich zusammen; ob sich was bleibend Gutes noch weiter daraus entwickeln kann, steht dahin — ich will für den Augenblick nicht darüber hinausdenken, sondern dankbar sein, daß es so ist. Wir alle wandeln eigentlich nur so wie im Traume . . . Welch ein munteres Leben ist jetzt im Hause —. . . wie ist alles so verändert als wie mit einem Zauberschlag — Gott, wie gnädig und barmherzig bist Du! Nach einem solchen Sturm einmal wieder Sonnenschein . . . Eduard stellte sich heute als ein ganz heitrer Schwiegerpapa dar! . . ."

Groß war die Überraschung bei Hartlaubs; die Glückwünsche zeugen von der ehrlichen Gesinnung für die ganze Mörikesche Familie, Gretchen mit eingeschlossen.

Constanze Hartlaub schreibt aus Stöckenburg, den 8. Juli 1873:

„Was hast Du uns gestern für merkwürdige Nachricht mitgeteilt! Wir waren Alle in einem ganzen Aufruhr von Freude, daß Eurem Hause dies Neue, Schöne zuteil wurde und Euer ganzes Sinnen und Handeln so eine freudige Richtung genommen hat . . . In Eurem Hause wird es nun sehr lebhaft hergehen, bis alle die Freunde ihre Glückwünsche dargebracht haben. Wie gut wars jetzt doch, daß G. vorher heimgekehrt war; Ihr hättet Euch

ja doch nicht allein entscheiden können, und diese Freude wird sie auch herausreißen aus ihren Gedanken."

Und Hartlaub schreibt am Schluß eines langen, von seiner Reise nach dem Harz berichtenden Briefes, der in humoristisch herzlicher Form die Glückwünsche übermittelt:

„Und noch Eins: kommt bald hierher, damit wir uns mündlich freuen und mitteilen."

Auf welchen Grund hin kam es nun schon in den folgenden Tagen zu dem letzten, das Band zerreißenden Konflikte zwischen Eduard und Gretchen Mörike? Und an wem lag die Schuld?

Hartlaubs hatten eingeladen. Eduard war, wie aus den Briefen der Zeit hervorgeht, der Ruhe sehr bedürftig, er hatte sich schon vor dem Familienereignis matt gefühlt. Nach einem sichern Beleg von großer Wichtigkeit, worüber ich mir bei anderer Gelegenheit eingehende Mitteilung vorbehalte, weilten als Gäste in Stöckenburg vom 12. Juli bis zum 23. August: Eduard, Clara und die damals sechzehnjährige Marie, die jüngere Tochter. Clara kehrte am 6. August für einige Tage nach Stuttgart zurück und stellte sich am 11. August wieder bei Hartlaubs ein.

Fanny, die ältere Tochter, blieb in diesen Tagen naturgemäß lieber in der Nähe des Verlobten, und die ihr besonders nahestehende Mutter mochte sich nicht entschließen können, sie ganz allein in der Wohnung zu lassen. Da Gretchen indessen mit Hartlaubs niemals richtig harmonierte und in gewissem Sinne auf die Freundschaft eifersüchtig war, ist die Annahme wohl richtig, daß sie den gerade in dieser Zeit erfolgenden Fortgang der anderen Familienglieder mißfällig aufnahm, daß Auseinandersetzungen die Folge waren, die sich zu unliebsamen Szenen auswuchsen, die das weiche Gemüt des müden Dichters angriffen und eine nachhaltige Wirkung nicht verfehlten.

Der 12. Juli 1873 ist jedenfalls als der kritische Tag in Mörikes Ehegeschichte anzusehen: die Gatten sahen sich nicht mehr wieder bis wenige Tage vor des Dichters Ende. Die Versöhnungsversuche Claras in den Augusttagen blieben erfolglos. Die Stöckenburger Gäste zogen es aus diesem Grunde vor, einstweilen nicht nach Stuttgart zurückzukehren: sie ließen sich vorerst abwartend in dem altlieben Lorch nieder. Eduard litt außerordentlich unter dem Bewußtsein, daß sich die scharfen Gegensätze, die sich schon anderweitig offenbart hatten, so sehr verschärft hatten. „Er wollte mir schon ein paarmal schwermütig werden," berichtet Clärchen von Lorch aus am 28. August an die Freunde.

In Lorch fanden sie indessen die gewünschte Ruhe nicht. So suchte Clara einen geeigneteren Ort aus für den Herbstaufenthalt, und sie fand in dem nicht weit von Cannstatt gelegenen Fellbach in einem Landhause, das weitläufigen Verwandten Mörikes namens Breyer gehörte, eine günstige Gelegenheit (Mörikes Großmutter väterlicherseits war eine geborne Charlotte

Breyer, nicht zu verwechseln mit Mörikes Mutter Charlotte Dorothea geborne Beyer). Am 11. September, wie aus einem, den Umzug und die näheren Umstände beschreibenden Briefe Claras an Hartlaub hervorgeht, fand der Einzug in Fellbach statt, während Gretchen mit Fanny noch in der Stuttgarter Wohnung, Reinsburgstraße 67 II, wohnen blieb.

Der endgültigen Haushaltstrennung waren von Lorch aus noch ein zweites Mal Versuche vorangegangen, den Zwiespalt zu überbrücken, und zwar mit Hilfe der Mutter des Bräutigams, die nach Lorch geladen worden war; allein auch diese scheiterten, weil die Vermittlerin beharrlich zur Partei Gretchens hielt. Dem leidenden Mörike blieb nichts mehr übrig, als sich in die unerquickliche Lage zu schicken. Den Umzug vollbrachte Clara mit Hilfe der Stuttgarter Freundinnen Luise Walther, der bekannten Silhouettenschneiderin, und Marie Hirt. Noch einmal mußte sich Clara bei dieser Gelegenheit herben Demütigungen aussetzen, deren Einzelheiten hier nicht geschildert werden können.

In der frischen Natur Fellbachs erholte sich der Dichter einigermaßen, so daß er sich sogar, wie aus Briefen Hartlaubs hervorgeht, mit der schon länger begonnenen Überarbeitung des „Nolten"-Romanes beschäftigen konnte. Er empfing gern Besuche, die ihn angenehm zerstreuten: Hemsen, Vischers Schwiegersohn, weilte bei ihm, Fanny besuchte mit ihrem Bräutigam den Vater, Ende September stellte sich Hartlaub ein, und im Oktober Constanze.

Aber im November mußte der Aufenthalt abgebrochen werden: die fallende Spätherbsttemperatur verbot das Wohnen in dem primitiven Gartenhause; zudem fiel dem spärlich bemittelten Dichter die Unterhaltung zweier Wohnungen auf die Dauer recht schwer. Wie eine Erlösung für ihn war es daher, daß Gretchen um diese Zeit Stuttgart mit Fanny verlassen und sich in Mergentheim, ihrer Heimat, auf ihre Kosten versehen hatte. Mörike konnte mit Schwester und Tochter getrost heimkehren, die große Wohnung bei der bevorstehenden Erledigung des Kontraktes räumen lassen und Mitte Dezember in dem kleinen, abgelegenen Logis, Forststraße 35, einziehen. Hier genoß der gealterte Mann unter guter Pflege einen geruhigen Winter, die Noltenarbeit wurde noch, mit Unterbrechungen, um ein gutes Stück gefördert, bis er im September 1874 endgültig die vollkommene Vollendung durch gesteigertes Unwohlbefinden aufgeben mußte.

Am 8. Mai unternahm man auf die Einladung seiner Base, der Baronin von Phull, geborne Mörike, zu dreien einen Ausflug nach Obermönsheim, besuchte das altvertraute, nahegelegene Wimsheim, Hartlaubs ehemaligen Pfarrsitz, in dem Mörikes oft frohe Gäste gewesen, von dort aus noch einmal; und in den Monaten Juni/Juli finden wir alle noch einmal in trautem Freundeskreise auf dem Waltherschen Besitztum in Bebenhausen bei Tübingen frohgemut versammelt. Aus dieser Zeit haben wir die letzten charaktervollen

Bildnisse des Dichters, von der Schere der edlen Freundin und Gastgeberin mit sicherem Riß geschnitten.

Am 1. August kehrten alle wieder in die Forststraße zurück, und am 8. September wurde die letzte, stille Geburtstagsfeier begangen, zu der sich auch Hartlaub, auf der Durchreise zu seiner in Cannstatt verheirateten jüngsten Tochter Marie, einstellte. Er fand seinen Freund in schöner Frische, körperlich und geistig regsam. Es waren die letzten guten Stunden Mörikes: die mancherlei Störungen durch Besuche an diesem Tage hatten ihm wohl über seine Kräfte zugesetzt.

Eine Woche später, am 15. September 1874, berichtet Clara den Freunden:

„Der liebe Ed. liegt seit deinem Abschied von uns zu Bette an einem heftigen rheumatischen Schmerz an der rechten Seite. Dazu gesellte sich noch einige Tage später ein Ruhranfall. Gottlob, es geht jetzt mit beiden Übeln besser, doch von Aufstehen ist noch keine Rede."

Diesem Briefe hat Mörike vom Bette aus am Rande folgende offenbar überhaupt allerletzte Zeilen an Hartlaub beigefügt:

„Die Lichtenberg-Bände [1]) möchten für die diesmalige Cannstatter Sendung zu viel sein, daher ich nur den Ambros schicke, den ich aber in etwa 8 Tagen wieder heimgeben sollte. Bei deinem kurzen Hiersein, liebster Freund, ist leider Manches zwischen uns unbesprochen geblieben, das nun auch in Stöckenburg nicht nachgeholt werden soll! 3 große italiänische Haselnüsse vom 8. Sept., die ich dir zum Stecken in euren Garten mitgeben wollte, und beim Abschied vergaß, sollen gelegentlich folgen.

Lebt wohl, ihr teuersten Getreuen! Ed."

Die von Clara geschilderten Übel bilden den Ausgangspunkt zu Mörikes letzter Krankheit, von der er sich nicht mehr aufrichten sollte.

Am gleichen Tage schrieb Clara noch einen Brief an Hartlaubs Cannstatter Tochter (zu einer Paketsendung), in dem es unter anderem heißt:

„In Betracht alles dessen, wie es jetzt bei uns steht, und was durch den bevorstehenden Umzug für dringende Geschäfte meiner warten mit Herrichtung unserer Haushaltungsgegenstände, so haben wir die Reise nach Stöckenburg aufgegeben, zwar mit schwerem Herzen, aber es geht nicht an."

Die Angabe der Biographen von einer wirklich in dieser Zeit ausgeführten Reise zu Hartlaubs beruht demnach nur auf einer Vermutung, die

[1]) Mörike hatte eine Vorliebe für Lichtenberg; von seiner alten Handausgabe (Wien 1817, in fünf Bänden) entdeckte ich bei einem Antiquar vor zwei Jahren zufällig die Bände III—V und erwarb sie. Es findet sich in jedem Bande Mörikes Namenseintrag (mit ck geschrieben, was auf sehr frühen Besitz deutet). Mancherlei interessante Bemerkungen seiner Hand finden sich ferner darin vor. Die in obigem Brief erwähnte Lichtenberg-Ausgabe ist ohne Zweifel die ihm von Hemsen zur Rückkehr von Bebenhausen am 1. August 1874 gewidmete Ausgabe in acht Bänden von 1867 gewesen. (Siehe auch Katalog 11 der Antiquariatsfirma Strohmetz in Ulm, unter Nr. 1114.)
Der Verf.

hierdurch widerlegt wird. In Hartlaubs Aufzeichnungen ist für den Rest des Jahres 1874 und auch für das Jahr 1875 keines Aufenthaltes Mörikes in Stöckenburg mehr Erwähnung getan. Am 6. November indessen erfolgte der (schon erwähnte) nochmalige Wohnungswechsel (Moserstraße 22 III). Die damit verbundenen Unbequemlichkeiten haben des Dichters Befinden nicht günstig beeinflußt. Die Leiden verstärkten sich immer mehr, und zu allem erfüllte ihn der Gesundheitszustand der Tochter Marie, die ein Jahr nach des Vaters Tode starb, mit großer Sorge. Die strengsten Wintermonate gingen hin: Mörike konnte durch Besuche noch aufgeheitert werden. Aus den Vorfrühlingstagen des Jahres 1875, vom 4. März datiert, interessiert ein Brief von einiger Wichtigkeit, der eine wesentliche Verbesserung zur Familienforschung, deren sich der verstorbene W. Camerer in Urach unterzogen hat, gibt, nämlich zu dem Schicksal von Mörikes jüngstem, 1813 geborenen Bruder Adolf[1]).

Clara schreibt: „... warf es den lieben Eduard wieder auf ein Neues darnieder; gut wars ihm ja ohnehin immer noch nicht, allein unsere Besorgnisse stiegen dann erst auf eine rechte Höhe und gab auch sonst allerhand durchzumachen. Jetzt Gottlob geht es besser, wenigstens mit dem kranken Magen, was mir immer die Hauptsache war, dagegen der Rheumatismus sitzt noch so fest als je. Er ist seit ein paar Tagen die meiste Zeit außer Bett, doch viel auf dem Sopha liegend, der nun im braunen Zimmer an einer warmen behaglichen Wand steht. Unser guter Doktor (Fetzer), welcher sich sehr bewährte, und fast gar keine Medizin gab, sondern nur Ruhe und eine gewisse Diät verordnete, ist nun mit seinem Zustande ganz zufrieden, nur die Schwäche ist noch groß, deshalb er verlangt, daß der Reconvalescent alle 2 Stunden etwas Stärkendes essen und trinken müsse, zu dessen Behuf der wackere Mann gestern selbst 2 Flaschen dunkelsten Wein ins Haus sandte. Die getreue Frau Mörike[2]) läßt es auch nicht fehlen an diesem und jenem, fette Hühner u. Kapaunen, dazu meist schon alles bereitet. So wollen wir denn hoffen unter Gottes Segen werde alles so anschlagen, daß er bald wieder zu guten Kräften kommt. Mit Sehnsucht sieht Fetzer der besseren Witterung entgegen, um ihn in die freie Luft schicken zu können, was denn auch seiner Stimmung am entschiedensten aufhelfen wird ... Seit Sonntag [28. Februar] beherbergten wir einen lieben Gast, unsern Neffen Eduard Mörike[3]) aus München. Derselbe kam direkt von einer Geschäftsreise von Dresden her ... Durch Ed. erfuhren wir erst, daß Dresden seit einem Jahr der Aufenthalt von Adolf und seiner Frau[4]) war u. wahrscheinlich vom Ersteren auch bleibt — denn

[1]) Vgl. dreizehnter Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1908/09, S. 109—112, Nachtrag Camerers zu seiner Sonderschrift „Eduard Mörike und Klara Neuffer". Der Verf.

[2]) geb. Seyffer, die Gründerin des Frauenstiftes in Neuenstadt a. d. L.

[3]) Sohn von Louis Mörike († 1886), des Dichters Bruder.

[4]) Adelheid, geb. Hauff, aus der Familie des Dichters Hauff.

Letztere lebt nicht mehr. — Hört, wie merkwürdig. Ed. hatte auch keine Kenntnis, daß sein Onkel in Dresden eine Wohnung habe; so saß er Abends bei einem Glas Bier im Gasthof bei der Eisenbahn, da tritt ein Herr auf ihn zu u. sagt: bist du nicht der Eduard? Und das war der Onkel Adolf. An seinem zerstörten Aussehen merkte er gleich, daß ihm was Arges begegnet sein müsse, u. Adolf erzählte ihm nun unter einem Strom von Tränen, daß er soeben von einer Geschäftsreise komme, und nun seine teure Frau nicht mehr antreffe. Er habe auf der Reise in einem Wirtshaus ein Zeitungsblatt gelesen, u. stoße auf folgende Anzeige im Dresdener Blatt: ‚Gestern ist in ihrer Wohnung auf der Ammonstraße eine Frau, deren Mann abwesend ist, an der Einatmung von Kohlendämpfen gestorben; alle Wiederbelebungsversuche von Seiten des Arztes sind vergeblich geblieben.' Adolf wie vom Schlage gerührt, telegraphiert augenblicklich an ein befreundetes Haus, Sekr. Förster, wo seine Frau fast täglich als gern gesehener Gast aus u. einging, ob derselben doch nichts widerfahren sei? Darauf lautete die Antwort, er solle nur sogleich selbst kommen. Herr Förster empfing den Adolf am Bahnhof u. so erfuhr auch Ed. zugleich seine Mitteilung. Försters vermißten Adelheids Erscheinen im Hause etwa zwei Tage; den dritten gingen sie, um nach ihr zu sehen, fanden aber die Glastüre in den Vorröhrn geschlossen, so kam sie alsbald eine Sorge an; man schickte zu einem Schlosser u. ließ die Türe öffnen. Wie sie ins Zimmer traten fanden sie die arme Frau tot auf dem Sopha sitzend. Die Klappe am Ofen fand man zugefallen, was auf die Vermutung schließen ließ, der herausströmende Kohlendampf habe sie getötet, möglich wäre es aber immerhin, daß es ein einfacher Herzschlag gewesen. Sie war natürlich bereits begraben, als Adolf zurückkam, denn das Zeitungsblatt kam ihm erst später zufällig in die Hand. Ich hätte von Ed. zu gerne mehr herausgepreßt, er konnte mir aber nicht dienen, weil er den Adolf, welcher fast außer sich vor Schmerz gewesen sei, nichts weiter fragen wollte, sondern ihn eher ein wenig von seinem Leid abziehen wollte. Heute noch will ich an den A. schreiben, vielleicht kann er jetzt Näheres noch mitteilen.

Diesen Morgen verließ uns Ed. Das ist ein guter Mensch, und diente recht zu unseres Eduards Erheiterung. Von seinen Reisen . . . konnte er viel erzählen, auch mußte er uns fleißig Zither spielen . . . ."

Dem sei hier noch beigefügt, was aus einem von Clara Mörike später eigenhändig aufgezeichneten und mit Daten vervollständigten Kirchenbuchauszug (Evangelische Stadtkirchengemeinde Ludwigsburg) hervorgeht, daß Adolf Mörike im Mai 1875 in Italien gestorben ist. Nach Camerer wurde seine Leiche im Gardasee gefunden, was darauf schließen läßt, daß er infolge des Ereignisses in einem Anfall von Nervenstörung selbst den Tod gesucht habe.

Mit diesem Briefe anfangend erhalten wir im Zusammenhang mit den folgenden ein vollkommenes Bild von Mörikes letzten Lebenswochen. Die

wachsende Besorgnis aller an dem Briefwechsel Teilhabenden deutet schon frühe auf den unglücklichen Abschluß dieser Zeit hin.

Am 16. März schreibt Clara folgendes nach Stöckenburg:

... „Jetzt werden unsere teilnehmenden Freunde aber auch wissen wollen, wie es dem guten Eduard geht: Er befindet sich eben leider immer noch gar nicht wohl. Der Schmerz an der Seite ist noch nicht gewichen. Zweimal versuchten wirs mit dem Ausgehen, allein, namentlich der letzte Gang, vorgestern, hatte keine gute Wirkung; er bekam einen solch steifen und schmerzhaften Hals, daß er gestern wie eine Mumie unverrückt im Bette liegen mußte. Heute, gottlob, stehts wieder leichter, er war mitunter auf; übrigens sein Magen ist auch noch nicht, wie er sein sollte, es fehlt häufig an Appetit u. somit an Kraft ... Mit Ed. soll kein Versuch mehr gemacht werden, bis völlig linde Lüfte wehen ..."

Mittwoch den 17. März:

... „Eduard hatte eine ordentliche Nacht, aber die vorherigen waren schrecklich; bei der geringsten Wendung hörten wir ihn stöhnen u. jammern. Der Doktor meint, erst wenn er warme Bäder nehmen könne, werde Besserung eintreten ..."

Constanze Hartlaub an Clara Mörike: Stöckenburg, Ostermontag 1875 (29. März).

... „Recht angefochten war ich um den l. Freund den ganzen Winter, der uns immer beunruhigende Nachrichten von ihm brachte. Daß er in der langen Zeit wenig Arznei genommen hat, war mir sehr tröstlich; da hat sich ja der Fetzer selbst übertroffen ... Wir träumen schon davon, daß der l. Eduard den Sommer zu uns kommt, aber das gefürchtete Stöckenburg wird nun noch furchtbarer erscheinen; ach, und es ist doch so eine herrliche Luft bei uns, u. nicht der arge Zug, wie in Fellbach ..."

Clara Mörike an Hartlaubs: 14. April.

„... es war unmöglich [zu schreiben], weil ich eine eingehendere Nachricht von dem l. Ed. beifügen wollte, u. immer hoffte, ich könne Euch endlich auch was Tröstlicheres sagen, aber leider, alles Hoffen war für beides umsonst. Der gute Bruder bekam nur noch mehr zu leiden, u. die Pflege nahm mich vollauf in Anspruch ... Am Bedenklichsten von Ed.'s Plagen waren mir die Bangigkeiten auf der Brust, welche ihn wochenlang Tag und Nacht nicht verließen. Nach und nach stellten sie sich jedoch als Nervensache heraus. Die rheumatischen Schmerzen steigern sich manchen Tag bis zur völligen Unbeweglichkeit der Glieder. Nun soll er Hausbäder gebrauchen; die wenigen aber, die er bis jetzt nahm, taten keine gute Wirkung: die Schmerzen peinigen heftiger als je. Seine Stimmung ist oft sehr herunter. Man liest ihm vor, erzählt ihm von den Leuten, die da gewesen, wenn er sie nicht selbst sprechen konnte, kurzum ist stets mit ihm beschäftigt ..."

Clara an Hartlaub: Stuttgart, 1. Mai 1875.

„. . . tausendfachen Dank für die überreiche Eiersendung, . . . daran sollte sich ja der arme Patient stark und gesund essen — hätte er nur überhaupt mehr Appetit. Es geht eben im Grunde leider immer noch nicht besser, sondern war vielmehr einige Tage recht schlimm. Die Salzbäder griffen ihn so sehr an, daß sein ganzer Körper so mit Schmerzen ausgegossen war, daß er seiner Glieder gar nicht mehr mächtig gewesen ist, und dabei fühlte er sich so schwach, und todesmüde, daß er kaum zu reden vermochte. Seit er jetzt 4 Tage ausgesetzt hat, steht es in einiger Beziehung etwas besser, so daß er wenigstens heute zum erstenmale auf die Altane hinauswanken konnte, wo wir ihm von der grünen Wand ein Hüttchen machten, damit er vor Zugluft und der Sonne geschützt ist. Er liegt soeben, Abends ½5 Uhr, noch darin, auf Stühlen sanft gebettet . . . Der Doktor hält es bis jetzt gottlob noch immer nicht für bedenklich, er erwartet alles von der guten Jahreszeit. Die edle Frau Mörike spricht ernstlich zu, Ed. soll nach Baden-Baden gehen, woselbst sie für ein Logis sorgen will. Natürlich — wir wissen noch nicht, ob das angeht. Auf deinen versprochenen Besuch freuen wir uns Alle, er wird auch dem l. Patienten sehr zur Erquickung dienen . . . Ihr glaubt nicht, wie unruhig es bei uns ist, und was so ein Krankes ausmacht, das man Tag und Nacht nicht aus den Gedanken u. der Pflege verläßt . . .“

Clara an Hartlaub, 14. Mai 1875.

„Um meinen geliebten Freunden auch einen heiteren Pfingsttag zu bereiten, ergreife ich die Feder, Euch zu sagen, daß es bei dem l. Eduard täglich um ein Rückerchen besser geht. Er selbst aber ist in seiner Empfindung noch so eingenommen von Krankheitsgefühl u. dabei noch so schwach im Kopfe, daß er sich noch am wenigsten darüber zu freuen vermag. Ich kann Euch nicht sagen, wie es mir zu Mute war in den schlimmsten Tagen, wenn ich als zu meiner leiblichen Stärkung hin und wieder auf die Altane hinaustrat . . . u. im Zimmer drin, hinter den grünen Vorhängen des Hinwelkenden gedenken mußte. Ganz konnte ich zwar die Hoffnung nie aufgeben, aber doch war sie oft sehr, sehr schwach . . . Tagelang war er so schwach, wie ein Sterbender: seine Stille unterbrachen nur tiefe Seufzer: ‚o Gott, o Gott!‘ An seinem Arzt zweifelte er nie, . . . der seine zarte Natur durch und durch kennt. Das gefährlichste Übel ging vom Rücken aus; hier fand Fetzer 3—4 Rippen krank, ebenso einige noch vornen; durch eine Ausschwitzung wurden an diesen Stellen Hauptnerven gedrückt, was diese Schmerzen verursachte. Zum Glück war die Ausschwitzung scheints noch flüssiger Natur, u. so konnte die Einpinselung von Jodtinktur noch so wirken, daß der Rücken nun fast ganz frei ist von Schmerz, u. der Todesschwäche halfen kräftige Mittel auf . . . Heute Nacht wurde er zum erstenmale nicht eingespritzt, daher weniger Schlaf; aber jetzt, diesen Morgen, holte er ihn noch in natürlicher Weise nach. Der gelähmte Arm und Fuß war ein jammervoller Anblick; ich dachte, das mache sich nimmer

gut, aber Gott sei Dank, er kann sie jetzt auch wieder ordentlich gebrauchen. Er ißt hie u. da wieder selbst, u. von meinen und Fannys starken Armen unterstützt, kann er über die Betten auf den nahen Sopha geführt werden. Es gehört freilich viel, viel dazu, bis der Gute wird wieder frei stehen u. gehen können, bis sich das bleiche Greisenangesicht verloren hat und der Geist wieder frischer bewegen kann ... Wie es mit Gretchen geht, weiß ich noch nicht. Sie will warten, bis sie ausdrücklich vom Ed. gerufen wird; er erhob aber noch keine Stimme hierzu, wahrscheinlich fühlt er sich zu schwach, jetzt schon diese Aufregung durchzumachen. Man drängt ihn deshalb auch noch gar nicht zu einem Entschluß. Ach, so sehr man auch eine Versöhnung und Vereinigung wünschen möchte, und muß — so liegt der weitere Verlauf doch ängstlich vor Einem ..."

Clara an Hartlaubs. (Zwischen dem 22. und 24. Mai 1875.)

„Nach einem ordentlichen, wiewohl recht müden Tag, hatte unser guter Eduard eine sehr unruhige, schlaflose Nacht, u. diesen Morgen finden wir ihn überaus schwach u. auch verändert im Aussehen, u. wir dürfen uns nicht verhehlen, daß uns das Schwerste bevorstehen kann! — Gott stehe ihm u. uns bei u. stärke auch Euch bei Empfang dieser Nachricht.

Gretchen kam am Freitag [21. Mai] Mittag um ½2 Uhr; ich und Marie holten sie auf dem Bahnhof ab. Die Begrüßung zwischen Eduard und ihr war nur, als ob sie von einer gewöhnlichen Reise käme, u. zwar recht freundlich. Kein Wort über die Trennung wurde gesprochen. Gretchen benahm sich u. benimmt sich noch ganz nach Wunsch; sie ist betrübt, aber gefaßt.

Was wohl Du, liebster Freund, mit deiner Reise beschließt? Wie Du's machst, ist gewiß das Rechte, u. wird gut ausfallen. Ich freute mich unaussprechlich, dich zu sehen, hast du aber Gegengründe, füge ich mich auch darein. Handle ganz nach deinem Bedürfnis u. Gefühl. Ed. spricht oft mit Bewußtsein und oft irre, aber ruhig und sanft. Ob er fühlt, wie krank er ist, weiß ich nicht, ich glaube kaum ..."

Hartlaub an seine Frau (vom 21. Mai bis 17. Juni bei ihrer Tochter Agnes in Blankenburg i. Harz), Stuttgart den 25. Mai 1875 (Dienstag).

„... Montag nach 9 Uhr mit schwerem Herzen ging ich in die Moserstraße ... Da Hemsen eben dagewesen u. ziemlich lange mit Eduard gesprochen hatte, so konnte u. durfte ich ihn nicht sehen, man ließ ihn ruhen u. schlummern. Clärchen öffnete nur die Türe ein wenig, damit ich den Schlafenden wenigstens sehen könne. Welch ein Anblick! Sein Gesicht ganz eingefallen u. ohne Farbe. Um 3 Uhr bereitete man ihn vor; bald darauf verlangte er es, daß man mich zu ihm führe. Er begrüßte mich aufs Herzlichste, sein Gespräch war außerordentlich ruhig doch mühsam und beschränkte sich auf Äußeres. Lange durfte ich nicht bei ihm bleiben. Es war mir schrecklich, schrecklich, ihn so sehen zu müssen. Die Übel sind alle beseitigt,

aber er ist nun ganz erschöpft, u. bewegt sich mühsam; er muß nahrhafte Sachen essen, starken Wein trinken. Gretchen ist seit einigen Tagen da, man hatte ihr geschrieben, wenn sie gern komme, dürfe sie ihn besuchen. Ed. begrüßte sie sehr freundlich u. natürlich. Sie geht in ihrer Weise mit ihm um, d. h. pflegt ihn, besorgt das Äußere ... Noch einmal durfte ich den Freund sehen am gestrigen Nachmittag; ich fand ihn kräftiger und geistesgegenwärtiger, er machte sogar ein kleines Scherzchen. Er ist ein Muster von geduldigem, ruhigem, natürlichem Verhalten. Beweise der Liebe u. Teilnahme empfängt er von allen Seiten ... Ruhe, Pflege — sagt Fetzer — müsse das Beste tun. Es steht eben immer auf der Wage. Gegen Abend machte ich noch einen Gang in die nahen Anlagen — tief traurig. Hier hat die Frühlingsschönheit gewiß ihren Höhepunkt erreicht, ich sah es noch niemals so, aber ich konnte mich nicht freuen ..."

Clara an Hartlaub (zum Geburtstag), 28. Mai 1875.

„... Ich weiß, der blaueste Himmel morgen ist für dich doch mit der trübsten Wolke überzogen — wie gerne hätte ich solche durch eine bessere Nachricht verteilt — aber leider läßt sich nichts Tröstlicheres sagen. Die Nacht war abermals unruhig. Sein Geist war nie klar, sondern trieb seinen totmüden Körper oft aus dem Bette, bis er allemal wieder zusammenbrach. — Diesen Morgen begrüßte er mich freundlich mit der eiligen Rede: ‚ja, jetzt will ich mich richten, in den Georgiischen[1]) Garten zu gehen.' Ich sagte, daß ich an den Freund schreibe, ‚morgen ist sein Geburtstag, soll ich ihn grüßen von Dir?' ‚Freilich!' ‚Hast du sonst keinen Auftrag an ihn?' Da drückte er seinen Kopf so krank u. müde fester ins Kissen u. sagte schwach: ‚ich muß jetzt ruhen,' u. schloß die Augen. Es war gewiß die Anstrengung des Gedenkens. Seine Augen, die überaus klar u. oft recht groß sind, haben doch scheints ihre Sehkraft verloren, er greift die Gegenstände, welche man ihm vorhält, nicht richtig an, u. als ich mich nah vor ihn hinstellte u. frug: ‚siehst du mich?' sagte er: ‚nein, kaum' ..."

Hartlaub an seine Frau, Stöckenburg, 31. Mai 1875.

„... Einen schwarzen Schatten auf den 29. warfen die Nachrichten von Stuttgart, die zuvor schon u. auch jetzt immer trauriger lauteten. Schon jeden Tag, den ich in Stuttgart zubrachte, ward es merklich schlimmer mit Eduard. Niemand wollte es wahrnehmen, außer mir u. Clärchen, weder die Kinder noch Gretchen, u. diese am allerwenigsten. Der Doktor war ernst, u. ein paar Worte, die er allein mit mir sprach, deutlich genug. Alle einzelnen Krankheitserscheinungen sind entfernt, aber die Schwäche ist so im Zunehmen, daß er die Seinen kaum mehr sehen kann, wenn er auch manchmal noch in

[1]) Besitztum von Mörikes bereits 1830 verstorbenem Onkel Eberh. Friedr. v. Georgii, der nach dem Tode des Vaters den Knaben Eduard von 1817 bis zum Eintritt in das Uracher Seminar 1818 in seinem Hause verpflegte. Der Verf.

klaren Worten zu ihnen redet. Wenn er schlummernd lag, u. das war die meiste Zeit, sah er ganz wie ein Gestorbener aus. Erlaß mir Näheres, es wird mir zu schwer ... Nur Clärchen erkennt die Wirklichkeit. Ich machte einigemale mit ihr Ausgänge u. ließ mir Vieles von ihr erzählen ... Was ich ihn sonst reden hörte, war so unglaublich ruhig, bestimmt, wenn er ganz klar war, so gut u. freundlich, daß ich ihn bewundern mußte. Immer aber legte er sich bald zurück u. schloß die Augen. Einmal sagte er zu mir: ‚Ich sollte wenigstens 8 Tage in der Stöckenburg —‘ dann schwand ihm das Bewußtsein. Auch nahm er einmal einen Augenblick meine Hand freundlich zwischen seine schneeweißen Hände. Als ich ihn zum Abschied küßte, wußte er es kaum, während die erste Begrüßung fast lebhaft war ...“

Clara an Hartlaub. Stuttgart, den 1. Juni 1875.

„... Gestern Morgen schon glaubten wir des teuren Eduards Leibes-Erlösung nun. Allemal des Vormittags hat es so den Anschein. Schon die Nächte waren gestern u. vorgestern sehr unruhig u. peinlich für ihn; er sprach indessen nur abgebrochene Worte u. oft völlig unverständlich. Heute ist er noch schwächer, die Brust arbeitete in der Nacht stark und schnell u. in öfterem tiefem Aufatmen. Sein Gehör ist scharf, er verstand die Sprüche u. Liederverse gewiß, die ich ihm tropfenweise zu seiner u. unserer Stärkung vorsagte. Diesen Morgen um 8 Uhr kam Med.-Rat Zeller aus Winnenthal. Mit größter Innigkeit trat er auf Ed. zu, küßte u. umarmte ihn u. mahnte ihn an ihre Jugendfreundschaft. Wie war bei Ed. bald alles Bewußtsein wachgerufen; er sprach hell, wenn auch mühsam u. sagte zu Fetzer: ‚wie freut es mich, daß ich Sie neben meinem Freunde Zeller sehe. Ja, die Zeller haben mich schon manchmal aus dem Schlafe wachgerufen, sowohl der Philosoph, als dieser da. Mit ersterem gab ich mich eine Zeitlang gerne ab, und vertiefte mich darein‘.

Ist das nicht merkwürdig, aus einer fast todesähnlichen Betäubung zu sprechen u. ist die Rede nicht ganz charakteristisch für ihn? Jetzt eine ½ Stunde nachher, liegt er gerade wieder so da, gelblich, mit halbgeöffnetem Munde und schwer atmend. — Zeller teilt ganz die Ansicht vom Fetzer über die Krankheit, u. kann nur wünschen, daß er bald erlöst werden möchte. Der Körper, so stark angeschwollen, ist kaum zu bewegen, u. so liegt er fest u. schwer in seinen Kissen, seine Augen freundlich aufschlagend, ohne zu sehen, aber die Stimmen erkennt er gleich. Die Ärzte sagen, es könne heute noch zu Ende gehen, aber auch noch mehrere Tage dauern ... Ich frug ihn soeben: ‚soll ich den Hartlaub grüßen?‘ sagte er lebhaft, aber undeutlich ‚Ja!‘ ...“

Hartlaub an seine Frau, 2. Juni 1875 (auf der Rückseite des vorigen Briefes).

„Dies wird wohl die letzte Nachricht über den Lebenden sein, jeden Tag müssen wir nun warten, daß uns sein Hinscheiden angekündigt wird. Du fehlst mir recht in dieser Lage, ich entbehre schmerzlich, mich dir mitteilen zu können.

War er doch verwachsen mit unserm Leben. Sein Scheiden bleibt mir auch unglaublich, bis es geschehen sein soll . . ."

Clara an Hartlaub, Stuttgart, den 2. Juni 1875, morgens 10 Uhr.

„. . . Gleicher Zustand wie gestern, nur noch etwas schwächer. Bis jetzt, von gestern Abend an, nimmt er keine Speise mehr zu sich, zu seiner Erquickung legt man ihm von Zeit zu Zeit ein Stückchen Eis in den offnen, ausgetrockneten Mund. Wir glaubten, diese Nacht werde er erlöst werden; er liegt aber noch gerade so da. Meist sieht er mild aus, wenn auch etwas fremd, zuweilen entsteht eine sehr schmerzliche Falte auf seiner Stirne.

Einmal sagte er mühsam: ‚Clara, lebewohl!' Manches verstanden wir nicht, aber anderes wieder war sehr verständlich. Den Vers ‚Du hast mich erlöset, du getreuer Gott, etc.' hörte er genau, u. sagte das letzte Wort ‚Geist' deutlich nach. Vielfach faltet er die Hände auf der Brust, die fortwährend unter starkem Herzklopfen arbeitet. Morgen ist meiner seligen Mutter Geburtstag, vielleicht hat er noch so lange auszuharren.

Oft sagt er meinen Namen u. drückt mir innig die Hand."

Am frühen Vormittage des vierten Juni verschied der Dichter, wie Clara am gleichen Tage Hartlaubs wissen ließ, „sanft, fast unmerklich, aber nach qualvollen Schmerzen, die die ganze Nacht anhielten".

„Was wir an diesem teuren Leben verloren," schrieb am gleichen Tage die ‚Schwäbische Kronik' in einer kurzen eindringlichen Würdigung in richtiger Erkenntnis, „das gebührt der Literaturgeschichte zu würdigen, die nicht verfehlen darf, hervorzuheben, daß Mörike einer der allerersten Sterne ist, die seit Goethe am Himmel der deutschen Lyrik geglänzt . . ."

Hartlaub sandte seiner Frau Constanze Clärchens kurzen, ihn erschütternden Brief, und diese antwortete am 9. Juni 1875 unter anderem mit folgenden Worten an des Dichters Schwester:

„Wir mußten ja täglich darauf harren, weil man ihm am Ende seine Erlösung gönnen und nur dafür danken mußte. Nun es aber geschehen ist, so blicken wir ihm nach mit Tränen, mit herzlicher Dankbarkeit, ein Jedes von uns nach seinem Teil, was er einem Jeden war in dem Reichtum seiner Liebe. Wir haben Alle viel an ihm verloren, an dem teuren Freunde, und wieviel, ja unermeßlich viel, hast Du an dem treuen Bruder verloren, der dir Alles auf dieser Welt war . . .

Ach, wie viel hat der Gute noch leiden müssen, wie hat sich darinnen seine Geduld bewährt . . . wie tut es mir leid, daß ich den Schmerz zu Hause mit den Meinen nicht teilen kann, . . . daß ich in der letzten Zeit von hier aus den Sterbenden nicht noch einmal grüßte . . . Diese Zeit warf einen

tiefen Schatten auf meinen Aufenthalt hier, weil ich auch wußte, wieviel Wilhelm dabei leidet . . ."

Hartlaub selbst war, trotz der Vorbereitung auf das Ereignis, zu tief erschüttert, und körperlich von dem seelischen Schmerz angegriffen, um dem Heimgegangenen das letzte Geleite zu geben. Den Tag der Bestattung — es war ein Sonntag — verbrachte er in stiller, rückschauender Andacht, fern, im Pfarrhause seines kleinen Stöckenburg.

Etwa einen Monat später, am 12. Juli, schrieb er an die Hinterbliebenen unter der Anrede:

„Teuerste Freunde, d. h. liebes Gretchen, Clärchen und liebe Kinder" unter manchem anderen das kurze Wort: „Kann Einer nie vergessen werden, so ist Er es."

Und dieses Wort, er, Hartlaub, hat es als erster bewahrheitet bis an sein Ende. Und auch er, der getreue Eckhard Mörikes, wird nie vergessen werden. Ihm hat der Dichter für die Nachwelt ein Liebesmonument errichtet, umrankt von unvergänglichem Immergrün: solange Mörikes Name genannt wird, wird auch Wilhelm Hartlaubs Name lebendig sein, nicht als der eines Schöpfers, sondern als der eines seltsam getreuen Menschen und Freundes.

Von Mörikes Totengesicht sind zwei Abnahmen erhalten, außer der bereits veröffentlichten vortrefflichen Silhouette von Luise Walther, die Mörike, zwei Stunden nach dem Tode auf dem Kissen liegend, darstellt, eine Totenmaske, die, wie Clärchen am 22. Juni 1875 an Hartlaub berichtet, „recht getreu ausfiel. Natürlich wird es dich ein wenig fremd anschauen, d. h. nur sein Mund, Stirne und Nase sind sehr gut". —

Ende Juli löste sich der Stuttgarter Haushalt gänzlich auf, indem Gretchen mit beiden Kindern nach Mergentheim übersiedelte und Clara Mörike bestimmungsgemäß in dem Mörikeschen Frauenstift in Neuenstadt an der Linde Aufnahme fand. Am 2. August 1875 schildert sie Hartlaubs die Ereignisse der letzten gemeinsamen Tage und die Trennung, sowie ihren liebevoll begrüßten Einzug in das neue Heim, in dem sie nach viel stillem Leid und mancher Freude auf Reisen am 1. August 1903 die Augen für immer schloß.

Hartlaubs Todestag jährte sich am 10. Juli 1915 zum dreißigsten Male.

Die finanzielle Kriegsrüstung Friedrichs des Großen.

Von

Gustav Berthold Volz.

Bekannt ist der Ausspruch Montecuccolis: „Zum Kriegführen sind drei Dinge nötig, Geld, Geld und nochmals Geld" — ein Ausspruch, den in unseren Tagen der englische Minister Lloyd George mit den „silbernen Kugeln" umschrieb, mit denen Deutschland zu Boden geworfen werden solle. Demselben Gedanken lieh Friedrich der Große mit den Worten Ausdruck, daß es darauf ankomme, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten".

Wie bitter ernst es dem König mit dieser Wahrheit war, hat er selbst dadurch bewiesen, daß er sie geradezu zum Leitstern seines Handelns machte und die Verwirklichung dieses Ziels als eine Hauptaufgabe seiner Finanzpolitik hinstellte.

In diesen Tagen, da das Deutsche Reich erneut zu einer Kriegsanleihe schreitet, um die finanziellen Hilfskräfte des Landes mobil zu machen, dürfte es daher doppelt lehrreich und von erhöhtem Interesse sein, uns vor Augen zu führen, in welcher Weise König Friedrich, rings von Feinden umgeben und von den Schrecken des Krieges umdroht, seine finanziellen Rüstungen traf, um jederzeit wohlgewappnet zu neuem Waffengange seinen Gegnern entgegentreten zu können und siegreich aus dem blutigen Ringen hervorzugehen.

Für ein richtiges Verständnis der Maßnahmen Friedrichs ist es zunächst erforderlich, uns den damaligen allgemeinen Zustand der Monarchie zu vergegenwärtigen. Von Preußens Herrscher als einem „König der Grenzen" sprach mit bitterem Hohne Voltaire, und mit „Spinnenbeinen ohne Leib" verglich der König selbst seine Lande. In der Tat war damit die geographische Lage des Staates bei Antritt seiner Regierung zutreffend gekennzeichnet. Von Westen bis zum Osten Europas dehnte sich weit das preußische Gebiet; der Monarchie fehlte die innere Geschlossenheit und damit die innere Kraft. Erschwerend fiel die Tatsache ins Gewicht, daß das Land im ganzen arm, der Boden mager war — hieß doch die Mark nicht umsonst „des Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse". Ferner fehlte ein Außenhandel fast völlig, und die Industrie stand noch in ihren Anfängen. Um das Maß des Unglücks endlich vollzumachen, waren die Folgen des Dreißigjährigen Krieges,

der Deutschland und besonders das Brandenburger Land verheert, ganze Dörfer und Ortschaften vom Erdboden getilgt und weite Gebiete in Wüsteneien umgewandelt hatte, noch immer nicht völlig überwunden; das galt nicht bloß für den allgemeinen kulturellen Zustand, sondern auch für die wirtschaftlichen Verhältnisse. Mit einem Worte: Deutschland war gegenüber den Westmächten in seiner Entwicklung um ein Jahrhundert zurückgeworfen.

Der wirtschaftliche Tiefstand fand seinen sichtbaren Ausdruck in der äußeren politischen Machtstellung. Das Verdienst des Großen Kurfürsten war es, die brandenburgische Macht wieder zur Geltung gebracht zu haben. Indem er ein stehendes Heer errichtete, setzte er sich in den Stand, sein Schwert in die Wagschale zu werfen und seinem Worte Ansehen und Gewicht zu verschaffen. Aber freilich waren die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, ungeheuer; es galt, die Kosten dieser dauernden Rüstung aufzubringen, und zwar aus eigenen Mitteln. Von diesem Wege wandte sein Sohn, der dann als Friedrich der Erste die Königskrone auf sein Haupt setzte, sich ab. Wohl behielt er das Heer, vermehrte es auch zuzeiten, um es dann wieder zu vermindern; aber unter ihm wurde die Armee zur Söldnertruppe, die gegen Subsidienzahlungen für fremde Interessen, im Dienste fremder Mächte focht. „Die fremden Subsidien", so sagt Friedrich der Große in der Geschichte seines Hauses zutreffend, „waren das Thermometer, nach dem die Zahl der Armee stieg und sank." So hatte auch die Monarchie, die Friedrich der Erste seinen Erben hinterließ, nach dem Worte seines großen Enkels noch „etwas von einem Zwitterwesen an sich: sie glich mehr einem Kurfürstentum als einem Königreiche". Denn nur der Staat, der, von Subsidien unabhängig, eine selbständige Politik treiben konnte, hatte Anspruch darauf, als wirkliche Großmacht zu gelten. Das war der Maßstab, den Friedrich der Zweite auch mit vollem Rechte anlegte. In die Bahn des Großen Kurfürsten lenkte erst König Friedrich Wilhelm der Erste wieder ein. Sein Lebenswerk bildete die Schöpfung der inneren Organisation des preußischen Staates. Unter ihm ward die Heeresmacht mehr als verdoppelt: sie wuchs von den rund dreißigtausend Mann, die sie beim Tode des Großen Kurfürsten und seines Vaters betrug, auf fast achtzigtausend an. Und ebenso war es der „Soldatenkönig", der aus den Ersparnissen, die seine haushälterische Wirtschaft zeitigte, den Staatsschatz anlegte. Damit gab er der Monarchie auch ihre finanzielle Selbständigkeit und schuf so die Grundlage für eine künftige Großmachtspolitik.

Welch ungeheure politische Bedeutung die geregelte Finanzwirtschaft für Preußen besaß, schildert König Friedrich in seinem politischen Testamente von 1752 höchst anschaulich, indem er die einzelnen Staaten Revue passieren läßt. „Noch nie hat eine arme Regierung", so schreibt er, „sich Ansehen verschafft. Europa lachte über die Unternehmungen Maximilians, der habgierig zusammenraffte und verschwenderisch ausgab und daher nie Geld hatte, wenn er etwas unternehmen wollte. Die Italiener, die ihn kannten, sie nannten

ihn Massimiliano senza denari. In unseren Tagen haben wir gesehen, wie die Zerrüttung der Finanzen beim Tode Karls des Sechsten die Königin von Ungarn zur Annahme von englischen Subsidien nötigte. Das brachte sie in die Knechtschaft König Georgs und kostete ihr die Abtretung mehrerer schöner Provinzen an Preußen und Sardinien. Die kluge Fürstin, die gesehen hat, wie sehr der Geldmangel ihren Angelegenheiten schadete, arbeitet jetzt mit stetem Fleiß an der Reform dieser Mißwirtschaft. Wären Sachsens Finanzen gut verwaltet gewesen, so hätte es in dem Kriege, der im Jahre 1740 ausbrach, eine Rolle spielen können. Da es aber stark verschuldet war, so verdingte es sich an den Meistbietenden und war allenthalben unglücklich. August der Dritte gewann nichts im Bunde mit uns und den Franzosen und wurde zu Boden geschmettert, als ihn die englischen Subsidien zum Kriege gegen Preußen gebracht hatten. Wären seine Kassen gefüllt gewesen, so hätte er seine Interessen nicht für so mäßige Summen zu verkaufen brauchen. Holland, welches das Joch seiner Tyrannen abschüttelte und von da an bis nach dem Spanischen Erbfolgekrieg eine so große Rolle in Europa spielte, zählt heute kaum noch zu den Großmächten, weil die Regierung tief in Schulden steckt und, was noch schlimmer ist, keinen Kredit hat. Fährt Frankreich mit seiner jetzigen Mißwirtschaft fort, so kann es trotz seiner Machtfülle in Verfall geraten und seinen Nebenbuhlern verächtlich werden." Um Preußen aber, fährt Friedrich fort, wäre es für immer geschehen, wollte es dem unheilvollen Beispiel jener Mächte folgen; denn es habe keine anderen Hilfsquellen als seine festen Einnahmen: „Wir besitzen weder ein Peru noch reiche Handelskompagnien noch eine Bank noch so viel andere Hilfsquellen wie Frankreich, England und Spanien; aber" — damit weist er zugleich auf eine neue Quelle, die sein Land sich erschließen müsse — „durch unseren Gewerbfleiß können wir dahin gelangen, neben ihnen eine Rolle zu spielen." Und dem Worte die Tat folgen lassend, setzte der König alle Kräfte dafür ein, um Preußen zu einem Handels- und Industriestaat zu machen. Er begründete sofort nach Regierungsantritt dafür ein selbständiges Ministerium, setzte die Fülle wirtschaftlicher Unternehmungen ins Werk, die er mit Staatsmitteln auf jede Weise förderte, und zog einen Unternehmer- und Arbeiterstand groß, dem die Monarchie ihre spätere wirtschaftliche Blüte verdankte. So schuf er in unabläßiger Arbeit allmählich einen Wohlstand, der es dem Lande ermöglichte, die schwere militärische Rüstung zu tragen, deren er für die Durchführung seiner politischen Aufgaben bedurfte; so gelang es ihm auch, die Geldmittel für seine finanzielle Rüstung flüssig zu machen.

Der Staatsschatz, den sein Vater ihm hinterließ, betrug zehn Millionen Taler. Einen schlagenden Beweis dafür, welch ein Schimmer des Reichtums bereits Preußens Namen umfloß, liefert die Tatsache, daß Kaiser Karl der Sechste noch kurz vor seinem Ableben, im September 1740, sich unter der Hand um eine Anleihe bei König Friedrich bemühte, der seinerseits als Pfand

ein Stück Schlesiens mit dem Recht, Garnisonen darin zu unterhalten, verlangte, und daß, nach des Kaisers Tod, Preußens Monarch sogar daran denken konnte, im Falle einer gütlichen Verständigung dem Wiener Hofe neben anderen Bedingungen für Schlesiens Abtretung eine Geldentschädigung im Höchstbetrage von zwei Millionen anzubieten. Der gefüllte Staatsschatz war nebst seiner schlagfertigen Armee denn auch einer der entscheidenden Beweggründe zu seinem Entschluß, für Schlesiens Erwerbung das Schwert zu ziehen.

Nach Beendigung des Ersten Schlesischen Krieges war der Staatsschatz auf drei Millionen zusammengeschmolzen; er betrug bereits wieder fast sechs Millionen, als im August 1744 König Friedrich zum zweiten Male zum Kampf gegen Österreich aufbrach. Der unglückliche Herbstfeldzug in Böhmen stieß jedoch alle seine finanziellen Anschläge um, da er ihn nötigte, mit einer längeren Dauer des Kampfes, als ursprünglich angenommen, zu rechnen. Bereits im Dezember des Jahres ließ er den massiv silbernen Chor und alles Silbergerät, das den Weißen Saal des Königlichen Schlosses schmückte, bei Nachtzeit in die Münze schaffen. Und im Herbste des Jahres 1745 war der Staatsschatz fast ganz aufgezehrt. In seiner Darstellung des Krieges leugnet der König denn auch nicht, daß die Erschöpfung der Finanzen beim Abschluß des Dresdener Friedens entscheidend für ihn ins Gewicht fiel.

Sofort ging er wieder daran, den Staatsschatz aufzufüllen; den Grundstock bildete die Million, die Sachsen als Kriegsentschädigung an ihn zahlen mußte. Nicht unbegrenzt war das Ziel, das er sich steckte. Indem er nach den Erfahrungen des letzten Krieges die außerordentlichen Kosten eines Feldzuges auf fünf Millionen veranschlagte und auf eine Kriegsdauer von vier Jahren sich rüstete, wollte er im Staatsschatze im ganzen zwanzig Millionen Taler anhäufen. Sein Ideal, wie er es im politischen Testamente von 1752 zeichnet, war freilich, außer dem Schatz noch einen jährlichen Reinüberschuß von fünf Millionen zu erzielen, die im Frieden für allerlei kulturelle Aufgaben, im Kriege aber zur Bestreitung der militärischen Mehrausgaben verwandt werden sollten.

Unverzüglich Hand anlegend, stellte er jährlich in den Etat rund eineindrittel Million Taler ein, wozu das neuerworbene Schlesien die größere Hälfte beizusteuern hatte. Mit Schluß des Etatsjahres 1757/58 (Trinitatis 1758) rechnete er die Gesamtsumme fast ganz erreicht zu haben. Doch andere große Ausgaben, besonders die Abzahlung der auf Schlesien ruhenden Schulden, die er übernommen hatte, Anlage und Ausbau der Festungen, die diese neue Provinz den alten fest angliedern sollten, und die Ansammlung von Waffenvorräten bewirkten, daß im Sommer 1756, als der neue Krieg vor der Tür stand, sich erst etwas über dreizehn Millionen im Tresor befanden.

Zu diesem eigentlichen Staatsschatz kamen seit 1750 noch mehrere kleine Kassen, die für die Bedürfnisse eines künftigen Krieges dienten. Zunächst der sogenannte Kleine Schatz, der, gleich dem heute im Juliusturm zu Spandau

aufbewahrten Kriegsschatz, den Mobilmachungsfonds enthielt. Bei Beginn des Zweiten Schlesischen Krieges hatte der König dafür die Summe von vierhunderttausend Talern ausgeworfen. Auch sie erhöhte er auf siebenhunderttausend, die Ende des Jahres 1755 beisammen waren. Zwei weitere Dispositionsfonds bildete er bei den beiden Hauptkassen der Monarchie, der Generalkriegs- und der Generaldomänenkasse. Der erstere sollte, zumal bei Eintritt in einen Krieg, es ermöglichen, den Sold der Armee auf einen Monat voraus zu bezahlen; denn grundsätzlich hielt Friedrich darauf, daß der Soldat jederzeit pünktlich seinen Sold und ebenso auch regelmäßig im Felde seine Fleischportion empfing. Erblickte er doch darin ein erprobtes Mittel, um der Desertion, einem Hauptübel bei der damaligen Zusammensetzung der Heere, nach Kräften entgegenzuwirken. Der für die Generaldomänenkasse bestimmte Fonds, der hier weniger in Betracht kommt, diente zur Ausgleichung von Rückständen in den Einnahmen. Beide Fonds, deren ersterer 680000 Taler betragen sollte, waren ebenfalls wie der Kleine Schatz 1755 komplett. Dazu kam endlich noch eine Kasse im Betrage von 668000 Talern, die zur Ergänzung der Pferdebestände für zwei Feldzüge bestimmt war. Alles in allem hatte so der König bei Kriegsausbruch im Sommer 1756 die Summe von rund fünfzehneinhalb Millionen Talern in bar zur Verfügung.

Zur Rüstung gehörten noch die Heeresmagazine, die außer den Vorräten an Waffen, Kanonen und Pulver, dem Fuhrpark der Trains und der Regimenter, eisernen Backöfen für die Feldbäckerei usw. noch für die gesamte Infanterie eine Reserveuniform enthielten. In sämtlichen Provinzen waren die Artillerie- und Trainpferde bereits im Frieden bestimmt; sie wurden in Listen geführt und jährlich gemustert.

Damit waren indessen die Maßnahmen nicht erschöpft. Es gab ferner noch Getreidemagazine, die lediglich für den Kriegsfall angelegt waren. In ihnen lagerte ein Vorrat von 53000 Wispeln, die nach Friedrichs Berechnung ausreichten, um eine Armee von 100000 Mann fast zwei Jahre zu ernähren. Die Magazine waren auf die Festungen und zum leichteren Transport auf die Städte an den großen Flüssen verteilt und bestanden zu zwei Drittel aus Mehl, das letzte Drittel aus Korn, das bei Hafermangel an die Pferde verfüttert werden konnte. Alle drei Jahre wurde der Kornvorrat gewechselt, um ihn vor dem Verderben zu schützen.

Wie gestaltete sich nun die Lage des Königs während des Krieges? Gleichwie er schon im Zweiten Schlesischen Kriege die Kosten unterschätzt hatte, so auch jetzt. Sie stellten sich um mehr als das Doppelte höher. Hatte er 1752 die außerordentlichen Ausgaben für den Feldzug auf jährlich fünf Millionen Taler bemessen, so beliefen sie sich nach seinen späteren Berechnungen allein für das Jahr 1757 auf elf bis zwölf Millionen. Sie verschlangen damit fast den gesamten Staatsschatz; bereits Mitte April 1758 war dieser erschöpft. Das hauptsächlichste Hilfsmittel, das heute dem Staate

das Geld zur Fortführung des Krieges liefert, die innere Anleihe, sie kam für damalige Zeiten nur in begrenztem Maße in Betracht. Schon im Zweiten Schlesischen Kriege hatte Friedrich bei den Ständen ein Darlehen aufgenommen, aber es betrug nur etwas über eineindrittel Million Taler. Im Testament von 1752 rechnete er, im ganzen nicht mehr als zwei Millionen von der märkischen Ritterschaft erhalten zu können. Die Not des Jahres 1757 zwang zum Versuch der Anleihe: je eine halbe Million brachten Schlesien und Ostpreußen auf, fast drei Millionen noch die märkische Ritterschaft. Aber auch diese Summen, die in den Tresor flossen, waren im Frühjahr 1758 ausgegeben.

Dazu kam, daß die Staatseinnahmen bald mehr und mehr versiegten, zumal in den östlichen und westlichen Grenzprovinzen infolge der russischen und französischen Okkupation. Auch Pommern, von Schweden und Russen gleichmäßig heimgesucht, und die Neumark, diese seit dem Russeneinfall von 1758, konnten nur wenig mehr einbringen. So geschah es, daß der Ausfall an Einnahmen während des Krieges bei der Generaldomänenkasse elf Millionen Taler betrug, das heißt drei volle Jahreseinnahmen, nicht weniger als fünfzehn Millionen bei der Generalkriegskasse, was einem Ausfall von fast zwei Fünftel ihrer Gesamteinnahmen gleichkam. Schon seit dem Frühjahr 1757 stellte die Generaldomänenkasse ihre etatsmäßigen Beiträge für den Tresor ein; 1760 lieferte sie nur noch zwei Drittel ihres etatsmäßigen Zuschusses an die Generalkriegskasse; seitdem hörte dieser ganz auf.

Was wollte es unter diesen Umständen besagen, wenn der König sich entschloß, die Zahlung von Pensionen und Gnadengehältern einzustellen, die Gehälter an die Beamten zu suspendieren und sich mit Anweisungen in Papier zu behelfen? Es bedurfte weit stärkerer Mittel, um den Krieg finanziell „durchzuhalten" und zu siegreichem Ende zu führen.

Ihrer drei sind es, die vor allem in Betracht kommen. Das erste waren die Kontributionen, die er, wie auch schon während des Zweiten Schlesischen Krieges, in Feindesland erheben ließ. Bereits bei dem Aufbruch im August 1756 hatte Friedrich den Entschluß gefaßt, die fünf Millionen Taler, mit denen er die außerordentlichen Kosten eines Feldzuges bestreiten zu können glaubte, aus Sachsen zu nehmen; denn nicht bloß aus politischen und militärischen Gründen — war ihm doch Kurfürst August 1744, als er in Böhmen stand, in den Rücken gefallen; dazu bildete auch Sachsen die Ausfallspforte für Österreich nach Preußen — erfolgte die Okkupation des Kurfürstentums. Ein Feldkriegsdirektorium wurde eingesetzt, dem die Einziehung der Kontributionen oblag. Zunächst hatte sich der König mit jährlich fünf Millionen Taler begnügen wollen, so daß das Land noch immer eine halbe Million weniger an ihn zu zahlen gehabt hätte als in Friedenszeiten an den Landesherrn. Aber der ursprüngliche Ansatz wurde seit 1760 bedeutend überschritten, und zwar in dem Maße, als die Einnahmen aus den eigenen Provinzen

ausblieben. So beläuft sich die Gesamtsumme der sächsischen Kontributionen auf rund achtundvierzig Millionen Taler. Dabei sind die für das Jahr 1763 mitinbegriffen, da sich der König ohne Rücksicht darauf, ob der Friede zustande kam, auch für dieses Jahr hatte rüsten müssen. Ferner lieferten Mecklenburg und Schwedisch-Pommern noch weitere fünf Millionen.

Die zweite außerordentliche Einnahmequelle bestand in englischen Subsidien. Als König Friedrich in den Krieg eintrat, verband ihn mit England nur das im Januar 1756 geschlossene Defensivbündnis von Westminster, das Deutschlands Neutralität für den damals zwischen dem Londoner und Versailler Hofe um die amerikanischen Kolonien entbrannten Krieg erklärte und im besonderen den gefürchteten Einmarsch russischer Truppen in deutsches Gebiet verhindern sollte, der nach dem zwischen Rußland und England Ende 1755 unterzeichneten Subsidienvertrage in drohender Aussicht stand. Als der Krieg nun doch auf dem Festlande ausbrach, forderte Friedrich von seinem Alliierten Hilfeleistung mit Truppen und Kriegsschiffen; nach seinem Wunsche sollte eine englische Flotte in der Ostsee die preußischen Küsten vor einer Landung der Russen sicher stellen. Allein statt der Waffenhilfe bot England Geld. Zunächst wies der König dieses Anerbieten mit aller Entschiedenheit zurück; denn, wie wir schon hörten, verurteilte er alle Subsidienverträge und im besonderen auch die Politik seines Großvaters und dessen Teilnahme am Spanischen Erbfolgekriege, die auf Grund eines solchen Abkommens mit dem Kaiser erfolgt war. „Laßt Euch gesagt sein," so ruft er im Testament von 1752, auf Friedrichs des Ersten Beispiel verweisend, seinem Nachfolger zu: „Laßt Euch gesagt sein, daß jede Macht, die im Solde einer anderen steht, sich die Hände bindet und nur eine Nebenrolle spielt. Sie befindet sich stets in Abhängigkeit von der zahlenden Macht und muß sich beim Friedensschluß alles gefallen lassen, was der allzu mächtige Alliierte verlangt." Jedoch der große Fehlschlag des Jahres 1757, die Niederlage bei Kolin und die noch schlimmeren Folgen, die dieses Ereignis nach sich zog, die rapide Erschöpfung des Staatsschatzes, sie nötigten ihn, mit dem Gedanken eines Subsidienvertrages sich abzufinden. Im April 1758 kam dieser zum Abschluß. Aber erst nach dem Scheitern des mährischen Feldzuges im Juli des Jahres nahm Friedrich die vertraglich ausbedungenen Hilfsgelder in Anspruch. Sie waren auf jährlich 670000 Pfund Sterling festgesetzt, was etwa fünfeindrittel Millionen Taler entsprach. Vier Jahre lang, von 1758 bis 1761, hat er sie bezogen. Dann trat ein, was er ahnungsvoll vorausgesehen. Mit dem Wechsel der englischen Regierung, der mit dem Sturze William Pitts, des Anwalts der Allianz mit Preußen, erfolgte, änderte sich das englische System. König Friedrich sah sich von seinem Bundesgenossen, der einen Sonderfrieden mit den Gegnern schloß, preisgegeben. Ohne den Tod der Zarin Elisabeth, der zu einer Auflösung der Kaunitzschen Koalition führte, schien sein Schicksal besiegelt.

Indessen auch die Kontributionen und die englischen Subsidien reichten noch nicht hin, um die Kriegskosten zu decken. So griff Friedrich noch zu einer dritten, allerdings sehr bedenklichen Maßnahme, der Münzverschlechterung. Nach dem 1750 eingeführten sogenannten Graumannschen Münzfuß sollte die feine Mark Silber zu 14 Talern ausgeprägt werden. Schon im November 1756 wurde damit begonnen, zunächst freilich nur in kleinem Maßstabe, sie zu 18 Talern auszuprägen; bald sank der Münzfuß tiefer, auf 18 Taler 14 Groschen und 19 Taler 11 Groschen (bekanntlich zählte der damalige Taler 24 Groschen), um dann 1760 auf 30, ja zuletzt sogar auf 40 Taler für die feine Mark Silber zu fallen. Anfangs geschah auch die Ausprägung nur in „allerhand sächsischen, polnischen und anderen Münzen", die wohl in den preußischen Landen kursieren, jedoch von den Königlichen Kassen nicht angenommen werden durften. Dann wurde aber auch einheimische Münze geschlagen. Erst durch das Edikt vom März 1764 wurde wieder der alte Graumannsche Münzfuß hergestellt. Das Münzgeschäft selbst wurde privaten Unternehmern übertragen, die dafür eine Abgabe, den Schlagschatz, zu entrichten hatten. Von diesen lebt der Name des Münzjuden Ephraim noch in den sogenannten „Ephraimiten", den minderwertigen Münzen, fort, auf die der Volksmund das Verslein dichtete:

Von außen schön, von innen schlimm,
Von außen Friederich, von innen Ephraim.

Zur Münze wanderten nach der Schlacht bei Kolin auch die Prachtstücke des Königlichen Silberschatzes, soweit sie noch nicht im Zweiten Schlesischen Kriege umgeschmolzen waren. Und ebenfalls wurden die englischen Subsidien seit 1760 zu geringerem Münzfuß ausgeprägt. So brachte der Schlagschatz eine Einnahme von rund 25½ Millionen, und aus den englischen Subsidiengeldern wurden 1760 und 1761 noch rund 6½ Millionen mehr als in den beiden vorhergehenden Jahren gewonnen, so daß die Subsidien im ganzen über 27½ Millionen Taler eintrugen.

Rechnet man die Hauptposten auf, so ergibt sich, daß in den Königlichen Kassen im ganzen an 170 Millionen Taler zusammengeströmt sind. Da aber bei Friedensschluß sich noch fast 30 Millionen bar vorfanden, die für den kommenden Feldzug bereit lagen, so ergibt sich als Summe der Ausgaben für den ganzen Krieg der Betrag von 140 Millionen. Es war dem König dieses Mal in der Tat gelungen, „den letzten Taler in der Tasche zu behalten".

Das erste Erfordernis nach Friedensschluß war neben der Heilung der schweren Kriegsschäden die Wiederherstellung der militärischen und finanziellen Rüstung. Da mit jedem Kriege, wie wir sahen, die Kosten sich mehr als verdoppelt hatten, so wuchsen damit auch die Schwierigkeiten. Wie löste der König nun das Problem, vor das er sich gestellt sah?

Das erste, was geschah, war die Auffüllung des Staatsschatzes aus den bei Friedensschluß vorhandenen Barvorräten, und zwar erfolgte sie sofort in

der Höhe von rund 14½ Millionen Talern. Die jährlichen Zuschüsse wurden erhöht. Im Jahre 1773 war der Betrag von 19¼ Millionen erreicht, und dabei hatte es zunächst sein Bewenden; denn wie schon vor dem letzten Kriege, wollte Friedrich über 20 Millionen nicht hinausgehen. Als 1778 der Bayrische Erbfolgekrieg ausbrach, entnahm er dem Schatze 1¾ Million, die im folgenden Jahre, sofort nach Friedensschluß, wiedererstattet wurde. Erst 1785 kamen unter dem Titel „Subsidiengelder" dann noch weitere drei Millionen hinzu.

Der sogenannte Kleine Schatz, der die Mobilmachungsgelder enthielt, war ebenfalls 1763 sofort wieder neu gefüllt und darauf ständig vermehrt worden. Er zählte 1778 rund 4¼ Millionen — gegenüber 700000 Talern im Jahre 1756 —, und nachdem er im Bayrischen Erbfolgekrieg aufgebraucht war, wurde er dann sofort wiederhergestellt und bis 1786 auf 4½ Millionen gebracht.

Zur Beschaffung von Brot und Furage für die Armee wurden zwei Nebenkassen neu begründet, die eine, der sogenannte „Schlesische Schatz", im Jahre 1770 für die Versorgung eines Heeres von 70000 Mann auf ein Jahr, während die „Magdeburger Furagegelder" eine Elbarmee auf sechs Wochen, das heißt wohl bis zur Besetzung Sachsens, verproviantieren sollten. Der „Schlesische Schatz" betrug 1774 etwa 3¼ Millionen; 1778 aufgebraucht und das Jahr darauf wieder ergänzt, stieg er bis 1786 sogar auf 9½ Millionen. Für die Magdeburger Kasse waren 1776 900000 Taler angesetzt, die sich bis 1786 auf die Summe von 8¾ Millionen erhöhten. Vergleichen wir die Maßnahmen vor und nach dem Siebenjährigen Kriege! Damals, so sahen wir, lag in den Kriegsmagazinen Getreide, mit dem 100000 Mann fast zwei Jahre verpflegt werden konnten. Durch die Begründung der Kassen in Magdeburg und Breslau und durch eine außerordentliche Erhöhung der Bestände, die Friedrich nach dem Bayrischen Erbfolgekrieg vornahm, wurde nunmehr erreicht, daß nicht nur Getreide, sondern auch Futter in bar und natura für drei Feldzüge vorrätig war.

Und wie schon vor 1756, so traf er auch Fürsorge, daß Geld für die Löhnung des Heeres jetzt auf ein Jahr — damals nur auf einen Monat — im voraus bereit lag. Im Jahre 1773 legte er wiederum ein Depot bei der Generalkriegskasse an. Der Kostenanschlag belief sich auf elf Millionen, entsprechend der wesentlich erhöhten Truppenzahl, die 1752 bereits über 135000 Mann betrug, seitdem noch weiter vermehrt war, und die durch Errichtung von sogenannten Freikorps im Kriege auf über 220000 Köpfe gebracht werden sollte. Von den 7800000 Talern, die die Kasse 1778 enthielt, wurden für den Bayrischen Erbfolgekrieg 1800000 entnommen, und da kein Ersatz noch auch später eine neue Zuwendung erfolgte, belief sich der Betrag des Depots 1786 auf sechs Millionen.

Bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1756 hatte der König in bar 15½ Millionen Taler zur Verfügung. Wie anders stand er am Schlusse

seiner Regierung da! Denn 1786 enthielt der Staatsschatz mit allen Nebenkassen insgesamt 51 Millionen, mehr als das Dreifache wie 1756 und mehr als das Fünffache wie bei seiner Thronbesteigung. Dabei hatte sich auch die Zahl der Armee, die 1740 rund 80000 Mann betrug, mehr als verdoppelt; sie war auf 186000 Mann gestiegen. Freilich wird man nicht vergessen dürfen, daß auch der preußische Staat sich seit 1740 sehr bedeutend vergrößert hatte: durch die Erwerbung von nicht weniger als drei Provinzen, von Schlesien, Ostfriesland und Westpreußen.

So war Land, Heer und Staatsschatz gewaltig angewachsen — nicht minder gewaltig aber auch die außerordentlichen Kosten, die ein neuer Krieg erfordern mußte, und die der König unter Zugrundelegung der Ausgaben für den kostspieligsten Feldzug, nämlich den von 1757, auf nicht weniger als jährlich elf bis zwölf und 1786 sogar auf fast fünfzehn Millionen veranschlagte. Damit erhebt sich die Frage, wie er diese Kosten zu bestreiten gedachte.

„Bricht ein Krieg aus," schreibt Friedrich in seinem zweiten politischen Testament von 1768, „so muß man sich zuerst Sachsens bemächtigen. Man kann aus dem Lande fünf Millionen an Geld und Lebensmitteln ziehen." Wir sehen: derselbe Gedanke wie 1756 beherrschte ihn auch jetzt noch. Wenn er ferner den Reinüberschuß aus den gesamten Einnahmen des Staates, die er auf 4700000 Taler bemaß, dazu nahm und aus dem Staatsschatz noch 2300000 hinzulegte, dann waren die Kosten im Betrage von zwölf Millionen gedeckt. „Auf diese Weise", so erklärte der König weiter, „kann man acht der härtesten Kriegsjahre aushalten, ohne die Untertanen zu drücken und ohne Schulden zu machen." Ganz ähnlich rechnete er in einer Aufzeichnung von 1776: wenn er zu dem Reinüberschuß, der inzwischen auf 5700000 gestiegen war, noch aus dem Tresor 5300000 hinzufügte, dann war dieser in vier Feldzügen aufgezehrt. Darum forderte er auch jetzt als unbedingte Notwendigkeit die sofortige Besetzung von Sachsen, um den Staatsschatz nach Möglichkeit zu schonen, der — auch dieses eine Lehre des Siebenjährigen Krieges — nach seinen eigenen Worten eigentlich nur dazu dienen sollte, den Ausfall an Einnahmen in den vom Feinde überschwemmten Provinzen wettzumachen.

Eine neue und ernste Schwierigkeit mußte erwachsen, sobald Sachsen, aus der Reihe der Gegner ausscheidend, auf Preußens Seite trat. Dann fielen die sächsischen Kontributionen, die ja einen Hauptposten in den preußischen Anschlägen bildeten, ganz aus. Dieser Fall trat 1778 ein, und wenngleich der Krieg damals nur ein Jahr dauerte, und seine Kosten — sie betrugen mit der Vorbereitung für das zweite Kriegsjahr siebzehn Millionen — fast ganz aus den laufenden Einnahmen des Landes bestritten wurden, so suchte Friedrich dennoch Rat und Abhilfe zu schaffen, um für jede Eventualität gewappnet zu sein. Sein Auskunftsmittel bestand darin, daß er, wie erwähnt, die Gelder für Beschaffung der Vorräte an Futter und Getreide und diese selbst soweit vermehrte, daß sie nunmehr für drei Jahre hinreichten. „Dank diesen Vor-

sichtsmaßnahmen", so konnte er 1784 feststellen, „sind wir imstande, für die ersten drei Feldzüge Korn und Furage gratis zu liefern und — aus dem inzwischen auf über sieben Millionen gestiegenen Reinüberschuß — die noch erforderlichen sechs Millionen für die außerordentlichen Kriegskosten. Ferner", fuhr er fort, „haben wir im Staatsschatz genug, um für weitere drei Feldzüge das Fehlende vollständig zusteuern zu können."

Damit war das Problem gelöst: mit Hinzunahme der jährlichen Reinüberschüsse und der sächsischen Kontributionen rechnete er also 1768 derart einen Krieg von acht Jahren, 1776 einen Krieg von vier, wofern er Sachsen nicht besetzte, und 1784, ebenfalls ohne Okkupation Sachsens, einen solchen von sechs Jahren auszuhalten, ohne Erhebung neuer Auflagen im Lande oder Aufnahme von Schulden. Die Voraussetzung blieb allerdings ein Schatz von zwanzig Millionen Talern.

Schließlich ist noch auf die Vorwürfe hinzuweisen, die zumal von französischen Schriftstellern gegen das von Friedrich geübte System der Thesaurierung erhoben worden sind. In seinen Aufzeichnungen nimmt der König Anlaß, auch darauf zu antworten. Man sage, so führt er 1776 aus, die zwei Millionen, die jährlich in den Staatsschatz flössen und aus dem Umlauf verschwänden, seien eine recht beträchtliche Summe. Demgegenüber beruft er sich auf den günstigen Stand der preußischen Handelsbilanz. Habe die Monarchie noch unter seinem Vater infolge der Mehreinfuhr jährlich 500 000 Taler verloren, so sei jetzt ein völliger Umschwung eingetreten: durch Errichtung vieler neuer Industrien, vor allem aber durch die Erwerbung von Schlesien sei es ihm gelungen, die Handelsbilanz so günstig zu gestalten, daß der Überschuß, den sie nunmehr erziele, fast $4^1/_2$ Millionen betrage und der Geldumlauf, trotz der Abgabe an den Schatz, noch immer einen Zuwachs von $2^1/_2$ Millionen Talern aufweise. Und an anderer Stelle, im Testament von 1768, kommt er auf den Vorwurf zu sprechen, daß ein gefüllter Schatz nicht nur den Umlauf des Geldes, sondern auch den Handel und den Reichtum der Provinzen schwäche, also ganz unwirtschaftlich sei. Darauf erwidert er zunächst, daß es kein Land gebe, wo nicht beträchtliche Kapitalien müßig lägen, weil man sie nicht unterbringen könnte. Weit schlagender ist das zweite Argument, nämlich der Hinweis darauf, daß es besser sei, Gelder anzusammeln und sie zur Verteidigung des Staates bereit zu haben, als das Volk mit Kriegsauflagen zu überbürden.

Die Ereignisse haben dem Könige recht gegeben. Für die preußische Monarchie, so dürfen wir zusammenfassend sagen, bildete in jenen Tagen der Staatsschatz ein unentbehrliches Mittel der finanziellen Rüstung und Kriegsbereitschaft und, im Verein mit einer starken und schlagfertigen Armee, die unbedingte Voraussetzung für ihre politische Machtstellung im Rate der Völker Europas.

Aus Guſtav Freytags Briefwechſel mit Graf und Gräfin Wolf Baudiſſin.[1]

1856 bis 1862.

Herausgegeben und erläutert von

Guſtav Wilibald Freytag.

Einleitung.

Der am 13. Juli dieſes Jahres bevorſtehende hundertſte Geburtstag Guſtav Freytags bildet die äußere Veranlaſſung zur Veröffentlichung von Teilen eines umfangreichen Briefwechſels, der ſich ſchon ſeit längerer Zeit im Beſitze von Freytags Sohn befindet. Die Beziehungen Guſtav Freytags zu der Familie Baudiſſin reichen von der Mitte des Jahrhunderts bis zu Freytags Tode im Jahre 1895. Der 1789 geborene, 27 Jahre ältere Graf Wolf ſtarb im Jahre 1878, erreichte ſomit ein Alter von 89 Jahren. Er vermählte ſich im Jahre 1840 mit der bedeutend jüngeren, aus Dresden ſtammenden Sophie v. Kaskel, die nicht nur ihn, ſondern auch Freytag überlebte, mit dem ſie nach des Gatten Tode weiterhin in regem brieflichen und zeitweiſe perſönlichen Verkehr ſtand.

Über die Bedeutung der beiden Männer, um die es ſich hier handelt, an dieſer Stelle des Weiteren zu reden, dürfte ſich erübrigen. Die Gräfin trat unter dem Namen Tante Aurelie als Verfaſſerin von Erzählungen für die Jugend wiederholt mit Erfolg an die Öffentlichkeit.

Der Briefwechſel, ſoweit er erhalten iſt, beginnt im Jahre 1856. Freytag hatte zu dieſer Zeit bereits einen Teil der Werke, die ſeinen Ruf begründeten, vollendet. „Die Brautfahrt", Die „Valentine", „Graf Waldemar" und „Die Journaliſten" beherrſchten teilweiſe die deutſche Bühne. Von den Romanen war Soll und Haben erſchienen. Seit 1848 redigierte Freytag in Leipzig zuſammen mit Julian Schmidt die „Grenzboten", in welchen er ſchon zahlreiche politiſche und literariſche Aufſätze veröffentlicht hatte. Graf Baudiſſin hatte die gemeinſam mit Ludwig beziehungsweiſe Dorothea Tieck unternommene Über-

[1] Alle Rechte vorbehalten.

setzung Shakespeareſcher Dramen und andere ähnliche Arbeiten vollendet. Der im folgenden mitgeteilte Anfang des Briefwechſels Freytag-Baudiſſin umfaßt die Jahre 1856 bis einſchließlich 1862. Wir ſehen in dieſer Zeit Baudiſſin mit der franzöſiſchen Literatur beſchäftigt, Freytag ſchrieb in dieſem Zeitraum das Drama „Die Fabier", die erſten Teile ſeiner „Bilder aus der deutſchen Vergangenheit" und „Die Technik des Dramas". Den politiſchen Hintergrund der damaligen Briefe bilden die preußiſche Politik und die ſchleswig-holſteinſche Frage. Letztere mußte namentlich den Grafen, der Holſteiner war, auf das lebhafteſte beſchäftigen.

Neben dieſem materiellen Inhalt der Briefe, der beſonders über Freytags politiſches und literariſches Urteil helles Licht verbreitet, feſſeln in der Korreſpondenz in beſonderem Maße die Ausſtrahlungen der rein menſchlichen Seite des deutſchen Mannes, der ſeinem Volke ſo viel zu geben hatte. Gerade die gegenwärtige Zeit, in der unſere nationalen Kräfte ſtärker als je zutage treten, dürfte geeignet ſein, zu würdigen, was wir dem Schaffen Guſtav Freytags verdanken, und wie ſich gerade in ihm die Lichtſeiten des deutſchen Weſens ſo wohltuend ſpiegeln. —

Freytag an Gräfin Baudiſſin.

Leipzig 5 Mai 1856.

Gnädigſte Frau!

Ein gewißes braves Manuſkript[1]), welches mir Frau Lotte Dunker[2]) anvertraut hatte, ſcheint mir der geeignete Gegenſtand, um damit das ſpäte Eintreffen meines Dankes für Ihren Brief zu entſchuldigen. Dies Manuſkript in die Hände eines ordentlichen Verlegers zu geben, erſchien mir um ſo wünſchenswerther, da Tendenz und Inhalt desſelben mich begeiſtert hatten. Nur war die Zeit ungünſtig, denn vor und in der Meſſe iſt mit Buchhändlern gar nicht zu reden, die Krebſe, welche um dieſe Zeit aus ganz Deutſchland maſſenhaft angeſchwommen kommen, verſtimmen alle Gemüther, machen ſie menſchenfeindlich, trotzig, nervös gegen die werthvollſten Manuſcripte. Dazu kommt, daß wie meine holde Gönnerin wiſſen wird, Kinder- und Jugendſchriften eine eigene Branche ſind, welche nicht mit Vortheil von jedem Verleger in Deutſchl. genommen werden kann; denn das ganze Geſchäft muß auf ſie eingerichtet ſein. So harmlos ſie auch in der Regel ſind, ſie machen die Handlung, welche ſich mit ihnen abgiebt, zu einem tropiſchen Charakter, voll der grellſten Contraſte. Neun Monate im Jahre die größte Abſpannung, Stille, thatenloſes Träumen, nur unterbrochen durch gelegentliches Ausbeſſern ruinierter Bilder und beſtoßener Deckel, und gleich darauf, einige Wochen vor

[1]) Gräfin Sofie ſchrieb unter dem Namen „Tante Aurelie" zahlreiche, ſeinerzeit vielgeleſene Jugendſchriften.

[2]) Gattin des bekannten Hiſtorikers und Politikers Max Duncker.

Weihnacht eine wahrhaft vulkaniſche Thätigkeit, ungeheure Kraftanſtrengungen, eine ins Bedrohliche geſteigerte Geſchäftshitze. Natürlich ſind dem zufolge die Verleger von Kinderſchriften in der Regel gefährliche, entſchloſſene und doch wieder unberechenbare Naturen, mit denen umzugehn ebenſo intereſſant, als ſchwierig und verdienſtvoll iſt.

Lebhaft wünſche ich, daß meine verehrte Freundin dieſelben Beobachtungen an Ihrem neuen Verleger, Herrn Bernhard Schlicke in Leipzig machen möge. Er iſt mehr jung als alt, von mittler Größe, ſehr brav u. tüchtig, ein gebildeter Mann, gehört zu den Freunden meiner Freunde, hat ein hübſches Geſchäft voll Jugendſchriften, ſchwärmt für das Manuſcript, will auch Honorar zahlen und erwartet nur Ihre Befehle, ſich Ihnen vorzuſtellen und das Nähere mit Ihnen zu beſprechen.

Da er ſolche Eigenſchaften beſitzt, hielt ich es für erlaubt, Ihren Namen ihm zu nennen. Es iſt ein Incognito dem Verleger gegenüber doch nicht zu bewahren. Er erfuhr Ihren Namen aber erſt, nachdem er ſich durch ein verſtändig ausgeſprochenes Intereſſe an dem Manuſc. und durch die Bereitwilligkeit, dasſelbe zu verlegen, ein gewiſſes Recht darauf erworben hatte. Gern hätte ich Ihnen dieſe Nachricht ſelbſt gebracht und Ihre Verzeihung für den langen Aufſchub erbeten, aber ein kleiner Ausflug nach Halle hat mir eine Verkältung zugezogen, die mich die letzte Woche in der Stube feſtgehalten hat. Deßhalb bitte ich Sie artigſt, daß Sie Herrn Schlicke durch eine wohlwollende Zeile Erlaubniß geben nach Dresden zu kommen u. ſich Ihnen vorzuſtellen.

Was nun Ihren Protegé, Frl. Th. Gumpert[1]) betrifft, ſo bin ich voll guten Willens. Man iſt doch auch nicht ganz ohne Herz und hier giebts Mitgefühl, Menſchenliebe, gute Zwecke u.ſ.w., es verſteht ſich, daß mich das einigermaßen afficirt. Nur iſt ſie mir auf der andern Seite wieder zu fromm, u. zu ſehr Königineliſabet von Preußen, und doch ganz im Vertrauen auch ein wenig ſeicht. So kämpfe ich, u. ringe heftig im Widerſtreit meiner Empfindungen. Zuletzt wird doch wohl eine Beſprechung daraus werden. Uebrigens bekenne ich mich ſchuldig, ſie bereits zu Weihnachten beſprochen zu haben, oder vielmehr nur angezeigt, mit wenig Gefühl und noch weniger Worten. Ich verſichere Sie, jeder Kritiker wird ein Scheuſal.

In dieſen Tagen gedenke ich für einige Monate nach Siebleben zu gehn, u. nehme an, daß Sie Ihren Weinberg bereits bezogen haben. Möge Ihnen dieſer Sommer Alles erhalten und ſchenken, was ich Ihnen wünſche, unter Anderem auch eine recht tüchtige, dauerhafte, waſſerdichte, freundſchaftliche Geſinnung gegen den Schreiber dieſer Zeilen. Dieſe wünſche ich zu meinem Beſten.

Ihrem Herrn Gemahl bitte ich meine herzlichſten Empfehlungen auszu-

[1]) Herausgeberin des „Töchteralbum“ uſw.

richten und den H. General[1]) zu versichern, daß er sich durch seine Freundlichkeit gegen Busch dessen stärkste Liebe und Verehrung zugezogen hat.

Sie aber, meine gnädige Freundin bitte ich zu bleiben, was Sie sind, gut

auch Ihrem

treu ergebenen

Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Hochverehrter Freund u. Gönner,

Nicht alle Festtage sagt uns der Kalender an, aber sie leuchten desto heller im Herzen nach — ich meine die Tage an denen unvermuthet ein theurer Gast in's Zimmer tritt, oder sich uns doch durch einen Brief, wie es der Ihrige war — leibhaftig vergegenwärtigt. Nein solch' ein Brief, an dem man wie oft sich wieder u. wieder erfreuen u. daran Wochenlang wohlleben kann! Im Vergleich zu dieser Brief-Wohlthat tritt die Andere — ich meine den gekaperten Verleger ganz in den Hintergrund — denn was sind alle Buchhändler der Welt gegen die halbe Seite über die Kinderschriften-Verlagshandlungen! Das dicke Manuscript wiegt weniger schwer auf meinem Gewissen da es zu diesem reizenden Capitel Veranlassung gegeben hat; indessen fühle ich doch trotz aller Dankbarkeit für all' Ihre Langmuth nicht minder tiefes Mitleid mit Herrn Schlicke u. möchte dem guten Mann sein schweres Loos nicht durch die Reise nach Dresden wenn anders diese nicht ein Scherz war (?) verbittern helfen. Oder müssen sich Autoren (der Name steht mir gut an!) und Buchhändler persönlich kennen lernen — vielleicht genügte es auch Portraits auszutauschen? Mir sind an meiner Schriftsteller Wiege durchaus keine so verwöhnenden Lieder gesungen worden; ich erhielt von 12 jener „tropischen Charactere" im verschiedenartigsten Styl geschriebne Entschuldigungsbriefe bis endlich der dreizehnte H. Hallberger sich freundlich erbarmte, mich sauber drucken, einbinden u. mit leidlichen Bildern ausstatten ließ — ja zu meiner höchsten Verwunderung mich noch obendrein honorirte u. zwar mit zwei unverdienten Louisd'or für den Bogen! Da ich nun bey dem „drucken lassen" wenn auch beim Schreiben nicht — viel weniger von Ehrgeiz (denn der findet doch seine Rechnung nicht) als von ehrlichem Geiz getrieben werde, so war ich höchst befriedigt in dieser Beziehung höher tariert zu werden als ich mir's eingebildet hätte u. überlasse mich daher auch Herrn Schlicke blindlings. Da ich alles Uebrige was zu der Leiblichen Hülle eines Buches gehört auch gar nicht verstehe — mit Ausnahme der correctur u. Herr Schlicke mir leider nicht rathen kann wo ich zu streichen habe — so glaub' ich mit gutem Gewissen seinen Besuch nicht annehmen zu dürfen, falls er nicht andere Veranlassung hat Dresden zu sehn. Daß er mich nicht nenne

[1]) General Graf Otto Baudissin, Wolfs Bruder.

ist Alles was ich zu bitten habe. Wie aber darf ich hoffen, daß Sie mir die Langweiligkeit dieser Antwort verzeihen werden? und ich hoffe es doch! Haben Sie ja sogar Mitleid mit dem Töchteralbum. Freilich wohl ist's mir auch zuweilen vorgekommen als wäre die brave Thecla zuweilen ein wenig Elisabête — aber unsereins darf mit solchen End-Sylben nicht zu unvorsichtig umgehn weil ich gar nicht sicher bin, daß sie nicht auch an der Tante Aurelie hängen bleiben, wenn sie auch bey dieser keine so höchste Abstammung haben. Aber diese Thecla! — sehn Sie gefälligst die Einlage — es geschehn noch Zeichen u. Wunder! Sie schickt mir die Anzeige ohne weitere explication; ob das Töchteralbum dadurch glücklich verwaist ist, weiß ich nicht zu sagen, aber dafür hoffe ich, daß die Versorgung seiner Vorsehung keine unglückliche ist. —

Was ist denn das für ein glückseliges „Siebleben?" führt der Weg nicht über Dresden? in Wachwitz sind wir bey solcher Kälte noch nicht! aber brauchen Sie nicht einmal im Sommer Ruhe und Stille um ein schönes Manuscript oder seine correctur recht ungestört durchzugehn u. möchten Sie dazu nicht in's Grüne ziehn zu Freunden die sich Ihres Besuches recht herzlich freuen würden? dazu wäre Wachwitz ganz geeignet. — Was meinen Sie? vor der Hand hoff ich noch auf die Lage von Siebleben das ich mir vorwerfe garnicht zu kennen. Wann hören wir von dem Trauerspiel? — gestern in einem kleinen Kreis lebten wir Soll u. haben nochmals durch — es thut eben so wohl mit lieben Leuten die Eindrücke eines solchen Buchs zu recapituliren als die einer schönen Reise. Sah man auch die Höhen in verschiedner Beleuchtung so bleibt doch der Total-Eindruck für Alle gleich u. man fühlt sich dadurch gegenseitig näher und befreundeter als vorher durch die liebe gemeinschaftliche Bekanntschaft.

Ich wollte ich wäre gut wie Sie sage Ihnen aber bleiben wir's für alle Zeiten. — Wolf grüßt mit mir, so der General.

Sophie Baudissin.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Gnädigste Gräfin!
Meine holde Gönnerin!

Durch Frau Lotte Dunker habe ich Ihre traurigen Nachrichten über Ludwigs[1]) Verhältnisse erfahren. Bin deßhalb nicht ganz müßig gewesen u. hoffe Einiges für ihn durchzusetzen. Am besten scheint mir eine jährliche feste Summe zu sein, welche ihm in passender Weise insinuirt wird. Bevor ich es wage, Sie und Ihren Herrn Gemahl mit der Bitte zu belästigen, Theilnehmer eines stillen Vereins zu werden, für welchen ich meinen guten Gebieter zu Gotha u. einige hiesige Freunde zu werben Aussicht habe, möchte ich noch durch Ihre Güte einige nähere Auskunft haben: ob u. was etwa

[1]) Der Dichter Otto Ludwig.

bis jetzt von Dresden aus für ihn geſchehen — und welche Methode der Einhändigung ſolcher Beiſteuer Ludwigs Stolz wünſchenswert machen würde, endlich: ob Sie ſelbſt oder Graf Wolf vielleicht die Güte haben wollten, der Mittelpunkt eines kleinen Unterſtützungsvereins in der Art zu werden, daß Sie die letzte Berechnung u. Einhändigung der Rente übernähmen. Ich würde mich bemühen, Ihnen das Geld in voraus zu ſenden. Unterſtützungen, welche von Privaten ausgehen, können nicht die Lebenszeit des zu Beſchützenden zu decken verſuchen. Es dürfte, was ſich ſonſt erfolgreich gezeigt hat, genügen, den Beiſteuernden eine Verpflichtung auf 3 Jahre zu inſinuiren. Nach drei Jahren kann man verlängern.

Mein kleiner Auerbach[1]) wird wohl am beſten von einem ſolchen Plan nichts erfahren. Er iſt ein gutes Kerlchen, aber ſeine Verſchwiegenheit, ſowohl gegen Ludwig, als gegen Andere iſt unſicher. Er kräht ein wenig, und freut ſich ſo herzlich über alles Gutthun, auch über ſein eigenes, daß ihm das Geheimniß wohl Herzdrücken verurſachen könnte. Ueberhaupt was Literat u. Poet heißt, möchte zuletzt davon erfahren, denn das würde zu Ludwigs Aerger mit einer Feuilletonnotiz enden.

Mein Freund Klee[2]) in Dresden, ein durchaus verſchwiegener Mann, hat unterdeß die Güte, ſich bei Auerbach und Andern, ohne daß dieſe merken, wozu, zuverläſſige Angaben über Ludwigs Situation zu verſchaffen. Seine Mittheilungen, welche vielleicht Ihre Ermittlungen im Einzelnen ergänzen können, werde ich mir die Ehre geben, Ihnen ſofort zuzuſtellen.

Ich reiſe in dieſen Tagen nach Siebleben, ohne daß mir die Freude wurde, Sie dieſen Winter in Dresden aufzuſuchen. Möchte mir der Sommer die Muße gönnen, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl perſönlich zu ſagen, wie ſehr ich bin von ganzem Herzen

Ihnen

zugethan u. ergeben.

Leipzig 18 April 1857. Freytag.

Wollen Sie mir Antwort gönnen, ſo haben Sie wohl die Güte nach Siebleben zu adreſſieren.

[Dr. Gotthold Klee an Graf Baudiſſin.

Hochgeehrteſter Herr!

Endlich kann ich Ihnen melden, daß Ludwig ſo verſtändig geweſen iſt, das Anerbieten anzunehmen und zwar mit warmem herzlichen Dank. Zwei wunderliche Bedingungen knüpfte er an, daß er über die Verwendung des Geldes Rechenſchaft ablegen wolle, und daß er es einſt, wenn es ihm möglich ſei, zurückerſtatte. Die erſte wies ich durch die Bemerkung, daß dieß ſich für

[1]) Der Dichter Berthold Auerbach.

[2]) Der Germaniſt Gotthold Klee (Verfaſſer von „Deutſche Heldenſagen“ und anderem).

ihn gar nicht schicke, zurück, die zweite natürlich auch. So habe ich ihm denn sogleich gestern Abend einhundert Thaler ausgehändigt, da ich Ursache hatte zu glauben, er sei in Verlegenheit. An Carus zu kommen habe ich, der ich ihn kaum persönlich kenne, keine Wege. Ich werde daher die Liste, wenn ich nicht heute noch Contreordre von Ihnen erhalte, an meinen Freund Freytag schicken, der zunächst das Seine thun mag. Wir können ja wenn sie zurückerfolgt noch mit Gottes Hilfe eine gute Nachlese halten.

Uebrigens bin ich Ihnen und Freytag recht von Herzen dankbar für das Amt des Vermittlers mit einem so tüchtigen und ursprünglichen Menschen, wie Ludwig ist.

Mit der Bitte mich Ihrer Frau Gemahlin gehorsamst zu empfehlen und mit aufrichtigster Verehrung

Ihr

ganz ergebenster

v. S.
20. Mai
1857.

Dr. Klee.]

Graf Wolf Baudissin an Freytag.

Dresden, 21. Oktober 1857.

Hochverehrtester Gönner u. Freund,

Ich erlaube mir, den so eben erhaltenen Brief anliegend sofort an Sie, als an seine eigentliche Adresse gelangen zu lassen, und füge nur noch die Bitte hinzu, mich mit zwei Worten benachrichtigen zu wollen, ob der Wunsch der Schottischen Dame noch erfüllt werden kann? —

Mir hat die Bestätigung des Factums, daß Sie jetzt abermals mit einem Roman beschäftigt sind, große Freude gemacht, u. eben so die Notiz, daß die Concurrenz Ihrer englischen Uebersetzer sich schon bis in's gaelische Hochland erstreckt, denn Miß Forbes wohnt ungefähr am Ende der Welt in Aberdeen. — Meine Correspondentin dagegen ist die Tochter des verstorbenen Eduard v. Bülow (der seiner Zeit das Novellenbuch u. den armen Mann in Toggenburg herausgab) ein begabtes u. verständiges junges Mädchen, die längere Zeit in England u. Schottland zugebracht hat. Und zwar haben wir während dieses Aufenthalts die erfreuliche Erfahrung gemacht, wie weit man in England die zuvorkommendste Herzlichkeit nicht allein gegen seine Freunde, sondern selbst gegen unbekannte Freunde seiner Freunde extendiert. Weil Miß Forbes von Fräulein Bülow erfahren hatte sie hege eine besondere Verehrung für meine Frau, und letztere habe sich auf ihrem Weinberg einen Hühnergarten angelegt, sandte sie uns (die sie nie gesehn) ein Paar sehr schöne chinesische Hühner, u. hat sich damit natürlich unsre stete Dankbarkeit gesichert. Zugleich aber schrieb sie einen so hübschen englischen Brief, daß ich sie für durchaus befähigt halte sich als Uebersetzerin zu versuchen; u. außer-

dem beweist mir ihr Hühnergeschenk, daß sie ihre Uebersetzerpflichten mit Eifer u. Wärme erfüllen wird. Gönnen Sie ihr also — wenn es noch möglich ist, — die Freude sich den Dank von ganz England zu verdienen.

Sehn wir Sie nicht vielleicht einmal während des Winters in Dresden? Die Gypsabgüsse, wie Hettner[1]) sie aufgestellt, u. das Cabinett der Kupferstiche u. Handzeichnungen, die sie beide noch nicht kennen, verdienen allein schon eine Reise nach Dresden. In der Hoffnung daß Sie dann nicht an uns vorübergehen würden, und mit größter Verehrung und Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

W. Baudissin.

Meine Frau trägt mir die herzlichsten Grüße auf.

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr Graf,

Mein gütiger Freund! Den herzlichsten Dank für Ihren Brief und seinen Inhalt. Nicht länger darf ich zögern, Ihnen zu danken und doch hätte ich erst das Eintreffen der Malcolm'schen Uebersetzung abwarten sollen. Es hat das Schicksal gewollt, daß von Soll und Haben zwei englische Uebersetzungen einander schädliche Concurrenz machen. Zunächst hat mein Verleger, wie ich, der Oberst Malcolm, Schwester von Frau v. Ulsedom, und dem Verleger derselben Bentley, die Autorisation zur Uebersetzung gegeben, und diese Uebersetzung muß bereits gedruckt sein. Zu meinem großen Erstaunen aber erhalte ich vor 8 Tagen eine zweite Uebersetzung, welche bei Constable in Edinburg erschienen ist, und durch Herrn Josias Bunsen mit einer Einleitung versehen. Diese Uebersetzung gefällt mir nicht. — Eine Weitläufigkeit u. Chicane des englischen Schutzgesetzes hatte unsere Maßregeln zur Conservation unserer Rechte ungenügend gemacht. —

Grade während ich dies schreibe lese ich in der kleinen Gothaer Zeitung noch von einer dritten Uebersetzung bei Blackwood, London.

So bin ich in der Lage, zunächst eine Verpflichtung gegen Mdme Malcolm zu haben, und wenn ihre Uebersetzung brauchbar sein sollte, und sie — was ich nicht voraussetzen darf, nach den gemachten Erfahrungen noch Lust haben sollte, einen nächsten Roman zu übersetzen, so würde ich sie darum ersuchen müssen.

Aber, was die Hauptsache ist, das Ding, womit ich dem Publicum zuförderst, d. h. in diesem Winter aufwarten will, scheint mir durchaus kein Roman zu werden, und ob irgend Jemand den Leichtsinn haben wird, ein Trauerspiel in Versen[2]) ins Englische zu übersetzen, das darf ich billig be-

[1]) Hermann Hettner, Kunsthistoriker (geb. 1821), wirkte von 1855 an in Dresden.

[2]) Freytag arbeitete damals an dem Drama „Die Fabier".

zweifeln. Der nächste Roman, an dem ich mich versucht habe, ist noch nicht so weit, daß ich in dieser Saison seine Publication wünschen kann.

Also, mein hochverehrter Freund, haben Sie die Güte, der schottischen Dame eines deutschen Autors hochachtungsvollen Dank für ihr Wohlwollen auszudrücken und mich bestens zu entschuldigen, wenn ich auf einen so willkommenen Antrag nicht sofort eingehe.

In diesem Winter komme ich nach Dresden, aber mein hochverehrter Gönner, nicht vorzugsweise wegen der Kupferstiche und Hettners gutem Arrangement, sondern wenn Sie mir das erlauben, speziell um Ihnen und Frau Gräfin dankbar und ergeben die Hand zu schütteln, und mit Ihnen, die ich von ganzem Herzen liebe und verehre, einen Abend — am liebsten allein — zu plaudern.

Daß ich Frau Gräfin noch eine Antwort auf einen sehr holden und gütigen Brief schulde, ist mir eine durchaus frohe Empfindung. Treu ergeben bin ich Ihr immer, und schreiben thue ich erst, wenn ich das finstere Stück aus dem Nachtgebiete der Natur ihr zu Füßen legen kann. Herrn General meine respektvollsten Empfehlungen, Ihnen aber, Herr Graf

alle Liebe und Verehrung
Ihres

Siebleben 7 Nov. 57. Freytag.

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr Graf!

Durch Ihre so herzliche Einladung haben Sie mir eine Freude gemacht, für die ich Ihnen vorläufig von hier aus danke. Mit hohem Vergnügen nehme ich Ihr gütiges Anerbieten an, und werde mir die Freiheit nehmen, bevor ich komme, noch für Tag und Stunde Ihre und Ihrer Gemahlin gnädige Erlaubnis zu erbitten. Doch werde ich erst im neuen Jahr das Recht haben, mir dieses Vergnügen zu gönnen.

Die Zukunft Ihres Heimathlandes[1]) beschäftigt jetzt uns alle. Aber ich betrachte die Intervention des Bundes gegenwärtig doch als eine bedenkliche Sache. Macht er nicht Ernst, so ist es große Blame, und macht er Ernst, so wird allerdings für Holstein und Lauenburg Einiges durchgesetzt werden, aber für kräftiges Angreifen auch der Schleswig'schen Frage wird in Frankfurt keine Majorität, noch weniger Einstimmigkeit gewonnen werden, und selbst wenn dies Unerhörte geschehe, so würde eine Berührung der großen Frage sofort ein Einmischen des gesammten Auslandes — gegen Deutschland — zur Folge haben. — Ein kleiner Succeß aber in Sachen Holsteins und Lauenburgs scheint mir eine große Niederlage in Sachen Schleswigs zu

[1]) Holstein.

prognosticiren. Denn Engl. Frankr. und Rußland werden jetzt kühl oder widerwillig dem unangreifbaren Recht des Bundes Lauf lassen, aber dann um so sicherer beim nächsten Berühren der Frage in einen lauten Schrei der Entrüstung über Deutschlands revolutionäre Vergrößerungssucht ausbrechen u. Dänemark wird dann vor den Großen tugendhaft die Hände ringen u. rufen: da, seht, wie sie sind, unersättlich! Und wir werden als unersättlich gescholten werden und uns imponieren lassen. Es wird doch wohl kein Heil für die Herzogthümer kommen, als durch ein starkes Hervortreten Preußens. Bevor aber dieser Staat die Sache der Herzogthümer zu der seinen machen kann, muß er selbst sich erst wieder seine Stellung in Europa zurückerobert haben.

Was sie über den „Hof" in den Herzogthümern sagen, ist sehr nach meinem Herzen.

Dunkers Versetzung nach Tübingen hat auch mir einen braven und lieben Freund aus der Anrufweite entführt. Daß Deutschland noch nicht seine alten hoffnungsvollen Eigenschaften verloren hat, wurde bei seinem Abschiedsmahl deutlich. 200 Mann aßen u. tranken u. hielten patriotische Reden und glänzten ordentlich von Gemüthlichkeit, Rührung und Bravheit. Es war ein durchaus schönes Fest bis um 2 Uhr in der Nacht, wo wir alle zweihundert Biedermänner Arm in Arm nach Hause gingen. Auch auf Frau Lotte Dunker wurde ein starker Toast ausgebracht und wohlverdient, denn Halle wird lange Ursache haben, der Freundin zu gedenken, welche voll Menschenliebe ist, wie ein Nadelkissen voll Stecknadeln. Ich denke in diesen Tagen viel an sie, denn ihr wird der Abschied sehr schwer werden.

Haben Sie die Güte, mein hochverehrter Gönner und Freund, meine artigsten Empfehlungen Frau Gräfin zu Füßen zu legen. Herrn General bitte ich, wohlwollend meiner zu gedenken, Sie selbst aber mögen hold und freundlich bleiben

Ihrem
treuen Verehrer
Freytag.

Leipzig 28 Nov. 1857.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Gnädigste Frau Gräfin
Meine holde Gönnerin!

Die tiefe Weisheit des Spruches:

„Nichts ist erfreulicher in der Welt
Als wenn etwas Angenehmes vorfällt."

wurde mir in ausgezeichneter Weise bemerklich, als ich Ihren Brief erhielt. Bitte aber angelegentlich, diese Zeilen nicht als Antwort von meiner Seite zu betrachten, denn ich wünsche durchaus nicht mein altes Anrecht aufzugeben, Ihnen einen ausführlichen Lesebrief zu schreiben. Noch flehe ich um die Er-

laubnis in dieser Richtung Ihr Schuldner bleiben zu dürfen. Ich schlage mich noch immer mit einem alterthümlichen Tyrannen herum, den ich durchaus nicht in der mir passend erscheinenden Weise zu dramatischem Tode befördern kann. Das Gesindel, womit ich jetzt zu thun habe, ist historisch und will absolut nicht sterben. Erst wenn ich die ganze Bande erschlagen und in einem Buche begraben habe, werde ich wieder Mensch, präsentabel, guter Gefühle fähig. Dann bitte ich um Erlaubnis, kommen zu dürfen.

Unterdeß steht es mit Dunker u. Leipzig so: Die hiesige Universität denkt in der Stille daran, an die Stelle Wachsmuth's[1]), welcher wohl nächstens pensioniert werden wird, eine neue Kraft zu gewinnen. Noch sind, so viel ich weiß, dem Ministerium von hiesiger Facultät keine Vorschläge gemacht worden, u. es haben nur vorläufige stille Erkundigungen statt gefunden. Möglich, daß dabei Dunkers Name genannt worden ist. Aber ich bezweifle, daß die hiesige Facultät sich zu dem Muthe aufschwingen wird, Dunkern, den entschiedenen Liberalen und Preußen, auch nur vorzuschlagen, und noch zweifelhafter ist mir, daß Falkenstein[2]) sich entschließen würde, seinen Namen dem König zu nennen. Man ist in Sachsen allem abhold, was eine prononcierte Farbe hat, und diese schwächliche Gemüthsstimmung wird wahrscheinlich die Universität nicht weniger erweisen, als die Regierung.

Wenn Sie also eine Veranlassung fänden, für Dunker zu plaidiren, so wäre es bei Falkenstein, u. vor Allem beim König selbst. Aber der Plan hat noch ein Bedenken. Es scheint mir unthulich irgend etwas zu thun, bevor man weiß, daß Dunker selbst annehmen würde. Und ich bin durchaus nicht sicher, ob er einem Ruf nach Leipzig in diesem oder dem nächsten Jahr folgen würde. Es scheint mir ein so schnelles Aufgeben von Tübingen nicht in seiner Natur zu liegen, und auch nicht ganz loyal zu sein, vorausgesetzt, daß er dort einige Hauptbedingungen zu gedeihlicher Wirksamkeit findet. Denn die Universität T. hat sich anerkennend u. honnet gegen ihn benommen, sie hat ihm und seinen Freunden eine ehrliche Satisfaction verschafft, sie hat dies gethan, um ihren Studenten einen ordentlichen Mann zu erwerben. Dunker kann nicht füglich die Männer, welche so an ihm gehandelt haben, wie eine Treppenstufe behandeln. Und weder er, noch unsere liebe Freundin, würden das bei ernster Erwägung des Sachverhältnisses thun wollen. Es giebt nur eine Rücksicht, die ihm erlauben würde, sofort von Tübingen zu scheiden, das wäre ein ehrenvoller Ruf nach Preußen. Auch einem solchen Ruf würde Dunker nicht ohne einigen Kampf, und nicht ohne die seinem edlen Sinn schmerzliche Empfindung folge leisten, daß er die Schwaben, die ihm vertrauen und an ihm hängen, durch solch schnelles Scheiden verletzt. Aber er würde

[1]) Der Historiker Ernst Wilhelm Wachsmuth (geb. 1784, gest. 1866), von 1825 an Professor in Leipzig.

[2]) Freiherr von Falkenstein, sächsischer Minister.

in dieſem Fall Recht thun, wenn er ſcheidet, denn ſeine höchſten Pflichten ſind die politiſchen gegen ſein Vaterland. Und ſo würde auch jeder Patriot die Sache anſehen.

Zuletzt endlich wünſche ich Dunkern nicht einmal, daß er ſofort auch nach Preußen gerufen wird. Mir ſcheinen etwa zwei Jahr in Tübingen für ihn ſelbſt von höchſter Förderung zu ſein. Er genießt jetzt zum erſtenmal in einem academiſchen Leben voll Entbehrungen u. Kränkung die Freude, ſeine Tüchtigkeit liebevoll und unbefangen gewürdigt zu ſehen. Seine Kraft hat neuen Nerv u. fröhlichen Aufſchwung genommen, ſein Lehrtalent erhält erſt jetzt die letzte Ausbildung, wie ſie nur bei vollen Auditorien u. anhänglichen Zuhörern möglich iſt. Dieſe Vollendung ſeiner Kraft bekommt er am beſten in der Fremde, wo ihn die Politik nicht ſtört, wo er als neuer Mann den unſchätzbaren Vortheil hat, ohne Vorurtheil betrachtet zu werden u. reine Eindrücke zu machen. Er ſelbſt würde verlieren, wenn ihm durch eine ſofortige Rückberufung nach Preußen wieder der ganze Strom politiſcher Thätigkeit um die treue Seele wogte. Denn wie die Dinge in Preußen liegen, würde er doch auch dort Profeſſor bleiben und auch ferner in academiſcher Thätigkeit einen Theil ſeiner innern Befriedigung gewinnen müſſen.

So ſcheint mir, meine gnädige Freundin, die Leipziger Ausſicht nach mehreren Seiten zweifelhaft. Und ich bin überzeugt, daß ſie Dunker ebenſo anſehen wird.

Meiner lieben Freundin, Frau Lotte, bitte ich Sie die ſchönſten Grüße zu ſenden. Sie wird mir vertrauen, daß ich ihre ſtillen Kämpfe mit warmem Antheil begleite.

Ihrem Herrn Gemahl u. Herrn General die herzlichſten Empfehlungen, Ihnen aber

die treuſte Verehrung Ihres
Freytag.

15. Jan. 1858.

Freytag an Gräfin Baudiſſin.

Hochgeborene Frau Gräfin
Meine verehrte Gönnerin!

Für Ueberſendung des beiliegenden Briefes ſage ich Ihnen den artigſten Dank. Habe mir ungefähr ſo die Stimmung der Freundin gedacht. Trotzdem bleibe ich doch auf der Anſicht ſtehen, daß ein Aufenthalt von etwa zwei Jahren für Dunker in Tübingen kaum zu vermeiden ſein wird. Er wird nicht Dankbarkeit für eine Gutthat zu empfinden haben, denn die Schwaben haben allerdings an ihren eigenen Vortheil gedacht, als ſie ihn beriefen, und wie beſcheiden er iſt, ſein Selbſtgefühl darf wohl eine beſſere Stelle beanſpruchen, als jene Dotation mit c. 1500 rh. G. Aber wenn ein Gelehrter nach innerem Kampfe ſich für einen neuen Wirkungskreis entſchieden hat, ſo kann er doch,

sowohl um seiner selbst willen, als wegen der Menschen, auf welche er wirkt, die neue Thätigkeit nicht sofort wieder abbrechen, falls nicht die höchsten Pflichten ihn gebieterisch wegrufen.

Unterdeß wird sich in Preußen eine Wandlung vollziehen. Man nennt bereits jetzt Schwerin, den der kleine Prinz seiner Frau bereits als den liberalen Lord Derby Preußens vorgestellt hat, als künftigen Kultusminister (die neue Ministerliste ist: Beide Manteuffel bleiben, Patow Finanz, H. Auerswald Innres, Schwerin Cultus, Neumann Krieg). Und wenn diese Nachricht auch verfrüht ist, so habe ich doch Grund anzunehmen, daß etwas daran sein mag. Indeß das werden Sie besser wissen, als ich, denn in meine Zurückgezogenheit dringt nur fast zufällig eine Nachricht.

Persönlich bin ich durch wochenlange Unpäßlichkeit auf das Zimmer beschränkt gewesen u. dadurch in Manchem zurückgehalten worden. Sobald ich frei bin, mache ich von Ihrer freundlichen Erlaubniß Gebrauch und stelle mich Ihnen vor. Sehr freue ich mich darauf. Auch das Zusammensein mit Herrn Grafen und seine Bibliothek haben eine starke Attractionskraft, ich habe so viele Gelegenheit von ihm zu lernen und Gutes von ihm aufzunehmen, und seit Jahren war es mein Wunsch, daß sich das einmal bei ruhigem Zusammensein machen möchte.

Haben Sie die Güte Ihm wie Herrn General meine besten Empfehlungen auszurichten, Sie selbst aber, meine gütige Freundin erhalten, so bitte ich, gnädiges Wohlwollen

Ihrem

treu ergebenen

Leipz. d. 19 Mz 1858. Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresden d. 7ten Mai [1858].

Lieber Herr Doctor

Was machen Ihre Leute? — ich meine die Helden — u. was Sie selbst? es steht zu hoffen, daß Jene endlich erliegen mußten dem unerbittlichen Fatum u. daß Sie dagegen mit um so leichterem oder richtiger gesagt, vollerem Herzen das Frühjahr genießen? Wir gratulieren uns, daß Sie noch nicht kamen, weil Sie nun noch kommen müssen u. zwar in der schönen Jahreszeit wo Sie uns auf dem Lande finden u. in so großer Nähe der Stadt, daß Sie täglich zweimal per Dampfschiff die Kunst-Sammlungen oder andern Anziehungskräfte aufsuchen können. Ich hoffe die Umgebung u. Stille unseres Weinbergs wird Ihnen sympathisch sein u. Sie länger bey uns festhalten als die Stadtwohnung es vermocht hätte. Wir sind auch nicht aufdringliche Wirthe u. man merkt uns gar nicht wenn man uns nicht klingelt.

Apropos aber vom Weinberg: ich habe schon wieder eine Bitte u. zwar geht sie an Ihren Herzog. Jetzt erschrecken Sie — nicht wahr? es ist aber

weder Lebenslängliche Pension für jemand noch ein Ordensband sondern ich theile einige Passionen Ihres Herzogs nicht nur, wie z. B. die für Musik Dichtung u. Dichter, sondern auch seine Steckenpferde reite ich — wenn auch nicht die für den Marstall doch die für — den Hühnerhof! Nun weiß ich Er besitzt ganz besonders schöne von der Königin Victoria herstammende Brama Putra Hühner u. habe die Unverschämtheit zu hoffen, Sie könnten ihm einige Eier in guter Stunde abschwatzen u. mir entweder in der Tasche mitbringen ohne sich darauf zu setzen oder sie mir zu schicken? — jetzt war's heraus u. es gehört meine Passion dazu um den Brief nicht noch zu zerreißen. Und damit wende ich mich an Sie!! dem die Hühner-Welt so fern liegt! Aber nein — so gar fern nicht denn in „Soll u. Haben" kommt eine Stelle apropos von Ehrenthals Wohlwollen für den Freiherrn vor die nicht so wirkungsvoll angebracht wäre, hätte Sie nicht in frühen Zeiten der Zorn gegen die Liebe der Hausfrau zu ihren Hennen gepackt wie Sie wahrscheinlich noch ein Mittleidvolles Kind waren?

Nun bey mir werden die Lieblingshennen eigentlich nie geschlachtet — einmal freilich geschah es — auf ein halbes Wort hin u. es ging der Köchin nicht viel besser als dem Schillerschen Davison in der Maria Stuart. Nach diesem unerhörten Vergleich mache ich mich eiligst aus dem Staube.

Wir grüßen Beide herzlichst auf Wiedersehen also!

Sophie Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag.

Teplitz den 15 Juni [1858?]

Lieber Herr Hofrath,

Die consequenz ist eine unausstehliche Tugend, deßhalb kann ich nicht beim Schweigen verharren u. hoffe Sie geben es auch bald auf, denn im Juni sollte ja der Roman — so sagten Sie — sich seinem Ende nahn: und wir wissen es wohl, daß dieser unser zukünftiger bester Freund, vorläufig unser ärgster Feind ist. Wohl Ihnen, daß Sie all' die in Gewitter u. Hagel herabkommenden Märznebel — ich meine auch die Politischen — bei dem lieben Buch vergessen, denn ein liebes Buch wird's zuverlässig. Uns hat das doppelt böse Wetter Wolfs Cur hier vielfach gestört, doch denken wir nächsten Sonnabend hier abreisen zu können u. wären dann für Freunde die uns nicht ganz vergessen mögen in Wachwitz zu treffen, dessen Bekanntschaft Sie und die liebe Frau Hofräthin nicht reuen würde. Die Fremdenstuben haben prächtige Aussicht! — Das Quartier im erhöhten Parterre des Stadthauses ist noch immer vacant u. wäre wenn Sie die Grenzboten mit langem Zügel vom Bock fahren wollten gewiß ein guter Tausch mit Leipzig! Was sagt die Frau Hofräthin dazu? u. Wachwitz u. Loschwitz liegen doch noch wärmer u. hübscher als Siebeleben!!

Hier in Teplitz iſt Alles beim Alten man merkt das junge Oeſtreich noch gar nicht. Herrn, u. unterthänige Diener, Beſtechung mit Silber u. Papiergulden, nur die Heiligen ſtehn viel niedriger im Curs als in dem ehrlichen Tyrol, zumal bei den Männern herrſcht viel Unglauben. — Das Schickſal würfelte uns auf der Herreiſe wieder mit der Manteufelei[1]) zuſammen u. ſie ſuchten uns im coupé ſo eifrig als wir ſie mieden. Es kam bis zur Mittheilung einer bonbonniere u. wir aßen wenn auch nicht ein Salz doch eine Chocolade miteinander. „Otto" — ſo nennt ihn ſeine Frau u. er ſie „Liebchen" — war ſehr mittheilſam gegen uns u. ſpäter noch mehr gegen meinen Bruder (ſeinen Banquier) der uns hier beſuchte. Dieſem hat er geſagt, daß er unter dem jetzigen Herrn nie dienen würde, er ſei ihm zu „eigenſinnig" u. hat quaſi antijunkerlich gethan!? — na den iſt man ja los! — aber der Andere!![2]) geſtern ſtand in der Zeitung daß Dunker abgegangen ob es ſich beſtätigen wird? Lotte ſchrieb vorige Woche kein Wort davon nur die Phraſe: daß Max geſund bleibt in dieſer Lage dankt er allein ſeinem guten Gewiſſen."

Und Ihr Herzog nach Wien! wir haben auch ſchon manchen großdeutſchen Blutstropfen in uns verſpürt ſeit Preußen ſo unmächtig wird. Sie werden uns dies Schwanken wohl nicht vergeben? dann ſchelten Sie einmal laut! Die Ihrige

Sophie B.

Sophie Baudiſſin an Freytag.

Wachwitz d. 10ten Auguſt [1858].

Lieber verehrter Freund,

Unter Wachwitzens Dach wären wir denn nach mancherlei Anfechtungen glücklich eingelaufen, ſitzen aber darunter wie der Vogel auf dem Dach, weil man uns ſchon in Holſtein erwartet. Indeſſen ſo viel Zeit mußte ich mir nehmen eine tüchtige grippe ein paar Tage abzuwarten die mir wohl die ungewohnte ſchöne Wärme nach rauhen grauen Wintertagen zugezogen hatte.

Wie geht es Ihnen Beiden? wir denken ſtark daran auf der Rückreiſe einmal ſelbſt danach zu ſehen, will's Gott.

Wir hören immer von Ihnen durch Hirzel[3]), wiſſen daß Sie in Breslau waren bei trauriger Veranlaſſung, hörten aber gern daß Sie ſich aus Allem tapfer herausarbeiten?

[1]) Gemeint iſt Freiherr Otto Theodor v. Manteuffel (geb. 1805, geſt. 1882, preußiſcher Miniſterpräſident 1850—1858, nahm in der ſchleswig-holſteiniſchen Frage eine reaktionäre Haltung ein).

[2]) Sein Vetter, der Generalfeldmarſchall Edwin Hans Freiherr v. Manteuffel (geb. 1809, geſt. 1885, von 1858 Chef des preußiſchen Militärkabinetts, wurde ſpäter Kommandeur der preußiſchen Truppen in Schleswig-Holſtein).

[3]) Salomon Hirzel, Freytags Verleger und Freund.

Wie wäre es denn, wenn Sie uns in Rantzau überraſchten u. das neue Preußen ein wenig kennen lernten? — — wir denken nur 8—10 Tage dort zu bleiben u. möchten gern Anfang Sept. wieder in Wachwitz ſein. — Nun geben Sie bald ein Lebens u. Liebeszeichen

Ihren tr. ergebenen
Freunden
W. u. S. B.

Ich bilde mir immer ein, ohne daß Sie mir das Mindeſte davon verrathen, daß gerade Sie an der erwünſchten Wendung von Dunkers Schickſal einen Antheil haben u. nur mit wehmüthiger Ironie Lottens Verkommen hinnehmen?

Mein Schwager Kaskel ſchreibt uns eben, Baron James Rothſchild den er in Wildbad geſprochen, glaube nicht an Krieg.

Haben Sie Lottens Brief nicht zerriſſen, ſo erbitte ihn zurück.

Freytag an Baudiſſin.

Hochverehrter Herr Graf!

Für das holde kleine Buch wollte ich durch einen Waffentauſch meinen Dank abzuſtatten ſuchen, auch ich habe endlich meine 300 Taugenichtſe ermordet[1]), ſitze mit rothen Fingern über den Correcturbogen und hätte ein tückiſches und allen Grundſätzen der Civiliſation Hohn ſprechendes Stillſchweigen mit unruhigem Gemüth noch 3 Wochen fortgeſetzt, um dann gewiſſermaßen moraliſch aufſpringend Ihre und Frau Gräfin Verzeihung zu erflehen, zu ertrotzen, zu erſchleichen — da will das Schickſal, daß ein hoher Componiſt[2]) mich heut in nicht mißzuverſtehender Weiſe auffordert, ihn nach Dresden zu begleiten. Da unter ſolchen Umſtänden mir die Möglichkeit wird, Sonnabend oder Sonntag an Ihrer Thür anzuklopfen, ſo bitte ich Sie und Ihre Frau Gemahlin herzlichſt, durch ein wohlwollendes herein mir erkennen zu geben, daß in edlen Gemüthern die Flamme des Wohlwollens nie verliſcht, auch unter erſchwerenden Umſtänden nicht, unter welche letztere ich die Bramaputra-Angelegenheit rechne, in welcher ich übrigens als Opfer der Theorien des Coburgers gefallen bin, der die Hühner, die er Ihnen ſtatt der Eier zu ſchicken beabſichtigte, wahrſcheinlich jetzt mitbringen wird. Wenigſtens hat er ebenſogut wie ich Urſache, jetzt zerknirſcht an alle ſeine Sünden zu denken, das arme Oberhaupt! Trübe Ahnungen unterdrücke ich gewaltſam. Wir werden im Gaſthofe wohnen, und die ganze Reiſe hat einen gewiſſen phantaſtiſchen Anſtrich, der wahrſcheinlich Ihrem Hofe nicht ganz ſympathiſch ſein wird.

[1]) Vollendung der „Fabier".
[2]) Herzog Ernſt der Zweite von Sachſen-Coburg-Gotha.

Unterdeß haben Sie, mein theurer Gönner und Freund, die Güte, mir Ihr Wohlwollen zu bewahren, Hrn. General meine Empfehlungen auszurichten, Ihrer Frau Gemahlin aber meine artige und eherbietige Huldigung zu Füßen zu legen.

Treulichst

Ihr

Leipzig 27 Jan. 1859. Freytag.

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr Graf!

Das langgesponnene Stück hat bis zum Augenblick seines Erscheinens mit Unglück zu kämpfen. Nachdem die Beendigung des Druckes sich über Gebühr verzögert, ist gestern in der Druckerei Feuer ausgebrochen, und alles Gedruckte u. Gesetzte (10 Bogen von 12) verbrannt oder verdorben. Auch das Manuskript, von dem ich keine Abschrift hatte, war verschwunden, ist aber heut glücklich wieder ermittelt worden. Aus der Mitte der verkohlten Bogen habe ich von 1—6 einige erhaltene herausgezogen und sende Ihnen dieselben in Beilage unter Kreuzband. Sie sollen Ihnen nichts melden, als daß ich Ihnen gern heut das Ganze geschickt hätte, denn ich hatte etwa heut auf Beendigung und Ablieferung des Drucks gerechnet. Mein Verleger hat sofort Aushängebogen usw. in andere Druckerei getragen und die Beendigung des neuen Drucks bis gegen Ende des Monats ausgemacht. Ich habe zuweilen in meinem Leben Fortuna's Launen erfahren, aber diese Art einen Menschen zu ärgern, war mir neu. Und ich finde solches Benehmen zu meinem Bedauern verächtlich. Sobald ich die neuen Aushängebogen habe, sende ich Ihrer gütigen Erlaubniß folgend, das erste Exemplar. Bis dahin bitte ich Sie das Fragment als ein kleines Geheimniß zu bewahren, damit die schadenfrohen Geister des Unheils nicht aufs Neue gereizt werden. Wegen Dawison[1]) habe ich mir überlegt, daß ihm doch keine andere Rolle passen wird, als die des Marcus, was allerdings erst in der zweiten Hälfte, wo die Handlung in heftiger Bewegung fortschreitet, sichtbar wird. Doch soll Ihre Ansicht, da Sie ihn besser kennen, mich bestimmen.

Und so, mein gütiger Herr und Freund, die herzliche Bitte an Sie und Frau Gräfin, mir Ihr Wohlwollen in alter Weise zu bewahren. Hrn General die ergebensten Empfehlungen.

Ihr

treu ergebener

8 Mz 1859. Freytag.

[1]) Bogumil Dawison, der berühmte Schauspieler, von 1854 an in Dresden.

Baudissins an Freytag.

Dresden, 13. März 1859.

Bravo, bravo, bravo! es wird auch die 2te Feuerprobe bestehn!
Mit herzlichstem Glückwunsch u. Fortsetzung ersehnend Sophie B.

Verehrtester Freund!

Ich sage Ihnen meinen wärmsten Dank für Ihre „Wolfsbrut“ [1]) zu der ich mich schon um meines Vornamens willen hingezogen fühle, und die mich sehr entzückt hat. Denn da sind Römische, nicht wie im Shakespeare englische Patricier und Landleute, u. Ihre drittehalb Acte haben mir die nobeln stolzen Edeln u. Bauern, die zugleich so einfach u. vornehm sind, viel näher gebracht als Niebuhr u. Mommsen. Daß ich beide zufällig grade eben durchgelesen, ist mir sehr zu Statten gekommen, u. ich habe mir gesagt, daß Sie einzelne kleine Züge u. Glanzlichter wohl auch Letzterem verdanken. Zb. fand ich sehr bezeichnend daß Ihre römischen Gutsbesitzer zugleich Kaufherren sind, die mit Egypten u. Sicilien in Verbindung stehn, u. dß Marcus Fabius sich die Freuden einer Seeschlacht ausmalt als er von dem Siege bei Salamis erzählen hört. Ob der erste Rang u. die Gallerie sich so in Ihre Römer vertiefen werden, wie ich, will ich nicht beschwören, aber das Parterre wird große Freude an ihnen haben. — Ich werde nun fürs Erste Niemand etwas von meinem geheimen Schatz mittheilen. Sehr wünschenswerth aber wäre es, wenn Ihr Drucker vor Ende des Monats mit der zweiten Hälfte fertig werden könnte. Dawison reist den ersten April von hier ab, u. ich hätte doch seine Ansicht über die Besetzung der Rollen gar gern gehört. Marcus Fabius gebührt unzweifelhaft nur ihm; eben so muß, scheint mir, der alte Porth den Consul, u. Winger den Spurius spielen, ferner Maximilian den Icilius. Die Bayer Bürck scheint mir aber nicht mehr jung genug für die Fabia, u. würde ich die Rolle, wenn sie nicht in den letzten Acten noch großen tragischen Pathos entwickeln soll, lieber einer andern Schauspielerin zutheilen. Nun noch eine kleine Sylbenstecherei. Muß nicht pag. 43, Zeile 3 v. o. auf statt der Genitiv folgen? Ferner sind die beiden Zeilen in welchen Icilius zu seinem Herzen spricht (pag. 27 u. 41) fast zu gleich lautend. Verzeihen Sie mir diese Pedantereien, die Ihnen nur beweisen sollen wie sehr ich mich für Ihre schöne Schöpfung interessiere, die recht eigentlich den Realismus zur Geltung bringt, vor dem ich den größten Respekt habe; der es versteht ds Schöne u. Erhebende da zu sehn, wo ein minder scharfes Auge es nicht findet, u. es dann ins hellste Licht zu stellen weiß.

Mit sehnlicher Erwartung auf die baldige Vollendung des Drucks

Ihr sehr ergebener
W. Baudissin.

[1]) „Die Fabier“.

Die Verbrennung der schon fertigen Druckbogen war ein höchst verdrießliches Unglück; aber weit überwiegend scheint mir doch die Freude darüber daß das Manuscript sich wiedergefunden hat. Oder lassen Sie diese consolation allemande nicht gelten? —

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr u. Freund!

Endlich bin ich in der Lage, Ihnen den fertigen Druck in Aushängebogen senden zu können. Ein bequemeres Exemplar folgt nach. Jetzt bei ruhiger Uebersicht bin ich doch zweifelhaft, ob man den Consul an Porth geben möchte. Es hängt alles von der Rolle ab, u. ihr gegenüber ist auch Marcus nur eine zweite Partie. Auch für Spurius bin ich unsicher zwischen Quanter u. Winger. Die Fabia hat im letzten Act allerdings einige Paraden, und ich weiß nicht, ob Ihre Bühne eine andere tragische Schauspielerin hat. Die für die Aufführung wegen Länge des Stückes nöthigen Striche werde ich selbst besorgen, auch einige wünschenswerthe Notizen über scenische Einrichtung, Costum u. s. w. drucken lassen. Die nächste Frage wird nun sein, ob Ihr Theater überhaupt auf die Einstudirung eingehen wird. Das Fremdartige der Behandlung könnte wohl abschrecken, noch mehr vielleicht das Herbe des Stoffes. Ich sende nächster Woche ein Ex. an Lüttichau[1]) zu seinem Privatgebrauch u. erbitte seine Ansicht.

Ihre guten Verbesserungen konnte ich in diesen Druck nicht mehr hereinsetzen, ich hebe sie dankbar für eine etwaige spätere Auflage auf. Sein Sie so gütig, Ihre ferneren Bedenken mir wohlwollend mitzutheilen.

Hoffentlich kommt dies Exemplar noch zurecht, dasselbe Dawison zu zeigen.

Ueber Alles hinaus aber die wärmsten Dankſagungen für das neue Zeichen Ihrer Theilnahme, sie sind nicht weniger herzlich, obgleich sie eilig auf die Post gegeben werden. Haben Sie die Güte, mich Frau Gräfin und Herrn General angelegentlichst zu empfehlen, bleiben Sie hold, mein hochverehrter Gönner

Ihrem

treu ergebenen

Leipzig d. 26 Mz 59. Freytag.

Baudissin an Freytag.

Dresden, 31. März 1859.

Sehr verehrter Freund,

Ihre vortrefflichen Fabier, die beste Sorte von Junkern die mir noch je vorgekommen ist, sind leider um ein paar Tage zu spät hier eingetroffen um Dawison noch mitgetheilt werden zu können: er war am Sonntag von hier

[1]) Intendant des Dresdener Hoftheaters.

abgereist, u. ich erhielt sie erst Dienstag. Nun erstreckt sich zwar sein Urlaub bis zum 1sten Juli, indeß wird er keineswegs die ganzen drei Monate mit Gastrollen ausfüllen, sondern gegen Ende des Mai wieder hieher zurückkehren, um hier eine Brunnencur zu brauchen. Uebrigens sagte er mir, die Rollenvertheilung jedes neuen Stücks sei durchaus von ihm abhängig, und er werde sich der Sache bestens annehmen. Daß er u. kein anderer den Consul spielen müsse, scheint mir jetzt nachdem ich die letzten Acte durchgelesen, gleichfalls unbedingt nothwendig; aber freilich wird es dann schwer halten einen leidlichen Schauspieler für den Marcus zu finden. Protestieren Sie nur ja gegen Walther u. Bürde. Ob es unter diesen Umständen nicht vielleicht gerathner sei, mit der Einsendung ds Stücks an Lüttichau bis zu Dawisons Rückkehr zu warten, wage ich nicht zu entscheiden. Unser General Intendant hat über den Werth einer noch so schönen dramatischen Composition absolut kein Urtheil, und würde an die Fabier gewiß keinen andern Maaßstab legen, als ds gute Geschäft das die Theater-Casse mit den Journalisten macht: ich möchte zb. darauf wetten, daß er Soll u. Haben nie gelesen hat. Ich werde übrigens nicht verfehlen, sobald ich höre dß Sie es eingesandt haben, ihm vorzustellen es müsse ein Cassenstück werden.

Die zweite Hälfte Ihres Trauerspiels hat mich noch viel mehr entzückt als die erste, u. ich finde namentlich den Consul Fabius von der erhabensten Großartigkeit. Ich wüßte durchaus keine andre Tragödie mit dieser Darstellung der alten Römergröße zu vergleichen; es ist ein herrliches Thema ds vor Ihnen noch keiner behandelt hat. Selbst im Coriolan ist der große Conflict zwischen Patriciern u. Plebejern doch nur Nebensache, u. die letztern sind zu sehr in den Schatten gestellt, während uns hier die Icilier eben so lieb werden wie ihre gewaltigen Gegner.

Nun noch eine Frage, die mir sehr am Herzen liegt. Darf ich meinen sorgfältig gehüteten Schatz vielleicht Klee u. Hettner mittheilen, die ich für durchaus würdige Leser halte? Auerbach (dem ich wegen möglicher Schwatzhaftigkeit seiner Frau das Buch nicht anvertrauen würde wenn er auch hier wäre) ist gestern nach Schandau abgereist, wo es ihm heut bei Schneegestöber u. Regen schlecht gefallen wird.

Nun nochmals meinen u. meiner Frau besten Dank für Ihre freundliche Zusendung. Mit der Bitte um Ihr ferneres Wohlwollen

Ihr sehr ergebener
W. Baudissin.

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr und Freund!

Dank für die wohlwollende und herzliche Art, in welcher Sie die Fabier behandeln, und mich, den unfreiwilligen Verherrlicher antiken Junkerthums. In diesen Tagen wird das Stück im Buchhandel verschickt, es ist von heut

nichts Geheimes mehr daran, als die Sorge, die es mir gemacht, und die Güte, die Sie ihm erwiesen.

Ich versende in diesen Tagen die Theaterexemplare. Habe dazu den Brief für Lüttichau bereits geschrieben, worin ich ihm ein Privatexemplar octroyire und Aufschub der Besetzung bis zu Dawisons Rückkehr. Es besteht zwischen uns ein zartes Band, Cordon des ernest. Hausordens genannt, ich muthmaße, daß seine Erinnerung mich in eine gewisse undeutliche Verbindung mit dem Tage bringt, wo er diese Zeichen großer Verdienste zuerst in rosiger Stimmung getragen. Solche poetische Reminiscenz wird ihn, wie ich annehme, nicht dazu vermögen, über die Fabier ein eigenes Urtheil und eignen Willen zu gewinnen, doch glaube ich, daß er dafür thun wird, was er kann, so lange nicht eine Gegenströmung ihn neutralisirt.

Beifolgend wage ich Sie, mein gütiger Freund, mit einigen Exemplaren für die Bekannten zu belästigen. Das erste ist für Frau Gräfin bestimmt, und wollte ich nur, dß der Einband nicht die berühmte Ungeschicklichkeit der Leipziger Buchbinder zeigte. Es ist hier leichter ein Buch erträglich zu schreiben, als zu binden. Dann Klee, Auerbach, Ludwig. Klee wird mir nicht böse sein, dß ich ihm nicht schreibe, ich bin gerade in der Versendung der Theaterexemplare, einer zeitraubenden u. lästigen Arbeit.

Bei Ludwig wage ich artigst und bescheiden anzufragen, wie es mit den Dresdner Subscriptionen zu seinen Gunsten pro. 58. steht. Das Sachverhältniß war folgendes. Die liebenswürdigen Bemühungen von Frau Gräfin hatten für Dresden im Jahr 57 c. 100 Th. zusammengebracht, meistentheils Zeichnungen auf 3 Jahr. Wir anderweit 200. Und zwar stellt sich das Verhältniß der Contribuenten so

Leipzig	100
Gotha	35
Carlsruhe	20
Breslau	c. 50

Dadurch sind ihm im I Jahr 300 Th. übermacht worden (Ostern 57 — Ostern 58), 200 von Leipzig aus, 100 durch Ihre Güte. Im II Jahre von Ostern 58 — habe ich ihm 200 senden lassen, und es frägt sich, ob das 3te Hundert durch die Dresdner Beiträge gedeckt wird, sollte dies nicht der Fall sein, so wollen wir noch einige Requisitionen ausschreiben. Sein Sie so gütig, mir gelegentlich darüber wohlwollende Notiz zugehen zu lassen.

Das Behagen, nicht mehr über den Fabiern arbeiten zu dürfen, wird mir durch die Aussicht auf eine neue Arbeit verringert, für welche der Druck in der nächsten Woche beginnen soll.

Der liebevolle Empfang, mit welchem Sie und Ihre Frau Gemahlin das Stück begrüßt haben, und die Theilnahme einiger hiesigen Bekannten haben die etwas weichliche Stimmung, in welcher der Schaffende seine Arbeit von sich ablöst, so gut gekräftigt, daß ich jetzt mit großer Ruhe den frischen

Luftzug erwarte, welcher als Critik, öffentliches Urtheil u. s. w. in die Seele dringt; ein zuweilen peinlicher, immer fördernder Prozeß, der allmählich von der eigenen Arbeit entfremdet, und ein unbefangenes Urtheil darüber vorbereitet. Ich lese deßhalb mit einem gewissen Pflichtgefühl auch unholde Beurtheilungen. Je eher man von etwas Abgemachtem frei wird, desto besser.

Erhalten Sie, hochverehrter Herr Graf, mir Ihre werthvolle Neigung, sie hat mir eine hohe Bedeutung. Empfehlen Sie mich artigst Frau Gräfin und Herrn General Baudissin. In treuer Verehrung

Ihr

Leipzig 2 April 59. Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresden d. 24sten Aprill! [1859].

Lieber Herr Hofrath,

Wenn man seine Versprechen nicht halten will, so müssen Noten gewechselt werden; das ist in der Ordnung, aber meine Noten u. ihre drohendeste Sprache scheinen Ihnen die feste Zuversicht zu meinen unwandelbaren Gesinnungen eben so wenig zu rauben als die preußischen u. Oestreichischen Dänemark zu beunruhigen vermögen; u. im Grunde haben Sie eben so viel Menschenkenntniß als die Dänen bewiesen u. es steht für Sie ja auch beim endlichen Friedensbruch gar sehr wenig auf dem Spiele. Die wirkliche Kriegserklärung muß nun erfolgen u. zwar mit Zustimmung des Bundes Wolf u. Otto[1]), wenn Sie wieder schweigen u. die Execution wird sich Ihnen — sehr angenehm fühlbar machen, nämlich durch Gegenschweigen. Da hätten denn wieder allein die armen Holsteiner zu leiden unter der Maßregel die zur Wahrung ihrer Ehre ergriffen würde. — Was sagen Sie zu all' dem Wirwarr jetzt, Wolf wüßte es schrecklich gern es sieht doch so bedrohlich aus daß man nicht einmal über Fritz Reuter mehr zu lachen vermag. Sogar ich verschlinge die Zeitungen jetzt u. wenn ich sie hinunter gelesen habe rufe ich „was ist Wahrheit?" nur das weiß ich, daß ich Bismark hasse u. den König bedaure — auch daß ich Twesten[2]) liebe, obwohl man sagt er habe das Uebel ärger gemacht, aber es ist doch gut daß Bismarks eigentlichste Gesinnung durch dieses Ueberlaufen der Twestischen Galle zu allgemeiner Kenntniß gelangte. Und diese Impudenz der Bismarkschen Antwort überstieg doch alles was man von einem Junker vom reinsten Wasser erwarten konnte! Ich finde die Kammer hat darauf noch Mäßigung bewiesen? — ja werden mir meine Fragezeichen endlich helfen? sagen Sie nun einmal was Sie machen u. ob Sie noch zur Apfelblüthe kommen wollen denn die Pfirschen sind leider vorbei. Morgen

[1]) Bruder von Wolf Baudissin.

[2]) Karl Twesten, Politiker (geb 1820, gest. 1870), bekannt unter anderem durch sein Auftreten gegen General v. Manteuffel.

zieht bis zum 1ten Mai eine nach Carlsbad Durchreisende in Ihr Zimmer: Fanny Reventlow Tochter des 48er Statthalters. Vom 1ten Mai an steht die Stube wieder für Sie bereit. Nun noch eine gar gute Nachricht: heut erhielt Wolf für Ludwig via Clotilde Stockhausen[1]) u. Lewinsky 500 Thlr. — Wenn nun endlich damit die Schulden getilgt sind u. der Schillerverein giebt statt der lumpigen 300 dem Mann eine anständige Summe jährlich, so könnte wirklich dem Elend dieses unglücklichen Mannes ein Ende abzusehn sein. Krank freilich bleibt er aber wer kann wissen wie viel die Sorgen Antheil hatten an dem Zustand u. ob er nicht doch noch unter bessern Verhältnissen viel wohler mindestens werden kann! — Ich schicke Ihnen Lewinskys frohlockenden Brf. mit. Der gute Mensch der selbst ehmals die bitterste Noth gekannt hat, scheint zu glauben daß Ludwig die Summe u. der wohlthätige Zweck, welche allein in der Zeitung genannt werden konnten, denn Clotilde u. er mußten mir versprechen Ludwig ungenannt zu lassen — die Sache verrathen könnten; als gäbe es nur diesen wohlthätigen Zweck u. nur diese 500 Th. in der Welt! — Ist's aber nicht hübsch? —

Nun noch eine Frage: können Sie einen Brief von Gellert f. die Grenzboten brauchen den man mir geschenkt hat? der Brief hat etwas Perücke zu mal in der Gefühlsweise — aber ein kleines Gelegenheitsgedicht — so geschmacklos die Veranlassung am Schluß des Briefes ist sehr hübsch. Ich würde ihn gleich mitschicken aber der Buchbinder klebt ihn erst zurecht; die Dame welche den Brief erbte u. mir schenkte ist Fr. v. Döring eine in Teplitz verheirathete Sächsin.

Nun bessern Sie sich lieber Hofrath!

Ihre herzlich ergebene
Sophie Baudissin.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Gnädigste Gräfin
Meine verehrte Freundin!

Für Ihren Brief und seinen guten Inhalt sage ich herzlichen Dank. Meine Reise nach Dresden in Angelegenheiten der Fabier scheint mir durch düstre weltgeschichtliche Ereignisse so weit suspendirt, daß ich ruhig Ihre Rückkehr aus Holstein abwarten kann. Meine kleine Nichte hoffe ich unterdeß mit einer guten Gelegenheit nach Schlesien zu befördern, und ich bitte deßhalb um Erlaubniß, mich nach Ihrer Rückkehr behuf ehrerbietiger Aufwartung nach Dresden verfügen zu dürfen. Soweit die Curialien.

Aber die Politik! Es ist unmöglich sich zu isoliren, ich sehe keinen Nutzen davon, sich mit bescheidener und ungeübter Kraft den Handelnden

[1]) Wolf Baudissins Pflegetochter und Nichte.

aufzudrängen. Und ſolcher Zuſtand der Aufregungen ohne jede Action hat doch ſoviel Peinliches.

Die Berliner alſo wollen immer noch:

1. Napol[eon] ſoll nichts für ſich, nichts für die Italiener durchſetzen. Für den Frieden Europa's u. zur eigenen Sicherung Krieg mit ihm bis zur Durchführung jenes Zwecks.
2. Italien ſoll — die Lombardei an Oeſtr. (wo möglich) zurückgegeben — fortan frei ſich ſelbſt überlaſſen werden. Kein Franzos, kein Oeſtreicher ſoll dort Waffen tragen. Können die einzelnen Regierungen nicht beſtehen, ſo mögen ſie fallen. Alſo: Nicht Intervention, Anerkennung aller künftigen revolutionären Bildungen. Auch im Kirchenſtaat. Für den zu ſchließenden Frieden ſoll aber, (wofern nicht einzelne Souveraine Ital[iens] freiwillig darauf verzichten unter ſolchen Bedingungen in ihre Länder zu kehren) der Zuſtand vor dem Kriege ſoviel möglich wieder hergeſtellt werden.
3. Eine Garantie der Lombard[ei]-Venet[ien] gegen Oeſtreich zu übernehmen, hat Preußen bis jetzt vermieden, daher die neue Erkältung und Verhandlung mit Oeſtreich, welches in der letzten Stunde der W...[1])ſchen Sendung ſich Preußen ſo loyal genähert hatte.
4. Preußen will Oberbefehl u. d[i]pl[omatiſche] Führung, aber nicht durch den Bund. Erſt in der letzten Zeit hat in Berlin die Anſicht Geltung gewonnen, daß eine ſüddeutſche Armee unter Baierns Führung zu ſtellen ſei.

In Berlin ſtehen zwei Parteien einander gegenüber: der Prinz, Hohenzollern (Dunker), Auerswald[2]) gegen Schleinitz[3]), Gruner, dazu Pourtales[4]), Uſedom[5]). Pourtales iſt franzöſiſch, Uſedom Quietiſt; die Prinzeſſin v. Pr. wird von ihrer Tochter in Baden gewiſſermaßen verwahrt, auch ſie iſt gegen den Krieg, die Großherzogin dafür. In Baden ſprüht man deutſche Gefühle und Bundestreue.

Mir ſcheint die öffentl. Meinung in Preußen Recht zu haben, daß die Mobiliſirung am zweckmäßigſten erſt erfolgt wäre, wenn man mit Oeſtr[eich] und den Bundesſtaaten ſich geeinigt hätte. Und mir ſcheint Preußen darin Unrecht zu haben, daß es jetzt um die Bundesfeldherrnſchaft handelt, wenn

[1]) Name unleſerlich.

[2]) Rudolf v. Auerswald (geb. 1795, geſt. 1866), früherer preußiſcher Miniſterpräſident, ſeit 1858 wieder Miniſter.

[3]) Graf Alexander v. Schleinitz (geb. 1807, geſt. 1885), ſeit 1856 wieder Miniſter des Auswärtigen.

[4]) Graf Albert v. Pourtalès (geb. 1812, geſt. 1861), ſeit 1859 preußiſcher Geſandter in Paris.

[5]) Graf Karl G. Uſedom (geb. 1805, geſt. 1884), ſeit 1858 preußiſcher Bundestagsgeſandter in Frankfurt.

man etwas so großes u. Verhängnißvolles will, wie die Preuß[ische] Politik, so muß man sich nicht bei Kleinigkeiten aufhalten, ob Mandatar des Bundes oder der einzelnen Regierungen, hätte Preußen erst die Macht und das Schwert, so hätte sich Manches gefunden. Die kleinen Regierungen, z. B. Sachsen führen ihre Sache vortrefflich, nur daß ihre Sache und ihr gutes Recht schlecht sind.

Die Siege Napoleons waren bis jetzt nützlich. Nur ist jetzt die dringende Gefahr, daß sie die Führung und die Truppen der Oestreicher demoralisiren. Noch ist das Gleichgewicht der Kräfte nicht aufgehoben. Der Sieg bei Magenta hing an einem Haar, und daß die Oestreicher in ihrer vielbesprochenen Minciostellung nicht darauf rechnen konnten, gleich beim ersten Ausfall durchzubrechen, scheint mir auch begreiflich. Die Stellung dort mag vortrefflich sein, aber ihr Prinzip scheint mir bedenklich. Sie ist allerdings eine ungeheure Festung, aber eine Armee von 200,000 Mann geht bei solchem Festungsdienst zu Grunde. Wenn die Garnison einer Festung Ausfälle macht, so hebt auch der kleinste Erfolg die Gemüther u. es versteht sich von selbst, daß sie zuletzt zurückgedrängt wird, wenn eine große Armee in dieser Terrainfestung ihre Schuldigkeit thun soll, muß sie unaufhörlich Offensivstöße auf den Feind machen, das heißt, sie muß auf ein halbes Dutzend Schlachten von Cavriano gefaßt und gerüstet sein, und das besorge ich, werden die Oestreicher nicht aushalten. Ja, kaum eine Armee würde das aushalten, u. deshalb ist doch wohl der Nutzen solcher Defensivpositionen bei heutiger Kriegführung überschätzt worden.

Sie sehen, wie der Krieg den Menschen verwildert. Auch ich habe Ihnen egoistisch nichts, als das geschrieben, was ich in unruhiger Seele umherwälze. Ueber Dawisons Wunsch gehe ich noch mit mir zu Rath. Sie aber, meine gütige Freundin, bitte ich, mich den Herren Ihres Hauses herzlichst zu empfehlen und Holde Theilnahme zu erhalten

Ihrem

treu ergebenen

Siebleben 28 Juni 59. Freytag.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Hochverehrte Frau Gräfin!
Meine holde Gönnerin!

Für Ihren Brief den größten Dank. Unter dem vielen Herzlichen, was er brachte, war es vor allem die Nachricht, daß Sie in die Nähe von Gotha kommen, was mich beschäftigte. Und ich wage deßhalb die artige u. dringende Bitte, zu der sich meine Frau vereinigt, Sie mögen doch Ihren vielen Beweisen freundschaftlichen Wohlwollen noch den großen hinzufügen und Gotha nicht vorbeigehen, sondern das fast angrenzende Siebleben durch Ihren Besuch erfreuen. Ich würde sehr glücklich sein, wenn ich Ihnen und Ihrem

Herrn Gemahl in unserem alten Häuschen den Willkommen entgegentragen dürfte. Sein Sie gut, wie Sie sind, und kommen Sie, Sie würden uns größte Sommerfreude machen. Und noch eins. Reinhardsbrunn ist so nahe und die Herrschaften jetzt dort. Der Herzog weiß so viel von Ihnen und würde sich sicher aufrichtig freuen, Sie als Gäste zu begrüßen. Wollen Sie nicht von hier mit uns einen Ausflug dorthin machen, man ist dort sehr wenig genirt, und Ihr Besuch würde Ihnen doch vielleicht einen angenehmen Reiseeindruck mehr geben.

Auf Alles andre antworte ich mündlich. Wenn Sie noch Sinn haben für unsere durchaus unholde und ganz verbrannte Landschaft, nachdem Sie das saftige Grün der Meergegenden gesehen, so wird Thüringen sich so hübsch als möglich machen, freilich ohne große Hoffnung Ihnen in diesem Sommer zu gefallen.

Ihrem Herrn Gemahl meine herzlichsten Empfehlungen. Bleiben Sie hold und erfüllen Sie die Bitte

Ihres

treuen Verehrers

Siebleben 9 Aug. 59. Freytag.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Gnädigste Frau Gräfin!
Meine holde Gönnerin!

Schwermuthsvoll und dumpfig sind mir, wie der Dichter sagt, die letzten Monate unter Druckbogen vergangen; alle Menschlichen Gefühle in tiefstem Herzen eingesargt, wenig andere Gedanken, als ein doch einmal begonnenes Büchel fertig zu machen.

Dies ist endlich geschehen, gestern habe ich den letzten Bogen der Bilder[1]) durchgesehen, heut sende ich den 1sten Theil, dem in wenig Tagen der 2te folgen soll. Und ich bitte Sie, das beifolgende Exemplar freundlich aufzunehmen, und ihm etwas von dem Wohlwollen zuzuwenden, das Sie so gütig dem Herausgeber selbst bewährt haben.

Es war bei dieser Arbeit meine Absicht, dem Publicum, das ich vor Augen habe, so oft ich zu schreiben versuche, eine Uebersicht von den Umbildungen des deutschen Gemüthes zu geben, grade die Seite unsrer geschichtlichen Entwicklung, welche in unseren Geschichtswerken am wenigsten hervortritt. Ein Theil der alten Berichte war nach und nach in den Grenzb. abgedruckt, ich hoffe, daß die historische Verbindung derselben das Interesse daran nicht verringert haben wird. Etwa die Hälfte, zumeist was ich etwa selbst dazuthun mußte, ist neu.

[1]) Freytags kulturgeschichtliches Werk: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

Auch einige politische Hintergedanken hatte ich. Wird doch der große Entwicklungsprozeß der Nation seit Huß und Luther immer noch nicht so allgemein verstanden, als uns Noth thut.

Wer aber Menschen aus alter Zeit sprechen läßt, der kann nicht ganz vermeiden, daß zuweilen Derbes und unser Ohr Verletzendes hervortönt. Möge meine verehrte Freundin, die mein ideales Damenpublicum vorstellt — freilich sonst noch etwas mehr — solche Rauheiten nicht für zu arg halten.

So viel von dem Buch.

Und jetzt bin ich ein freier Mann, und genieße froh die Ruhe dieser Tage. Jetzt liegen mir auch die Fabier auf der Seele, und ich versuche, was ich in der ganzen Zeit böslich und sträflich versäumt habe, wieder gut zu machen.

Herr Dawison hat mir sehr liebenswürdig — vor dem Tode seiner Frau — geschrieben, ich habe ihm ein Exemplar zugerichtet gesandt — Hofrath Pabst hat mir dito geschrieben, daß man das Stück zum ersten Jan. geben wolle, sein Brief hat mich 8 Tage in Coburg u. Gotha gesucht, ich habe ihm geantwortet, gestern habe ich an Lüttichau selbst geschrieben, und meine submisse Tendenz ausgedrückt, Sr. Majestät durch Uebersendung eines Exemplars ein Notificationsschreiben von H. v. Gersdorf abzudringen. Was soll ich noch thun? Was habe ich gut zu machen? Wie sind die Aussichten? Ist Herr Dawison zurückgekehrt?

Zürnen Sie diesen Fragen nicht, und üben Sie gewohnte Güte, indem Sie mir, was Ihnen etwa über den Stand der Affaire bekannt ist, gnadenvoll gönnen.

Und lassen Sie mich dabei eine fernere dreiste Bitte wagen. Ich bin im Allgemeinen nicht dafür, daß der Autor sich zu eifrig in die Proben mischt; am wenigsten wenn sie in so guten Händen sind, wie die des Hrn Dawison sein dürften. Indeß wenn der Consul selbst meine Anwesenheit für nützlich hielte, so würde ich gern diese Veranlassung benutzen, nach Dresden zu kommen. In dem Sommer und Herbst war es unmöglich, weil ich — wenige Tage einer Rheinreise ausgenommen — festgebunden war, aber würden Sie jetzt im kalten Winter mir erlauben, ein Paar Tage mit Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zu verleben, so würde endlich ein langgehegter Herzenswunsch Ihres Verehrers erfüllt werden. Brauche ich nicht zu den Proben zu kommen, so wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie mir irgend eine andere Ihnen passende Zeit bestimmen wollten.

Herrn Grafen bitte ich meine Verehrung auszudrücken, Sie aber, meine gnädige Gönnerin möge Huld und Freundschaft bewahren

Ihrem

treu ergebensten

Leipzig den 7 December 1859. Freytag.

(Weitere Teile folgen.)

Literariſche Rundſchau.

Die Not der Fremdvölker unter dem ruſſiſchen Joche.

Die Not der Fremdvölker unter dem ruſſiſchen Joche. Von H. von Revelſtein. Finnland, die Oſtſeeprovinzen, Litauen, Polen, die Ukraine und Weſtrußland, Beßarabien, der Kaukaſus. Berlin 1916, Verlag von Georg Reimer.

Rußland hat ſeinen Fremdvölkern gegenüber ſtets das Syſtem verfolgt, ihnen zunächſt einen großen Spielraum zu freier Bewegung und zur Wahrung ihrer nationalen Intereſſen zu laſſen. Das war wenigſtens der prinzipielle Standpunkt, an dem die Regierung gefliſſentlich feſthielt, was freilich nicht verhinderte, daß die Gewalthaber, die das offizielle Rußland in den Grenzmarken vertreten, ſich darüber hinwegſetzten, wo ihr perſönlicher Vorteil oder nationaler Eifer es verlangten. Während jener Jahre der „Schonzeit“, die Jahrzehnte und in der Regel ſogar ein Jahrhundert dauerte, pflegte Rußland die geiſtigen Spitzen und den Adel des neuangegliederten Gebiets nach Möglichkeit an ſich heranzuziehen und auf jede Weiſe auszuzeichnen; auf dieſem Wege wurde vielfach ein allmähliches Aufgehen der beſten Elemente jener Fremdkörper in das Großruſſentum tatſächlich erreicht. Nicht geglückt iſt es bei Finnländern, baltiſchen Deutſchen und Polen, obgleich es auch dort einzelne Abtrünnige gab. Sie wurden faſt ausnahmslos dadurch gewonnen, daß ſie durch Heirat mit Angehörigen der griechiſch-ruſſiſchen Kirche ſich in eine Zwangslage ſtellten, aus der es keine Rettung gab. Denn die griechiſch-ruſſiſche Kirche betrachtet und behauptet als ihr Eigentum, was direkt oder indirekt in ihren Kreis geraten iſt. Da ſie es für ihre beſondere Aufgabe hält, miſſionierend unter den Angehörigen anderer chriſtlicher Konfeſſionen zu wirken und darin von der Regierung nicht nur unterſtützt, ſondern als Werkzeug benutzt wird, das dem Staat neue „Ruſſen“ zuführen ſoll, hat ſich daraus ein Syſtem des Gewiſſenszwanges entwickelt, für welches Revelſtein draſtiſche Beiſpiele aus der Leidensgeſchichte der Oſtſeeprovinzen und der übrigen Grenzmarken des weſtlichen Rußland vorbringt. Dieſe kirchliche Propaganda hat meiſt bereits in der Periode der „Schonzeit“ begonnen, iſt aber überall nach Ablauf derſelben mit beſonderer Energie fortgeführt worden. Parallel damit ging ſtets eine Durchbrechung des Landesrechts, ſoweit ein ſolches vorhanden war, und ein Angriff auf das nichtruſſiſche Schulweſen, das durch erzwungene Ruſſifizierung der Unterrichtsanſtalten zerſtört wurde. Die Folge war überall, wo dieſes Syſtem durchgeſetzt wurde, ein Niedergang des Bildungsſtandes und eine Verwilderung der unteren Schichten der Bevölkerung. In Weſtrußland, Litauen, der Ukraine, deren Herrenſtand entweder ganz von Rußland aufgeſogen oder von der ſtärkeren Kultur Polens aſſimiliert worden war, hat dieſes Syſtem dahin geführt, daß von einem nationalen Widerſtande zur Zeit, da der Weltkrieg ausbrach, keine Rede ſein konnte; in Finnland, den Oſtſeeprovinzen, Polen und Georgien, wo ſich trotz allem ein Bewußtſein lebenskräftiger Eigenart behauptete, ſtieß der Prozeß der konfeſſionellen, ſprachlichen und ethiſchen Ruſſifizierung auf unüberwindlichen Widerſtand. Früher als ihnen gegenüber hat Moskau verſucht, die Ukraine ſprachlich zu vergewaltigen, obgleich — was zu wenig bekannt iſt — ukrainiſche Koſaken es waren, deren Einfluß im Jahre 1613 die Romanows auf den ruſſiſchen Zarenthron führte. Das war um ſo merkwürdiger, als dieſe Koſaken damals noch keineswegs dem moskowitiſchen Gemeinweſen angehörten, ſondern

zwischen Polen und Moskau stehende Selbständigkeiten republikanischen Charakters darstellten. In Abhängigkeit von Rußland traten sie erst 1654, und dreizehn Jahre danach, im Frieden zu Andrussow, fand eine Scheidung zwischen polnischen und moskauischen Ukrainern statt, wobei der Dnjepr die Grenze bildete. Diese moskauische Ukraine hat unter Mazeppas Führung gegen Peter den Großen an der Seite Karls des Zwölften gekämpft, und mit dem Tage von Poltawa beginnt die Zeit ihrer niedergehenden Freiheit. Bereits 1720 wurde der Druck von Büchern in ukrainischer Sprache verboten, von Katharina der Zweiten den Kosaken der Ukraine das Recht der Hetmanswahl genommen; der jeweilige Großfürst-Thronfolger führt seither den bedeutungslos gewordenen Titel Hetman. Die Zaren und, ihrem Anstoß folgend, erst die gelehrte Welt Rußlands und danach das herrschende Beamtentum waren bemüht, die Fiktion aufzurichten, daß es eine ukrainische Sprache und ein ukrainisches Volk überhaupt nicht gebe, und alle Regungen nationalen Selbstbewußtseins sind dort bis auf den heutigen Tag niedergeworfen worden. Daß sie trotzdem vorhanden sind, hat die reiche literarische Begabung dieses Volkes bewiesen. Ob es auch politische Führer hat, die Ansehen und Kraft besitzen, um das Volk zum Kampf gegen die großrussischen Bedrücker zu führen, dafür ist der Beweis auch während dieses Krieges nicht erbracht worden. Es gilt von ihnen, was von all den Grenzmarken Rußlands gilt: zu schwach und zu wenig organisiert harren sie des von außenher kommenden Befreiers, denn einem in voller Aufrüstung stehenden russischen Heer gegenüber, das sich durch die allgemeine Wehrpflicht den Menschentribut auch aus ihren Reihen geholt hat, sind sie machtlos und wehrlos. Die Polen haben zu einer Zeit, da die Wehrpflicht in Rußland noch nicht bestand, 1830 und 1863, versucht, sich aus eigener Kraft zu befreien, und haben nach Zertrümmerung ihrer Machtmittel es schwer büßen müssen. Auch jetzt haben nicht ihre Legionen, sondern die siegreichen deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen das russische Joch zerbrochen, und nichts spricht dafür, daß Polen imstande wäre, die so wiedergewonnene Freiheit aus eigner Kraft Rußland gegenüber zu behaupten. Diese unbestreitbare Tatsache ist der Angelpunkt der überaus schwierigen und verwickelten polnischen Frage, auf welche einzugehen v. Revelstein verzichten mußte.

Was von Polen und der Ukraine gilt, ist aber gleich zutreffend für die übrigen Grenzmarken Rußlands. Auch sie harren einer Befreiung, die sie aus eigener Kraft nicht erringen können. Ihre Zukunft hängt von der Kraft und der Weisheit des Siegers in diesem Weltkriege ab. Sie bilden den Chor der Tragödie, den mitduldenden, anders als jener zweite Chor der Neutralen, für den gleichfalls der Ausgang des Krieges zu einem Geschick werden muß, wenn sie, wie das Beispiel Griechenlands zeigt, den Mut nicht finden, die eigene Unabhängigkeit, das was Kjellen neuerdings mit einem glücklich gefundenen Wort als „Autarkie" bezeichnet, gegen die Willkür Englands zu behaupten. Es spielt ihnen gegenüber die Rolle, die Rußland den Fremdvölkern innerhalb des russischen Reiches dem Anschluß zuzuführen entschlossen war. Der Unterschied ist im Grunde nicht allzu groß: „Autarkie" wird einem Staat identisch mit dem Begriff der Ehre; was Rußland seinen Fremdvölkern nimmt, summiert sich schließlich zu Forderungen, bei denen die Ehre jeder Einzelpersönlichkeit sich nicht mehr aufrechterhalten läßt.

Der Verfasser des uns vorliegenden Buches über die „Fremdvölker unter russischem Joche" hat Gelegenheit gehabt, durch lange Jahre Rußland in all seinen Teilen kennen zu lernen und als Arzt einen tieferen Einblick in das Seelenleben der Nation und der ihr unterworfenen Fremdvölker zu gewinnen, als durch flüchtiges Durchreisen und durch offizielle Führungen erworben wird. Es ist ein wirklicher Kenner, der aus diesem Buche zu uns spricht und sich die Aufgabe gestellt

hat, an der Hand eines sorgfältig gesichteten historischen Materials zu zeigen, in wie brutaler Weise Rußland es dahin gebracht hat, daß der Kranz von Fremdvölkern, der das großrussische Reich der Mitte, Moskovien, umgibt, in die verzweifelte Geistes- und Gemütsverfassung hineingedrängt worden ist, die eine Lösung vom politischen Zusammenhange mit dem russischen Reiche als eine heißersehnte Wendung ihres beklagenswerten Schicksals erscheinen ließ. Es ist buchstäblich so, daß von den nördlichen Küsten Finnlands, über die Ostseeprovinzen, durch Westrußland, Litauen und Polen, längs der Küsten des Schwarzen Meeres über den Kaukasus bis an die Grenzen Persiens die Sehnsucht nach Befreiung vom russischen Joche tiefe Wurzeln geschlagen hat und daß nur zähneknirschend der Druck getragen wurde, durch den das offizielle Rußland bemüht war, dem Großrussentum die alleinige Geltung im Reich zu sichern. Das Telegramm, das die Liga der Fremdvölker Rußlands an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mr. Woodrow Wilson, am 9. Mai dieses Jahres gesandt hat, ist dazu auch von Vertretern der Juden und der Muselmannen Rußlands unterzeichnet worden und gibt, gleichsam in Stichworten, Zeugnis vom Martyrium, das sie alle unter russischer Willkür und Gewissenlosigkeit zu erdulden gehabt haben.

H. von Revelsteins Buch ließe sich als ein historischer Kommentar zu dieser Kundgebung der Liga bezeichnen. Wir empfehlen es dringend allen denjenigen, die sich ein selbständiges Urteil darüber bilden wollen, weshalb die historische Nemesis, die nun ihres Amtes waltet, wo immer sie ihren Fuß hinsetzte, als Befreierin begrüßt wurde. Den Inhalt des Buches im Auszug wiederzugeben, soll hier nicht unternommen werden. Es genüge die Bemerkung, daß auch dem Kenner neue Einsicht zugetragen wird.

Theodor Schiemann.

Niederdeutsche Neuerscheinungen.

II.[1])

Weltkrieg und Niederdeutschtum. Kulturpolitische Betrachtungen von Jakob Bödewadt. Plattdütsche Volksböker, 5. Heft. Verlag von Lühr und Dircks in Garding. 1915.

Klar Deck überall! Deutsch-Seemännisches von Gustav Goedel. Quickbornbücher, 9. Band. Quickbornverlag zu Hamburg. 1916.

Vadder is en Landweermann. 20 Leeder von Krieg un Heimat von Georg Semper. Plattdütsche Volksböker, 6. Heft. Verlag von Lühr und Dircks in Garding. 1915.

Jungs, holt fast! Oole un nëie Krigs- un Suldatenlëider. 1. bet 10. Dusend. Sammelt un rutgëwen von Robert Garbe. Verleggt bi Eugen Diederichs in Jena. 1915.

Ut Kriegstiden. Neue Volkslieder. Worte von W. Seemann. Weisen von Fritz Jöde. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena. 1915.

Von der Saat, die Klaus Groth gestreut hat, sind nur wenige Samenkörner aufgegangen; was aus ihnen erwuchs und in der Stille blühte, hat wenig Beachtung gefunden, ja, ist kaum bis zum Markt gebracht worden; um so üppiger

[1]) Vgl. auch „Deutsche Rundschau" XLI, 12. September 1915.

gedieh auf diesem Acker das Unkraut, jenes Plattdeutsch, das die Berechtigung zu diesem Namen nur aus seinen Plattheiten ableitete, aber seine Heimat nicht auf dem platten Lande hatte; ein Halbhochdeutsch, „Messingsch" oder „Geel", dessen Hauptwitz in der Verwechslung von „mir" und „mich" bestand und knapp zur Belustigung des Neuberliners ausreichte. Diese Literatur, die sich auf den schlechtverstandenen und noch schlechter nachgeahmten Onkel Bräsig stützt, verdient eigentlich nicht den Namen „Literatur"; sie brachte das Plattdeutsche in schlechten Ruf und wucherte so, daß jene zarten, bodenständigen Pflanzen wirklich niederdeutscher Poesie nur an wenigen Orten aufkommen konnten. Wenn auch die staatlich, kirchlich und pädagogisch aufgebaute Wucht des Hochdeutschen das echte Plattdeutsche immer mehr zurückdrängte — diese Pflege der messingschen Plattheiten ist es recht eigentlich, die Klaus Groth und seine Mitsänger um ihr Echo gebracht und seine Streitschriften und deren Widerhall auf ein Menschenalter dem Vergessen überliefert haben. Was in dieser Zeit des Vergessens und der Vernachlässigung in niederdeutscher Sprache gedichtet und für die niederdeutsche Sache geschrieben wurde, gewährt teilweise keinen andern Reiz als die Betrachtung einer Raritätensammlung.

Von allgemeinerer Bedeutung sind die Bestrebungen und Veröffentlichungen, die etwa mit dem zwanzigsten Jahrhundert beginnen und meist unmittelbar auf Klaus Groth zurückgreifen. Der Zugang zu diesen ist in den letzten Jahren besonders durch zwei Vereinigungen erleichtert worden, den „Quickborn" in Hamburg und „De Plattdütsche Landesverband för Sleswig-Holsteen, Hamborg un Lübeck", die sich um die Verbreitung niederdeutscher Schriften und um die Erhaltung des niederdeutschen Volkstums verdient gemacht haben und das Plattdeutsche ausdrücklich in dem Sinne pflegen, daß es nicht die Sprache der Plattheiten, sondern die wahre, allumfassende Volkssprache des niederdeutschen Flachlandes ist und bleiben soll. Ihrem Zweck dienen sowohl periodisch erscheinende Blätter („Mitteilungen der Vereinigung Quickborn" und „Moder-sprak") wie gediegene und dabei wohlfeile Ausgaben guter und allgemeinverständlicher Schriften aus allen Gebieten des Volkstums: „Quickbornbücher" und „Plattdütsche Volksböker".

Es kennzeichnet beide Sammlungen und den gegenwärtigen Stand der niederdeutschen Bewegung, daß ihre rein literarischen Veröffentlichungen in plattdeutscher, ihre programmatischen und kulturgeschichtlichen jedoch bisher in hochdeutscher Sprache erschienen sind.

Die programmatischen Schriften niederdeutscher Art, die seit Jahresfrist erschienen sind, können sich natürlich den Eindrücken, Anregungen und Erschütterungen der ungeheuren Weltereignisse nicht entziehen; ja, die wichtigste und für den weitesten Leserkreis geeignetste verdankt ihre prächtige Stoßkraft in der ersten Linie den nahen, sicheren Beziehungen zum Weltkrieg, wie schon ihr Titel besagt: „Weltkrieg und Niederdeutschtum".

Der Verfasser, obzwar einer der besten Kenner und Vorkämpfer neuer niederdeutscher Literatur, Jakob Bödewadt, ist dennoch mehr als ein Literat: er ist ein Kind des Landes und Volkes, einer, der die Nöte des Niederdeutschtums an der eigenen Seele erfahren hat, als die plattdeutsche Sprache, vom Dänischen hart bedroht, durch einen hochdeutschen Schulbeamten nicht unterstützt, sondern — verboten wurde. Da derartige Verständnislosigkeit noch manchmal bei landfremden Beamten vorkommt, ist der Verfasser wohl zu der scharfen Betonung der Selbstverständlichkeit berechtigt, daß der Niederdeutsche sich vor allem als Deutscher fühlt und als Deutscher für Deutschland sein Blut vergießt: „Hat der Krieg von 1870/71 die deutsche Einheit geschaffen, der Krieg von 1914/15 hat sie endgültig mit Stahl

und Blut zusammengeschweißt — hinfort wird kein diplomatischer Ränkeschmied wagen, Deutschland anders denn als unteilbar einheitliche Macht in seine politische Rechnung einzusetzen."

Die daran schließenden Gedankengänge müssen zwar jedem bodenständigen Deutschen einleuchten. Aber auch sie sind, obwohl unbestreitbar richtig und nicht neu, doch erst so wenigen geläufig, daß man sich nicht versagen kann, einiges davon wiederzugeben: „Gar zu unverkennbar hat sich auf den Schlachtfeldern in Ost und West wie bei der kriegsnotlindernden Liebestätigkeit daheim erwiesen, daß aus dem Stolz auf die von den Vätern ererbte Eigenart und aus der treuen Anhänglichkeit an die engere Heimat keine kleinliche Eifersüchtelei oder gar Uneinigkeit, sondern ein edler Wettstreit der verschiedenen deutschen Stämme im Dienste des großen Vaterlandes erwachsen ist. Heute weiß jeder, der sehen will, daß die Heimattreue die zuverlässigste Wurzel der Vaterlandstreue ist, daß das Deutschgefühl dort am sichersten verankert ist, wo bewußter Stammesstolz sich zu ihm erweitert hat ... Wenn die Söhne des Reiches im Felde und zur See sich auch noch so deutlich bewußt sind, für die Sache des großen gemeinsamen Vaterlandes zu kämpfen — in ihrer Vorstellung verkörpert dies sich doch unwillkürlich in der engeren Heimat, deren unersetzlichen Wert mancher von ihnen vielleicht erst jetzt, wo sie bedroht und wohl gar gefährdet erschien, in seiner ganzen Unermeßlichkeit erkannt und sich nun für immer unverlierbar eingeprägt hat. So gehen auf allen Gebieten diese beiden Willensrichtungen und Stimmungsinhalte nebeneinander her, sich gegenseitig ergänzend und wechselseitig verstärkend: das großdeutsche Gemeinsamkeitsgefühl und das ausgeprägte Stammesbewußtsein, die von jeher zusammen gehört haben, nur leider nicht immer als zusammengehörig erkannt, sondern wohl gar für einander feindlich gehalten worden sind."

Mit scharfen Strichen zeichnet der Verfasser alsdann „die Auswirkungen geschichtlicher Entwickelungen", die sich seit 1870/71 eingestellt und besonders die norddeutschen Stämme benachteiligt haben, während die süddeutschen „in ihrer ausgesprochenen Sonderart gewissermaßen schon durch die Reichsverfassung anerkannt" sind: „Leichtherziger, kaum bewußter Abfall von stolzer, bewährter Väterart auf der einen, zähes Beharren im Altüberkommenen und dumpfes Hindämmern in tatenlosen Träumen auf der anderen Seite brachten es so allmählich dahin, daß im In- und Ausland die Meinung immer weitere Verbreitung fand: der deutsche Norden habe wohl das neue Reich geschaffen, aber in der Erzeugung militärischer, politischer und wirtschaftlicher Macht seine Kräfte erschöpft, während die deutsche Kultur, innerlich und äußerlich genommen, ihren Hauptquell und -Sitz im deutschen Süden habe. Der äußere Anschein gab den Verfechtern dieses so einleuchtenden Dogmas von der Arbeitsteilung des deutschen Volkes ja recht: wer etwa München mit Berlin verglich, mußte beinahe zu solchem Ergebnis kommen. Der wirkliche Kenner deutscher Kulturleistungen wußte zwar, wenn er sie einzeln durchging, mindestens ebenso viele und ebenso bedeutende norddeutsche Vertreter auf fast allen Gebieten des Kunst- und Geisteslebens überhaupt zu nennen; dem flüchtigeren Betrachter aber waren sie entweder überhaupt kaum oder doch nicht als Niederdeutsche bekannt, weil ihre engere Heimat ihnen keinen rechten Wirkungskreis und Widerhall bot, so daß sie entweder halb im Verborgenen schufen oder, verstehender und fördernder Umwelt bedürftig, durch Zuwanderung den Glanz süddeutscher Kulturstätten erhöhten. Denn was Berlin an Unkultur verkörperte, das hat mit niederdeutschem Wesen so wenig zu tun wie mit oberdeutschem; die ‚Oberflächenkultur', die dort ihre Triumphe feierte, ist der zwar etwas schwerfälligen, aber tiefgründigen, der zwar nicht äußerlich blendenden, aber innerlich wärmenden niederdeutschen Art

in all und jedem fremd. Berlin als Zivilisationstypus, als Verkörperung protzenhafter, seelenloser Allerwelts-‚Errungenschaften', ist nicht die Hauptstadt des wurzelhaften Nord- und Niederdeutschlands, sondern der Kristallisationspunkt jener im ganzen Reich gleichermaßen anzutreffenden Elemente, die uns nach dem siegreichen Krieg von 1870/71 die ‚Gründerzeit' unseligen Angedenkens beschert haben."

Daß der Krieg die gesunden inneren Kräfte des Volkes gegenüber diesem neudeutschen Wesen erweckt hat, darin wird jeder dem Verfasser beipflichten müssen. „Der harte Kriegswinter in den Schützengräben in West und Ost, dem vielleicht noch ein zweiter folgen wird, hat die wohl hier und da vorhandenen Keime von Übermut und Überhebung so gründlich geknickt, daß auch der fast noch wunderbarere Siegeslauf unserer Ostheere im August dieses Jahres sie nicht wieder ausschlagen ließ. Zu schwer sind die Opfer, die unser ganzes Volk in diesem Völkerlebenskampf schon gebracht hat und noch bringen muß, als daß es sich nach dem Verhallen des Kriegslärms wieder ein Schauspiel bieten ließe wie vor vierundvierzig Jahren ... Fast wie ein Wunder mutet er an, dieser völlige Wechsel im geistig-seelischen Ausdruck Deutschlands vor und nach den schicksalsschweren letzten Julitagen des vorigen Jahres" — 1914. „Wie wir den Weltkrieg nur dadurch wirtschaftlich durchzuhalten, den schnöden Aushungerungsplan unserer Feinde nur dadurch zuschanden zu machen vermochten, daß unser Heimatboden unser Volk ernähren konnte, so bestand die geistige Wiedergeburt Deutschlands im Weltkriege eben darin, daß die Stimmen der Erde und des Blutes, der Landschaft und der Voreltern in den Kindern der deutschen Heimat erwachten und mit Urgewalt zur Verteidigung dieser Heimat riefen, alles andere, um das wir vorher gestritten und gesorgt, als unwesentlich beiseite schiebend, nur die eine Urforderung vor uns aufrichtend: diese Erde muß deutsch bleiben und deutsch das erdgeborene Volk darauf!

Diese Stimmen dürfen auch nach dem Kriege nicht wieder von marktschreierischen Anpreisern nichtiger Allerweltsherrlichkeiten überschrillt werden, sie müssen auch im neuen Frieden weiterklingen, in ihrem reichgetönten Chor immerdar das brausende Lied von Deutschlands innerer Herrlichkeit singen!"

Und hier, *innerhalb* des Gesamtdeutschtums, als Erhalterin völkischen Empfindens und völkischer Kraft, wird die plattdeutsche Sprache, werden auch ihre Aussichten abgewogen, wird ferner der niederdeutsche Geist, auch wo er sich mit dem Hochdeutschen behilft, gewürdigt und die Wege, die zu seiner Erhaltung ausgebaut werden müssen, ernstlich erwogen: Vereinheitlichung und Vereinfachung der plattdeutschen Rechtschreibung (doch so, daß „dem blühenden Sonderleben der einzelnen niederdeutschen Mundarten an Nord- und Ostsee" Spielraum genug verbleibt); Würdigung der plattdeutschen Muttersprache in Schule, Kirche und Gericht; Begünstigung eines bodenständigen, mit Brauch und Mundart vertrauten Beamtentums.

Mit instinktivem Verständnis wird auch die Bedeutung des Niederdeutschtums für ein *außenpolitisches* Gebiet berührt: Für das ewige Schlachtfeld der Germanen und Keltoromanen, für Belgien, und für die Rolle, die hier der vlämische Volksstamm als ein Vorposten des Germanentums gespielt hat und wieder spielen könnte. Der hier vom Verfasser bekundete Optimismus hat leider inzwischen seine innere Berechtigung eingebüßt infolge von Verschiebungen, auf deren öffentliche Behandlung wir im Interesse des deutschen Ansehens verzichten wollen, bis der einzige auf diesem Felde schuldige deutsche Beamte wegen seiner Auswahl des Unpassendsten zur Rechenschaft gezogen ist. Die großen Grundlinien, die der Verfasser hier für die nächste Zukunft gegeben sieht, bleiben darum nicht weniger richtig.

Greift dies Büchlein mit jugendfrischem Sinn in die völkischen Probleme der Gegenwart und Zukunft, so schürft ein anderes besonnen und gemächlich aus der

Vergangenheit. Auch ihm merkt man an, daß es während des Krieges geschrieben ist; denn „die Welt steht in Flammen, und wer nicht gerade ein Archimedes ist, der brennt mit". Aber der Verfasser, Gustav Goedel, enthält sich der Politik und befolgt den Befehl „Klar Deck überall" nur mit dem Besen des sprachkundigen Untersuchers, indem er das Vorurteil gegen eine Menge von nautischen Ausdrücken gründlich wegfegt, die von der Landratte für Anleihen aus dem Englischen gehalten werden, in Wirklichkeit aber alte gute niederdeutsche Wörter sind — die muntere Plauderei eines Kenners, der jahrzehntelang an hervorragender Stelle in unserer Marine wirkte, mehr weiß als mancher Gelehrte vom Fach (wenngleich die voraussetzungslose Wissenschaft sichs nicht versagen wird, etliche seiner Ableitungen zu beanstanden) und die niederdeutschen Spuren bis in alle möglichen Sprachen hinein aufmerksam verfolgt.

Daß tatsächlich noch ein niederdeutsches Volkstum vorhanden ist, dessen Hege und Pflege sich lohnt, daß jene Wurzeln noch Saugkraft haben und viele jener Stämme und Zweige noch Knospen, — darin wird die Berechtigung der Bödewadtschen Flugschrift durch die Ereignisse bestätigt: Der Krieg hat wirklich den „geistig-seelischen Ausdruck Deutschlands" verändert und an mehr als einer Stelle — wenn auch nicht auf den maßgebenden Märkten der Literatur und Kunst — ist „Mutter Erde" unter dem Asphalt zum Vorschein gekommen.

Das ungeheure Geschehen ist wie ein Gewitter herniedergegangen, und noch während die Blitze treffen und der Donner rollt, entfalten sich die Blüten an den Stämmen, denen wieder aus der neugekräftigten Erde neue Kraft zuströmt. Natürlich kann nur das blühen, was vorher Knospen hatte; nur das entfaltet sich, wozu die Anlage längst da war. An den Trieben des Geißblatts sitzen keine Azaleenblüten, und die Tanne trägt keine Pfirsiche. Die Poesie des niederdeutschen Volkstums kann nicht im Stefan Georgischen Stil erblühen oder den Duft eines Boudoirs verbreiten. Seiner Stämme Saft und Kraft hat von jeher zweierlei zum Gedeihen gebracht: das schlichte Volkslied und die Tierdichtung. So sehen wir auch jetzt diese Arten vor allen andern in Blüte.

Ein kleiner Strauß echter Blumen, nur „twintig Leeder" von Georg Semper, ist während dieses Krieges bekannt geworden. „Vadder is en Landweermann" eröffnet die kleine Sammlung, die den gleichen Titel trägt, ein Schlummerlied, das eine Kriegerfrau an der Wiege ihres Kleinen singt:

„Slaap man, min lütt Klookjehann,
Vadder is en Landweermann.
Is in Frankriek mit daarbi,
bi Reserve Artillerie.
Slaap in, slaap to, lütt Klookjehann,
Vadder is en Landweermann.

Slaap man, min Jan Regenklook,
Onkel is in Frankriek ook,
Föört twee Föß ut Adelby,
bi de drütte Blitzbaltrie.
Slaap in, slaap to, Jan Regenklook usw.

Slaap man, min lütt Druffelbaart,
Mudder hett en Feldpostkaart,
Vadder schrivt, sin Baart ward groot,
Un ook Onkel gait dat good."
Slaap in, slaap to, lütt Druffelbaart usw.

Und so beginnt jede folgende Strophe, die mit schlichter Volkstümlichkeit die Lage weiter ausmalt, mit einer neuen Variation der Anrede. Zum Beispiel die Schlußstrophen:

„Slaap man, min lütt Spaddelbüx,
ja, oll England dait di nix,
sparrt dat Muul op un seggt: ‚Buh!'
Doch verkrüppt sik vör lütt ‚U'!
Slaap in, slaap to, lütt Spaddelbüx usw.

Slaap man, min lütt Läuschenklöön,
Tante Stinas jüngste Söön
ut de ole Schoosterkaat
weer op ‚Emden' Flaggenmaat!
Slaap in, slaap to, lütt Läuschenklöön,
Maat is Tante Stinas Söön.

So, nu slaap, lütt Bullerkopp,
Dütschland hißt sin Flaggen op.
Slaap man in, min lütte Jan,
Vadder is en Landweermann."

Es liegt unendlich viel in diesen wenigen Variationen, bei denen der Hochdeutsche vielleicht dies und das nachempfindet, aber das ganze Bild mit dem Vollinhalt seiner Worte und heimatlichen Gefühle nie und nimmer miterleben kann. Man wird überhaupt lange suchen müssen, bis man ein hochdeutsches Lied findet, das so echt aus der Volksstimmung herausgewachsen ist, wie dies — während des Krieges.

Was das äußerlich so anspruchslose Bändchen sonst noch enthält — mag es auch durch das aufrüttelnde Volkserleben dieser Jahre erst an das Licht der Öffentlichkeit gekommen sein — stammt offenbar aus einer friedlicheren Zeit; als der Pflug noch ging und der Krieg noch Haus und Hof nicht mit Sorgen und Sehnen erfüllte, ließ sich das Leben geruhig beschauen und seine Weisheit in jene beliebte niederdeutsche Form kleiden, die eigentlich den Menschen meint, aber sich im Bild an irgend ein Haustier wendet:

Min Hannes, lütt Falen, du büst noch keen Jaar,
un peddst al so föödt mit de Been,
doch pedd ni to dull, denn dat bringt di Gefaar,
dat höllt op din Knaken un Sehn'.
Wat heff ik doch sülwst mit de Been fröher pedd',
ehr de Buer mi hett op dat Grööne hensett;
Drüm sinnig, lütt Hannes, tööf, tööf, lütte Sleef,
verpedd ni to fröö di din Höövf.

Lütt Lischen, de öllere Swester von di,
is nu an de Jaaren erst fiev,
se pedd sik meist dicht an de Nees wul vörbi,
nu is se al spattlaam un stiev —
Din Broder — ol Fitje —, ja de weer nich so,
he harr von sin'n Vadder de sinnige Roo,
un wenn he mal lopen schull, dröön he: tööf, tööf,
ik verpedd mi noch lang nich min Höövf.

Min Hannes, lütt Falen, nu ward mi dat klaar,
du büſt as din Moder ſo rank;
du beſt von din Vadder de roßbrunen Haar,
doch von din ol Moder den Gang. —
Nu vedd di man ut, op den großgrönen Grund,
de is ſo ſchöön week un de Höövſ ward ni wund,
doch, wenn du op't Plaſter veddſt, denk min lütt Sleef,
man ümmer an Muddings „Töövſ, töövſ"!

Da tauchen die Knicks und Weiden von Schleswig-Holſtein mit ihrem friſchen Grün auf, und Empfindungen werden geweckt, die des Menſchen Schickſalswege mit inniger Teilnahme des Gemütes begleiten, nebſt ſeinen treuen Gefährten in Hag und Hof, Wieſe und Wald, die unzertrennlich von ihm oder dicht neben ihm durchs Leben gehen — ein Beſchauen und Fühlen, das die ganze lebende Natur umfaßt.

Welch eine Welt trennt dieſe ſo einfachen, aus der Natur geborenen Klänge von der hochdeutſchen Lyrik unſerer Tage! Alles größte Einfalt und Kraft, aus dem Ich ſtrömend, aber ohne Wiſſenſchaft vom Ich, ſtets dem Du zugewandt. Nirgends Analyſe, nirgends künſtliche Syntheſe, nur das einfache Lied, wie das Volk es gibt und nimmt, von ſtärkſter ſinnlicher Anſchaulichkeit.

Mit dieſem ſelbſtverſtändlichen Hineinſpielen in das Leben der Tiere, in die Gemeinſamkeit aller Lebeweſen, trifft ein ſchelmiſches Lied von Semper den niederdeutſchen Volkston ſo echt wie wenige andere („Allerlei"):

„Lütte Trina, ſegg mal an,
hett din Sweſter gar keen Mann?
Hett din Broder noch keen junget Wief?
Föölt denn keen dat Hart mal warm in'n Lief?
Niſt keen Swulken in din Schüün?
Dat bringt Glück, min lütt Katrin!"

„Heinerich, de Schüün is leer,
un min Sweſter denkt de Deer,
maakt de Göös un Magerſwien fett,
dat min Broder good to eten hett.
Wat dat Hart maakt, weet ik nich,
du min goode Heinerich!"

„Lütte Trina, ſegg mi dat,
hett de Katter gar keen Katt?
Hett ju Gockelheen keen Gockelhaan,
möök ſe ſo as du alleen utgaan
in den Frööjaars-Sünnenſchien?
Segg mi dat, min lütt Katrin!"

„Heinerich, wat quält di denn
Katter, Katt un Gockelheen?
Kiek, wo de Holunner blöhen dait,
ſteit min leewe Hartenſchatt un ſnait;
deerüm ſnack man länger nich,
ſchöön adjüüs, min Heinerich!"

Die Anerkennung eines anderen plattdeutschen Dichters, der ebenso wie Semper eins ist mit seinem Volkstum, Robert Garbe, leidet ein wenig unter einer Äußerlichkeit, unter seiner eigenartigen Orthographie, die sich an das Hochdeutsche ebenso wenig anlehnt wie an das Niederländische. Vielleicht darum hat seine Sammlung „Jungs, holt fast" nicht die Verbreitung gefunden, die sie verdiente, und seine Lieder sind über verschiedene Heimatschriften verstreut. Und doch beherrscht auch er das Plattdeutsche in einem Umfange, der den Volksdichter macht. Er gebietet noch über einen Wortschatz, dessen Gold durch Legierung mit dem Hochdeutschen nicht gefälscht und aus dem auch die seltener gewordenen Münzen noch nicht entwendet sind; er hat den ebenso ungefälschten Sinn für den Volkston und für das, was von jeher auf dem Acker der plattdeutschen Dichtung so besonders gut gewachsen ist. Auch von ihm besitzen wir Tierdichtungen wie das Kinderlied: „Gos, Gos, Ganter, ik frag di wat, nu anter." Auch er hegt jenen innigen Zusammenhang mit der ganzen lebenden Welt, und wenn er wiedergibt, was die einsame Natur dem niederdeutschen Menschen sagt, wird eine dunkle Welt lebendig, die dem Hochdeutschen verloren gegangen ist. Da vereinigen sich zu seltsamer Stimmung Vorstellungen, die in aufgeklärten Städten längst erstorben und einer trivialeren Art von Aberglauben gewichen sind, mit der Tonmalerei von niederdeutschen Worten, aus denen das Grauen einer vergessenen, aber noch immer nicht erstarrten Vergangenheit wieder empordämmert (aus „De Nachtmor"):

De Riisenmaan drauht rod hendal
Bliw jo nich stan bi'n Wiserpal!
Dor krüütst sik de Wëëg ut Mor un Brouk,
Dor sünd de Dwargen so drouk, so drouk!

Dat Maanbloudd drüppt up de Nëwelwisch,
De Nachtmor hüppt um den Stëingraffdisch.
Ga na Hus, ga na Hus, dat kein Tower di bannt!
De Ünnereerdshee spöukt rüm in't Land.

Dor sleiht di de Dak in Lakens klamm
Din Fell wriwwt de Spak, din Fleisch tast de Ramm . . .

Ähnliche Klänge, denen die hochdeutsche Sprache fremd und ohnmächtig gegenübersteht, finden sich schwächer in dem Gedicht „Ansseggt" wieder [1]).

Aber die Beherrschung jener Gebiete, auf denen die niederdeutsche Poesie schon seit alter Zeit und gewissermaßen zeitlos heimisch geworden ist, schließt diesem Dichter nicht den Zugang zu moderneren Stoffen ab; auch hier packt er Gegenstände genug, die der plattdeutschen Dichtung liegen, und trifft dabei in glücklicher Weise einen Volkston, über dessen ungesuchte Natürlichkeit uns die abweichende Orthographie nicht hinwegtäuschen sollte. Wie echt charakterisiert sich sein „Ünneroffzir":

Büst min Hanne, bliwwst min Hanne, kumm man mit up min Kwartir,
Heww kein Bang vör de Suldaten, den ik bünn ein Ünneroffzir.

Junge Mëkens, smukke Mëkens magg Muskot un Grennadir,
slanken Lif un runnen Bussen magg ok de Herr Ünneroffzir.

Snautsboort kettelt wëik de Lippen, Frunslüüd bloots hört gladd un shir.
Un kein hett son'n forshen Snautsboort as bloots ik, de Ünneroffzir!

[1]) Diese zwei Spukgedichte wurden früher von ihm veröffentlicht und sind nicht in der hier besprochenen Sammlung enthalten.

Wat wullt mit ſon'n Zivilunner! Sünd doch nough Suldaten hir.
Un de ſtrammſt int ganz Menöwer dat bünn ik, din Unneroffzir.

Tou, min Hanne, kumm, min Hanne, hak mi in up goud Menir!
All Suldaten mät' di grönten, gröutt ſëi mi, denn Unneroffzir.

Büſt min Hanne, blüwwſt min Hanne: De Suldaten gat to Swir,
un ſon Leitnant löut di ſitten; holl di an denn Unneroffzir!

Ein Gegenſtück zu dieſer Charakteriſtik finden wir bei einem andern plattdeutſchen Poeten, W. Seemann, in ſeinem „Ut Kriegstiden“:

De Rekrut.

Giſtern noch ſon armen Buurknecht,
Buurknecht un nich mihr, —
hüt upmaal bün ik en ſmucken,
ſmucken Musketier!

Ho, wo kiken mi de Dierns na,
Dierns na up de Straat!
Wunnerbor is doch dat Lewen,
Lewen as Soldat!

Jedwereen, de löpig Platt ſnackt,
Platt ſnackt, is min Fründ,
un ik weet, wat Kameraden,
Kameraden ſünd!

. . . . . .

Wenn ik äwert Joor denn trüggkam,
trüggkam ut'n Felln,
ſälen ſe mi nich mihr Buurknecht,
nich mihr Buurknecht ſchelln.

Sonſt ſind es mehr die wehmütigen Bilder und weichen Stimmungen, die dieſer Leier ſchöne Klänge entlocken: W. Seemann iſt mit ins Feld gezogen, und die Nachricht ſteht noch aus, ob er je heimkehren wird. Seine Gedichtſammlung gibt uns die Umriſſe eines fein empfindenden Menſchen, der mit hohen Idealen und edler Anteilnahme am Schickſal ſeiner Kameraden für ſein Vaterland einſteht, und die Hand voll Lieder, die er uns geſpendet (oder hinterlaſſen?) hat, enthält nichts, was mit dem Schickſal unſeres ganzen Volkes nicht aufs innigſte verbunden wäre, vom Ausbruch des Krieges an:

De Seeßen runſchten dörch dat Kurn,
dat föll in gollen Swaden,
de Ohren hüngen vull un ſwoor,
de Sommer wier geraden.

De Meihders höllen gooden Schritt,
dor flögen Kreihn un ſchreegen,
dat wier as „Krieg!“ dat leege Wurt,
de Larken äwer ſweegen.

Un alle Harten sweegen still,
de vun den Ausldag süngen,
de blanken Seeßen klüngen luud,
as wenn dor Swierter swüngen . . .
. . . . . .

Hoch und rein schlägt sein Herz für das Vaterland; ohne viel Lärm, mit jenem innerlichen unwandelbaren Empfinden und Pflichtgefühl, das so schlicht und tief aus den Strophen „Up Posten" spricht:

Ik ga in widen Felln
as Posten up un dal.
Woll slapen min Gesellen, —
kann sien, ton letzten Mal.

De gragen Wolken jagen,
as güng't all in de Slacht.
Min Hart hadd veel to fragen,
keen Antwurt geew de Nacht.

Wat wißt du denn ook weten,
wat in de Nacht noch slöppt?
Ball is dat allns vergeten,
wenn di de Kugel dröppt.

Un is dis Nacht de letzte,
so is dat Starwen sööt.
Du weeßt doch lang dat Gröttste:
Dat Dütschland bliwen mööt.

Auch die hochdeutsche Volksdichtung hat durch den Krieg neue Nahrung erhalten. Und obwohl die „tonangebenden" Mächte des Marktes, allen voran die Theater und ihre Versorger, sich bemüht haben, sie durch billige Sensationswaren aus dem Felde zu schlagen, sind doch tatsächlich hie und da hochdeutsche Volksdichter zu Worte und zur Wirksamkeit gekommen. Aber gerade für das einfache Volkslied ist immer noch die Volkssprache und nicht die hochdeutsche Schriftsprache das gegebene Werkzeug. Diese, die sogenannte Kultursprache, so einzig sie für das komplizierte Seelengemälde, für die Kunstpoesie und für die wissenschaftliche Abhandlung in Frage kommt, ist doch für das einfache Lied schon zu starr; alle ihre Ausdrücke sind feste Klischees für jedes Schulkind, und es bedarf außerordentlicher Gestaltungskraft, um noch etwas zu sagen, was noch nicht gesagt ist, und es *so* zu sagen, wie es noch nicht gesagt ist. In einer Sprache indessen, bei der noch *nicht* wie im Hochdeutschen jedes Wort, jeder Ausdruck durch Schulverordnungen, orthographische Wörterbücher und behördlich vorgeschriebenen Unterricht auf Jahrzehnte, ja Jahrhunderte unverrückbar festgelegt ist, in einer Sprache, die wie das Plattdeutsche frei und uneingeengt in hundert Mundarten blüht und sich weiterentwickelt, liegen gerade für das Volkslied ganz andere Möglichkeiten. Dazu kommt, daß hier die Wörter noch nicht wie fast alle Wörter des Hochdeutschen tagtäglich im übertragenen Sinne gebraucht und verblaßt sind, sondern immer noch das Bild des Dinges selbst mit ungeschwächter sinnlicher Kraft herbeizaubern. Es ist daher nicht immer das Verdienst des plattdeutschen Dichters, wenn er stärker zu den Sinnen des Volkes spricht als der hochdeutsche; es liegt mehr noch an seinem

Werkzeug, das noch nicht durch jahrhundertelangen Schulgebrauch und -mißbrauch abgegriffen ist; und am meisten daran, daß eben Schriftdeutsch, wenigstens für Niederdeutschland (wie auch für einen großen Teil des mittel- und süddeutschen Landes) nicht die lebendige Volkssprache ist und daher im Gemüt des Volkes nicht den Widerhall weckt wie das einfachste Gedicht in der heimatlichen Mundart.

Plattdeutsche Dichter sind daher nicht gut mit hochdeutschen zu vergleichen, weil ihre Erfolge auf so ganz anderen Geheimnissen beruhen (die oft genug ihnen selbst unbekannt sind). Auch eine weniger ausgemeißelte Persönlichkeit kann, wenn sie in ihrer plattdeutschen Heimat fest wurzelt, Sinn für Klang und Rhythmus hat und ihre Gestaltungskraft gebrauchen lernte, lyrische Dichtungen schaffen, die nicht nur Beifall finden, sondern auch künstlerisch von hohem Werte sind. Es ist dann manchmal mehr das Volk, dessen Sprache erklingt, als die dichterische Individualität.

Das schließt nicht aus, daß Semper, Garbe und Seemann ausgeprägte Persönlichkeiten sind oder werden. Keiner von ihnen hat schon die Vierzig erreicht, und schon ertönt, nicht nur für das feinere Ohr vernehmbar, deutlich des einzelnen persönliche Note. Aber bei ihnen ist die Persönlichkeit viel organischer ein Teil ihres Volksstammes als bei den Persönlichkeiten der modernen hochdeutschen Literatur, deren Erleben zum Teil durch internationale Kunst und landfremde Sprache hindurchgegangen ist, meist ohne Wechselwirkung mit dem eigenen Volk. Diese Wechselwirkung besteht bei Semper, Garbe und W. Seemann noch; bei allen dreien wird sie erhöht durch starke rhythmische und klangliche Wirkungen; Versmaß und Tonfall schwingen so ganz im niederdeutschen Volksempfinden; dazu kommt die Vertonung: Semper und Garbe sind zugleich die Tondichter ihrer Lieder, und die von W. Seemann haben in Fritz Jöde einen verständnisvollen Komponisten gefunden; ihr Widerhall ist, zumal bei Semper, nicht gering; sie hören sich schon vom Volke singen. Wahrlich eine Ermunterung für die Niederdeutschen, ihre Muttersprache zu pflegen, damit ihre Dichter die Verkörperungen ihres Volkstums nach Geist und Form bleiben, gesund und lebenskräftig erhalten durch den reichen, stets fließenden Strom der Mundarten, und nicht abseits geraten wie so mancher hochdeutsche Verskünstler, der dem stehenden Becken des Schriftdeutschen nach irgendeiner internationalen Richtung vergeblich neue Strömungen oder gar Quellen abzugewinnen trachtet!

Franz Fromme.

Bettinas Besuch bei Goethe 1824.

Die Dinge, die 1811 in Weimar gelegentlich einer Ausstellung zwischen Frau Christiane von Goethe und Frau Bettina von Arnim sich abspielten, hatten zur Folge, daß Goethe auf Jahre hinaus Bettinen wiederzusehen vermied. Zwar ihrem Gatten Achim von Arnim gab er 1814 auf ein literarisches Angebot eine wenn auch absagende Antwort, empfing nacheinander seine Briefe und nahm selbst im Dezember 1820 seinen Besuch entgegen. Aber Bettina gegenüber hielt sich Goethe härter. Er antwortete auf ihre Briefe nicht. Besuche fanden erst 1821 und 1824 statt, zehn und dreizehn Jahre nach 1811.

Das Tagebuch vom 19. Januar 1824 enthält nämlich die Mitteilung: „Von Berlin Brief und Zeichnung von Bettinen," und es ist der nach Goethes Tode zurückgegebene Brief vom 11. Januar 1824, der im gedruckten Briefwechsel begegnet. In einem zurückgelegten Briefe an seine Tochter, die sich in Berlin aufhielt, sagt Goethe: „Du warst Bettinen nicht abgeneigt; wenn Du sie findest, sei ihr freundlich; ich habe Brief und Sendung von ihr, wunderlich genug! Sehr

seltsam, daß eine fixe Idee zur Blüte und Reife kommt, es ist aber wirklich, als wenn so was mit ihr im Werke wäre." Und an Schultz in Berlin, 3. Juli 1824: „Die Skizze der Frau von Arnim ist das wunderlichste Ding von der Welt; man kann ihr eine Art Beifall nicht versagen, ein gewisses Lächeln nicht unterlassen, — und wenn man das kleine, nette Schoßkind des alten impassiblen Götzen aus seinem Naturzustande mit einigen Läppchen in den schicklichen befördern wollte, und die starre trockne Figur vielleicht mit einiger Anmut des zierlichen Geschöpfes sich erfreuen ließe, so könnte der Einfall zu einem kleinen hübschen Modell recht neckischen Anlaß geben. Doch mag es bleiben, wie es ist, auch so gibt es zu denken." Dann aber meldet das Tagebuch weiter die Anwesenheit Bettinens in Weimar, zunächst am 26. Juli 1824: „Frau von Arnim Zeichnungen vorweisend," und zu zweit am folgenden Tage: „Abend Frau von Arnim." Was an diesen Tagen vorgefallen ist, darüber haben wir Berichte in Briefen, die Bettina aus Frankfurt und Schlangenbad an ihren Gatten gerichtet hat.

Nach Frankfurt also ging Bettinens Reise. Unterwegs stieg sie in Cassel aus dem Reisewagen, ihre Freunde Grimms besuchend. Ihrer Gesundheit zulieb mußte sie hier drei Tage bleiben. „Grimms," schrieb sie Arnim aus Frankfurt, „waren sehr glücklich und disponiert zu Scherzen, allein ich konnte nicht viel mitlachen vor Wehtum, das böse Wetter verfolgte mich, ich kam mit Sturm und Regen hier an, die Weizenfelder waren alle gelagert, man fürchtet großen Schaden." Es war alsdann am Montag, den 2. August 1824, als sie um vier Uhr nachmittags in Frankfurt ankam. Ihre Geschwister waren meist nicht zu Hause. Franz mit Familie am Rhein. George mit den Seinigen in Rödelheim. Meline durchaus nicht in der Lage, sie aufzunehmen. Sie mußte also hinaus nach Rödelheim, so müde sie auch war, wo sie aber alles im Umarbeiten des ganzen Hauslokals beschäftigt fand. Sie hörte, Clemens sei in Bonn, und teilte ihrem Manne mit: „Man erwartet täglich seine Erscheinung; aber nicht mit Lust, die Kusinen sagen täglich: ach, wenn nur der Onkel heute noch nicht kommt." Dann aber berichtete sie über ihren Weimarer Besuch bei Goethe:

„Goethe war wunderbar in seiner Erscheinung wie im Betragen, mit großer, erhabner Feierlichkeit entließ er mich: er legte mir beide Hände auf den Kopf und segnete mich mit folgenden Worten, indem er die ausgepackte Skizze betrachtete, an der die Leier und Psyche zerbrochen war: ‚Dies Werk hast du nur aus Liebe zu mir vollbringen können, und dies verdient wieder Liebe, und darum sei gesegnet, und wenn mir's Gott vergönnt, sei alles Gute, was ich besitze, auf dich und deine Nachkommen vererbt.' — Er grüßt, er rief mir noch auf der Treppe nach: ‚Grüß mir den Arnim recht ordentlich.' Ganz ungemein interessiert er sich für das Berliner Theaterwesen. Über des Pitt seine Theaterverwaltung schlug er die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: ‚Die Menschen wissen nicht, daß sie profan mit dem Heiligsten, und heilig mit dem Profanen schalten, und so sich doppelt kompromittieren. Dein Mann sollte so eifrig und tätig wie dein Schwager und dieser wieder so nachlässig wie dein Mann sein, so wär für beider Ehre besser gesorgt,' und nun lächelte er, als wolle er beweisen, daß er ernsthaft scherze, und sagte: ‚Ich bin deinem Arnim recht gut und nur darum böse, daß ich ihn vergessen konnte, das ist aber nicht meine Schuld allein.' — Er wollte von den Berliner Frommen und Predigern erzählt haben und sagte: ‚Ich weiß wohl, daß sie mich alle verdammen, im Himmel ist der Luxus verboten, aber um ihre Hölle auszuputzen, bin ich ihnen ein bedeutender Gegenstand, die Höflichsten sprechen nur nicht von jenseit, um mir keine unangenehme Empfindung zu erregen, aber es ist mir gerade recht, denn ihr Anteil an meiner Zukunft würde mir eine Landplage

sein, die mich schneller hinüber beförderte.' — Er wollte viel von unsern Kindern wissen, und fragte sehr, wie du dich mit ihnen beschäftigst." —

In Frankfurt fand Bettina sonst nichts Besonderes. Sie versprach sich aber angenehme Tage, wenn Brust und Magen aufhören würden zu schmerzen. In Schlangenbad war es ganz leer, in Ems aber voll Hoheiten; sie beschloß also, Schlangenbad aufzusuchen, was ihr auch die Ärzte rieten. Kaum aber war sie (am 13. August) in Winkel eingetroffen, als dort Clemens erwartet wurde: „Er kam auch in der Frühstunde, wo alles noch im Schlaf lag, den er mit Stiefelangelegenheiten nach allen Seiten hin unterbrach; er ist ganz der alte, sieht eher jünger und gesunder aus, krammelt über alles, trägt verbrämte Wundergeschichten vor, fühlt sich in seinen Verhältnissen zum Himmel so einsam, wie ehmals in denen zur Welt." Am Nachmittag ging Bettina nach Schlangenbad.

Hier empfing sie ihres Gatten Brief aus Wiepersdorf vom 16. August 1824. Er machte ihr Mitteilungen über die Kinder, auch daß Armgard fleißig in der Musik übe, und fuhr ein wenig angeärgert fort: „So kann sich Goethe nicht rühmen, daß Du ihm zu Liebe allein die Künste geübt hast. Ob sein angekündigter Segen wirklich ankommen wird, muß die Zeit lehren, ich werde die Sendung mit Dank annehmen. Von den Grimms schreibst Du wenig oder nichts, und doch hörte ich von ihnen lieber als von Goethe, von dessen künftiger Seligkeit bei mir nicht die Rede ist (er mag es sich wohl nur einbilden, daß sich die Leute darüber sehr bekümmern), dessen jetzige ich aber schon lange bezweifle, seit mir selbst bei seinen Arbeiten nicht recht wohl wird. Gibt es aber wirklich Leute, die sich für seine ewige Seligkeit bemühen, so sollte er wahrlich die Leute nicht so über die Achsel ansehen, denn ein solcher Anteil reicht doch ein klein Stück Weges über das Leben hinaus, wohin weder Präsentauştern reichen, noch Wildbraten hinstinkt, wohin weder frische Heringe schwimmen, noch die große indische Pfeife der Helwig ihren Tabaksdampf aufwallt. Denn dergleichen Dinge sah ich im Geiste zu seiner Freude teils unter dem Namen von Gedichten, teils in der Wirklichkeit zu seinem Geburtstage versammelt, alle von ihm mit freundlichem Danke aufgenommen und im nächsten Hefte vom Rhein und Mayn angepriesen, während er der ganzen übrigen Welt vergißt, die nicht gerade in direktem schmeichelndem Verkehre mit ihm steht. An einem ordinären Gelehrten oder Poeten möchte so etwas hingehen, aber weil eben Goethe sich sonst anders gegeben, sich in Biographien anders dargestellt hat, so glaubt man endlich, das sei nur eine dramatische Maske gewesen, die ihm endlich unbequem geworden."

Die Ergießung Arnims bestimmte Bettina doch, in ihren Äußerungen über Goethe vorsichtiger zu sein. Seine Meinung über Goethe stimmte nicht mit der Bettinens überein. Sie antwortete Arnim (24. August 1824), daß sie ihm die besten Nachrichten von ihrem Wohlsein geben könne; ihr sei seit Jahren nicht so behaglich gewesen, um fortzufahren: „In den ersten Tagen war die Frau von Goethe noch hier mit Madmoiselle Schopenhauer, um auf Ems die Nachkur zu gebrauchen. Ems hat ihr nicht gut getan, wenn es nicht noch nachwirkt; der Ort an ihrem Leibe, wo die Leber ist, ist ganz dick geschwollen, sie war trotzdem aufgelegt zu Extravaganzen und wurde von der Schopenhauer sehr unterstützt. Nur wenn sie daran dachte, nach Hause zurück zu müssen, von wo sie schon bereits 4 Wochen entfernt war, fing sie an zu weinen, sie verzögerte ein um den andern Tag ihre Abreise, packte jeden Tag ein und aus trotz den dringendsten Briefen des alten Goethe, der bat, befahl, ja zürnte, so daß die Kammerjungfer immer in Todesangst war, was es geben würde, wenn sie nach Hause ankämen."

Ottilie von Goethe war am 18. Juni 1824 in der Frühe von Weimar ab-

gereist, während ihr Gatte zurückblieb. Erst einige Zeit später ging sie nach Ems, von da auch nach Schlangenbad, wo sie mit Bettina noch zusammentraf. Zu Goethes Geburtstag kehrte sie nach Weimar zurück. Wenn sich Goethe mit ihr am 27. August 1824 über „Ems und Schlangenbad" unterhielt, am folgenden, „weitere Ausführung der Bade- und Reisegeschichten" von ihr empfing, so ist es nicht anders möglich, als daß auch Bettina in ihren Mitteilungen genannt war.

„Du fragst," sagte Bettina in ihrem Briefe an Arnim weiter, „ob in Weimar niemand war, weil ich mich an dem einen Tag langweilte. Ja, denke nur, daß kein Mensch dort war von allen, die ich kannte oder die ich nur hatte nennen hören, außer der alten Schopenhauer; und Goethe ließ mich erst am Abend zu sich kommen, wo er freilich so liebenswürdig war wie ein Kind."

Und „ich denke doch", schloß Bettina am 24. August, „womöglich in der Mitte September reisefertig zu sein und Euch dann alle gesund zu umarmen". Sie sandte vorweg ihre Büste an Goethe, der am 29. September 1824 in sein Tagebuch schrieb: „Die Arnimsche Gruppe ausgepackt und — durch Feuchtigkeit des Mooses gesprengt gefunden." Jetzt trat sie bald die Heimreise an, und am Dienstag, den 19. und 20. Oktober, war sie wieder in Weimar bei Goethe.

Und nun setzt erst der Aufsatz ein, von Herman Grimm, den wir seit 1896 in der „Deutschen Rundschau" haben: „Bettinas letzter Besuch bei Goethe". Sie war zwei Abende bei Goethe und fuhr Donnerstag früh, 21. Oktober 1824, wieder fort, geraden Wegs nach Wiepersdorf, wo sie von ihrem Gatten empfangen wurde.

Von hier schrieb sie bald, wohl noch Ende Oktober oder Anfang November 1824, ihren großen Brief in die Frankfurter Heimat. Aber das ist ein Irrtum, daß es Bettinens „letzter" Besuch bei Goethe gewesen sei. 1826 erschien sie wieder bei ihm, war verhältnismäßig längere Zeit in Weimar und feierte seinen Geburtstag mit. Damals ist auch das vielen bekannte Porträt von ihr entstanden, zu dem sie Schmeller gesessen hat.

Reinhold Steig.

The Diplomacy of the War of 1914. The Beginnings of the War. By Ellery C. Stowell. Boston and New York. Houghton Mifflin Company. 1915.

Der bekannte Rechtsgelehrte von der Columbia-Universität versucht hier, „von einem wirklich unparteiischen und neutralen Standpunkt" die diplomatischen Ereignisse darzulegen, die 1914 zum großen Kriege führten. So wenig diese redliche Absicht angezweifelt werden dürfte, so wenig kann doch auch daran gezweifelt werden, daß der Versuch mißlingen mußte. Denn selbst wenn der Verfasser keine Vorurteile gegen oder für diese oder jene kriegführende Macht hegte, so wäre es doch weder ihm noch einem anderen Sterblichen zur Zeit möglich, von einem unparteiischen Standpunkt eine solche Darlegung nach den bis jetzt vorliegenden Veröffentlichungen durchzuführen; selbst die offiziellen geben natürlich die Tatsachen heute noch zu sehr im Lichte nationaler politischer Absichten und Parteiungen wieder. Dazu kommt, daß er die diplomatischen Schriftstücke nur auf ihren sachlichen Inhalt, nicht auf die Glaubwürdigkeit ihrer Verfasser prüft, daß er die verschiedenen Charaktere und den verschiedenen Grad der Zuverlässigkeit der agierenden Nationen und Persönlichkeiten (aus Neutralität?) ganz außer Betracht läßt. Die Stellungnahme Italiens in den Jahren 1914 und 1915, das seit einem Jahrzehnt mit seinen Bundesgenossen ein trügerisches Doppelspiel trieb, diese Haltung, die durch nichts als den „sacro egoismo" veranlaßt wurde, akzeptiert er, indem er William Roscoe Thayer zitiert, als ein „verdict" über die Schuld Deutschlands und Österreich-Ungarns an diesem Kriege! Und drittens täuscht uns weder sein ehrliches Bemühen, alle Parteien gleich zu behandeln, noch seine gehaltene Sprache über die Tatsache hinweg, daß sein Einblick in das politische Leben Deutschlands zu akademisch und theoretisch ist, als daß er es ebenso sicher beurteilen könnte wie die englische und französische Politik. Daher nimmt es kein Wunder, wenn er letzten Endes den „Geisteszustand der deutschen Nation" als die Ursache des Weltkrieges angibt und wenn er die deutsche „Weltanschauung" mit denselben irrtümlichen Hintergedanken kursiv druckt wie die meisten angelsächsischen

Publizisten, mit der stillen Gedankenverbindung: Prussianism — Bismarck — Unmoral; und daß er das deutsche Volk, das noch immer an der verhängnisvollen Neigung zum Kosmopolitismus krankt, mehr als irgend ein anderes Volk, als ein „nationalistisches" den anderen gegenüberstellt! Bei solcher Auffassung kann sich natürlich als Endergebnis kein unparteiisches Urteil einstellen, sondern nur ein Frag- und Antwortspiel für den gläubigen angelsächsischen Leser (S. 519—529), der sich diese Unterweisung in den Pflichten der Neutralität und internationalen Moralität ebenso gern gefallen lassen wird wie die vorurteilsvolle Betrachtung deutscher Zustände. *ενσ.*

Das Bild als Verleumder. Beispiele und Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. 151. Flugschrift des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Der europäische Krieg, seine Ursachen, seine Ziele und seine voraussichtlichen Ergebnisse. Von John William Burgeß, früherem Professor des Verfassungs- und Völkerrechts an der Columbia-Universität. Leipzig, S. Hirzel. 1915.

Zwei Schriften, denen man die weiteste Verbreitung wünschen möchte, scheinen doch beide vortrefflich dazu geeignet, in ihrer Weise zur Zerstörung der gegen unsere Kriegsführung aufgehäuften Lügen beizutragen. Namentlich dürfte die Avenariussche Schrift, die hauptsächlich mit Anschauungsmaterial arbeitet, dort, wo man überhaupt noch Neigung zeigt, sich aufklären zu lassen, außerordentlich segensreich wirken. Ihr Inhalt zerfällt in fünf Abteilungen: die erste umfaßt bewußte Fälschungen echter Photographien durch Änderung der Überschriften oder durch Vertuschung der auf dem Bild befindlichen Aufschriften, Schilder usw., ein Verfahren, durch das Pogrombilder zu Zeugnissen deutscher Unmenschlichkeit, Bilder aus der Reichswollwoche zu Ansichten aus dem deutschen Plünderungsbetriebe umgewandelt worden sind. Die zweite streift die unabsehbare Menge gehässig verzerrter Zeichnungen, die sich in den illustrierten Zeitschriften der Entente breit machen; die dritte stellt bildliche Phantasie„dokumente" über deutsche Ausschreitungen echten Photographien feindlicher Untaten gegenüber; die vierte behandelt die offene und verschleierte Karikatur des Feldgrauen, und die fünfte beschäftigt sich mit den Ausdrucksfälschungen, die feindliche Tuschpinsel an echten Klischees begangen haben. Die reichhaltige Sammlung stützt sich auf Ausschnitte aus dem „Matin", dem „Miroir", den „Illustrated London News", dem „Petit Journal", dem „Wes Mir" usw.; bezeichnend ist, daß sich die Durchsicht französischer Preßerzeugnisse für die Zwecke der vorliegenden Veröffentlichung am ergiebigsten erwies. Der niedrige Preis des Heftes läßt es zur gelegentlichen Mitteilung an neutrale Bekannte besonders geeignet erscheinen.

Das Gleiche gilt für die Burgeßsche Schrift, die durch die jüngsten Ereignisse in den Vordergrund des Interesses gerückt mit Kjelléns und Steffens' Broschüren zum Besten gehört, was wir dem Auslande über den Weltkrieg überhaupt verdanken. Burgeß spricht mit der ruhigen Sachlichkeit eines Mannes, der seiner Sache sicher ist und keine Mätzchen anzuwenden braucht, um Andersdenkende von der Überlegenheit seiner Auffassung zu überzeugen; er will nur durch die Kraft seiner Argumente wirken und legt daher das Hauptgewicht seiner Arbeit auf die schlackenlose Logik seines Vortrages. So ist es ihm gelungen, das tückische Intrigenspiel, das die Entente zwischen Sarajevo und dem Ausbruch des Weltkrieges entfaltete, aus den Dokumenten des in der Union wie eine Bibel verehrten Blaubuchs der britischen Regierung herauszuschälen und mit leidenschaftslosem Scharfsinn nachzuweisen, daß sich Deutschland am 2. August 1914 endgültig vor die Tatsache gestellt sah, von drei Weltmächten überfallen zu werden, so daß sich seine ganze Politik darauf zuspitzen mußte, „rasch und kräftig zuzuschlagen, und zwar dort, wo die Gefahr am unmittelbarsten war". Burgeß wendet sich dann den unmittelbaren Ursachen des Krieges zu, skizziert in kurzen Strichen die Entwicklung der europäischen Lage seit 1871 und bespricht dann die tieferen Gründe der Feindseligkeiten, die Lebensbedingungen und -forderungen des britischen Weltreiches, die Ziele der deutschen Politik, um endlich die Interessen Amerikas am Ausgange des großen Ringens, die Bedeutung der Mordtat von Sarajevo für die Donaumonarchie, die belgische Neutralität, die Ausfuhr von Waffen und Munition an die Kriegführenden und den Kaiser zu beleuchten. Prächtige Sätze stehen in diesen Kapiteln, Sätze, die man am liebsten in Tausenden von Exemplaren vervielfältigen würde, um ihnen eine möglichst bedeutende Wirkung zu sichern. — Die Übertragung der Schrift ist von Max Ilé besorgt worden; zu ihrer Charakteristik genügt die Feststellung, daß sie sich wie ein Original liest. *τολμ.*

D. F. Strauß, Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Leipzig, Insel-Verlag. 1914.

Der Krieg hat uns bisher wenig wirklich gute Kriegsbücher beschert. Der besten eines ist noch vor den Augusttagen von 1914 erschienen: David Friedrich Strauß' Huttenbuch. Als das Werk 1858 zum ersten Male ans Licht trat, war es nicht der „David mit dem tödlichen Schleuder", der damit einen bedeutenden Erfolg errang, sondern lediglich die sachlich und menschlich schöne, wohltuend warme Darstellung, die Strauß dem edlen Vorkämpfer protestantischer Geistesfreiheit — denn das war er ihm noch in der Hauptsache — gewidmet hatte. Wenn wir heute in Hutten schlechthin den Heros deutscher Geistesmündigkeit verehren, so brauchen wir uns nicht erst auf das Beispiel Konrad Ferdinand Meyers zu berufen, dessen Hutten-Dichtung sich in den Kriegstagen von 70/71 an seinem „wundersamen Glauben an das Preußen zustehende Amt" zu so reicher Blüte emporgerankt hatte, sondern wir dürfen uns an Strauß selbst halten. Hatte er doch, wenn auch dunkel noch, ähnlich empfunden, als er sich um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in zum Teil mühseligen Studien in das Zeitalter Luthers versenkte. Da strömte ihm aus all den Lebensläufen jener Tage „das Ahnungsvolle, Hoffnungsreiche, die Werdelust einer sich erneuernden Zeit" entgegen. Jener zauberhafte Glanz hat sich auch auf sein Werk gelegt und ruht noch jetzt ungebrochen darauf. Deshalb war es weises Gebot, den Text in seiner prachtvollen Ursprünglichkeit unangetastet zu lassen. Daß dafür die Anmerkungen die letzten Forschungsresultate vermitteln und über schwebende Fragen gut unterrichten, muß dankbar vermerkt werden. So erhebt sich die Biographie auch als Neuigkeit über das Mittelmaß zufälliger Aktualität zu bedingter Notwendigkeit, indem sie in fast periodischer Abfolge stets zu rechter Stunde dem deutschen Volke die rechten Pforten zu seiner Vergangenheit erschließt. *ωχ.*

Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. Leipzig, Alfred Kröner. 1916.

Ein zusammenfassender Rückblick auf die philosophischen Ergebnisse, zu denen die vier ersten europäischen Kulturnationen gelangt sind, führt den Verfasser zu Schlußfolgerungen, die, wenn nicht neu, durch das Gewicht seines Namens und die Gerechtigkeit seines Urteils an Nachdruck gewinnen. In bezug auf einzelnes ist hervorzuheben, daß der neueren französischen Philosophie, wie sie unter anderem Bergson vertritt, das Verdienst der Originalität abgesprochen und des letzteren Theorien auf Descartes zurückgeführt werden. Daß Herbert Spencers Ansehen in England sehr erschüttert ist, wird von Wundt nicht in Betracht gezogen. Man versus the State, bleibt für ihn der Ausdruck der Freiheit des einzelnen zum Schutz gegen den Staat, des Gemeinwesens, dessen Zwang ihn bedroht. Dieser Auffassung des utilitarischen Egoismus dürfte der Weltkrieg mit seinen Forderungen einen tödlichen Stoß versetzen. Die Behauptung, nur der einzelne existiere wirklich, und unter den einzelnen sei jeder sich selbst der nächste, ist von den Ereignissen ins Reich der Fiktionen verwiesen worden: right or wrong my country, lautet heute die Losung. Den Löwenanteil von Wundts Betrachtungen erhält der deutsche Idealismus, der um Mitte des neunzehnten Jahrhunderts mit der Rückkehr zu Kant seine Wiedergeburt feiert. Ihm wird Nietzsche deshalb zugerechnet, weil seinem auf die Tat gestellten Ideal des Übermenschen das ergänzende Pflichtgebot zur Seite geht: du sollst dich selbst dahingeben für die Aufgabe, die dir in der Welt gestellt ist. Mit der Einschränkung freilich, daß dieser Gedanke, „der in Nietzsches Seele lebte", bei ihm aus anderen Gründen nicht klar zum Ausdruck kam. Der deutschen Psyche bleibt er Lebensbedingung. *βμ.*

Die Träger des deutschen Idealismus. Von Rudolf Eucken. In der Sammlung „Männer und Völker". 248 Seiten. Berlin, Ullstein und Co. Weihnachten 1915.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, schon seit langem die Anschauung vertritt, daß für eine innere Gesundung unseres individuellen und gemeinschaftlichen Lebens die Durchdringung der Kultur unseres Volkes mit den Gedanken und Zielen des deutschen Idealismus und ihre Verarbeitung durch die Gegenwart eine notwendige Voraussetzung bildet, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß in diesem Buche ein berufener Kenner des deutschen Geisteslebens den Versuch macht, die Träger dieser Weltanschauung allen gebildeten Klassen nahe zu bringen. Der nicht leichte Wurf ist gelungen. Wie nahe rücken ein Fichte und Schleiermacher der Not unserer harten Gegenwart; ist es nicht

einem jeden in seiner besonderen Bedrängnis, als wären sie für ihn von neuem auferstanden? — Darin liegt ihr Ewigkeitswert, daß sie trotz der Totalität ihrer Wirkungskraft doch jedem einzelnen persönlich nahestehen. Bedauerlich ist es, daß Eucken nicht, wie er es bei der Romantik tut, auch die Lebensanschauung des klassischen Idealismus in einem Kapitel zusammenfassend dargestellt hat. Das Gemeinsame und das Gegensätzliche beider Geistesrichtungen wäre den Lesern dann schärfer zum Bewußtsein gekommen. Am schwersten bleibt doch — das empfinden wir von neuem — Hegels Gedankenwelt verständlich zu machen. An zwei Stellen scheint mir Eucken nicht ganz richtig zu sehen. Es entspricht durchaus den Verhältnissen, wenn es heißt, daß der Beginn der Romantik zu den Problemen von Staat und Vaterland sich sehr kühl verhielt. Aber erfolgte die Wandlung wirklich und „durch einen Anschluß an die historische Denkart", sah nicht vielmehr die Romantik zu gleicher Zeit gerade aus ihrem ureigensten Individualitätsbewußtsein heraus, daß die einzelne Persönlichkeit selbst große Kräfte aus dem bereits Gewordenen, aus der Geschichte, das heißt aus der Vergangenheit der individuell gestalteten Gemeinschaften zog? — Jener Anschluß an die „historische Denkart" lag mit anderen Worten in dem Wesen der Romantik notwendig begründet, ein Zusammenhang, der bei Eucken nicht scharf hervortritt. — Und es ist wohl eine zu einseitige Auffassung von Schleiermachers „Reden über Religion zu den Gebildeten unter ihren Verächtern", wenn Eucken meint, sie seien zunächst für die Modernen, das heißt für die irreligiös gerichteten, rein künstlerisch denkenden Romantiker bestimmt gewesen, die sich wider die Aufklärung und ihren unkünstlerischen Geist erhoben. Der Inhalt der Reden läßt doch keinen Zweifel darüber, daß sie zu gleicher Zeit auch den irreligiösen Geist der Aufklärung treffen wollten. Es ist mein herzlicher Wunsch, daß dieses Büchlein in den weitesten Kreisen unserer gebildeten Jugend draußen im Felde und daheim Eingang und offene Seelen finde. *uz.*

Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Übersetzt und eingeleitet von Günther Roeder. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Eine große Anzahl von Urkunden zur Mythologie des alten Ägypten liegt vor uns. Wer sich jemals mit dem geheimnisvollen Kultus dieses Landes beschäftigt, wer jemals den poetisch-mystischen Reiz jener Religion empfunden hat, die viele Jahrtausende zurück, aus dem dämmernden Grau sich erhebt, für den wird das Buch eine willkommene Gabe sein. — Mit Hymnen an den Spender des Lichtes, an den ewig jungen Sonnengott, wechseln solche an Osiris, den Beherrscher des Totenreiches. Ihren Höhepunkt finden sie in der Atônreligion unter König Amenophis dem Vierten. Die Lobgesänge an Atôn werden zu einem gewaltigen Bekenntnislied seiner Gemeinde, werden zu einem Tedeum der Gläubigen. Fast biblisch mutet es uns an, wenn wir in den verwitterten Hieroglyphentexten das hohe Lied der Sonne und der Weltschöpfung lesen. „Wie zahlreich ist, was du schufst! Es gibt (keine) Geheimnisse vor dem einzigen Gott, und kein anderer ist ihm gleich. Du schufst die Erde nach deinem Wunsche, als du allein warst, mit Menschen, Herden und allem Vieh und allem, das auf der Erde ist und auf seinen Füßen geht, und das schwebt und fliegt auf seinen Flügeln. Die Fremdländer von Syrien und Kusch und das Land Ägypten. Du setzest jeden Mann an seinen Platz und sorgest für aller Unterhalt, so daß jeder einzige seine Nahrung hat. Seine Lebenszeit ist berechnet, die Zungen sind gesondert in der Rede und ihre Gestalt in gleicher Weise; ihre Haut ist unterschieden. Du unterschiedest die fremden Völker. Du schaffst den Nil in der Unterwelt und führst ihn herbei nach deinem Belieben, um die Menschheit zu beleben denn du bist es ja, der sie dir schafft: du ihrer aller Herr! der in ihnen ausruht: du Herr der Erde! der ihnen aufgeht: du Atôn des Tages." Und wie in Atôn die altägyptische Religion den Spender des Lebens und Werdens verehrt, so huldigt sie in Osiris dem Beherrscher des Todes und seines finsteren Reiches. Bei der Feier der großen Osirisfeste fand eine dramatische Aufführung der Schicksale des Gottes statt. Immer mehr vertiefte und versinnlichte sich dieser Kult. Schließlich ward der tote Pharao im Reiche der Schatten selbst zum Osiris und Herrn der Unterwelt. — Günther Roeders Buch hat einem empfindlichen Mangel abgeholfen. Die Übersetzungen des Textes sind wortgetreu, ihre Reichhaltigkeit ist erfreulich. Neben dem großen und kleinen Atônhymnus finden wir den berühmten Hymnus des Amon-Mose an Osiris und die Beschreibungen des Osiris-Kults. Die Lieder des „Ungerecht Verurteilten" geben uns ein Bild uralter Volkspoesie. Zusammenfassende Übertragungen vieler wichtiger Stelen, Pyramiden- und Sargtexte, und nicht zuletzt die Wiedergabe des Totenbuchs, vertiefen die Auffassung in den Einzelheiten. Eine große Anzahl von

Zaubersprüchen und die Einreihung des fragmentarischen „Rituals für die Einbalsamierung" beschließen das schöne Buch, dem wir trotz seines fernliegenden Inhalts weitere Verbreitung unter den Gebildeten und Empfänglichen wünschen möchten. *πγδ.*

Dramen des Sophokles. Erster Band. Übertragen von Walter Amelung. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Nach seiner lebendigen Catullübersetzung hat sich Amelung an die ungleich größere Aufgabe gemacht, die Dramen des Sophokles zu übertragen. In einer sehr würdigen äußeren Ausstattung liegen bisher vor: König Oidipus, Oidipus auf Kolonos, Antigone. Was die Gestalt des griechischen Textes angeht, den Amelung zugrunde legt, so ist der Übersetzer durchaus philologisch-kritisch orientiert. Seine Übertragung ist bei überraschender philologischer Sinntreue völlig frei und hält weder die Versmaße des Originals noch die Scheidung von Strophe und Gegenstrophe in den Chören fest. Sie ist frei von den Mißverständnissen solcher Übersetzer wie Thudichum. Sie meidet Verstümmelungen des Textes wie die Hofmannsthals und übertrifft dennoch sämtliche Sophoklesübertragungen durch ihr flüssiges gutes Deutsch. Wo der treffliche Donner noch zwangvoll übersetzt hat: „Nicht Befreiung schafft ein Geschlecht dem Geschlecht", steht bei Amelung die außerordentlich flüssige Wendung: „In seiner Geschlechter langer Kette — Ist keins, das lösend die kommenden rette." Auch Wilamowitz' Oidipusübersetzung wird von Amelung, wenn auch nicht an Kraft, so doch an Flüssigkeit übertroffen. Die undeutschen partizipialen Wortgespenster, die selbst bei Wilamowitz noch ihr Unwesen treiben („des Ölzweigs hilfeheischend Zeichen haltend" und andere), sind bei Amelung restlos in gute deutsche Wendungen aufgelöst. Echte Begeisterung für die Antike hat den Übersetzer wirksame dichterische Rhythmen finden lassen. Außerdem ist sein Vermögen zu musikalischen Klangwirkungen der Sprache besonders zu loben, das ihn eigens zur Übersetzung der griechischen Chöre befähigt, von denen „Viel Gewaltiges lebt" aus der „Antigone" und der Chor vor dem Auftritt des Polyneikes im „Oidipus auf Kolonos" die Krone dieser neuen Übertragung darstellen. Indem Amelung an bestimmten Stellen der Chöre den Reim verwendet, wird er dem musikalischen Charakter dieser Chorlieder nur gerecht. Wie er ihn allerdings verwendet, ist nicht immer zu rühmen. Der Reim soll eine Klangvermählung sein, in der sich die Gefühlselektrizität zweier Zeilen, zweier Gedanken innig glühend verkettet. Amelung jedoch reimt in dem Chor ὦ γενεαὶ βροτῶν: „All euer Glück ist Traumes Wahn. — Noch eh vollendet des Lebens Bahn, — Sinkt ihr erwachend in Nacht und Grauen. — Das muß ich an deinem Schicksal schauen, — du unglückseliger Oidipus!" — Das sind rein äußerliche, gemachte Klangeffekte, welche die Gedanken klanglich nicht stärken, sondern schwächen, und die so mechanisch zusammenklappen, als ob sie aus dem Reimlexikon gefallen wären. Mit „schlagenden" Reimen ist hier die künstlerische Wirkung des Chores erschlagen worden. Wie kraftvoll und männlich (wenn auch reimlos) beginnt Wilamowitz diesen Chor! Dennoch: Amelungs Übertragung stellt an Flüssigkeit des deutschen Ausdrucks, an rhythmischen und musikalischen Wirkungen eine äußerst achtenswerte Leistung dar. Trotzdem zeigt diese mit trefflichen Abbildungen antiker Bildwerke geschmückte Sophoklesausgabe aufs neue, wie unbefriedigt der Kenner des Originals vor jeder Übersetzung stehen muß. Man sieht, wie die starken Stilunterschiede der drei Sophokleischen Dramen sich in der Übersetzung leise verwischen. Am gerechtesten wird Amelungs glatte musikalische Sprachflüssigkeit dem „Oidipus auf Kolonos", weniger gerecht der „Antigone", am wenigsten dem dramatisch wuchtigen „König Oidipus". — Äußerst störend an Amelungs Buche ist seine in der Einleitung ausgesprochene, seltsame Auffassung der Sophokleischen Oidipustragik. Diese Auffassung bestimmt leider in ihrer ungewollten Geschmacklosigkeit das Gepräge des ganzen Buches. Amelung, welcher der Annahme eines „blinden" Schicksals mit Recht entgehen will, faßt das gesamte Schicksal des Oidipus auf als „die furchtbare, notwendige Folge einer Verfluchung, die Laios auf sein schuldiges Haupt geladen". Laios' Schuld aber soll das päderastische Verbrechen an Chrysippos, des Pelops Sohn, sein. Auf diese knabenschänderische Schuld des Laios baut Amelung die ganze Oidipustragödie auf; und, was das Unsympathischste ist, er vertritt diese Auffassung nicht nur theoretisch in der Einleitung, sondern hat noch dazu die Kühnheit, zum „König Oidipus" ein eigenes dichterisches Vorspiel, „Laios", zu schreiben, in dem er Laios' knabenschänderisches Verbrechen mit geschmackloser Breite ausmalt und ganz willkürlich zur Basis der gesamten Oidipustragödie macht. Gegen solches Unterfangen muß man Verwahrung einlegen. Ich glaube nicht, daß es Amelungs Absicht war, aber diese Auffassung und dieses Vorspiel wirken wie eine Verteidigung der Ansichten moderner Urninge, die in der Knabenliebe das A und O der griechischen Kultur zu sehen glauben, um so mehr, als Amelung den „König

Oidipus" ein „Sinnbild allgemeinen Menschenschicksals" nennt, weil „jeder von uns seinen Zwang mit ins Leben bringt an innerer Veranlagung, an äußeren Verhältnissen". Dieses Moment könnte manchen Leser vielleicht veranlassen, die ganze Übersetzung wegen ihrer musikalischen Flüssigkeit als geschmeidig-feminin zu empfinden, zumal die Verführung des Knaben Chrysippos durch Laios ohne zwingenden Grund auch als Abbildung in das Buch aufgenommen wurde. Nichts rechtfertigt überdies Amelungs Auffassung der Oidipustragödie als Folge der Verfluchung des Laios. Denn daß die widernatürlichen Greuel des Oidipus auch eine widernatürliche Schuld des Laios erfordern, ist doch ein höchst fadenscheiniger Grund. Vor allem aber hat E. Robert neuerdings in seinem scharfsinnigen Werke „Oidipus" dargelegt, daß die Chrysippossage keineswegs alt, sondern eine Schöpfung des Euripides sei. Sie also schon mit Sophokles zu verknüpfen, ist unhistorisch und rein willkürlich. Schon Wilamowitz hat ausdrücklich dagegen Verwahrung eingelegt, nach einer Schuld des Laios zu suchen (siehe Einleitung zu seiner Übersetzung). Vor der furchtbaren Unerbittlichkeit des „König Oidipus", in dem auch von ererbter Schuld keine Rede sein kann, sollte der griechische Zuschauer in religiöser Erschütterung die Nichtigkeit alles Irdischen gegenüber den Göttern fühlen. Nach welchem Plan und Ziel die Olympischen das Schicksal abrollen lassen, bleibt dem Menschen ewig unerforschlich. Gerade das macht das Schicksal um so gewaltiger, daß wir das zweifellos sinnvolle Ziel, dem es zustrebt, nicht erkennen können. So hat auch Sophokles mit weisem künstlerischen Instinkt dieses Ziel der Götter im Dunkel gelassen. Das breit ausgesponnene Dogma von Amelungs Vorspiel, daß die Götter mit dem Oidipusschicksal die Verfluchung des Laios erfüllen wollen, ist daher eine unerträgliche Verflachung der Sophokleischen Tragik. — Vorspiele, die dem folgenden Spiele nicht dichterisch gleichwertig sind, wirken überdies stillos. Amelungs „Laios" ist nicht nur stofflich, sondern auch sprachlich ein künstlerisches Unding. Vom Dichter fordert man natürlich eine andere Sprache als vom Übersetzer. Der letztere wird die flüssigen gewohnten Wendungen unserer Sprache mit Nutzen aufnehmen und verwenden, der erstere muß unbedingt eigene Worte haben, muß selbst an der Sprachader schürfen können, muß für sein Erleben zwingende Worte gebären, die ihn uns als Dichter beglaubigen. Amelung dagegen spricht im „Laios" von der „goldenen Sonne", von „des Herzens tiefstem Verlangen", von „der Vöglein jubelndem Chor" usw., das heißt er geht mit der abgebrauchtesten Sprachschlacke der deutschen Literatur munter hausieren. Den Übersetzer Amelung müssen wir achten, den Dichter Amelung müssen wir uns verbitten. *μλ.*

Das Religiöse in Clemens Brentanos Werken. Ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Von P. Ägidius Buchta, O. F. M., Dr. phil. Breslau, Franz Goerlich. 1915.

Eine Untersuchung über das Religiöse in Clemens Brentanos Werken kann naturgemäß nur von einem Katholiken erschöpfend ausgeführt werden, da nur ein solcher diesen Dingen volles Verständnis entgegenzubringen vermag. Dabei ist freilich eine Übertreibung und einseitige Stellungnahme nicht leicht zu vermeiden. Um so mehr muß man die Objektivität hervorheben, mit der Buchta seine Aufgabe gelöst hat; sie sollte ja in einem wissenschaftlichen Werke eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber leider keineswegs immer. An *einem* Fehler leidet namentlich der erste Teil des Buches: der Verfasser hat sich ohne Nachprüfung auf die Angaben der ganz unzuverlässigen Biographie Brentanos von Diel und Kreiten gestützt. So ist es zum Beispiel unrichtig, daß Brentano 1805 in Walldürn sich katholisch habe trauen lassen und gebeichtet habe. Ferner irrt Buchta, wenn er mit Kreiten die längere Fassung der Chronika eines fahrenden Schülers für die ältere hält. Noch manche Einzelheiten sind zu beanstanden oder in ihren Auslegungen und Folgerungen anzuzweifeln; im ganzen ist die fleißige Arbeit, ein Gegenstück zu Kurt Schuberts gleichfalls aus Max Kochs Seminar hervorgegangenen Untersuchung über Brentanos weltliche Lyrik, nur zu rühmen. Sehr zu wünschen wäre es, daß die von Carl Schüddekopf geleitete große Ausgabe von Brentanos Sämtlichen Werken (Verlag Georg Müller in München) nicht gar so langsam erschiene; sie hat schon manche neue Erkenntnisse vermittelt und wird gewiß noch stark anregend auf die Brentano-Forschung wirken. Durch Buchta erfahren wir übrigens, daß die Tagebücher des Dichters in Rom liegen, wo sie in dem Seligsprechungsprozeß der stigmatisierten Dülmener Nonne Anna Katharina Emmerich, deren Gesichte Brentano aufzeichnete, eine wichtige Rolle spielen. Unter diesen Umständen werden wir allerdings noch lange warten können, bis uns die Tagebücher bekannt werden. Über dem Nachlaß des großen Romantikers hat leider auch sonst kein günstiger Stern geleuchtet; vieles ist verloren gegangen, wobei wir aber die Hoffnung nicht aufgeben, daß eines Tages doch noch manches wieder zum Vorschein

kommt. Die religiöse Seite im Leben und Dichten Brentanos war bis vor wenigen Jahren von der Literaturwissenschaft fast ganz unbeachtet gelassen; durch Wilhelm Oehls Ausgaben der religiösen Schriften (in den Sämtlichen Werken) und seine vortrefflichen Einleitungen dazu, sowie nun durch Buchtas verdienstliche Arbeit ist die Forschung auch auf diesem Gebiete in Fluß gekommen. χα.

Lebensansichten des Katers Murr. Nach E. T. A. Hoffmanns Ausgabe neu herausgegeben von Hans v. Müller. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Im dritten Heft seines Werkes „E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr" (Berlin, Gebrüder Paetel 1912) hatte Hans v. Müller sich bereits über die verschiedenen Anordnungsmöglichkeiten einer Gesamtausgabe des Hoffmannschen Schaffens ausgelassen, wobei er den letzten der darin sich deutlich markierenden Hauptabschnitte, „die reife, bittersüße Kreislerzeit" von 1809 bis 1822 datierte. Da Hoffmanns Schöpfungen sich nicht selten, nur für die jeweilige Ausgabe in irgendeinem Sammelwerk, im allgemeinen störende Zusätze oder Streichungen von fremder Hand gefallen lassen mußten, so verdient der Wunsch, diese auszumerzen, vollste Anerkennung. Desgleichen kann man es nur billigen, wenn v. Müller die Schreibung der Setzer tilgen und nur die des Dichters gelten lassen will, soweit sie aus seinen Manuskripten zu erkennen oder sonstwie sicher zu erschließen ist. Neben so einwandfreien Thesen finden sich nun allerdings auch andere Erwägungen, deren Ausführung mir schon bedenklicher erscheint. Das System einer freien Anordnung der Schriften erörternd, glaubt er es rechtfertigen zu können, wenn man die Sammlung der Serapions-Brüder, die nur äußerlich durch die Unterhaltungen der Brüder verknüpft sei, in die einzelnen Erzählungen auflöste. Was hier als Möglichkeit betrachtet wird, hat der Herausgeber bereits vor dreizehn Jahren mit dem Murr-Kreisler-Werk getan. Sein damals (gleichfalls im Insel-Verlag erschienenes) „Kreislerbuch", das er für den „Kunstfreund" zusammenstellte, „der Hoffmanns Wesen in seinem literarischen, musikalischen und künstlerischen Ausdruck möglichst zusammengedrängt erfassen will", enthielt neben den älteren Kreislerianis die Kreislergeschichte des Murr-Werkes. Was uns jetzt in reizender Ausstattung und mit einem gut orientierenden, angenehm lesbaren Anhang als „Lebens-Ansichten des Katers Murr" geboten wird, ist füglich der unerläßliche zweite Teil der früheren Edition. Hoffmanns Katerbuch enthält bekanntlich auch die fragmentarische Kreislerbiographie, soweit sie sich „in zufälligen Makulaturblättern" erhalten hat. Da v. Müller in dieser Verbindung „nur eine krankhafte Roheit" sieht, „den Ausdruck einer Seele, die der naiven, ganzen Gefühle nicht mehr fähig ist", so war seine Trennung freilich das Gegebene, die mir jedoch nur dann entschuldbar scheint, wenn sie den für das Kreislerbuch angegebenen Zwecken dient. Wer indes der Lektüre des Hoffmannschen Originals durch diese Ausgaben sich überhoben dünkt, wer das Durcheinander der Kreisler- und Murrgeschichte als „illusionsstörend" empfindet, dem geht meinem Dafürhalten nach das tiefste Verständnis für die Romantik ab. Und schon die Objektivierung „ganzer Gefühle" zu vermissen, scheint mir ein grundsätzliches Verkennen spezifisch romantischer Eigenart zu verraten. Denn aus dem Streben der Romantik nach einem wirklich die Allheit umspannenden Ganzen, das selbstredend auch das Irrationale mit einbezog und sich ihm sogar mit unverkennbarer Vorliebe widmete, mußte die gebrochene Linie entstehen, mußte eine Farben- und Gefühlsskala herauskommen, die noch den leisesten Schattierungen in ihren Übergängen liebevoll nachging und darum das Verschwimmende liebte, darum Fragment und Torso den Vorzug gab vor dem reinlich Fertigen, aber in bürgerlich enger Begrenzung Abgeschlossenen, weil sie mit schärferem Blick in der scheinbaren Klarheit noch das Widersprechende, Ungelöste erkannte. Wer also die Einkleidung des Murr für eine alberne Nachahmung von Jean Pauls „Das Leben Fibels" hält, bleibt bei Äußerlichkeiten stehen und übersieht den im Wesen romantischer Geistesart begründeten und darum gewissermaßen naturnotwendigen Zusammenhang, der (nach Hoffmanns Worten) im Zwiespalt der verschiedensten Empfindungen, der feindlichsten Gefühle, das höhere Leben erst zu vollendetem Ausdruck bringt. Darum vermag ich diese Publikation nur in den sicheren Händen des Hoffmann-Kenners und Liebhabers als vollen Gewinn zu erachten, dem die Zerlegung nicht satte Bequemlichkeit, sondern psychologische Zergliederung zu weiteren Aufschlüssen bedeutet. ωχ.

Paul Heyse ein deutscher Lyriker. Von Erich Petzet. (Deutsche Lyriker, 16. Band.) Leipzig, Hesse und Becker.

Das Dichterbildnis, von berufener Freundeshand entworfen, ist treu und wahr und interessant. Wer Paul Heyses Bedeutung richtig einschätzen will, der muß seinen lyrischen Gaben gerecht werden; ist doch die Lyrik der Goldgrund, aus dem seine prosai-

schen Schriften' herauswachsen. Wie köstliche Kleinode poetischer Ziselierkunst muten uns die Novellen an; ob in gebundener Rede, ob in freier Form, das edle Material der Sprache gibt ihnen unverwelklichen Reiz. In den biographischen Notizen, die in der kleinen Schrift Schaffen und Erleben auf das feinsinnigste verknüpfen, wird der Einfluß hervorgehoben, den Heyses Vater, Professor Joh. Christian August Heyse, der als der Herausgeber des Deutschen Wörterbuchs bekannt war, auf den Stil des Sohnes ausübte; und unwillkürlich denken wir dabei an Herman Grimm, den Sohn des Germanisten Wilhelm Grimm, dem gleiche, edle Sprechkunst als väterliches Erbe zuteil ward. Heyse und Grimm sind Berliner Kinder, aus jener guten alten Zeit, da Berlin noch eng und klein war, aber hochgemut an Streben und Bildung. In seinen Geibel gewidmeten Strophen hat der junge Student Heyse eine köstliche Schilderung des Kuglerschen Hauses gegeben, eines echten Berliner Gelehrtenheims der damaligen Epoche. Moderne Humanisten waren die Jünglinge, ein Humanist im ästhetischen Sinne blieb Grimm sein Leben lang, und einen Humanisten der Poesie darf man Heyse benennen, denn Bildung war alles in diesem schönen Talent. *βσ.*

Aus Krieg und Frieden. Von Karl Linzen. 197 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1916.

Die kleinen Erzählungen und Erinnerungen bieten kein neues, irgendwie beachtenswertes Motiv, der farblose Titel besagt nichts. Auch wo die Darstellung an und für sich anziehend ist, denkt der Leser an Früheres, Schöneres. „Marathon" ermüdet durch die Breite. „Die Gräber der Ruhelosen" beschäftigen sich mit den Nachkommen Goethes, namentlich den Enkelsöhnen Walther und Wolfgang. Am besten ist wohl „Der Korporal" geraten. *μκ.*

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum. Von Josef Weigert. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Wer die Bücher in naive und sentimentale einteilt, wird geneigt sein, dies zu den sentimentalen zu rechnen. Gleichwohl enthält es vieles Verständige, ja, manches, was offenen Augen und Ohren selbstverständlich ist. Und da eine der klarsten Selbstverständlichkeiten, die Unentbehrlichkeit des Bauernstandes, bis zum Beginn des englischen Aushungerungsplanes einem großen Teil unseres Volkes durchaus nicht selbstverständlich war und auch heute noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, so darf das Erscheinen dieser übersichtlichen und umfangreichen Zusammenstellung als höchst zeitgemäß bezeichnet werden; der Wirkung des Buches wird es keinen Abtrag tun, daß hier „aus hundert alten Büchern ein neues" gemacht und daß eine möglichst volkstümliche Darstellung angestrebt ist. *ενσ.*

Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. George v. Graevenitz. (Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. 67. Heft.) Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.

Der Titel dieser ausgezeichneten Schrift könnte weiter gefaßt sein, denn der Inhalt schildert nicht nur Gegenwart und Zukunft, sondern auch die Vergangenheit der Bestrebungen für die militärische Vorbereitung der Jugend. Dieser geschichtliche Überblick, der die Bewegung von Anfang an bis auf den heutigen Tag behandelt, ist darum besonders wertvoll, weil er weiten Kreisen, die der Bewegung bisher fernstanden, deren Entwicklung zeigt, ihre Berechtigung nachweist und von der dringenden Notwendigkeit ihrer Pflege und ihres weiteren Ausbaues überzeugt. Überdies bespricht diese Arbeit in gerechter Weise Vorschläge, die von den verschiedensten Seiten gemacht worden sind, mögen sie nun von seiten des Heeres, der bestehenden Jugendorganisationen oder der Schule herrühren. Deutlich fühlt man, daß sich hier etwas entwickelt, das, sobald der Krieg vorüber ist, erst richtig in die Erscheinung treten und das deutsche Volk drängen wird, dazu Stellung zu nehmen. Mit Überzeugung und Wärme tritt der Verfasser für zwei Forderungen ein, die jetzt in allen Lagern der Jugendpflege erhoben werden: 1. „in irgendwelcher Form muß eine wehrhafte Jugendbildung aus der Kriegszeit in die Friedenszeit herübergenommen werden" und 2. „die breite Grundlage dieser Form muß der staatliche Zwang zur Teilnahme der Jugendlichen sein." Eine ausführliche Besprechung der Gesichtspunkte, unter denen die Jugendlichen ausgebildet

werden sollten, der Fragen, wie hoch die Ziele zu stecken seien, wie die Forderungen dem jugendlichen Können und Verständnis anzupassen seien, welche Rücksichten auf die noch in der körperlichen Entwicklung befindlichen jungen Menschen zu nehmen seien, Erörterungen über Anpassung an die Aufgaben der Schule und Lehre usw. nehmen den breitesten Raum der außerordentlich lesenswerten Schrift ein. Den nach seiner Anschauung wirksamsten Weg sieht der Verfasser in den neun Thesen „Zur militärischen Schulung der deutschen Jugend" von Dr. Heinz Marr vor sich. Auch Marr empfiehlt die militärische Jugendvorbereitung als eine gesetzlich gebotene, keineswegs freiwillig zu benutzende Einrichtung; sie sei Heerespflege, keinesfalls Jugendpflege; die Jugendvorbereitung sei Teil der allgemeinen Wehrpflicht, keinesfalls Beiwerk der allgemeinen Schulpflicht; sie sei geleitet und beaufsichtigt von den Organen des Heeres. Die Dienstpflicht beginne frühestens mit dem vollendeten siebzehnten, besser achtzehnten Jahre, spätestens mit dem Ausscheiden aus der Fortbildungs-, Fach- und höheren Schule und ende mit dem Eintritt ins Heer bzw. eine Anstalt des Heeres oder mit Feststellung der Militäruntauglichkeit. Die Übungszeiten sollen den Arbeits- und familienbürgerlichen Rücksichten angepaßt sein. — Aber, wie gesagt, kommen gleichermaßen der Gedanke der Überweisung der Jugendlichen an die Schulen, wie ihn die Arbeitsgemeinschaft der bayerischen Gymnasial- und Realschullehrer befürwortet, und die Frage der Überweisung an die Jugendvereine, für die Graf Moy in seinem Vortrag „Militärische Jugenderziehung" (München, Karl Schnell) eingetreten ist, eingehend zur Sprache. Das Hauptziel des Verfassers bleibt, die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Frage und ihre Lösung zu lenken. Als gemeinsames Ziel fordert er von allen solchen Gedanken und Überlegungen, daß sie dazu beitragen mögen, „durch rechtzeitige, den einzelnen Alters- und Entwicklungsstufen entsprechende Maßregeln die Zahl der Militärdienstuntauglichen zu erhöhen und für die militärische Ausbildung des Heeres eine feste körperliche, sittliche und geistige Grundlage zu schaffen." — Ein umfangreiches Literaturverzeichnis, das dem Werke beigefügt ist, gibt einen dankenswerten, leider freilich nicht vollständigen Überblick (wir vermissen zum Beispiel die kürzlich hier — Jahrgang 42, Heft 4, Seite 158 — besprochene Schrift von v. Hoff, Jugendwehr und Zukunftsheer) über die Schriften, die schon aus den verschiedensten Lagern zu dieser Frage erschienen sind. Möge die Flugschrift ihre Aufgabe erfüllen, klärend und sichere Wege weisend in der so überaus wichtigen Frage der militärischen Vorbereitung der Jugend zu wirken. *uax.*

Die Entscheidungsschlachten der Weltgeschichte von Marathon bis Tsushima. Ein Buch vom Ringen der Völker um die Machtstellung in alter und neuer Zeit. Herausgegeben von Walter Heichen. Altenburg, S.-A., Stephan Geibel Verlag. 1915.

Im wesentlichen bringt dieses Buch eine freie Übersetzung von Sir Edward Creasys altbewährtem, 1899 zuletzt aufgelegtem Werke „The fifteen decisive battles of the world: From Marathon to Waterloo"; der Anteil des „Herausgebers" besteht darin, daß er das in der Tat überflüssige Kapitel über Valmy fortgelassen und statt dessen neue Abschnitte über Tannenberg, Wien, Liegnitz, Trafalgar, Borodino, Leipzig, Königgrätz, Sedan und Tsushima hinzugefügt hat. Wissenschaftlich ist seine Arbeit bedeutungslos, zumal er die Literatur über seinen Gegenstand nur sehr oberflächlich kennt und zum Beispiel die Schlacht von Liegnitz auf Grund von Archenholtz, Kugler und — Galitzin behandelt, während seine Darstellung der Völkerschlacht hauptsächlich auf den an sich zwar vortrefflichen, aber doch längst veralteten und überholten Beitzke zurückgreift. Eine andere Frage ist, ob das Werk für die reifere Jugend, für die es offenbar berechnet ist, geeignet ist, und da kann Heichens Arbeit nur empfohlen werden. Wie nicht anders zu erwarten war, liest sich seine Übersetzung wie ein deutsches Original, das die von Creasy begonnene Übersicht der die einzelnen Entscheidungsschlachten verbindenden kriegsgeschichtlichen Daten programmäßig fortsetzt, die einzelnen Abschnitte mit Karten und Bildnissen erläutert; und da der Verlag für einen geschmackvollen Umschlag gesorgt hat, so werden unsere Herren Jungen, denen die gewaltige Gegenwart den Sinn für welt- und kriegsgeschichtliche Zusammenhänge geweckt hat, mit Freude und Nutzen den schmucken Band in die Hand nehmen. *τολμ.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Die Eisenbahner. Erzählungen aus dem Dienstleben. Von Arthur Achleitner. 199 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Achleitner. — Kriegswirkungen im bayerischen Hochgebirg. Von Arthur Achleitner. 241 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Atome. — Atome und Staaten. Aus der Philosophie eines Dichters. 86 S. Oldenburg i. Gr., Schulze'sche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. O. J.

Banse. — Die Länder und Völker der Türkei. Eine kleine ästhetische Geographie. Von Ewald Banse. 126 S. Braunschweig, George Westermann. O. J.

Bergsträßer. — Der Ausbruch des Weltkrieges. Von Dr. Ludwig Bergsträßer, Privatdozenten der Geschichte an der Universität Greifswald. 32 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Bissing. — Die Universität Gent, Flandern und das Deutsche Reich. Von Friedrich Wilhelm Freiherrn von Bissing. 62 S. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1916.

Blumenthal. — Des Krieges Gesicht. Mit dem Sieger von Longwy. Von E. Blumenthal, Oberleutnant im Felde bei der Kronprinzen-Armee. 156 S. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1916.

Bock. — Der Flurschütz. Von Alfred Bock. 108 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Bölsche. — Der Stammbaum der Insekten. Von Wilhelm Bölsche. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Heinrich Harder und Rud. Oeffinger. 92 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Bukowsky. — Eine Biedermeierreise. Albin Bukowskys Tagebuch vom Jahre 1835. Mit einem Vorwort veröffentlicht von Dr. V. O. Ludwig. 181 S. Wien, Hugo Heller und Cie. 1916.

Carlyle. — Essays on Goethe by Thomas Carlyle in one volume. 285 S. (Tauchnitz-Edition vol. 4513.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1916.

Castell. — Die letzte Begegnung. Novellen von Alexander Castell. 105 S. München, Albert Langen. O. J.

Dichtung. — Vlaemische Dichtung. Eine Auswahl im Urtext und in Übersetzung. 141 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Dienes. — Walter Hofmann, könyvtári törekvései. Von Dienes László. 48 S. Budapest, Kiadja Lantos A. Könyvkiadóhivatala. 1916.

Dörfler. — Erwachte Steine. Was sie uns von Feindesnot erzählen. Novellen von Peter Dörfler. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1916.

Driesch. — Leib und Seele. Eine Prüfung des Psychophysischen Grundproblems. Von Hans Driesch. 108 S. Leipzig, Emmanuel Reinicke. 1916.

Endres. — Prinzregent Luitpold und die Entwicklung des modernen Bayern. Von Fritz Endres. 94 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Erman. Gedichte. Von Konrad Bessel Erman. 98 S. Bonn, Albert Ahn. 1916.

Ernst. — Semper der Mann. Eine Künstler- und Kämpfergeschichte. Von Otto Ernst. 516 S. Leipzig, L. Staackmann. 1916.

Escherich. — Konrad Witz. Von Mela Escherich. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte.) Mit 13 Tafeln in Lichtdruck. 275 S. Straßburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel). 1916.

Febr. Spielleute im alten Zürich. Von Dr. Max Febr. (Zürich als Musikstadt im 18. Jahrhundert, Band 1.) 117 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Feldpostbriefe. — Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. 92 S. Berlin, Paul Cassirer. O. J.

Fendrich. — Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens. Von Anton Fendrich. Mit Titelbild, Kopfleisten und Kartenskizzen. 94 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1916.

Freißler. — Der Hof zu den Nußbäumen und andere Novellen. Von Ernst W. Freißler. 105 S. München. Albert Langen. O. J.

Frenkel. — Die Herstellung von Reliefs für den heimat- und erdkundlichen Unterricht. Von Lehrer Frenkel, Wüstenbrand i. S. 16 S. Prag, A. Haase. 1916.

Fritze. — Das Schicksal der Seekabel im Kriege und die Leistungen der deutschen Seekabelindustrie in Vergangenheit und Zukunft. Von G. A. Fritze, Aachen. 64 S. Essen (Ruhr), G. D. Baedeker. 1916.

Giese. — Kulturwende. Von Fritz Giese. 138 S. Langensalza, Wendt und Klauwell. 1916.

Göhrke. — Mein Kriegslied. Von Friedrich Göhrke. 30 S. Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 1916.

Goethe. — Goethes lyrische und epische Dichtungen. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe.) 2 Bände. 1403 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Gruber. — Schulfrage und Verfassungskrisis in Luxemburg. Von Hermann Gruber S. J. 71 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Haas. — Die Seele des Orients. Grundzüge einer Psychologie des orientalischen Menschen. Von Willy Haas. 46 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Hartlieb. — Silvio. Dramatische Dichtung. Von Wladimir Freiherr v. Hartlieb. 117 S. Wien, Hugo Heller und Cie. 1915.

Hauschner. — Der Tod des Löwen. Von Auguste Hauschner. 160 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Hermann. — Der Guckkasten. Von Georg Hermann. 175 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Holm. — Schloß Übermut. Novelle. Von Korfiz Holm. 118 S. München, Albert Langen. O. J.

Hoeßlin. — Vaterlandsgefühl und Gottesbewußtsein. Von Julius Konstantin von Hoeßlin. 32 S. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn. 1916.

Kassner. — Bulgarien, Land und Leute. Von Professor Dr. Karl Kassner. Mit 16 Abbildungen. 136 S. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1916.

Knies. — Karl Ernst Knodt. Eine literarische Charakterskizze. Von Richard Knies. 62 S. München, Müller und Fröhlich. 1916.

Körner. — Die inneren Werte des deutschen Soldaten. Von Fr. Th. Körner. 44 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Köster. — Brennendes Blut. Kriegsnovellen. Von Adolf Köster. 104 S. München, Albert Langen. O. J.

Krieg. — Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Dritter Band. Juli bis Dezember 1915. 1210 S. Leipzig, Felix Meiner. O. J.

Lambeck. — Der deutsche Geist im Weltkrieg. Von Gustav Lambeck, Geh. Reg.-Rat und Oberregierungsrat bei dem Provinzialschulkollegium Berlin. 32 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Lange. — Meinen Kameraden. Kriegsgedichte von Carl Lange, Hauptmann und Batterieführer. 36 S. Danzig, John und Rosenberg. O. J.

Langer. — Der Klausenhof. Roman von Angela Langer. 194 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Lindau. — Die Stimme Allahs. Von Rudolf Lindau. 202 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Llorens. — Der Krieg und das Recht. Von Eduardo L. Llorens, Doktor der Rechte an der Universität Madrid. Aus dem Spanischen übersetzt von Aug. Strube. 112 S. Hamburg, Broschek und Co. 1916.

Maltzahn. — Wie England seine Kriege führt. Eine Betrachtung über Seekriegsrecht, Wirtschaftskrieg und militärische Leistung von Vizeadmiral a. D. Freiherr von Maltzahn. 51 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Mehrmann. — Der diplomatische Krieg in Vorderasien. Unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn. Von Dr. Karl Mehrmann-Coblenz. Mit zwei farbigen Karten. 182 S. Dresden, Verlag: Das Größere Deutschland. 1916.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Roger Casement.

Als das habsburgische Spanien die erste Großmacht des europäischen Festlandes war und seine Schiffe und Kolonisten weit über alle Meere sandte, führte England mit ihm Krieg. Und auf seiten der größten Kontinentalmacht focht das Volk jener kleinen Insel, die England am nächsten liegt. Irlands Gesandte weilten am Hofe des mächtigsten europäischen Monarchen, und Irlands Heerführer, Hugh O'Neill und Red Hugh O'Donnell, kämpften Europas Kampf auf dem Boden der grünen Insel. Sie unterlagen, weil sie vom Festland aus ungenügend unterstützt wurden, erlagen der englischen Übermacht und dem Verrat.

Nach hundertjährigem Kampf brach Spaniens Macht zusammen. England unterjochte Irland und ward Herr der Meere.

Als Frankreich die führende Großmacht des europäischen Festlandes wurde, blieb der Krieg mit England nicht aus. Irland erhob sich wieder an der Seite der größten Kontinentalmacht. Wieder kämpfte es Europas Kampf. Wieder weilten seine Abgesandten in Europas mächtigster Hauptstadt, zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wie zur Zeit des Direktoriums. Wieder schickte die führende Großmacht des Festlandes ungenügende Hilfe nach Irland. Wieder erlag Irland, schon viel schwächer geworden als zu den Zeiten Elisabeths und der spanischen Habsburger, der englischen Übermacht und dem Verrat.

Nach hundertfünfzigjährigem Kampf war Frankreichs Macht im Kerne gebrochen, und England blieb Herr der Meere.

Als hundert Jahre später Deutschland die führende Macht des Festlandes wurde und seine Schiffe auf den Meeren sich friedlich mehrten, geriet es in Krieg mit England. Hatte Irland noch Kraft, wieder den Kampf Europas zu kämpfen? Weilten wieder seine Abgesandten in Europas mächtigster Hauptstadt? Wurde Irland wieder vom Festland aus ungenügend unterstützt? Erlag es wieder der englischen Übermacht und dem Verrat?

Die Antwort auf alle diese Fragen liegt in einem Namen eingeschlossen: Roger Casement.

Wäre diese eine Persönlichkeit nicht mit ihrer ganzen Kühnheit und Uneigennützigkeit aufgetreten, so würde heute die Welt den englischen Darstellungen Glauben schenken. Man würde glauben, daß Irland für Europa keine Bedeutung mehr hat.

Käme die politische Bedeutung eines Landes nur der Zahl und Bewaffnung seiner wehrfähigen Männer und dem Grade seiner Selbständigkeit gleich, so hätte Irland heute in der Tat wenig zu bedeuten. Zu viel Blut

und Menschen hat es im Lauf der Jahrhunderte verloren, zu viel von seiner alten Selbständigkeit eingebüßt.

Noch Hugh O'Neill und Red Hugh O'Donnell konnten (um die Wende des sechzehnten Jahrhunderts) aus eigener Kraft, nur auf die Tapferkeit ihrer irischen Mannen und ihr eigenes Geschick bauend, jahrelang dem englischen Eindringling Widerstand leisten. Aber schließlich unterlagen sie doch. England war, obwohl noch keine Weltmacht, doch zu sehr in der Übermacht. Die Zahl seiner Soldaten, die Güte seiner Waffen, sein Reichtum an Geld trug über die irischen Stämme den Sieg davon.

Auch die folgende Generation konnte sich noch der englischen Übermacht nahezu zehn Jahre, von 1641 bis 1650, erwehren.

Aber schon die irischen Politiker und Führer, die im folgenden Jahrhundert, auf Frankreichs führende Macht bauend, den Erbfeind bekämpften, hatten nur noch ein geschwächtes Irland zur Verfügung. Cromwells Blutbäder, die furchtbaren Niederlagen von 1690/91 und die englischen Ansiedlungen hatten die Einigkeit und Kraft des Volkes beträchtlich vermindert.

Im neunzehnten Jahrhundert vollends hat Irland nicht mehr die Kraft gefunden, mit England einen regelrechten Krieg zu führen, nur Verschwörungen und Aufstände sind noch genug vorgekommen. Die englische Gewalt benutzte alle Mittel, die der Starke gegen den Schwachen anwenden kann. Sie inszenierte Hungersnöte. Die irischen Ernteerträge mußten nach England hinüberwandern und die Einwohner Irlands infolgedessen nach Amerika oder dahin, von wo „kein Wandrer wiederkehrt". England verwandelte guten irischen Ackerboden in Viehweiden für den Großgrundbesitz, machte gute Fischereigegenden zu Sportplätzen für wohlhabende Briten. Es gönnte den Irländern aus Gewässern wie aus Grund und Boden nicht die Erträge, die zum Leben notwendig waren. Es machte das Land unfruchtbar und das Volk schwach; die Bevölkerung hat sich in einem Menschenalter um die Hälfte vermindert. Und es hielt diesen Rest eines Volkes noch dazu in Uneinigkeit, indem es Protestanten und Katholiken gegeneinander ausspielte. Und es zog um Irland und die Irländer jene Mauer, die das übrige Europa und die urteilsfähige Welt vom Einblick in die irischen Zustände abschnitt; es schilderte der ganzen Welt die Irländer als träge, falsch, schmutzig und aufrührerisch. Aber auch so, am Boden liegend, mit Füßen getreten, angeschwärzt, ausgesogen und zerfleischt, ist Irland im Herzen noch immer Englands Feind und Europas natürlicher Außenposten geblieben.

So hat das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Inseln sich verschoben: Großbritannien wurde zur Weltmacht, Irland sank zu einem vernachlässigten, entvölkerten Eiland herab. Es hat keine Armee, keine Flotte, keine eigene staatliche Organisation. Aber es hat seine geographische Lage, ein gut Teil irischen Geistes und irische Persönlichkeiten. Auch das sind politische Gewichte.

Sind diese Gewichte schwer genug, um bei richtiger Anwendung und

Verteilung die Wagschale zugunsten des europäischen Festlandes zu senken? Wird ihre günstige Verwendung nicht durch andere irische Momente, durch die irischen Truppen im britischen Dienst, durch die britischen Politiker und Staatsmänner irischer Abkunft, durch Carsons Imperialismus, durch Redmonds parlamentarischen Opportunismus gehindert? Gibt es jemanden, der gegen diese Hindernisse die alte weltgeschichtliche Politik Irlands fortsetzen und durchsetzen könnte?

Wieder liegt die Antwort in dem einen Namen eingeschlossen: Roger Casement.

Er war nicht der erste dieses Namens. Auch sein Vater hieß so. Der war, wie so viele seiner engeren Landsleute, britischer Offizier und doch ein treuer Sohn seiner Heimat. Er tat der britischen Regierung in Indien und gegen Afghanistan gute Dienste, nahm aber seinen Abschied, als die Möglichkeit eintrat, daß er gegen aufständische Landsleute, gegen Irland verwendet würde. Auch der Rittmeister a. D. hat sich noch durch ein schneidiges Reiterstück im Dienste der Freiheit ausgezeichnet, bei dem er mit knapper Not russischen Verfolgern entging.

Roger Casement der Jüngere folgte den Überlieferungen seines Vaters und Irlands, die den britischen Staatsdienst nicht ausschließen. Auch er hat sich nie gegen Irland gebrauchen lassen, sondern dem britischen Reiche nur da gedient, wo er zugleich der europäischen Menschheit dienen konnte. Dies Weltreich hat Plätze genug, an denen das möglich ist.

Wir glauben, in seiner Kühnheit und Geistesgegenwart, in seinem Hang zur Freiheit und seinem Drang in die Ferne ein väterliches Erbteil zu erkennen, in seinem künstlerischen Sinn und der Empfänglichkeit für große Ideen das irische Blut, in dem Haß gegen die Ziele der großbritannischen Staatskunst die irische Überlieferung.

Auf diesen Anlagen und den Gelegenheiten des englischen Weltreiches baut sich ein denkwürdiges Leben auf, das einen so ganz anderen Lauf genommen hat als das ängstlich behütete, wohlversorgte Leben der zünftigen Politiker, weil das Volk, dem es gewidmet war, in so ganz anderen Verhältnissen lebte als andere Nationen der weißen Rasse.

Jahrzehnte dieses Lebens vergehen in den Tropen. 1892 finden wir Roger Casement, der 1864 in Dublin geboren wurde und eine sorgfältige vielseitige Bildung genoß, im Dienste des englischen Protektorats über die Nigerküste. Drei Jahre später wird er, einunddreißig Jahre alt, Konsul in Lourenço Marquez. Wieder drei Jahre später, 1898, geht er in der gleichen Eigenschaft an die südafrikanische Westküste zurück. Während des Burenkrieges verwendet ihn die Regierung eine Zeitlang für besondere Dienste in Kapstadt. Von 1900 ab wirkt er fünf Jahre als britischer Konsul im Kongostaat. Von hier aus tritt sein Name zum erstenmal in die weitere europäische und amerikanische Öffentlichkeit.

Sein Name ist seitdem mit den Enthüllungen verbunden, die sich gegen den belgischen Kongostaat richteten und eingebornen Beamten dieses „Freistaates" schwere Übergriffe gegen die kautschukgewinnende Bevölkerung, in einzelnen Fällen sogar Menschenfresserei, zur Last legten. Ihm selbst sind edle, allgemein menschliche Motive dabei nicht abzusprechen. Mitfühlende und hilfsbereite Güte ist allezeit ein Grundzug seines Charakters gewesen, ein Grundzug, der leider von Unwürdigen manchmal zu ihrem persönlichen Vorteil ausgebeutet wurde. Auch in diesem Falle ist der Ausbeuter nahe gewesen: Das englische Imperium versteht es wie kaum eine zweite politische Macht, sich der verschiedensten Menschen zu bedienen. Es hat Verwendung für den gefühllosen Menschenschlächter, dem es gleichgültig ist, ob durch seine Eroberungsmaßregeln Tausende von unschuldigen Frauen und Kindern ausgehungert werden, und für den feinfühligen Philanthropen, den die Mißhandlung eines Wilden empört. So hat Großbritannien sich Roger Casements bedient, um auf den Kongostaat und seinen europäischen Protektor einen politisch einträglichen Druck auszuüben.

Der rechtlich denkende Irländer ist dadurch nicht an seinem bessern Selbst irre geworden. Nach Brasilien berufen und zum Generalkonsul befördert, hat er sich auch in Südamerika in gleicher Richtung betätigt, ohne „Cui bono?" zu fragen. Das Ergebnis seiner Putumayo-Untersuchungen traf denn auch nicht irgendeinen Konkurrenten Englands, sondern Interessenten, die in London saßen.

Nachdem er unter allerhand Auszeichnungen den Staatsdienst verlassen, hatte er die Freiheit gewonnen, sich unbefangen mit der irischen Politik zu beschäftigen. Er ist dabei andere Wege gegangen als die von London aus sanktionierten offiziellen Politiker der grünen Insel. Weite Reisen durch die Urwälder des Kongo und Amazonenstroms, langjährige Tätigkeit in den Tropen, in anderer Herren Länder und zwischen anderer Länder Herren, Verantwortungen und Pflichten gegen Menschen der verschiedensten Rassen, Stände, Sprachen und Glaubensbekenntnisse geben einen weiteren Horizont des Denkens und Schauens als die engen Mauern des Parlamentsgebäudes. In seinen verschiedenen Stellungen hat er vor allem gründlich Gelegenheit gehabt, den Bau des britischen Weltreichs von innen und außen kennen zu lernen, mit seinen Schwächen und Kräften, seinen Portalen und Geheimtüren, seinen Schlüsseln und Nachschlüsseln, seinen Masken und seinen wahren Gesichtszügen. Ein glücklicher Tastsinn und eine sichere Intuition kamen ihm dabei zu Hilfe.

Daher sprechen die politischen Aufsätze, die er nach Abschluß seiner konsularen Laufbahn geschrieben hat, Urteile aus, deren Richtigkeit erst heute in ihrem ganzen Umfange erkannt wird. Sie suchen an Treffsicherheit und an Kühnheit des Bekennens ihresgleichen. Dabei wird ihr Pathos von einer tiefen Leidenschaft, von einer glühenden Vaterlandsliebe getragen, und manche

ſind in der Kunſt der Gliederung, im Glanz der Worte und im Schwung der Gedanken nicht zu überbieten. Man ſagt den Kelten nach, ſie ſeien Skeptiker. Träfe das zu, dann wäre Roger Caſement kein Kelte. Er iſt durch und durch Dogmatiker. Nirgends beweiſt er; was er zu ſagen hat, iſt die Überzeugung ſeines Blutes und ſeines Lebens. Nirgends zweifelt er, außer wo es ſich um einen Gegner handelt, den er als falſch und verlogen erprobt hat. Wo aber ein Gegner gute Eigenſchaften beſitzt, hebt er ſie hervor. Überhaupt hält ſeiner Leidenſchaft eine ſcharfe Urteilskraft das Gleichgewicht, und faſt nie ſieht er den Feind in einer engliſchen Perſönlichkeit, ſondern immer nur in dem Syſtem des britiſchen Weltreiches und deſſen letzten Zielen.

Mit engliſchen Worten hat keiner vor ihm Eduards des Siebenten „Gleichgewicht der Mächte" ſo europäiſch erklärt, jenes Gleichgewicht der Mächte, das in Wirklichkeit auf die Erdroſſelung Deutſchlands hinauslief. Keiner hat ſich ſo rückhaltslos über die Unvermeidlichkeit des Krieges zwiſchen England und Deutſchland ausgeſprochen. Und keiner hat ſo früh und ſo richtig die Vorboten der engliſch-amerikaniſchen Verſtändigung erfaßt.

Aus der Geſchichte Irlands leitete er die geſchichtliche Notwendigkeit ab, die bevorſtand: Daß Irland in dem unvermeidlich kommenden Kriege nicht auf ſeiten Englands ſtehen dürfe, wenn es noch einen Funken Freiheitsſinn, noch einen Schimmer von Selbſterhaltungstrieb habe.

Irländer und iriſche Amerikaner haben Irlands Vergangenheit und ſeine europäiſche Bedeutung gegenüber England hervorgehoben. Deutſche, Skandinavier, vereinzelte Amerikaner und Niederländer haben klar erkannt, wohin Englands Ententepolitik mit der Zeit führen mußte. Aber keiner hat beizeiten dieſe beiden weltgeſchichtlichen Erkenntniſſe miteinander verbunden außer Roger Caſement. Keiner hat die alte Rolle Irlands mit ſo nachdrücklicher Bewegung auf die Gegenwart und Zukunft angewendet wie er.

Und er hat dieſe Anwendung nicht im Denken allein vollzogen. Er erkannte nicht allein, ſondern er bekannte auch. Nur die Ohren, für die es beſtimmt war, hörten es damals nicht. Und er bekannte nicht allein, er handelte auch.

„Wo Ludwig der Vierzehnte, das Direktorium und Napoleon verſagten, wird da der Erbe Karls des Großen klar ſehen? Und dann, wenn die Stunde geſchlagen hat — wird Deutſchland, wird Europa den Krieger-Staatsmann hervorbringen, der da ſieht, daß der Schlüſſel zur Freiheit des Ozeans auf jenem Eiland hinter einer Inſel liegt, deſſen Exiſtenz Europa vergeſſen hat?"

So fragte er im März 1913. Noch keine zwei Jahre waren verfloſſen, da brach der prophezeite Krieg aus, und der Prophet kam, um ſich die Antwort auf dieſe Doppelfrage zu holen.

Dieſe kühne Handlungsweiſe hat die Briten geärgert und die Deutſchen

völlig überrascht. Sie fiel so aus dem Rahmen alles dessen, was der gutbeglaubigte Bürger eines wohlgeordneten Staates zu tun und zu erwarten gewohnt ist. Und doch war sie nichts als das, was wir so oft denen wünschen, die für eine hohe Idee, eine heilige Sache kämpfen: Die Übereinstimmung zwischen Reden und Handeln, die Erfüllung des Wortes durch die Tat.

Von britischer und von anderer Seite ist sein Tun als phantastisch hingestellt und verächtlich gemacht worden, und unverantwortliche Deutsche haben sich beeilt, dies Gerede mit anderem britischen Klatsch weiterzuflüstern. Roger Casement war kein Phantast; seine Phantasie arbeitete nur mit mehr Dingen, als die Schulweisheit mancher europäischen Politiker und Nichtpolitiker sich träumen läßt. Eine klare Antwort, ob der Erbe Karls des Großen klarer sieht als Ludwig der Vierzehnte und Napoleon, ist ihm zwar nicht erteilt worden, aber doch die kluge Erklärung des stellvertretenden Staatssekretärs in der Wilhelmstraße, die sich ungefähr in den Satz zusammenfassen läßt: Sollten im Laufe des Krieges, den Deutschland nicht suchte, deutsche Truppen in Irland gelandet werden, so würden sie nicht als Feinde kommen, sondern als Freunde und Befreier.

Dies Ergebnis seiner kühnen Fahrt, so mager es auf den ersten Blick aussieht, hatte verschiedene Folgen.

Die offizielle deutsche Erklärung wurde bald in Irland bekannt und tat der Macht der parlamentarischen Vertreter Abbruch. Es zeigte sich, daß trotz Carson und Redmond Irland im Grunde und Wesen noch immer derselbe Faktor ist wie in früheren Jahrhunderten, nämlich der äußerste Vorposten Europas gegenüber England. Die gründliche Einverleibung in das „United Kingdom", die Homerule-Versprechungen, alle Bande und Ketten, die seine Bewohner an die britische Armee und Flotte binden, die Saugnäpfe parlamentarischer und wirtschaftlicher Art, mit denen England sich an seinem Opfer festgesogen hat, es ist alles noch nicht so fest und unlösbar, wie es der Außenwelt seit ungefähr hundert Jahren mit steigender Selbstverständlichkeit dargestellt wird. Mochte Redmond den Kardinal Mercier kommen lassen und das gemeinsame katholische Banner zum Rekrutenfang mißbrauchen, indem er durch theatralische Ausmalung der „deutschen Greuel in Belgien" das irische Blut aufzupeitschen suchte; Irland blieb Irland und lieferte außer Ulsterprotestanten und Arbeitslosen kaum noch Soldaten weiter für das britische Heer.

Eine zweite Folge jener deutschen Erklärung war, daß die englische Heeresleitung etwa ein Armeekorps, das sonst an der Front verwandt worden wäre, nach Irland abgeben mußte, weil man eine deutsche Landung befürchtete.

Eine dritte war, daß Irland, wie man aus Bonar Laws Erklärung vom 17. Januar 1916 entnehmen kann, sich so irisch und unbritisch zeigte, daß man davon absehen mußte, die allgemeine Wehrpflicht dort einzuführen, als man sie im übrigen Vereinigten Königreich einführte: „Wenn wir Irland

ansehen, wie es tatsächlich ist (und es ist nicht gut, unsere Augen dem zu verschließen, was wir alle wissen), halte ich es für unmöglich, diese Vorlage auf Irland in Anwendung zu bringen, ohne daß man Waffengewalt dazu aufbieten müßte und zwar eine beträchtliche Streitkraft." So blieb beinahe eine halbe Million wehrfähiger Männer, die sonst Englands europafeindlichen Zielen gedient hätten (wenn Irland wirklich schon von England aufgesogen wäre) für Europa erhalten.

Roger Casements Voraussetzung, daß jene alte weltgeschichtliche Überlieferung und europäische Bedeutung der grünen Insel noch nicht erloschen ist und zu Rechte besteht, ist also durch die Ereignisse gerechtfertigt und durch keinen Geringeren bestätigt worden als durch den sachverständigen englischen Minister für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Auch ohne Heer, ohne Flotte, ohne eigene staatliche Organisation, nur kraft seiner geographischen Lage, kraft des immer noch lebenden irischen Volksbewußtseins und seiner irischen Persönlichkeiten, spielt Irland, wenn auch mehr passiv als aktiv, eine ähnliche europäische Rolle wie in den früheren Kriegen zwischen England und der größten Macht des Kontinents.

Späteren Zeiten wird das Urteil vorbehalten bleiben, ob er während seines fast anderthalbjährigen Aufenthaltes in Deutschland die Überzeugung gewann, daß diese passive Rolle Irlands noch mit Deutschlands Hilfe zu einer aktiven vergrößert werden könnte, oder ob er eine solche Hoffnung nicht mehr hegte. Die Wahrscheinlichkeit spricht schon jetzt dafür, daß er die Hoffnung aufgegeben hatte. Wer in jenen aufregenden Märztagen, als es in Irland sichtlich gärte, Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen, konnte die Befürchtung von ihm hören, daß ein irischer Aufstand, unzeitig und mit ungenügender Unterstützung unternommen, nur unnützes Blutvergießen bringen müßte. Mit Besorgnis sah er, wie der Stein ins Rollen kam, der ohne geeignete Führung seine Landsleute nur in den Abgrund reißen würde. Von Besorgnis und brennendem Heimweh getrieben, hat er den deutschen Boden wieder verlassen, um vieles ärmer als er gekommen, reicher vielleicht um einige Freunde und um die Antwort auf die Frage, ob Deutschland den Krieger oder Staatsmann besitzt, der den Schlüssel zur Freiheit der Meere und zur Einheit Europas erkannt hat und zu handhaben weiß. Mit düsterer Ahnung ist er seinem Schicksal entgegengefahren, aber auch mit dem klaren Bewußtsein, daß doch ein Teil seiner weltgeschichtlichen Sendung erfüllt und die vielhundertjährige Mauer der Vorurteile und Verleumdungen durch ihn ins Wanken gekommen ist, mit der die englische Staatskunst sein Vaterland vor der übrigen europäischen Welt abgeschlossen und dem Hohn und Elend anheimgegeben hatte.

Niederdeutsche und Niederländer.

Von

Franz Fromme.

1.

So gewaltig die Geschehnisse uns auch bewegen, die seit den ersten Augusttagen des Jahres 1914 über die Lande zwischen Niederrhein und Aisne hereingebrochen sind, so wenig dürfen wir uns verhehlen, daß sie angesichts eines verflossenen Jahrtausends nur etwas bedeuten, das schon hundertmal dagewesen ist. Was da geschehen ist, geschah wohl noch nie mit solcher Kraft, solchen Massen, solcher welterschütternden Gewalt, aber es geschah doch schon unzählige Male vorher. Nur, daß es uns, die wir jetzt leben, noch nie getroffen hatte; daß wir, die jetzt leben, unsere Kriegswaffen auf diesem Kampffelde „Belgien" noch nicht hatten erproben können — das war das Neue daran. Alles übrige ist schon immer dagewesen, ist schon fast zeitlose Regel geworden: Belgien ist kein einheitlicher, klar umgrenzter geographischer Begriff (wie etwa Großbritannien oder die Pyrenäenhalbinsel), auch kein einheitlicher völkischer (wie etwa Italien); und am allerwenigsten ist es ein einheitlicher politischer Faktor (wie etwa Frankreich). Belgien war und ist noch stets der Name und Wechselrahmen für das sich verschiebende Feld dieses mehr als tausendjährigen Kampfes zwischen den westeuropäischen Mächtegruppen, zwischen der germanischen, der kelto-romanischen und der insular-britannischen.

Auch von den drei Mächten hat keine ihre Kräfte und Methoden wesentlich verändert; es klingt ungeheuerlich für uns, die wir so viel teures Blut haben hergeben müssen und noch hergeben, aber wir müssen uns auf die Tatsache gefaßt machen: Nach allem, was vorliegt und sich bei schärfster, unnachsichtiger Aufmerksamkeit erkennen läßt, sieht es nicht so aus, als ob eine von diesen drei Mächten hier etwa entscheidend zur Umkehr gezwungen worden wäre.

Wohl hat Frankreich schon jetzt mehr Blut verloren als in irgendeinem seiner früheren Kriege. Aber nicht Blutverluste allein entscheiden hier. Militärische Niederlagen und sogar wirklich verlorene Feldzüge haben die Stoßkraft des Franzosentums nur selten auf die Dauer zu schwächen vermocht; selbst Elsaß-Lothringen verlor es mit dem Erfolge, daß es den ersten deutschen

Statthalter zum französischen Redner und zum unfreiwilligen Vorkämpfer französischer Interessen machte und so manchen eingewanderten Deutschen unter deutscher Herrschaft französierte. So lange es den französischen Staat mit seiner geschlossenen Kultur gibt, betreibt keine zweite Macht mit so feingeschliffenen Waffen des Friedens in Wort und Bild, in Presse, Diplomatie und öffentlichen Darbietungen, bei Festlichkeiten und bei den hundert kleinen und großen Gelegenheiten des Lebens jene Art der Einverleibung, die Crozier „l'annexion des intelligences libres" genannt hat; durch alle Jahrhunderte und Jahrzehnte hindurch ist das Franzosentum darin instinktiv und doch selbstbewußt, unbeirrt und unerschüttert die Wege seines Angriffs gegangen und wird sie auch fernerhin gehen, gestützt auf die blendende Werbekraft seiner Kultur, die noch nie versagt hat, wenn es galt, die abnehmenden Lebenssäfte mit fremdem Blut zu verjüngen und die gelichteten Reihen der Nation durch die Kraft anderer Völker wieder aufzufüllen.

Und ebenso ist die zweite, die Inselmacht, die uns heute mit den skrupellosesten blutigen und unblutigen Methoden zu würgen sucht, sich selbst treu geblieben, indem sie keiner andern die Treue hielt; sie wechselte auf diesem Felde stets die Partei, jedesmal nach ihrem Vorteil und zum Nachteil Europas; abwechselnd ließ England hier seine Ränke spielen und seine Feldherrn ihre Strategie erproben, ehegestern und gestern gegen Spanien, Frankreich und Holland und heute gegen Deutschland, vor kurzem noch gegen die Inhaber des Kongostaates und heute mit ihnen im Bunde, mit den verschiedensten Mitteln, bald mit dem Maskenspiel des Friedens, bald in der Rüstung des Krieges, bald mit schottischen, bald mit irischen, bald mit niederländischen, bald mit hannöversch-braunschweigischen Truppen — stets gegen den Stärksten in Europa und fast niemals unter Einsatz des eigenen Blutes.

Wenn wir von der dritten Machtgruppe, der germanischen, sagen können, daß auch sie sich treu blieb, so gilt dies von ihrer Uneinigkeit und Gutgläubigkeit; wie England stets der kaufmännische tertius gaudens, so waren die germanischen Festlandsvölker stets die Zahler der Kosten und die Träger des Leids, oft die tapferen Sieger im Kriege, stets die gemütvoll Besiegten im Frieden. So ist es seit vielen hundert Jahren in allen westeuropäischen Kämpfen gegangen; Uneinigkeit und politisches Ungeschick — seltener Mißgeschick — waren die steten Ursachen steter germanischer Niederlagen.

Heute sind wir lange genug die Zuschauer und innig genug die Teilnehmer dieses Krieges gewesen, um die Frage stellen zu dürfen: Wird es diesmal wieder so gehen? Haben die Ereignisse der letzten zwei Jahre eine wirkliche Wendung gebracht oder deuten Anzeichen darauf hin, daß es beim alten Spiele bleibt, daß die französische Kultur und Werbekraft ihren „friedlichen" Siegeslauf wieder aufnehmen und daß die englische Politik wiederum ihre eigenen Vorteile von ihrem alten Brückenkopf aus einheimsen wird zu ungunsten der germanischen Stämme des Festlandes?

Für die rein politische Erörterung dieser Frage ist die Zeit noch nicht gekommen.

Auch die wirtschaftlichen Verschiebungen, wichtige Faktoren, die hier mit hineinspielen, lassen sich heute noch nicht überblicken.

Das wichtigste und beharrlichste Moment aber, das völkische, steht seit Jahren so fest, ist so geringen und wohlberechenbaren Veränderungen ausgesetzt, daß es schon jetzt betrachtet zu werden verdient. Sein Werk- und Rüstzeug ist die Sprache. Mag die Rasse für die Eigenschaften eines Volkes noch so wichtig, mag sie letzten Endes die innere Bürgschaft für die Echtheit seines Empfindens, für die Stetigkeit seines Charakters und die Kraft seiner Taten sein — sie ist heute doch fast nirgends mehr rein, fast überall zwischen den Völkern gemischt; Germanen slawischer Zunge führen jetzt so manch ein russisches Heer, Germanen romanischer Zunge gehören zu den eifrigsten Bekennern und einflußreichsten Männern des Franzosentums, und Slawen germanischer Zunge machen einen wesentlichen Bevölkerungsteil der deutschen Staaten aus. Was die Zugehörigkeit zu einem Volke bestimmt und bis ins Feinste ausprägt, ist vor allem die Sprache, nicht so sehr die Rasse. Man wird daher bei Abwägung völkischer Elemente eine Betrachtung der Sprache obenan stellen müssen.

Mit so ausgeprägt völkisch-sprachlicher Wucht tritt uns gerade hier, in Belgien, unser Gegner entgegen, daß eine andere Front als die der alten nationalen Gegensätze sich nicht erzwingen läßt. Gewiß wäre es ein europäisches Interesse, dies zu ändern, hier eine andere Front auszubauen, nämlich die gegen den gemeinsamen alten Feind aller europäischen Festlandsvölker, und der völkischen, sprachlichen Gegensätze zu vergessen; aber das ist auf absehbare Zeit unmöglich; der Haß gegen alles Deutsche und gegen alles, was ans Deutsche auch nur entfernt erinnert, sitzt zu tief in den Köpfen und Herzen derer, die Französisch sprechen, und deutsche Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit macht diesen Haß nur noch stärker und angriffslustiger; so lange nicht von seiten eines anderen Volkes die französische Eitelkeit stärker verletzt und diese Kränkung auch wirklich stärker empfunden wird als alles, was die Franzosen den Deutschen nachtragen, so lange ist eine Aussöhnung zwischen den zwei Erbfeinden unmöglich. Nur eine solche Kränkung von anderer Seite könnte möglicherweise eine Änderung herbeiführen, und aus dieser entlegenen Möglichkeit läßt sich keine feste Linie für die Zukunft ziehen, sondern nur aus der noch immer gültigen Tatsache, daß der völkische Gegensatz der bestimmende Faktor auf dem belgischen Kampffelde ist und daß die germanischen Elemente ihre Front auch im Frieden danach zu gliedern haben.

Welche Stellung nehmen in der Gegenwart und allerjüngsten Vergangenheit diese Elemente ein? Und mit welchen Kräften, staatlich gebundenen und ungebundenen, können sie sich auf diesem Felde betätigen? Und welche Stämme stehen dabei im vordersten Treffen?

2.

Namen sind es zunächst, die uns hier entgegentreten: Niederländer und Niederdeutsche, Dietsche und Deutsche — Namen, deren unbedachter Gebrauch gerade heute nicht wenig zu jener Mißstimmung und Uneinigkeit beitragen kann, die den germanischen Stämmen dieses Schlachtfeldes so verhängnisvoll zu werden pflegt.

Denn der Holländer zum Beispiel versteht heute etwas ganz anderes unter „niederdeutsch" als wir; er denkt bei dem Begriff „niederdeutsche Sprache" lediglich an die plattdeutschen Mundarten, die man innerhalb des Deutschen Reiches spricht. Der Deutsche versteht bekanntlich mehr darunter: er faßt nicht nur die Gesamtheit der reichsniederdeutschen (plattdeutschen) Mundarten, sondern auch noch die niederländische Schriftsprache, sowie die holländischen, die vlämischen und die südafrikanisch-niederländischen Dialekte mit dem Worte „niederdeutsch" zusammen. Die Vlamen und die Buren gebrauchten noch bis vor wenigen Jahrzehnten das Wort in demselben allgemeineren Sinne; in dem Maße jedoch, wie ihnen die Fühlung mit den Reichsniederdeutschen verloren ging, blieb auch bei ihnen nur noch eine schwache Erinnerung an den weiteren Begriff, und heute wünschen sie nicht mehr „niederdeutsch" genannt zu werden, weil sie jetzt das Wort in demselben Sinne wie die Holländer gebrauchen und in der Regel die Vorstellung der ihnen unangenehmen deutschen Staatsangehörigkeit damit verbinden.

Die Auffassung von diesem Worte ist also bei den Niederländern mehr politisch, während der Deutsche es ohne politische Hintergedanken meist in rein historischem und sprachgeschichtlichem Sinne gebraucht.

„Niederlande", „niederländisch", „Niederländer" lassen noch mehr verschiedene Deutungen zu. Hier stimmen der geschichtliche, der politische, der sprachliche und völkische Begriff nicht miteinander überein. Der gebräuchlichste und doch jüngste ist der politische; steht doch überhaupt unser Denken, Fühlen und Tun so unterm Zeichen des Staates, daß andere ältere und innerlich mehr berechtigte Vorstellungen daneben kaum noch aufkommen können; unsere geographische Anschauung wird von den bunten Farben der politischen Karte, nicht von den weniger aufdringlichen Schattierungen der physikalischen beherrscht, oder gar von den Völker- und Sprachenkarten: Deutlich steht allen das Kartenbild des heutigen Königreichs der Niederlande vor Augen. Der geschichtliche Begriff „niederländisch" ist etwa um das Gebiet Belgiens weiter als der politische; er umfaßt nicht nur das heutige Königreich, sondern auch die „spanisch-habsburgischen" Niederlande, einschließlich des Walenlands, also auch Lüttich, Hennegau usw. Wieder andere Landschaften meint man, wenn man an den völkischen und sprachlichen Sinn des Wortes denkt; dann rechnet man den vlämischen Teil des „Königreichs der Belgen", die Vlämisch sprechenden Landstriche in Nordfrankreich und einen kleinen Bezirk der

preußischen Rheinprovinz noch hinzu, während die friesischen Gebiete im Norden Hollands, sprachlich genommen, nicht mehr niederländisch sind; die Sprachgrenze greift also im Süden über die Grenze des heutigen niederländischen Staates weit hinüber und bleibt im Norden hinter ihr zurück. Die nicht Friesisch sprechenden Teile Frieslands diesseits und jenseits der Staatsgrenze (Westfriesland, Groningen, Ostfriesland) sind ihrer Mundart nach, streng genommen, nicht niederfränkisch, völkisch aber doch noch entschieden niederländisch. Ferner darf man einen großen Teil der weißen Bevölkerung Südafrikas nicht vergessen, wenn man von niederländischer Sprache und Rasse redet. In neuerer Zeit verwenden Vlamen, Holländer und Buren für ihre völkische und sprachliche Gemeinsamkeit die Bezeichnungen „großniederländisch" (Grootnederlandsch) und „Dietsch"; dies letztgenannte Wort hinwiederum verwenden vlämische Bewohner der östlichen Landschaften Belgiens zur Bezeichnung ihres einheimischen Dialekts im Gegensatz zur allgemein niederländisch-vlämischen Schriftsprache.

Die Namen sind demnach alles andere als eindeutig und können, wenn sie im öffentlichen Leben benutzt werden, zu Mißverständnissen von politischer Bedeutung führen. Auch das Schlagwort hat seinen Anteil an manchem Erfolg in diesem Kriege, und wenn die Gegner diesen Anteil auch überschätzen, so ist er doch keineswegs gleich Null zu setzen. Zumal die Haltung der sogenannten demokratischen Staaten und ihrer Wählermassen wird in nicht geringem Maße durch Schlagworte beeinflußt. Und wie Übelgesinnte mit „Hyphened Americans", „Pangermanism" und „Italia Irredenta" uns Feinde geworben, so haben Wohlmeinende und treue Landsleute uns — gleichfalls Feinde gemacht durch häufige und unbedachte Anwendung des Wortes „Niederdeutsche"; der Niederländer wünscht nun einmal nicht, durch dies Wort mitbezeichnet zu werden, und sieht darin keine verwandtschaftliche Ehrung, sondern den höchst unwillkommenen Vorläufer etwaiger vermuteter Annexionsversuche.

Aber doch läßt sich dieser Ausdruck im allgemeinen historischen Sinne nicht ganz entbehren, wenn man den Grundlagen der Gegenwart in der Vergangenheit nachgräbt. Es gab eine Zeit, da war „niederdeutsch" die unbestritten gemeinsame Bezeichnung für die plattdeutschen und die niederländischen Dialekte. Man braucht nicht auf den Heliand und Heinrich von Veldeke zurückzugehen. Selbst die großen konfessionellen und politischen Kämpfe und Trennungen der Reformation haben die Gültigkeit dieses Wortes in jenem allgemeinen Sinne nicht erschüttert; die Sache freilich, die Trennung zwischen Niederländisch und Plattdeutsch, hat daraus den bekannten Lauf genommen: Gegen Ende des Mittelalters drang die hochdeutsche sogenannte Kanzleisprache als Amts- und Schriftsprache immer tiefer in die niederdeutschen Gebiete ein; Luthers Reformation verbreitete sie mit seiner Bibelübersetzung noch weiter; diejenigen niederdeutschen Gebietsteile, die katholisch blieben oder kalvinistisch wurden, erwehrten sich teilweise des Hochdeutschen länger, doch

drang es auch in die Niederlande ein; der niederländische Freiheitskrieg und der Dreißigjährige Krieg haben dann, endgültig mit dem westfälischen Frieden, diese Entwicklung teils begrenzt, teils gewendet, teils gefördert. Das bis dahin „niederdeutsch" genannte Gebiet wurde zerrissen; der westliche Teil wurde zur Hälfte vom deutschen Reiche getrennt und diese, die nördlichen Niederlande, entwickelten aus eigener Kraft ihre eigene „beschavingstaal", die wir das Holländische zu nennen pflegen, während zahlreiche Mundarten, besonders in der südlichen Hälfte, den spanischen Niederlanden, weiterbestanden; der östliche Teil Niederdeutschlands, der beim Reiche blieb, vermochte aus seinen Mundarten keine eigene niederdeutsche Schriftsprache zu entwickeln und sich nicht gegen das immer weiter vordringende Hochdeutsch durchzusetzen; Kirche, Verwaltung, Gericht, hohe und niedrige Schulen gingen hier nach und nach völlig zur hochdeutschen Sprache über, während das Volk bei seinen Mundarten verharrte.

Für alles, was sich *nach* dieser Wendung ereignet hat, tut man gut, den Ausdruck „niederdeutsch" möglichst wenig zu gebrauchen, vielmehr den Westen und den Osten möglichst scharf zu scheiden: Hie niederländisch, hie plattdeutsch!

Im neunzehnten Jahrhundert haben dann verschiedene Ereignisse den Spielraum des Plattdeutschen noch mehr eingeengt: Der Sturz des hannoverschen Königshauses, das zwar für die Erhaltung des Plattdeutschen nicht viel getan hat, aber doch durch seine Sonderstellung und seine Überlieferungen den reißenden Lauf der neuzeitlichen Gleichmacherei ein wenig gehemmt hätte; ferner die Einigung des Deutschen Reiches, die einen Zustrom hochdeutscher, des Plattdeutschen unkundiger Beamten zur Folge hatte, endlich die Freizügigkeit und vor allem die rasche Entwicklung von Industrie und Großstadt. Diese Aufzählung soll nicht besagen, daß der größere Teil dieser Geschehnisse nicht notwendig und heilsam gewesen wäre; sie soll nur die ungeheure Machtstellung des Hochdeutschen dem Plattdeutschen gegenüber und die Selbständigkeit des Niederländischen veranschaulichen und die Tatsachen begründen helfen.

3.

Die nächstliegenden Tatsachen selbst, der Stand und die Verbreitung des Plattdeutschen, lassen sich nur schwer in Ziffern und genauen Feststellungen erbringen.

Das Gedeihen nämlich und das Werden der plattdeutschen Mundarten und ihr Verhältnis zu den Kultursprachen läßt sich immer noch am besten mit der natürlichen Entwicklung anderer Lebewesen vergleichen, nur daß ihre Grenzen und Stufen noch schwerer festzulegen sind. Sie ähneln darin den Tier- und Pflanzenarten, die ohne Eingriff des Menschen von einer Generation zur andern sich gleichen und doch weiterentwickeln. Ohne selbst

zu wissen, ob es irgend jemandem Nutzen oder Schaden bringt, leben sie dahin, pflanzen sich fort, geraten auf benachbarte oder entlegene Gebiete, entwickeln sich nach Naturgesetzen weiter oder gehen unter, je nachdem, ob ihre Umgebung dieselbe bleibt oder sich zu ihren Gunsten oder Ungunsten ändert, ob die mit ihnen um die Lebensbedürfnisse streitenden Arten ihnen gewachsen, unterlegen oder überlegen sind. Wir wissen, daß die echte Hausratte durch das Auftreten der verwandten Wanderratte verdrängt und fast ausgerottet ist; so ist manche alte friesische Mundart durch niedersächsische Mundarten, die lebenskräftiger oder von den Zeitumständen begünstigt waren, nahezu ausgerottet. Wir wissen, daß es Lebewesen von starker Wandlungsfähigkeit gibt, die durch innere und auch äußere Kräfte, zum Beispiel bei Versetzung in ein neues Klima, neue Farben und Formen annehmen. Mundarten variieren aus naheliegenden Gründen noch mehr, verändern sich schneller als pflanzliche oder tierische Arten. Plattdeutsche Kolonisten haben zum Beispiel in Amana (Nordamerika), in Gnadenfeld, Schardau (Rußland), in Südamerika, in Ungarn und anderswo ihre heimatliche Mundart beibehalten, aber sie hat sich dort schneller verändert und unterscheidet sich oft schon in der dritten, manchmal sogar in der zweiten Generation ganz erheblich von der ursprünglichen Form, weil sie neuen Einflüssen ausgesetzt ist.

Anders die Methoden und Ergebnisse künstlicher Züchtung. Eine Rosen- oder Obstrasse, die man durch Pfropfen oder Okulieren verbreitet, variiert nicht; und fast ebenso beharrlich bleibt die Kultursprache bei ihren Formen, die man durch sorgfältigen, wohlorganisierten Unterricht befestigt und verbreitet. Der Gravensteiner ist, solange man ihn kultiviert, derselbe geblieben, seit man ihn auf die Wildlinge, die natürlichen Abkömmlinge der Art, setzt, und die hochdeutsche Sprache hat sich in Jahrhunderten nur wenig verändert, seit sie durch die Schule gepflegt und den Landschaften aufgepfropft wird, die eine weniger geregelte, sozusagen freiwachsende Muttersprache, eine plattdeutsche Mundart haben.

Für die freiwachsenden Mundarten, für diese stets in Bewegung und Veränderung begriffene Mannigfaltigkeit, lassen sich daher feste Anhaltspunkte, feste Bezeichnungen, wohlgeordnete Rubriken und statistische Angaben, wie man sie bei und über Staatssprachen und deren Verbreitung besitzt, kaum aufstellen. Man hat versucht, die plattdeutschen Mundarten nach ihrer näheren und weiteren Verwandtschaft zu gruppieren, in Abteilungen und Unterabteilungen zu ordnen, und um etwas wie feste Anhaltspunkte zu haben, hat man sich auf die Dialekte gestützt, die sich nicht nur innerhalb eines engeren Bezirks zwischen Mund und Ohr bewegten, sondern durch die Kraft literarischer Persönlichkeiten bereits in einen festeren Zustand übergegangen sind. So festigt sich um den Heider Dialekt, der vor Klaus Groths Erscheinen nur die Mundart eines kleinen Städtchens war, allmählich eine plattdeutsche Schrift- und Literatursprache, die aus den flutenden Mundarten

sichtbar hervorragt und von ihnen immer mehr Bestandteile an sich zieht. Ähnlich ragen in die Gesamtheit der pommerschen und mecklenburgischen Mundarten jene beiden Idiome hinein, die John Brinckman und Fritz Reuter, von Rostock und Stavenhagen aus, gefestigt und bereichert haben — gewissermaßen die ersten Buhnen oder Schlengen, die man in den ungeregelten Strom legt, um seinen Lauf zu regeln.

Man kennt das System der Clyde- oder der Weser-Korrektion; fast genau dasselbe, was mit diesen Flüssen geschah, geschieht seit zwei, drei Menschenaltern mit der Gesamtflut der regellos dahinströmenden plattdeutschen Mundarten: Die moderne Kulturentwicklung strebt danach, diesen Strom in derselben Weise nutzbar zu machen wie alle anderen; wenige übersehen ihn in seiner ganzen Länge und Breite, mit seinen Verzweigungen, seinen Zuflüssen und toten Armen. Sein Wasserreichtum ist an vielen Stellen zur Speisung von hochdeutschen Kanälen, Teichen und Mühlen benutzt: Bürgers Balladen, Storms Novellen, die Lieder des Wandsbecker Boten, Grabbes und Hebbels Dramen sowie Freiligraths und Falkes Gedichte sind durch solche hochdeutsche Mühlen zur geistigen Nahrung des gesamten deutschen Volkes geworden und verdanken ihre Kraft und ihr Korn doch dem niederdeutschen Stromgebiet. Aber neben diesen, die so aus dem Großen und Vollen schöpften, gab und gibt es ja auch solche, die im kleinen arbeiteten und doch keine geringe Arbeit taten. Sie saßen nur an einem Teil des Flußlaufes und kannten hier, in der engeren Heimat, alle Buchten, Strömungen und Wirbel der Wasser; und da bauten sie, oft ohne Rücksicht auf die hochdeutschen Kanäle und Mühlengräben, ihre Buhnen, manchmal nur aus Freude am Bauen und am Spiel der Wellen. Klaus Groth in Schleswig-Holstein, John Brinckman und Fritz Reuter in Mecklenburg, Krüger und Giese in Westfalen, Theodor Dirks in Butjadingen, Rocco in Bremen, Harbert Harbers und andere in Ostfriesland. Und es ist klar: Wo einer erst angefangen hat, Schlengen in den Strom zu legen, an der Stelle werden sich auch bald andere finden, die dasselbe tun, und so wird diese Strecke des Flusses oder Flußarmes vor den anderen eingeengt, vertieft und mit festen Ufern versehen, schiffbar. Und jede dieser verschiedenen schiffbaren Strecken wird, wenn nicht gar zu viel Wasser für hochdeutsche Kanäle und Mühlen schon abgeleitet ist, sich so flußaufwärts und flußabwärts weiter ausdehnen. So hat sich an die Arbeit Klaus Groths die von Johann Hinrich Fehrs und mittelbar auch die von Ludwig Frahm, Adolf Stuhlmann, Gorch Fock, Georg Semper und Hinrich Wriede angeschlossen, an die von Krüger und Giese die von Karl Wagenfeld, Hermann Wette und Augustin Wibbelt und anderer jüngerer Westfalen; in Bremen hat Rocco in Georg Droste einen Nachfolger gefunden, und auch in Mecklenburg und Ostfriesland ist man nicht müßig gewesen.

An diese literarisch auffallenden Gegenden wird sich der Betrachter des Plattdeutschen zunächst halten. Er wird diesen Strecken mehr Auf-

merksamkeit schenken als denjenigen, die noch ungeregelt sind, deren ungezwungenen Mundarten noch niemand mit überlegener Kunst Damm und Grenze setzte; dort, wo diese Mannigfaltigkeit, von Dorf zu Dorf verschieden, noch uneingefaßt und schlecht faßbar dahinströmt oder wo sie durch die überlegene Organisation des Hochdeutschen allmählich versandet oder durch dessen schnurgerade Kanäle schon beinahe ersetzt ist, da wird eine genaue Betrachtung des Plattdeutschen schwierig oder reizlos, eine Abschätzung seiner Kräfte beinahe unmöglich sein.

Aus dieser Erwägung geht schon hervor, daß sich scharfe Grenzen zwischen den einzelnen Strecken nicht gut feststellen lassen, sondern nur Zwischengebiete, auf denen die Mundarten noch nicht durch die Kunst eines überlegenen Geistes in festere Formen gebracht sind. Natürliche Grenzscheiden gibt es innerhalb der plattdeutschen Lande kaum; nirgends steht ein unübersteigbarer Gebirgsrücken, der einen Dialekt scharf gegen seinen Nachbar abgrenzen könnte; fast allenthalben gibt es heute Übergänge.

Nicht einmal gegen das Hochdeutsche und das Dänische bestehen scharfe Abgrenzungen. Und dort, wo plattdeutsches Sprach- oder Siedlungsgebiet an ganz fremde Elemente stieß, im Osten, sind die Grenzen noch unschärfer geworden. Dort hatten sich mittel- und oberdeutsche Elemente meist zwischen den niederdeutschen angesiedelt, Mittelfranken und Schlesier zwischen Niederfranken und Niedersachsen; und auch die letztgenannten Siedler fanden sich dort selten zu einem geschlossenen Gebiet ihrer heimischen Mundart wieder zusammen, so daß alle Dialekte Beimischungen bekamen und schließlich die hochdeutsche Sprache über alle den Sieg davontrug. So gibt es in den Ostseeprovinzen, in die überwiegend Niederdeutsche eingewandert sind, heute keine einzige eigentliche Mundart mehr; hier überragt das Hochdeutsche auch deswegen, weil die meisten Deutschen zur Oberschicht gehören oder doch in Städten wohnen; nur noch Anklänge an das Niederdeutsche im Wortschatz erinnern an die Zeit, in der Luthers Bibel und Sprache hier noch nicht herrschte. Auf der ganzen Front gegen das Lettische, Estnische und gegen die slawischen Sprachen ist das Hochdeutsche mit ganz geringen Abweichungen das Ausdrucks- und Kampfmittel des Deutschtums geworden, aus ganz natürlichen Gründen, auch im mündlichen Verkehr, und nur auf einer ganz kurzen Strecke grenzen plattdeutsche Mundarten in geschlossener Gruppe an eine östliche Fremdsprache. Das geschieht zum Beispiel in Ostpreußen, wo plattdeutsche Mundarten mit dem Litauischen zusammenstoßen.

Bis auf diese eine Stelle und einige innere Berührungslinien der westpreußischen Idiome mit polnischen Sprachzipfeln und -inseln kennt das Gebiet der plattdeutschen Dialekte keine Grenzen, sondern nur Übergangsgebiete. Am unmerklichsten ist wohl der Übergang nach Westen. Wo dort amtlich und politisch das Gebiet der holländischen Schriftsprache beginnt, weichen die Mundarten diesseits und jenseits der Grenzpfähle nur sehr wenig von-

einander ab; die Dialekte von Groningen und Emden stehen dichter beieinander als die von Bremen und Hamburg oder gar die von Münster und Rostock.

Das Gesamtgebiet der plattdeutschen Dialekte und Mundarten läßt sich daher nur mit breiten Streifen, nicht mit scharfen Linien umgrenzen. Im Norden ist die Ostseeküste von der kurischen Nehrung bis zur Flensburger Förde (mit Einschluß von Rügen und Fehmarn) wohl noch seine deutlichste Abgrenzung; der gewundene Grenzstreifen quer über die jütische Halbinsel ist schon undeutlicher; noch verworrener ist es in Nordfriesland, wo Friesisch, Dänisch, Hoch- und Plattdeutsch sich vielfach ineinander schieben; weiter nach Süden hin wird die Nordseeküste (mit Ausschluß von Helgoland vor dem Kriege) wieder ein klarerer Abschluß. Die Westgrenze der Mundarten kann lediglich als Schranke gegen die niederländische Schriftsprache angesehen werden; denn wie im Norden, in Ostfriesland und Groningen sich holländische mit deutschen Staatsangehörigen in Mundarten unterhalten, die näher miteinander verwandt sind als die meisten Dialekte von gleicher Staatsangehörigkeit, so tun es auch die südlichen Anwohner der holländisch-deutschen Grenze. Quer durch die Rheinlande, durch Hessen, Hannover, Provinz Sachsen, Brandenburg und Posen zieht sich dann der Grenzstrich; je weiter es nach Osten geht, desto mehr weicht er nach Norden zurück, so daß an einer Stelle in Westpreußen nur noch ein schmaler Isthmus besteht, der dann zur Weichselniederung und Ostpreußen überleitet. Auch die Reinheit und Geschlossenheit der Mundarten nimmt nach Osten hin ab; hochdeutsche Sprachinseln werden immer häufiger, und zwar solche hochdeutscher Mundarten (zum Beispiel das Ermeland) wie auch solche, die schon fast schriftdeutsch geworden sind.

Überhaupt ist das so umgrenzte Gebiet ja längst nicht mehr — selbst wenn man nur die alltägliche Umgangssprache des Volkes berücksichtigt — als durchweg niederdeutsch anzusprechen. Einmal umschließt es ja große alte Sprachinseln und -halbinseln slawischen Charakters; kassubische und polnische Strecken unterbrechen es in Hinterpommern und Westpreußen, und die Aussprache und der Tonfall wie auch die Rasse verrät in germanisierten Landstrichen noch manches Slawische und Litauische (dies letzte besonders in Ostpreußen). Und dann ist Berlin, an und für sich schon kein rein niederdeutscher Ort, heute mit seinen gesamten Ausstrahlungen als völlig hochdeutsche Stadt anzusehen; seine Sprache und Kultur, die einstmals in der Mischung noch Spuren niederdeutscher Art aufwies, kann heute nicht mehr niederdeutsch genannt werden. Ähnlich beginnt es andern Großstädten zu ergehen. Königsberg, Magdeburg und Stettin, ja selbst Hannover, werden in nicht allzuferner Zeit wohl nur noch Hochdeutsch sprechen. Wirtschaftliche Faktoren haben in dieser Richtung auch das rheinisch-westfälische Industriegebiet gründlich verändert, und selbst in Kiel sind die Plattdeutschen zwar rührig, geraten aber doch gegen die Hochdeutschen schon in die Minderheit. Älteren Datums sind die oberdeutschen Enklaven im Harze.

Wieviele Menschen auf diesem Gesamtgebiet noch Plattdeutsch sprechen können, läßt sich wohl kaum berechnen. Wieviele Niederdeutsche sich auf die einzelnen Mundarten verteilen, ist jedenfalls unmöglich festzustellen. Eine Statistik darüber gibt es nicht. Man hat nur gewisse Anhaltspunkte für eine Gesamtabschätzung. Man darf von den landwirtschaftlichen Gegenden, besonders, wo Klein- und Mittelgrundbesitz auf altem, germanischem Stammesboden ansässig ist, ohne weiteres annehmen, daß hier die plattdeutschen Dialekte noch herrschen, also vor allem in Oldenburg, Westfalen, Hannover, Braunschweig, den beiden lippischen Fürstentümern, dem nördlichen Rheinland und westlichen Schleswig-Holstein, aber auch in den Gebieten des Großgrundbesitzes, in Ostholstein, den beiden Mecklenburg und Pommern. Außer der Landbevölkerung wird man auch noch die seemännische aus naheliegenden Gründen als Hort des Plattdeutschen ansehen dürfen; zumal was sich mit Küsten- und Segelschiffahrt und mit Seefischerei beschäftigt, hat an der Waterkant die Sprache der Väter noch nicht verlernt. Selbst die Sitze des niederdeutschen Großhandels haben sich ihrer noch nicht entwöhnt. Nur die Gegenden mit stark angewachsener Großindustrie verhochdeutschen durch fremde Zuwanderung und durch die ganzen Lebensumstände. Auf Grund dieser und ähnlicher Erwägungen und Erfahrungen und persönlicher Beobachtungen in den einzelnen Landesteilen soll hier einmal versucht werden, ganz im Groben abzuschätzen, wie viele Deutsche noch irgendeiner ausgeprägten Form des Plattdeutschen mächtig sind.

(Vergleiche die nebenstehende Tabelle.)

4.

Diese Ziffern wollen nicht andeuten, wie viele Menschen noch im alltäglichen Leben Plattdeutsch sprechen, sondern nur, wie viele noch Plattdeutsch sprechen *können*. Man kann damit natürlich auch nicht die verschiedene Qualität ausdrücken. Die Mundarten in Ostfriesland zum Beispiel oder in Westholstein sind erst wenig verunreinigt; und da hier auch in den Städten und unter den Gebildeten die Mundart noch vielfach als Haus- und Umgangssprache benutzt wird, ist sie natürlich viel lebensfähiger als zum Beispiel in der Provinz Sachsen, wo sich die Gebildeten ihrer weniger bedienen. Überall dort, wo das Plattdeutsche sich keiner gesellschaftlichen Achtung mehr erfreut, wird es auch in den unteren Ständen nur von denen gesprochen, die zu unbegabt oder zu ungebildet sind, um sich hochdeutsch auszudrücken; alle Elemente also, die bewußt oder unbewußt an der Erhaltung oder Entwicklung der Sprache arbeiten, verlassen hier das Plattdeutsche, und so geht ihm hier alle Kraft der Fortpflanzung verloren; es bricht schnell zusammen, und das Hochdeutsche, nur noch durch einzelne Provinzialismen in Tonfall, Aussprache und einzelnen Wörtern und Wendungen vom Schriftdeutschen zu unterscheiden, tritt an seine Stelle.

Versuch einer Schätzung, wie viele Personen noch Plattdeutsch sprechen können.

Landschaft	Gesamteinwohner	Davon plattdeutsch	Bemerkungen
Rheinprovinz	7 121 000	1 000 000	Der größere nördliche Teil des Regierungsbezirks Düsseldorf.
Westfalen	4 125 000	2 000 000	Der größere Teil der Industriebevölkerung schon verhochdeutscht.
Großherzogtum Oldenburg	483 000	350 000	Bis auf das hochdeutsche Birkenfeld noch ganz überwiegend plattdeutsch.
Hannover	2 942 000	2 000 000	Die Hauptstadt fast ganz und die Mittelstädte zum Teil verhochdeutscht, sonst plattdeutsch.
Herzogtum Braunschweig	494 000	300 000	Ebenso.
Fürstentum Lippe	151 000	120 000	Überwiegend plattdeutsch.
Fürstentum Schaumburg-Lippe	47 000	40 000	Ebenso.
Fürstentum Waldeck	62 000	40 000	Schon zum Teil mitteldeutsch.
Bremen	300 000	150 000	Schon zur Hälfte hochdeutsch.
Hamburg	1 015 000	600 000	Gut die Hälfte noch plattdeutsch.
Lübeck	117 000	75 000	Über die Hälfte plattdeutsch.
Schleswig-Holstein	1 621 000	1 000 000	Kiel und Altona schon zum Teil hochdeutsch, 200 000 Dänen und einige Tausend Friesen, sonst überwiegend plattdeutsch.
Großherzogtümer Mecklenburg zusammen	746 000	600 000	Überwiegend plattdeutsch.
Pommern	1 717 000	1 500 000	Stettin zum größten Teil hochdeutsch.
Posen	2 100 000	200 000	Nur ein kleiner Bruchteil der deutschen Bevölkerung plattdeutsch, sonst hochdeutsch und polnisch.
Westpreußen	1 703 000	200 000	Ebenso.
Ostpreußen	2 064 000	300 000	Ähnlich, neben den Hochdeutschen noch Masuren, Litauer und Kuren.
Brandenburg ohne Berlin	4 093 000	400 000	Alle Vororte Berlins hochdeutsch; nur Priegnitz, Uckermark, Mittelmark und Neumark zum Teil plattdeutsch.
Provinz Sachsen	3 089 000	500 000	Gebiete im Regierungsbezirk Magdeburg, zum Beispiel die Altmark, noch großenteils plattdeutsch.
Herzogtum Anhalt	331 000	25 000	Überwiegend hochdeutsch, zum Teil mitteldeutsch.
Zusammen		11 400 000	

Den abgerundeten Ziffern ist die Volkszählung von 1910 zugrunde gelegt.

So wird die alte urwüchsige Sprache in fast allen ihren Gebieten zunächst verunreinigt, und dann verdrängt — einige ansehnliche Hochburgen ausgenommen — und es gibt nicht wenige Leute, die diesen Vorgang für gesund und erfreulich halten.

Zu solcher Anschauung hatten vielleicht die Generationen vor 1870/71 einigen Anlaß. In einer Besprechung plattdeutscher Erzählungen, die heute längst der Vergessenheit anheimgefallen sind, hat Hebbel im Jahre 1858 ausgedrückt, wie unsere Väter und Großväter über Hoch- und Plattdeutsch dachten: „Wir müßten es beklagen, wenn jetzt noch, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen den beiden Schwestern zum Heil der Nation durch seine Bibelübersetzung ein für allemal entschied, neben der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Literatur sich etablieren und das einzige Band, das die deutschen Stämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte". Mit Recht hat man damals das Hochdeutsche gepflegt und bevorzugt, weil es auf dem Wege zur vaterländischen Einigkeit unentbehrlich war. Heute ist dieser Weg vollendet. Die Bande und Fesseln der Einigkeit sind heute so stark, daß kein Partikularismus sie zerreißen kann. Einen Partikularismus, der den Feinden Deutschlands Vorschub leisten könnte, gibt es heute in Niederdeutschland nicht mehr. Von hier aus wird die deutsche Einigkeit nicht mehr bedroht. Wenn überhaupt noch wieder Risse im Bau des Reiches entstehen können, dann würden sie nicht mehr zwischen Nachbarstaat und Nachbarstaat, nicht mehr zwischen Stamm und Stamm, nicht zwischen Nieder- und Obersachsen, Nieder- und Oberfranken, nicht zwischen Platt-, Mittel- und Oberdeutschen, sondern an ganz andern Stellen entstehen und in ganz anderer Richtung. Wenn wirklich Spaltungen entstünden, so könnten sie nur wagerecht laufen, in sozialer oder wirtschaftlicher Richtung. Wer eine Heimat zu verteidigen hat, sie sei hoch-, mittel- oder niederdeutsch, wer da weiß, was bei einem feindlichen Siege für sie und die Seinen zu befürchten steht, der weiß auch, daß für keinen Deutschen etwas wie Gnade oder Duldung zu erwarten ist, um was für einen deutschen Stamm es sich auch handle. „Boches" und „Huns" werden wir alle genannt, und demgemäß werden wir alle behandelt, ob ober-, mittel- oder niederdeutsch; die große Welt, die von Seine, Themse und Hudson (vielleicht auch vom Potomac) aus regiert wird, gestattet keinem von uns eine Ausnahmestellung, sondern läßt dem deutschen Volk nur die Wahl zwischen völligem Bestehen oder völliger Auflösung in hungernde oder rechtlose Individuen.

Der Einwand, als ob die Erhaltung des Plattdeutschen die deutsche Einigkeit auch nur im geringsten beeinträchtige oder gar gefährde, wird angesichts dieser noch lange währenden äußeren Gefahr heute kaum noch von ernst zu nehmenden Deutschen erhoben.

Häufiger hört man einwenden, es habe keinen Zweck mehr, das Plattdeutsche zu erhalten oder gar zu fördern, es gäbe wichtigere Dinge, an die

der Deutsche seine Kraft setzen sollte; und manchmal wird diesem Einwand noch besonderer Nachdruck verliehen mit der Behauptung, das Plattdeutsche sei in jeder Form dem Untergange verfallen. Ähnliches ist schon von mancher Sprache behauptet worden. Auch Tschechisch war einst eine Sprache, die man dem Untergange geweiht glaubte, bis man, sehr zum Schaden der Deutschen, spürte und noch spürt, daß sie viel Lebenskraft hat und imstande ist, den Bau eines alten Kaiserreichs zu gefährden und den Gang eines Feldzuges zu beeinflussen. Und wenn es undeutschen Sprachen, die von einer geringeren Anzahl von Menschen gesprochen wurden und uns entgegenwirkten, gelungen ist, sich aus scheinbarem Verfall zu erheben und wieder stark aufzubauen, dann sollte es doch wohl einer deutschen Sprache auch noch gelingen; dann sollte zum mindesten mit allen Kräften versucht werden, ihren Bestand zu erhalten.

So lange noch eine Aussicht auf einen Erfolg — und sei es der bescheidenste — besteht, hat es mehr als einen Zweck, das Plattdeutsche zu erhalten und zu pflegen; es ist mehr als eine Sentimentalität oder poetische Spielerei, es kann Folgen nach den verschiedensten Richtungen ausstrahlen.

Doch können wir im Rahmen dieses Aufsatzes bei der innersten Bedeutung ihres Daseins nur kurz verweilen: Das kräftige Gedeihen der plattdeutschen Mundarten bereichert den deutschen Geist, es ist wahrhaftig mehr als eine Äußerlichkeit, mehr als ein passives Anzeichen für die leibliche und seelische Gesundheit des deutschen Volkes. Es ist mehr als ein Symptom; es steht mit dem Geiste des Volkes in engster Wechselwirkung. Die Sprache ist nicht Wurzel und Blüte dieses geistigen Wesens; aber wie das Blatt nicht nur Zeichen und Begleiterscheinung des Lebens ist, sondern unentbehrliches Grundelement und Organ des Gedeihens, so auch das Wort: Ohne lebendige Sprache kann sich keine Nation weiterentwickeln. Hat sie nur noch die festgesetzte Schriftsprache, so kann sie zwar annektieren, gewaltsam einverleiben, aber nicht aus sich selbst heraus weiterwachsen. Das kann sie nur, so lange die Sprache noch lebendig, in ihren Formen noch nicht erstarrt ist. Die schöpferischen Geister, die uns das letzte Menschenalter beschert hat — es sind nicht allzuviele — sind aus den Provinzen und zum größten Teil unmittelbar aus den Dialekten hergekommen, und nicht der Mechanismus der Organisation allein, sondern vor allem die innere schöpferische Kraft des Volkes entscheidet die Zukunft. Und diese schöpferische Kraft geht immer Hand in Hand mit einer lebendigen, noch nicht erstarrten Sprache.

5.

Diese innere Bedeutung und Wirkung mag hier nur im Vorübergehen gestreift werden. Die äußere liegt uns diesmal näher: Welchen Anteil haben die Niederdeutschen des Reiches, die Träger des Plattdeutschen an dem

belgiſchen Kampffelde bisher gehabt und welchen können ſie weiterhin haben? Daß ſie einen Teil der Phalanx gegen Franzoſentum und Britentum bilden, iſt klar; gerade in dieſem Kriege haben beſonders plattdeutſche Truppen auf den belgiſchen Schlachtfeldern gefochten. Doch ebenſo klar iſt, daß bei dem Stande des Niederdeutſchtums, wie wir ihn annähernd gemeſſen und beſchrieben haben, ſein Anteil an jenem ſcheinbar friedlichen, in Wahrheit aber äußerſt erbitterten Ringen der letzten Jahrzehnte nur klein und unbedeutend iſt. Die wenigen Plattdeutſchen, die hier das Vlamentum zu Friedenszeiten im ungleichen Streite gegen den gemeinſamen Feind unterſtützten, hatten nur geringe Macht: Einige wenige Akademiker ohne politiſche Ziele, ganz einzelne ebenſo unpolitiſche plattdeutſche Liebhaber und einige wenige als „alldeutſch“ [1]) verpönte Organe — das war alles.

Ein wenig mehr hat das Niederdeutſchtum während dieſes Krieges auf dem belgiſchen Kampffelde eingreifen können. Zwar hat man es bei der wichtigſten Frage, bei der Vervlamung der Genter Univerſität, nicht genügend zu Rate gezogen und die größte Macht dabei in die Hand von Ober- und Hochdeutſchen gelegt, die von Hauſe ſehr wenig Kenntniſſe dazu mitbrachten. Diejenigen Plattdeutſchen, die auf politiſche Strömungen unter den Vlamingen durch ihre Sprache noch am meiſten eingewirkt haben, wußten meiſt nichts davon. Aber ſolche Einwirkungen ſind mitunter viel ſtärker als manches bewußte politiſche Wollen. Kein Menſch wird unſern Landſturmleuten in Belgien erziehliche Aufgaben zumuten. Aber gerade weil ſie nicht pädagogiſch wirkten, ſondern ſchlichtweg ſo, wie ſie waren, als Volk mit dem Volke verkehrten, haben ſie in ſo manchem vlämiſchen Manne und ſo manchem vlämiſchen Weibe die Empfindung geweckt, daß Blut dicker iſt als Waſſer und daß man in Niederdeutſchland eine gar ſo „uitheemse taal“ nicht ſpricht. Und mancherorts hat die unerwachſene Jugend das noch ſtärker empfunden, trotz aller dummen und mancher gefährlichen Streiche, die ſie verübt hat. Das Erleben von Menſch zu Menſch iſt, zumal wenn ſich gewiſſe Verpflichtungen daran knüpfen, oft viel nachhaltiger in ſeinen Wirkungen als alle behördlicherſeits angeordnete Pädagogik, nur entzieht es ſich der genaueren Berechnung. Sprachverwandtſchaft führt nicht ſelten zu innigerem als nur intellektuellem Verſtehen.

Daß eine ſolche Verwandtſchaft zwiſchen Niederländern und Plattdeutſchen noch heute in ihren Sprachen lebt und wie das Niederländiſche und das Plattdeutſche innerhalb der großgermaniſchen Völkerfamilie zum Hochdeutſchen ſtehen, möge an einer vergleichenden Überſicht von Wörtern gezeigt werden, die noch viel gebraucht werden und die Verwandtſchaft beſonders kennzeichnen.

[1]) Soweit der Verfaſſer unterrichtet iſt, hat übrigens der „Alldeutſche Verband“ die unrichtige, von der Zeit überholte Politik der neunziger Jahre den Vlamen gegenüber ſchon ſeit längerem aufgegeben.

Überſicht über einige gebräuchliche und kennzeichnende Wörter in den heutigen germaniſchen Sprachen.

Anmerkung. Um des gewohnten Wortbildes willen iſt die in den verſchiedenen Staaten gebräuchliche Orthographie beibehalten und auf eine phonetiſche Bezeichnung verzichtet. — Wo das gemeinſame Wort zwar noch erhalten, aber in einem andern Sinne gebräuchlich iſt als in den übrigen germaniſchen Sprachen, iſt es in eckige Klammer geſetzt; wo ein anderes Wort ſtatt deſſen gebraucht wird, iſt es in runden Klammern beigefügt.

Hochdeutſch	Niederländiſch	Plattdeutſch	Engliſch	Schwediſch
frei	vrij	fri, free	free	fri
Stein	steen	steen	stone	sten
[heil] (ganz)	heel	heel	whole	hel
Woche	week	week	week	vecka
ſuchen	zoeken	söken	seek	söka
laſſen	laten	laten, låten	let	låta
tun	doen	doon	do	(göra)
getan	gedaan	daan, dån	done	(gjordt)
Pferd	paard	peerd, pierd	(horse)	(häst)
Schiff	schip	schip	ship	skepp
Haupt	hoofd	höfd	head	hufvud
Himmel	hemel	hewen, heben	heaven	himmel
Zahn	tand	tån	tooth	tand
Waſſer	water	water, wåter	water	vatten
ein	een	een	one	en
zwei	twee	twee	two	två
vier	vier	veer	four	fyra
fünf	vijf	fief	five	fem
neun	negen	negen	nine	nye
neu	nieuw	ni(g), nëi	new	ny
quer (zwerch)	dwars	dwars	thwart	tvärs
Mittwoch	Woensdag	Gunsdag	Wednesday	Onsdag
	weſtvl. Oensdog	Middeweken		
ich bin	ik ben	ik bin, ben	I am	jag är
	ſüdafr. ik is	ik sin		
er iſt	hij is	he is	he is	han är
ſein	zijn	sien	be	vara
	ſüdafr. wees	wesen, ween		
bereits, allbereits	reeds, al	al	already	redan
alt	oud	old, ol'	old	(gammal)
	(groningſch old)			

Aus dieser Übersicht ergibt sich, daß Niederländisch und Plattdeutsch am nächsten miteinander verwandt sind; ja wenn man sie mit dem Hochdeutschen vergleicht, so steht diesem sogar das Niederländische in mancher Beziehung näher als das Plattdeutsche. Manche plattdeutsche Wörter ähneln nach Klang und Bedeutung den entsprechenden skandinavischen oder angelsächsischen Formen mehr als den hochdeutsch-holländischen. Und da handelt es sich nicht etwa um spätere Einfuhr aus dem Nordischen ins Plattdeutsche, sondern um ursprüngliche Verwandtschaft. Die nämliche Verwandtschaft offenbart sich in Erscheinungen der Flexion und des Satzbaus [1]) und zum Teil auch in der Bedeutung der einzelnen Wörter. Nur haben plattdeutsche Worte vielfach ihren alten niederdeutschen Sinn bereits mit dem hochdeutschen vertauscht. Der Niedersachse gebrauchte zum Beispiel früher das Wort „Meer" wie der Niederländer für Binnensee (Steinhuder Meer), wie er umgekehrt für das hochdeutsche „Meer" noch immer „die See" vorzieht. Heute kann er mit Worten wie knap (klug), slim (schlau), winkel (Laden), pijpen (Hosen), bellen (schellen) usw. recht komische oder auch peinliche Verwechslungen in Vlandern erleben.

6.

Nie dürfen uns aber diese Zeichen inniger Verwandtschaft darüber hinwegtäuschen, daß die Jahrhunderte politischer Trennung das alte Niederdeutschtum in zwei (wenn man will, sogar drei) Gruppen geschieden haben: Hier die Wildlinge der plattdeutschen Dialekte, auf die das Hochdeutsche als alleinige Kultursprache aufgepfropft wurde, dort die niederländischen Mundarten, die aus sich heraus ihre Kultursprache, die „beschavingstaal" bildeten, die holländische Schriftsprache; lange haben die vlämischen Mundarten daneben eine Sonderstellung eingenommen. Während das Plattdeutsche zur Züchtung des Hochdeutschen verwendet wurde, hochdeutsche Poesie und Literatur hervorbrachte und in seiner eigensten Eigenart nur ungepflegt weitergedieh, konnte das Niederländische seine Eigenart pflegen und bewußt weiterzüchten. So finden wir an den niederländischen Zweigen des einst gemeinsamen Stammes so manches noch in Blüte, was im Plattdeutschen verkümmert oder durch aufgepfropfte hochdeutsche Reiser ersetzt ist.

Oder um zu dem oben gebrauchten Bilde zurückzukehren: Das Stromsystem der niederländischen Mundarten — vormals ein Teil der großen niederdeutschen Gemeinsamkeit — fließt heute seinen eigenen, im ganzen geregelten Lauf und ist schiffbar, ohne fremder Kanäle zu bedürfen. Dabei sind seine

[1]) Diesen lebendigen Ausdruck der Verwandtschaft hat zum Beispiel das Englische in Satzbau, Wortstellung usw. längst eingebüßt.

Zuflüsse, die Mundarten, noch nicht versiegt, ja, es strömt ihm auch Kraft von Seiten zu, denen das Hochdeutsche von Natur näher anliegt: Belgisch- und Holländisch-Limburg haben beinahe mehr Mitteldeutsches als Niederländisches in einigen Dialekten und haben sich doch der niederländischen Schriftsprache angeschlossen.

Freilich hat auch das Niederländische seine toten Arme, denen fast alles Wasser entzogen ist, und andere seiner Flußarme strömen noch ungeregelt dahin, indem sie ihre Wassermassen für fremde Mühlen hergeben, und wiederum anderswo, an den Rändern seines Gebietes, ist der niederländische Einfluß gegen früher zurückgegangen und fängt an, zu versanden; Französisch-Vlandern kann man wohl mit einem toten Arm vergleichen; Teile von Belgien und Südafrika können wir zu den ungeregelten Flußarmen rechnen und zu den Rändern gewisse Grenzbezirke, in die früher das Holländische, übrigens nicht zum Nachteil dieser Bezirke, übergreifen konnte. Theologen aus Ostfriesland studierten noch zur hannoverschen Zeit in Holland, besonders in Groningen, und in vielen ostfriesischen Kirchen wurde noch bis 1866 Holländisch gepredigt. Niederländisch-Indien und Niederländisch-Guiana mögen außerhalb unserer Betrachtung bleiben, weil dort die europäische Rasse nur einen geringen Bruchteil der Bevölkerung ausmacht.

Um mit dem toten Arm zu beginnen: Die Gegenden von Dünkirchen, Cassel, Hazebroek und Belle haben so ziemlich alles für französische Kräfte hergegeben. In den Straßen von Belle, einer vlämischen Stadt dicht an der belgischen Grenze, sind alle Inschriften französisch (wie man auch den Namen Belle höchst selten auf Landkarten oder in Verzeichnissen findet, sondern stets nur die französische Bezeichnung Bailleul), und in Hazebroek steht nur schüchtern hie und da an einem Estaminet „Men spreekt Vlaamsch", wohl mehr für vlämische Wanderarbeiter aus Belgien, als für die ländlichen Umwohner dieser politisch französischen Provinzstadt. Arbeiter und Bauern verwenden für die Dinge und Personen des engsten Verstehens noch ihre vlämisch-niederländische Muttersprache; wer jedoch Ideen äußern, über Politik, Kunst und Wissenschaft sprechen will, muß ins Französische flüchten, denn die dortigen germanischen Mundarten haben dafür die Ausdrucksfähigkeit verloren; knapp reicht sie für den engen Horizont des Analphabeten und zur Bezeichnung der groben Leibesbedürfnisse hin, und selbst hier ist sie mit französischen Worten und Wendungen schon stark durchsetzt.

Daß es mit den belgischen Vlamingen vor Jahrzehnten genau so stand, und vielerorts auch heute noch nicht besser steht, wurde an dieser Stelle schon früher ausführlich dargelegt[1]). Aber während es in Französisch-Vlandern zu einer vlämischen Bewegung nicht mehr kam — jeder Ansatz dazu wurde von Frankreich gewaltsam im Keime erstickt —, kann auf dem belgischen Gesamt-

[1]) „Deutsche Rundschau" XLI, 4. S. 127.

gebiet immerhin von einer Bewegung, einer bewußten Pflege der Mundarten, die Rede sein; man kann diese sogar mit den plattdeutschen Bestrebungen vergleichen, unter klarer Erkenntnis, daß Vorbedingungen, Hemmungen und Ziele bei beiden Bewegungen ein wenig verschieden liegen, weil politische Lage, Gegner und Betätigungsmöglichkeiten beim Vlämischen und beim Plattdeutschen nicht dieselben sind.

Gustaaf Vermeersch[1]) hat anschaulich beschrieben, wie es in so einem vlämischen Städtchen anfing. Er führt uns in seine Jugendzeit: Enge, malerische Straßen, alte Häuser, überall das vlämisch-spanische Mittelalter noch erhalten in Bauten, Bildern und Menschen. In einem alten Wirtshaus kommen ein paar Sonderlinge regelmäßig zusammen; die reden und schreiben in französischer Sprache über die vlämischen Eigentümlichkeiten ihrer Stadt, über die heimatliche Ausdrucksweise, die alten Gewohnheiten, Trachten und Überlieferungen. Einer von ihnen macht auch vlämische Gedichte, die ihm Nachbarn und Geschäftsfreunde abkaufen — eine Gefälligkeit gegen die andere. Niemand vertieft sich in solch ein auf schlechtem Papier gedrucktes Buch, außer wenn irgendein guter Schnack darin steht; der macht alsdann die Runde in der ganzen Stadt und bleibt auf dem Verfasser sitzen, so daß er zeit seines Lebens daran zu tragen hat. Und zweimal im Jahr spielt die „rederijkerskamer" ihre vlämischen Schwänke. Unter den Gebildeten gibt es für das Vlämische eine Art Museumsinteresse, bei den Ungebildeten dient es als Alltagssprache und für alle zur derben Volksbelustigung. Mit den feinen Umgangsformen, mit Behörden, Gericht und Schule hält man es nicht für vereinbar.

Und ebenso in den Nachbarorten und in andern vlämischen Städten. In allen sind natürlich die Mundarten verschieden, und verschieden auch die beteiligten Persönlichkeiten; hier ist das Interesse wärmer, dort kühler, hier bleibt es lächerlicher Dilettantismus, dort ernstere Liebhaberei; an einem andern Ort ist der Schriftsteller wirklich ein schöpferischer Geist, in einem vierten gibt es gar mehrere der Art, in einem fünften macht einer wohl Ernst mit der Frage, ob man diese Sprache so weiter vegetieren lassen oder zu neuem Leben wieder erwecken, großziehen und ausbilden solle.

Und in mehr als einer Stadt fanden sich schließlich Persönlichkeiten genug zusammen, um diese Frage zur Tat zu machen. Verbindungen zwischen Städten, die eingeschlafen waren und nun wieder erwachten; die Forderung „in Vlaanderen Vlaamsch!" und der „Vlaamsche Leeuw!" — kurz alles, was nach den vierziger Jahren so bald wieder in Vegetieren zurückgesunken war, regte und dehnte sich zu neuem Leben.

Wollte man bei diesem Fortgang der Bewegung einzelne deutlich abgezeichnete Stufen unterscheiden, so täte man wohl den Dingen Gewalt an.

[1]) „Dietsche Stemmen" I, 1, November 1915. S. 33.

Es war kein klarer Aufstieg. Es gab überall Anläufe; die einen kamen weit, die andern blieben bald stehen, wieder andere brachen nach den ersten hastigen Schritten in nichts zusammen. Eigentlich war das Ganze nicht eine „Vlaamsche Beweging", sondern eine Summe von Bewegungen, die aneinander anknüpften und ineinandergriffen. Soweit man aber von einer ersten und zweiten Bewegung reden darf (und dann vielleicht heute von einer dritten, die nach dem ersten Taumel des Krieges neu einsetzte), ist die erste dadurch gekennzeichnet, daß sie sich des deutschen Namens nicht schämte und sich noch hauptsächlich an die Mundarten hielt. Und im Vlämischen ist wie im Plattdeutschen auf die erste Springflut eine auffallende, lang anhaltende Ebbe gefolgt, eine Periode des Rückgangs, des Einschlafens, Versäumens und Vergessens.

Natürlich gibt es auch bei den vlämischen Dialekten keine scharfen Grenzen; der Sprachforscher zeichnet sie zwar auf der Karte ein, aber in Wirklichkeit bestehen zwischen den nächsten Nachbarn allenthalben Übergänge; die politischen Grenzen nach den germanischen Nachbarstaaten decken sich nicht im geringsten mit der Sprach- oder Dialektscheide. Da schiebt sich die holländische Provinz Limburg mit Maastricht und Roermond zwischen das deutsche und das belgische Staatsgebiet; aber die Mundarten, die sich hier innerhalb eines engen Feldes auf drei Staatsgebiete verteilen, sind untereinander näher verwandt als viele vlämische Dialekte innerhalb der belgischen Staatsgrenzen. Und ähnlich sieht es aus zwischen holländisch und belgisch Nordbrabant (Antwerpen), zwischen Zeeuwsch und Belgisch-Vlaanderen.

Eine Zeitlang blieben auch die vlämischen Bestrebungen in demselben Zustand, in dem sich heute die plattdeutschen bewegen. Alles drängte auf einen Ausbau der Mundarten hin, und bei allem Gemeinsamkeitsgefühl stand doch genug Trennendes zwischen den „tongvallen" von Ost und West wie bei uns noch jetzt zwischen Westfalen und Holstein-Mecklenburg.

Über diese Betonung der Mundarten, über dies Stadium des „Taalparticularisme" sind aber die vlämischen Bestrebungen längst hinausgegangen. Während die Plattdeutschen noch heute nicht darüber im klaren sind, was sie aus ihrer Sprache machen sollen, und im allgemeinen zu einem Weiterbau der Mundart neigen, haben die Flaminganten einen großen Schritt darüber hinaus getan. Die holländische Orthographie haben sie längst angenommen, und unter den bewußten Vlamen besteht auch nur eine Meinung darüber, daß allein das Holländische als Unterrichtssprache für das gesamte vlämische Gebiet in Frage kommt. So uneinig sie sonst sind — darin sind sie allmählich eins geworden. Die letzten Vertreter des „Taalparticularisme" sind alt oder gestorben, und die junge Generation, mag sie sich liberal oder „katholiek" nennen, mag sie für Beibehaltung des belgischen Königreichs stimmen oder „Weg met België!" rufen, mag sie auf Frans van Cauwelaert schwören oder dem ebenfalls königstreuen René de Clercq anhängen: soweit sie überhaupt vlämische Politik treiben will, ist sie darüber einig, daß die alte, be-

währte „beschavingstaal" Grundlage und Gerüst des vlämischen Baues werden muß und nicht irgendeine Mundart oder gar das Hochdeutsche.

Dieser große Schritt, der die Vlamen und die Plattdeutschen weiter voneinander entfernt hat, als sie zuvor standen, ist natürlich nicht von heute auf morgen erfolgt. Er hat Jahre und Jahrzehnte gedauert und heftige innere Kämpfe gekostet. Er war eine notwendige Folge der politischen Zustände, die eben bei den Vlamen so ganz anders sind als bei den Plattdeutschen. Diesen droht nur eine Gefahr: Die von Berlin und seinen Filialen ausgehende Gleichmacherei und die Entwertung aller völkischen, nichtkapitalistischen Werte. Denselben internationalen Gegner haben auch die Vlamen, schlimmer aber werden sie noch durch einen zweiten Feind bedroht, durch den französischen Nationalismus. Des erstgenannten Gegners kann man sich zur Not erwehren, wenn man sich auf die Provinz und ihre Mundart stützt, aber des zweiten (der uns im Frieden nur mittelbar bedroht und mit der französischen Sprache identisch ist) nur dann, wenn man sich — besonders sprachlich — zu einer größeren Einheit zusammenschließt. Und die germanischen Mundarten auf belgischem Boden weichen zu sehr voneinander ab, um aus sich heraus eine neue gemeinsame Sprache gestalten zu können. Das war in Südafrika möglich, wo die Buren seit mehr als zweihundert Jahren auf Neuland ansässig sind, nirgends durch alte politische Traditionen gehemmt. Vlandern, Brabant und Limburg sind kein Neuland, sondern haben jedes seine Eigenheit; sie können ihre Dialekte nicht zu einem neuen Idiom zusammenschweißen. Belgien ist eine zu ungermanische Institution, außerdem viel zu jung; sollte hier eine germanische Schriftsprache alle Germanen umfassen, so war die holländische die nächstliegende; klingen doch die meisten Mundarten am stärksten an sie an; sagt doch zum Beispiel der Genter Vlame vom Antwerpener, der spräche nicht vlämisch, sondern: „'t is 'ollands!" Hat man doch von Vlandern aus überhaupt diese niederländische Kultursprache mitgeschaffen zur Zeit der Alba und Parma, als Hunderttausende von südniederländischen Flüchtlingen aus Antwerpen, Gent und Ostende nach dem Norden auswanderten und noch kein Mensch vom „Königreich der Belgen" träumte.

Trotz dieses letzten, richtigen, naturnotwendigen Schrittes, trotz dieses endgültigen Bekenntnisses zur holländischen Schriftsprache, haben die Vlamen innerhalb des belgischen Staates nicht durchsetzen können, was sie zur Erhaltung ihrer völkischen Eigenart nötig hatten. Warum sie im Frieden diesen schweren Stand hatten, ist an dieser Stelle bereits [1]) ausführlich dargelegt worden. Wir werden zu untersuchen haben, was der Krieg daran zu ihren Gunsten oder Ungunsten verschoben hat und ob irgendeine Teilnahme, Sympathie oder Hilfe von niederdeutscher Seite dabei möglich oder erwünscht ist.

[1]) „Deutsche Rundschau" XLI, 4. S. 127.

Des Einwurfs gewärtig, daß hier den sprachlichen Erwägungen zu viel Raum gewährt und der Sprache zu Unrecht politische Bedeutung beigemessen sei, möchten wir zwei Beispiele anschließen, die das Gewicht der Sprache deutlich anzeigen.

Im ersten Fall handelt es sich um gewisse Erscheinungen, die eine Zeitlang mit dem Mantel bundesgenössischer Nächstenliebe bedeckt worden, heute aber niemandem mehr verborgen sind. Es gibt wenig Staaten in Europa, die so bewährte Einrichtungen haben wie Österreich, wenig Armeen, die so bindende und ruhmreiche Überlieferungen besitzen. Nach der Auffassung, die alle wirtschaftlichen und staatlichen Gewichte für ausschlaggebend hält, die sprachlichen aber für null ansieht, sollte man meinen, daß nur ein sehr starker Staat oder ein sehr gewichtiger wirtschaftlicher Faktor diese alten Institutionen ernstlich bedrohen könnte. Das Gefährlichste aber ist hier, gerade hier, nicht von einem mächtigen Staat oder durch ein gewaltiges wirtschaftliches Moment herbeigeführt worden, sondern von einer kleinen slawischen Nationalität, deren wirtschaftliches Interesse von niemandem besser gewahrt wurde als vom österreichischen Staat. Und allein auf Grund ihrer anderen Sprache konnte diese Nationalität eine solche Bedeutung für die Ereignisse erlangen. Wenn die Leute Romantiker waren, die dieser abnehmenden slawischen Sprache zum Aufbau verhalfen, so haben unsere Feinde mittels dieser ihrer Romantik solche handgreiflichen Erfolge errungen, daß wir wirklich lernen sollten, dies „romantische" Mittel etwas gründlicher zu unserm Heile zu würdigen.

Das zweite Beispiel liefert jener neutrale Staat, der uns durch so viele Forderungen und Noten über das Völkerrecht freundschaftlich belehrte und unsern Feinden statt der Belehrungen hilfreich Munitionsmengen und andere Vorteile gab, ihnen aber niemals mit ähnlichen Forderungen drohte. Er hat eine derart neutrale Haltung gegen uns bereits eingenommen, als er noch nicht mit einem so langen Kriege rechnete. Man hat drüben vielmehr mit einer schnelleren Erledigung und nicht mit der Möglichkeit so profitabler Munitionslieferungen gerechnet. Nicht die Hoffnung auf diesen Profit gab den Ausschlag für eine solche Haltung; nein, das englisch-amerikanische Einverständnis lag viel tiefer verankert als nur in wirtschaftlichen Gründen; es war schon längst zu Anker gegangen und im sicheren Hafen, als man sich bei uns noch durch Professorenaustausch und Millionärsbesuche begeistern ließ. Die Wells, Conan Doyle, Kipling mit ihren hundert journalistischen Nachbetern hatten längst die Anker ausgebracht; wir hörten weder Winsch noch Ankerkette rasseln; und tief hatte sich schon der Anker festgebissen in dem unübertrefflichen Grunde, in der gemeinsamen Sprache und verwandten Rasse, in den tausend und abertausend Denkformen und Wortbildern, die den beiden angelsächsischen Nationen in gleichem Grade gleich lieb und wert sind. Es braucht nur „poor little Belgium" gesagt zu werden, und der englischredende Amerikaner, wofern nicht deutsche oder irische Tradition

noch ſtark in ihm lebt, fühlt dasſelbe wie der Engländer; es bedarf nur des Wortes: „Zeppelins above London“ — und derſelbe Ingrimm und Schreck wie den Londoner durchzuckt die hunderttauſend Newyorker, die Wells engliſche Phantaſie über den deutſchen Luftangriff auf Newyork geleſen haben. Und wie im weiten Kreiſe der Wähler, ſo im engeren des Weißen Hauſes und der Wall Street. Alle dieſe untereinander Abhängigen begegnen ſich verſtändnisvoll im gemeinſamen Sprechen und Denken.

Der tiefſte Grund, in dem ſich ſolche Politik verankern läßt, iſt eben: Gemeinſame Sprache. Nur muß man auf der Kommandobrücke wiſſen, wann es Zeit iſt, den Anker fallen zu laſſen. Ob in unſerm Falle dieſe Zeit verpaßt iſt oder nicht, wird man wohl auf Grund des Geſchilderten entſcheiden, wenn man das Hemmnis beachtet, daß Geſamtniederland im weiteren Sinne des Wortes, alſo mit Einſchluß der Vlamen und Südafrikaner, ebenſowenig von einer einzigen Kommandobrücke aus geleitet wird wie Geſamtniederdeutſchland, und auch wohl ſchwerlich je von einer einzigen Stelle aus geleitet werden kann.

(Fortſetzung folgt.)

1866.

Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel,

1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade.

Herausgegeben von

Wittich von Einsiedel.

(Fortsetzung.)

Der Marsch am 7. Juli war zwar kurz bemessen, und doch sollte er an Anstrengung hinter den anderen nicht zurückstehen. Es regnete heftig, und in dem aufgeweichten, lehmigen Boden marschierte es sich schlecht. Wir waren kaum zwei Stunden unterwegs, so überblickten wir die Talniederung, in der Zwittau liegt, und erfuhren, daß wir bereits hinter diesem Ort Biwaks beziehen sollten; gleichzeitig stießen wir aber auf den Schwanz einer langen Wagenkolonne, welche sich bis nach Zwittau erstreckte und deren letzte Wagen unsere Feldpost bildete. Auch sahen wir mehrere große Biwaks österreichischer Infanterie, mindestens zwei bis drei Brigaden, welche im Aufbruch und im Abmarsch begriffen schienen. Wir fürchteten schon, daß das bei dem Passieren der Stadt einige Stockungen verursachen könne; zu welchen Dimensionen diese aber in Wirklichkeit anwachsen würden, ahnten wir nicht.

Um zehn Uhr ungefähr waren wir bis an die Vorstadt vorgedrungen. Hier mündeten mehrere Wege, die österreichische Kolonnen, welche sich in die Stadt drängten, so fest einnahmen, daß wir ihnen den Raum nicht streitig machen konnten. Wir mußten scharf aufgeschlossen stehen bleiben, um vorbereitet zu sein, jeden günstigen Augenblick, sich hineinzuwerfen, zu benutzen. Die Vorwärtsbewegung der Österreicher ging aber so unendlich langsam vor sich, daß sich diese Gelegenheit kaum finden wollte. Gegen Mittag betraten wir endlich die Stadt, in der sich ein derartiges Durcheinander fand, daß es jedenfalls leichter gewesen wäre, alle Häuser durchzubrechen, als sich den Weg auf der Straße zu bahnen. Der Umstand, daß nicht weniger als drei verschiedene Straßen in den Ort führten, die sämtlich für den Rückzug von Königgrätz hatten benutzt werden können, und daß die Stadt eine einzige Brücke über die allerdings unbedeutende Zwittawa besitzt, mochte es verursacht

haben, daß ſich von verſchiedenen Richtungen Kolonnen von Fuhrwerk und Truppen zu gleicher Zeit in den Ort gezwängt hatten und in ihm aufeinandergerannt waren. Man ſuchte Nebenwege und verfuhr ſich. Der eine hatte dem anderen durch Schnelligkeit zuvorkommen wollen und ſich mit dem Gegner zugleich nur in die vorderen Wagen eingekeilt. Als wir anlangten, ſahen wir jedoch von alledem nur das Reſultat. Die ganze Stadt mit allen Straßen und Plätzen war eine undurchdringliche, feſtſtehende Wagenburg. Bei ihrem Anblick verzweifelte man an der Möglichkeit, hier jemals von der Stelle zu kommen. Es wurde viel geſchimpft und geſchrien, niemand aber führte ein Kommando oder traf eingreifende Maßregeln. Wie ſo oft, ſahen wir uns auch jetzt umſonſt nach der öſterreichiſchen Armeegendarmerie um. Sie muß außerordentlich ſchwach organiſiert geweſen ſein und kann keine energiſchen Führer beſeſſen haben. Die einzige Möglichkeit, etwas vorwärtszukommen, war in den ſogenannten Lauben der Straßen geboten, in welche die Wagen nicht hatten eindringen können. Leider waren ſie aber nicht fortlaufend: ſobald ſie aufhörten, ſtanden auch wir wieder feſt. Nach ſtundenlangem Drängen, Ringen und Stehen erreichten wir endlich ermattet das freie Feld jenſeits der Stadt. Bei einiger Umſicht wäre es ſo leicht geweſen, der Infanterie durch eine Notbrücke einen Weg neben dem Orte zu eröffnen. In einer Stunde wäre ſie von unſeren Zimmerleuten gebaut worden!

Hinter Zwittau ſollten wir querfeldein nach dem Dorfe Mähriſch-Hennersdorf zum Biwakieren marſchieren. Es war uns kein Führer beigegeben; wir liefen daher einige Zeit in der Irre umher, ehe wir den Generalſtabsoffizier fanden, der uns den Platz anwies. Die Verpflegung kam natürlich infolge der Verſperrung Zwittaus ziemlich ſpät. Doch ſie kam! Wir hatten gefürchtet, daß ſie ausbleiben werde. — Kein Lehrmeiſter kommt der Erfahrung gleich. Unſere Ermahnungen mit dem Gelieferten, namentlich mit dem ſogenannten eiſernen Beſtande, haushälteriſch umzugehen, waren anfänglich ziemlich erfolglos geweſen; die meiſten verzehrten, was da war, und kam des anderen Tages die neue Lieferung erſt abends zur Ausgabe, ſo hatten ſie bis dahin leere Magen, mochten wir auch ſchon einige Stunden zeitiger im Biwak eingerückt ſein. Dieſe peinlichen Hungerſtunden in der Ruhe — es hungert ſich im Biwak ſchlechter als im Marſch — und dabei das Beiſpiel einiger Vorſichtigeren, die von dem Aufgeſparten ſich eine Suppe kochten, wirkten aber ſchnell und durchgreifend. Das Morgen wurde bald in Rechnung gezogen, wenn es auch auf Koſten des Heute geſchehen mußte. —

Unſer Marſch, der anfänglich, wie erwähnt, der Richtung auf Brünn gefolgt war, hatte ſich jetzt weſtlich gewendet und durch die Bewegung nach Zwittau ganz in die gerade Richtung auf Olmütz geändert. Zugleich aber war unſere Kolonne (des Generals von Schimpff) mit dem Gros der ſächſiſchen Truppen wieder zuſammengetroffen, das ſich von Königgrätz über Hohenmauth auf bedeutend kürzerem Wege auf Zwittau zurückgezogen hatte. Wir befanden

uns demnach im Biwak wieder im Korps vereinigt, wenn wir auch, die wir eine Art Reserve zu bilden schienen, direkt keine anderen Truppen in unmittelbarer Nähe sahen.

Aus der Ruhe, der wir bei Eintritt der Nacht uns hingeben zu dürfen glaubten, wurden wir plötzlich aufgescheucht. Es fielen vor uns Kanonenschüsse, und wir bemerkten das Aufsteigen der bekannten weißen Rauchballen unmittelbar bei Zwittau. Wir hielten es für die Einleitung eines größeren Rückzugsgefechtes, über dessen Ausbleiben man sich schon oft gewundert hatte. Alles für einen Aufbruch in Bereitschaft setzend, hüteten wir uns doch, die Mannschaft, die sich nach dem Abkochen eben erst hingelegt hatte, vor der Zeit zu stören. Nur das dreizehnte und vierzehnte Bataillon rückten ab, wie ich glaube, um den Bahnhof in Zwittau zu besetzen, und das Feuer, das nach seiner langsamen Folge aus wenigen Geschützen abgegeben worden zu sein schien, verstummte wieder. Nicht in gleicher Weise legte sich aber ein anderer furchtbarer Lärm, der durch den ersteren angeregt worden war, nämlich das Getöse der nunmehr in toller Flucht sich aus Zwittau rettenden Wagenkolonnen, die schreiend, fluchend, rasselnd und polternd davonjagten, so daß uns im wahren Sinne des Wortes der Boden dergestalt unter dem Kopfe dröhnte, daß kaum an Schlaf zu denken war. Zudem blieb von dem Ereignis ein gewisses Gefühl der Unsicherheit zurück, welches uns Offiziere immer wieder antrieb, aufzustehen und zu horchen, ob sich in das unheimliche Toben dieser wilden, peitschenknallenden Jagd nicht auch noch ein anderer Ton mische, der auf eine Einwirkung des Feindes schließen lasse.

So hatte es nur das feindliche Geschützfeuer vermocht, die unglaubliche Indolenz zu brechen, unter deren Auspizien sich diese Sandbank von Fuhrwerken mitten im lebhaftesten Verkehrsstrom hatte ansammeln können. Die natürliche Folge war der Verlust einer großen Zahl von Wagen und eines wertvollen Materials. In der kurzen Sommernacht war eine solche Zahl nicht zu bergen; es blieb viel in und bei Zwittau verfahren, zerbrochen und verspätet zurück und wurde des anderen Tages willkommene Beute des Feindes. — Tüchtiges müssen aber die sächsischen Wagenzüge geleistet haben, denn von ihnen ist, wie ich vernahm, nichts verlorengegangen, obwohl sie alle dieses schon seit dem vorhergehenden Tage verstopfte Defilee passieren mußten.

Was die Ursache der Alarmierung anbelangt, so hat sich herausgestellt, daß sie nur durch zwei oder drei Schwadronen mit ebensoviel Geschützen hervorgerufen worden ist, die sich durch die von den Österreichern angeblich aufgestellt gewesenen Vorposten bis an unser Biwak herangeschlichen hatten. Mit Recht muß man fragen, wie dies möglich sein konnte, wenn die Vorposten, welche die Österreicher zu stellen versprochen hatten, wirklich am Platze gewesen sind. Vielleicht war es aber nicht so übel, daß auf diese Weise den Leuten in Zwittau Beine gemacht wurden, vielleicht hätten wir sonst am

anderen Tage eine kostbare Zeit verlieren oder ein Gefecht liefern müssen, um der Saumseligkeit nicht einen erwünschten Vorwand zu geben, den Verlust der Wagenkolonnen auf unsere Rechnung zu schieben.

8. Juli. Bei dem Aufbruch erhielten wir heute in der Person des Majors von Leonhardi vom vierten Jägerbataillon einen neuen Bataillons-Kommandanten.

Der Marsch führte uns immer entschiedener in das Mährische Gebirge. Dieses ist in mehreren parallelen Rücken ziemlich breit gelagert und bietet daher, da zu seiner Überschreitung mindestens zwei Tagemärsche erforderlich sind, für große Truppenmassen mit starken Wagenzügen nicht unbedeutende Hindernisse, wenn auch die Meereshöhe nicht zu den bedeutenderen gehört. Besonders bilden die Straßen, in scharf eingeschnittenen Tälern hinlaufend, oft lange und schmale Defileen, oder kreuzen sich infolge der Terraingestaltung an schwer zu umgehenden wichtigen Knotenpunkten, von deren rechtzeitigem Besitz und ungehinderten Wegsamkeit leicht das Schicksal der Kolonne abhängen kann.

Wir hatten gestern einen solchen Punkt und die Gefahren, denen man an ihm ausgesetzt sein kann, kennen gelernt, heute sollten wir einen zweiten, Mährisch-Trübau, passieren. Nach Überschreitung eines Höhenzuges verließen wir Böhmen, um mährischen Boden zu betreten. Als wir uns dem von buschigen Bergen schön umschlossenen Talkessel näherten, in dem Mährisch-Trübau liegt, erinnerte die Ansicht ganz an die gestrige von Zwittau. Bald bemerkten wir auch, daß sich diese Ähnlichkeit leider nicht bloß auf das landschaftliche Bild erstreckte. Wieder standen in langen dichten Reihen die österreichischen Planwagen regungslos die Chaussee entlang, ein Anblick, der uns die Galle so erregte, daß wir, wenn wir unserer Neigung hätten folgen wollen, mit Feuer und Schwert unter diese grauen Ungetüme gefahren wären, welche uns jetzt ein viel ärgerer Feind erschienen als die Preußen. Denn wenn diese offene und offizielle Feinde waren, so behaupteten jene grauen Sünder, unser Bestes zu wollen, während ihr wahres Streben doch nur zu sein schien, uns Kraft und Schlaf zu rauben.

Dieses Mal ging es indessen etwas besser als gestern, wenn auch noch immer mit Opfern an Zeit, Kraft und Geduld. Wir bogen kurz vor der Straße ab und beschrieben auf engen Wegen, durch Mühlen und über Stege einen weiten Bogen, der uns dem jenseitigen Ausgange des Ortes wieder nahe brachte. Hier stießen wir auf eine starke Masse lagernder österreichischer Infanterie, die im Begriffe stand, nach und nach abzumarschieren. Es mochten mindestens drei Brigaden sein. Sie schienen hier teils die Nacht verbracht, teils zum Mittag abgekocht zu haben. Die Leute waren guter Dinge, tanzten und jauchzten, und die Ordnung in diesen Truppen war eine wesentlich bessere, als in den anderen österreichischen Abteilungen, denen wir bisher nach der Schlacht begegneten. Uns wurde natürlich als eine noch nicht oft gesehene Erscheinung besondere Aufmerksamkeit zugewendet, die Mannschaften begrüßten

sich, Offiziere kamen heran, und die Musikbanden spielten auf unserem Weg. Der Schauplatz war eine an das Städtchen stoßende große, von Pappeln umgrenzte Wiese, und bei dem bunten Menschengewirr und dem chaotischen Durcheinander mehrerer gleichzeitig tätiger Musikchöre, in denen Becken und große Trommel ein entschiedenes Übergewicht zu erringen strebten, kam mir unwillkürlich die Dresdener Vogelwiese in den Sinn. In der trüben Lage, in der wir uns befanden, war man für jedes erheiternde Bild dankbar und gab sich gern, wenigstens für einen Augenblick, einer leichteren Stimmung hin!

Jenseits der Stadt kletterten wir auf schlechten Fußwegen steile Berge hinauf, um sofort wieder in das Tal hinabzusteigen und auf diese Weise den am meisten verstopften Teil der Straße zu umgehen. Es war unser Los, nicht der näheren großen Straße auf Olmütz zu folgen, sondern südlich von ihr Nebenwege durch das höhere Gebirge einschlagen zu müssen. Unser heutiges Biwak lag in einem Grasgarten zwischen den letzten Häusern eines Dorfes. Es bot sich dadurch manche Annehmlichkeit. Eier auf Butter waren schnell bereitet und wurden, an einem Tisch auf Stühlen sitzend, unter schattigen Obstbäumen verzehrt; von Brettern improvisierte man niedere Hütten, und die Unteroffiziere holten sich eine Anzahl tragbarer, auf Beinen stehender Kästen herbei, die sich in dem große Bleichen besitzenden Dorfe als transportable Wächterhütten zahlreich vorfanden. Wir Offiziere aber konnten uns in der Unterstube eines Hauses ein Strohlager einrichten lassen, ohne unseren Pflichten zu nahe zu treten. Ich benutzte diese seltene Gelegenheit eines Obdachs, um meinen Rapport über die Tätigkeit der Kompagnie in der Schlacht zu fertigen. — Auf der Straße marschierten eine Menge österreichischer und sächsischer Truppen vorüber. Unter letzteren befand sich auch das Gardereiter-Regiment, bei dem ich meinen Schwager begrüßte.

Der graue großhörnige ungarische Ochse, den das Bataillon von nun an täglich zum Begleiter erhielt, und den wir nicht gern aus dem nächsten Gesichtskreise ließen, hatte auch alle Schwierigkeiten überstanden und rückte gleichzeitig mit uns in das Biwak ein. Er wurde an ein Staket gebunden, und der Bataillonsfleischer schlug ihm nun zum Dank die Zimmermannsaxt mit der Schärfe tief ins Gehirn. Es war kein schöner, aber ein tröstlicher Anblick, denn bald konnten die Kessel am Feuer brodeln. Uns Offizieren ging heute nichts ab; wir beschlossen den Tag sogar mit einem Grog.

Nach einem Marsch von nur einer halben Meile wurde am 9. Juli bei dem Städtchen Türnau gehalten. Adjutanten und Generalstabsoffiziere sprengten hin und her. Wie sich ergab, sollte die Division Stieglitz (Leib- und erste Brigade) einen Seitenweg einschlagen, über dessen Richtung oder Passierbarkeit Zweifel obwalteten. Nach einigen Stunden brachen wir wieder auf, aber nur, um — die ganze Division — einzeln, Mann für Mann, auf einem Balkensteg über ein angeschwollenes Wasser zu defilieren, wodurch ein neuer unendlicher Zeitaufwand entstand, den eine Notbrücke wohl hätte

erſparen können. Zudem trafen wir an dieſer Stelle mit einem öſterreichiſchen Infanterieregiment zuſammen, das aber den guten Geſchmack hatte, zu warten und, während wir vorüberzogen, ſeine Regimentsbanda ſpielen zu laſſen. Wir betraten ein enges Gebirgstal, in dem, neben einem ſchäumenden Bach, auf ſchmalem Pfade ein nur langſames Fortkommen war. — Bald wurden wir von neuem zu einem noch längeren Halt verurteilt, während welchem uns die ſengend heiß brennende Mittagsſonne ausdörrte. Dieſes „Nicht-von-der-Stelle-kommen", wenn der Tagesmarſch noch vor einem liegt, macht äußerſt mißmutig und ſpannt in einer Weiſe ab, daß es die Leiſtung der Truppe mehr herunterſtimmt als der Marſch ſelbſt. Endlich erkannten wir auch die teilweiſe Urſache des Stockens — die unvermeidlichen grauen Planwagen und die grauen Ochſenherden. Gegen vier Uhr — wir hatten mehr als zehn Stunden gebraucht, um einen Weg von zwei Meilen zurückzulegen —, bezogen wir auf einer waldreichen Hochebene das Biwak. — Solche kleine Kalamitäten werden in der Regel bei der Beurteilung der Leiſtung der Truppen nie berückſichtigt, weil ſie ſich der Berechnung entziehen. Sie ſpielen aber im Felde doch eine recht bedeutende Rolle und ſind wohl öfter, als man anzunehmen geneigt iſt, die Urſache für die Differenzen, die ſich ſo oft zwiſchen dem ergeben, was die Truppen theoretiſch leiſten ſollen, und was ſie praktiſch auszuführen imſtande ſind.

Der Wald bot reichliches Material zu Hütten, die ſich daher mit größter Schnelle in vollendeterer Geſtalt als gewöhnlich erhoben. Ohne dieſen Hüttenbau wären die Krankheiten jedenfalls zeitiger eingeriſſen. Die Öſterreicher befolgten dasſelbe Syſtem, aber, wie es mir ſchien, mit weniger Konſequenz und in geringerer Vollkommenheit. Dieſe Erfahrungen regen von neuem die Frage über die franzöſiſchen tentes-abrits an, die wohl einen noch weit beſſeren und ſchneller hergeſtellten Schutz gewähren. Wenn ſie indeſſen vom Mann getragen werden ſollen, ſo würden in einem Feldzuge wie dieſen ihre nachteiligen Wirkungen die Vorteile wieder aufwiegen. Auf welche andere Weiſe ſie ſonſt fortzubringen wären, ohne den Troß, dieſe größte Plage einer zurückgehenden Armee, ungebührlich zu vermehren, gehört zu den noch zu löſenden Fragen. —

Es wurde uns heute ein Überfluß zuteil, der bisher gänzlich gefehlt hatte — der Wein. Das Bataillon hatte von einem ſtehengelaſſenen öſterreichiſchen Wagen ein mächtiges Stückfaß mitgenommen. Die Folge war, daß ſich die Kompagnien in etwas angeſäuſeltem Zuſtand zur Ruhe legten und einen wahren Bärenſchlaf ſchliefen, aus dem es am anderen Morgen ſchwer wurde, die Leute wieder zum Bewußtſein zu bringen.

Einen höheren Gebirgsrücken überſchritten wir am folgenden Tage. Gegen die Böhmen unterſchieden ſich die mähriſchen Einwohner ſehr zu ihrem und unſerem Vorteil. Sie ſprechen Deutſch, ſind freundlicher und gefälliger und erſcheinen weit wohlhabender und intelligenter; auch fanden wir nirgends

mehr die stupide Angst, welche die Tschechen dazu trieb, vor uns in sinnloser Flucht Haus und Hof zu verlassen.

Weiterhin erreichten wir eine Höhe, von der sich ein prachtvoller Blick auf das breite, fruchtbare Marchtal und jenseits auf die blauen Sudeten und das Altvatergebirge öffnete. Die schlechte Straße mit ihren Bergen, Windungen und Löchern mochte vor uns schon manchen Trainknecht zur Verzweiflung getrieben haben, und was sie den Pferden geworden, konnten wir nur zu deutlich an den Kadavern erkennen, welche hier und da auf den Rändern lagen. Um nur etwas zu retten, war ihnen oft der Schweif abgeschnitten.

Auf dem Biwak an der Grenze des Marchtales gab das Bataillon die zweite Kompagnie zur Feldwache und die dritte zur Unterstützung ab. Wir waren elf Stunden auf den Beinen gewesen, hatten dabei aber nur zweieinhalb Meilen zurückgelegt.

Schon seit einigen Tagen nahmen die Darmerkrankungen sehr überhand, die in verschiedenen Fällen bereits in bösartige Ruhr übergingen. Es fehlte dem Bataillon an Medikamenten, seitdem bei Königgrätz der unbehilfliche Medizinwagen hatte zurückgelassen werden müssen. Auch mich ergriff die Krankheit, und ich ließ mir daher Erlaubnis erteilen, die Nacht nicht auf dem Biwak, sondern im nahen Dorfe zubringen zu dürfen. Ich quartierte mich in der Stube unseres vortrefflichen Bataillonsarztes ein, der zum Glück noch ein paar Opiumpulver besaß, die er mir verabfolgte.

11. Juli. Nach einem für meinen Zustand zu festen Schlaf wachte ich gebessert auf und begab mich wieder zu meiner Kompagnie. Es wurde um sieben Uhr aufgebrochen, um Olmütz zu erreichen. Obwohl das Marchtal ausgebreitet vor uns lag und wir Olmütz in ihm nur zwei Meilen entfernt wußten, konnten wir es doch nicht entdecken, denn ein flacher Höhenzug verdeckt Festung und Stadt vollständig. — Der Marsch, den wir zurückzulegen hatten, gehört zu den eigentümlichsten des Feldzuges. Er bestand aus einem so wunderlichen Zickzacksystem, daß er sich auf die doppelte Länge der geraden Entfernung ausdehnte, obgleich kein erkennbares Hindernis hierzu Veranlassung gab. Wir wechselten nicht weniger als fünfmal die Richtung, indem wir, einen rechten Winkel schlagend, von der bisher innegehaltenen abwichen und die entgegengesetzte verfolgten. Dabei gab die Karte einen kurzen direkten Weg bis zu unserem heutigen Bestimmungsort deutlich an. Warum wir ihn nicht einschlagen durften, wird wohl um so mehr ein Geheimnis bleiben, als wir dadurch auch den fürchterlichen Stockungen entgangen wären, die uns an der Festung erwarteten.

Hinter Togzolan passierten wir die Reihe der Forts und Schanzen, welche Olmütz in einem so weiten Umkreis umziehen und ihm seinen Wert als großartigen Waffenplatz verleihen, den es auch jetzt für uns bewähren sollte. Die Befestigungen krönen hier den Hügelzug, der uns die Stadt bisher

verbarg, und beſitzen eine vorzügliche, das ſanft abfallende Vorterrain beherrſchende Lage. Wir kamen hart an einem Fort vorüber, deſſen Beſatzung eben durch eine andere Abteilung abgelöſt wurde. Olmütz ſelbſt lag nun vor uns, zu unſerem Ärger erblickten wir aber wieder lange Reihen von Wagen und Reiterei, die ſich auf mehreren Wegen konzentriſch herandrängten. Wir ſtießen mit einem Ulanenregiment zuſammen, welches uns lange Zeit den Weg verſperrte. Dann gerieten wir wieder mitten in eine Wagenkolonne, und das alte Elend mit Stehenbleiben, Durchwinden, wieder Haltmachen und wieder Hetzen bildete ſich von neuem ſtundenlang in größter Vollkommenheit aus, diesmal in einer ſolchen Atmoſphäre grauen Chauſſeeſtaubes, daß man die Luft mehr kauend als atmend zu ſich nehmen mußte. Endlich langten wir bei Neugaſſe an und durchſchritten nun mit dem letzten Winkel, den unſer Marſch bildete, eine von Biwaks aller Truppengattungen beſetzte Niederung. Hier alſo ſchien der Sammelplatz des Heeres zu ſein! Eine öſterreichiſche Armee war alſo noch vorhanden, und wir trafen ſie jetzt in einer Stellung, die, wie wir ſehnlichſt hofften, manches wieder ausgleichen und gutmachen konnte. Mochten unſere Erwartungen nach dieſer Richtung nun groß ſein oder nicht, jedenfalls blieb es unbeſtritten, daß wir einen Hafen erreicht hatten, der uns einige Erholung zu verſprechen ſchien. Das war in höchſtem Grade erforderlich. Nicht nur, daß alles Material, das Schuhwerk und ſo weiter, auf das dringendſte der Ausbeſſerung bedurfte, ſo war es auch nicht zu verkennen, daß die Leiſtungsfähigkeit entſchieden im Abnehmen begriffen war. Wir hatten in fünfundzwanzig Tagen vierundſechzig geographiſche Meilen zurückgelegt und ein Gefecht und eine Schlacht geliefert. Wenn man in Anſchlag bringt, wie oft wir hierbei die doppelte und dreifache Kraft aufwenden mußten, deren es bei Friedensmärſchen zur Bewältigung der Marſchſtrecken bedurfte, ſo kann das ſchließliche Reſultat gar nicht verwundern.

Unſer Biwak lag einige hundert Schritte weſtlich vom Dorfe Neuſtift. Mit dem Begriff eines verſchanzten Lagers, als welches Olmütz berühmt iſt, hatten wir die Idee verbunden, daß ein ſolches Lager bereits im Frieden, ſicher aber bei Beginn der Wehrbarmachung der Feſtung, in gewiſſer Hinſicht vorbereitet ſein müſſe. Worin dieſe Einrichtungen beſtehen und wieweit ſie gehen würden, ſchwebte uns zwar nur undeutlich vor; der Gedanke, daß wir vielleicht Baracken oder Zelte vorfinden würden, lag ziemlich nahe, aber ſelbſt wenn wir dieſe Hoffnung zu kühn finden wollten, ſtand es doch jedenfalls feſt, daß ſich das Biwak durch reichliche Waſſerverſorgung, leichte Herbeiſchaffung von Holz, Lebensmitteln und Lagerſtroh und durch erforderliche Anſtalten für Reinhaltung des Platzes vorteilhaft auszeichnen werde. Unſere Enttäuſchung war daher groß, als wir in einem Getreidefeld mit kaum Sektionsabſtand in Kolonne aufmarſchieren mußten und, dicht angedrängt, vor und neben uns andere Bataillone die gleiche Stellung einnahmen, ſo daß kaum zehn Schritte Zwiſchenraum blieben. Dabei hieß es, das Holz könne auf dem Holzhof in

Olmütz geholt werden, Wasser dürften wir aber nicht in Neustift schöpfen, sondern nur in Gieshübel, das dreiviertel Stunde weit in der Richtung lag, aus der wir kamen. Von einem Busch oder sonstigen Material für Hüttenbau war außer dem Weizen, in dem wir standen, nicht die Rede. So entschied sich denn im ersten Augenblick, daß dieses Biwak im „befestigten Lager" sicher das schlechteste war, das wir bisher bezogen.

Die erste Sorge befaßte sich damit, daß der Weizen möglichst wenig niedergetreten, sondern zwischen die Kompagnien geteilt werde, um ausgerauft zu werden und sodann zu kleinen Wetterschirmen Verwendung zu finden. Die Fassungen kamen sehr spät aus der mit Fuhrwerk überfüllten Festung, sie waren aber nach allen Richtungen vollständig und reichlich.

12. Juli. Die ausgiebigere Nachtruhe tat wohl. Es wurde nach Hause geschrieben, der Koffer kam endlich zum Vorschein und gewährte frische Wäsche, in Sachen und Notizen brachte man wieder etwas Reinlichkeit und Ordnung — man hatte ein Sonntagsgefühl wie nach einer besonders arbeitsschweren Woche.

In der Kompagnie gab es viel zu tun. Durchsichten, Bekleidungsbedarf anzeigen, Schuhwerk reparieren, reinigen, putzen, ordnen usw. Die Zeit mußte benutzt werden, da wir gewärtig sein konnten, jeden Augenblick wieder in Marsch gesetzt zu werden. Ein vorläufiger Befehl stellte den Aufbruch sogar schon für den anderen Tag in Aussicht. Doch wurde er später widerrufen.

Mittags nahm ich mir einige Stunden Urlaub und ging mit Hauptmann v. Dzimbowski nach Olmütz. Die Stadt war eine halbe Stunde von unserem Platz entfernt. Die innere Befestigung scheint aus einem einfachen bastionierten Wall mit Wassergraben zu bestehen und, in Rücksicht der durch die vorgelagerten Forts weit vorgeschobenen Verteidigungsfront, keine besondere Sorgfalt zu genießen. Die Bauart von Olmütz ist ziemlich altertümlich und in einzelnen Punkten höchst malerisch. Namentlich gewährt das in seiner ursprünglichen Anlage gotische, in den späteren Zutaten aber im Frührenaissancestil gehaltene alte Rathaus mit seinem Turme und einer reizend leicht geschwungenen Loggia ein sehr hübsches Bild, um welches sich ein figurenreicher Brunnen und die gewaltige, überreiche Dreifaltigkeitssäule prächtig gruppieren. Auch die eine der Kirchen, ich glaube Moritzkirche, ist ein interessanter Bau, dessen zertrümmerter Turm an frühere Kriegsereignisse gemahnt.

Es war ein lebhaftes soldatisches Treiben, österreichische und sächsische Offiziere füllten alle Straßen, Plätze, Cafés und Restaurants. Alle größeren Gebäude, die früher sichtlich geistlichen Zwecken gewidmet waren, dienten jetzt als Kasernen, Hospitäler und Magazine. Eine Kirche, im Jesuitengeschmack reich geschmückt, bildete den Stapelplatz für Mehl, Getreide und Hafer, die staubigen Säcke lagen bis hoch hinauf, den goldenen Altar erdrückend.

Unser erster Weg war nach einem Wannenbad, der nächste in das Speisehaus von Bauer. Ich weiß nicht, was herrlicher war, die wiedererlangte

Reinlichkeit oder das kräftige Eſſen mit dem glühenden Ungarwein! Nach Tiſch vollendeten wir die Genüſſe des Tages durch ein Glas Kaffee im Kaffeehaus der Offiziere, der Hauptwache gegenüber.

13. Juli. Wir vermochten nicht zu überſehen, wie viele ſich in und bei Olmütz befanden, und konnten auch keine beſtimmten Nachrichten darüber erlangen. Die Zahl war aber jedenfalls recht bedeutend und betrug mehrere Armeekorps. Es lagerten auch noch auf den anderen Seiten der Feſtung Heereskörper. Die Nachteile einer ſolchen Aufhäufung auf hierzu in keiner Weiſe vorbereiteten Lagerſtellen machten ſich bald geltend, zumal auch das nicht mal geſchah, was in dieſer Hinſicht noch leicht hätte nachgeholt werden können. — Die Latrinen befanden ſich mitten zwiſchen den Truppen, die Schlachtplätze, auf denen das Gedärm liegen blieb, unmittelbar neben ihnen, und einige hundert Schritt weiter wurde im freien Felde eine Schinderei in Betrieb geſetzt, in der den gefallenen Pferden die Haut abgezogen wurde und die Kadaver tagelang liegen blieben. Da eine heiße Sonne in dieſen Tagen brannte, iſt es erklärlich, daß das Lager bald ein mephitiſcher Dunſt erfüllte. Dazu kam, daß das Waſſer der mehr und mehr ausgeſchöpften und getrübten Ziehbrunnen, welches ſchon zu Anfang ſchlecht genug geweſen war, immer brauner und ſchlammiger wurde. Die Lieferung des Fleiſches erfolgte nach wie vor in ganz friſchſchlachtenem Zuſtand.

Wir bemerkten die Einflüſſe der letzten Märſche, verbunden mit dieſen gegenwärtigen Übelſtänden, nur zu ſchnell an dem ſich verſchlechternden Geſundheitszuſtand. Die Ruhr nahm überhand. Mehr oder weniger befand ſich bald ein jeder unter dem Einfluß ähnlicher Krankheitserſcheinungen. Das Hoſpital erhielt täglichen Zuwachs, obgleich alle, die ſich noch irgend aufrecht halten konnten, ſich lieber im Biwak forthalfen, da die Lazaretteinrichtungen der Feſtung ſich als ſo unzureichend erwieſen für das ſteigende Bedürfnis, daß ſie ſelbſt hinter den beſcheidenſten Anforderungen weit zurückblieben.

Es war ſchon längſt für notwendig erkannt worden, die Gewehre abzuſchießen und zu reinigen. Noch immer erſchien das aber unter den Verhältniſſen, die uns beherrſchten, bedenklich. Der weit hörbare Schall des Feuers ſo bedeutender Abteilungen konnte leicht irgendwelche Mißverſtändniſſe herbeiführen. Hier endlich wurden die Gewehre in die March abgefeuert, aber freilich mit einem Erfolg, der das Vorderladungsgewehr in kein gutes Licht zu ſtellen geeignet war. Mehr als die Hälfte aller Schüſſe ziſchte nur zum Rohr heraus, und viele bedurften vorher einer ſo peinlichen Nachhilfe mit Bohren und Aufſchütten, daß dieſe Gewehre für ein Gefecht als unbrauchbar zu erachten geweſen wären. Eine nicht unbedeutende Zahl Patronen ließ ſich aber ſelbſt auf dieſem Wege nicht entfernen, ſondern mußte mit dem Krätzer uſw. ausgebohrt werden, ein ſehr zeitraubendes und unſicheres Geſchäft, bei dem oft der Ladeſtock abbricht.

Nachmittags ging ich wieder nach Olmütz. Ich sah hier Benedek im Café. Ein kleiner, hagerer Mann mit Adlernase, festen Gesichtszügen und wellig aufgewichstem, schwarzen, ungarischen Schnurrbart. Er las seine Zeitungen und nahm wenig Notiz von der Umgebung. Eigentlich soll es seine Art sein, sich stets an den Tisch der jüngsten Offiziere zu setzen, um an ihrer in ungeniertester Weise fortgeführten Unterhaltung teilzunehmen, wie denn überhaupt das System seiner Kommandoführung größtenteils darin bestehen soll, sich der Jüngeren gegen die Älteren, der Untergebenen gegen die Vorgesetzten anzunehmen. Jetzt wußten wir nicht, ob Benedek noch das Kommando führe; das Gerücht hatte ihn bereits abgesetzt, und die Art und Weise seines persönlichen Auftretens in Olmütz sah nicht nach dem eines Armee-Oberkommandanten aus. Er ging ohne Begleitung und wurde kühl empfangen. Man sah ihn selten im Gespräch. Das Glück hatte schon streng über ihn gerichtet — es durfte niemand mehr scheuen, seinen geringen Witz in den größten Schmähungen die Zügel schießen zu lassen[1]).

14. Juli. Heute besuchte ich das Olmützer Hospital, um zu sehen, ob sich nicht etwas für meine daselbst untergebrachten Leute tun lasse, unter denen sich auch Unteroffiziere und mein Feldwebel befanden. Es war ein wahrhaft grauenhaftes Bild, welches sich vor mir entrollte. Das schöne, riesige Gebäude, das mit vier Flügeln einen mächtigen Hof umschließt und mit breiten, luftigen Korridoren und Treppen für die Erhaltung gesunder Luft vorzüglich gebaut erscheint, war durch Tausende von Kranken und Verwundeten dergestalt vollgestopft, daß diese Unglücklichen alle Gänge und Treppen füllten und der Hof noch gedrängt voll solcher stand, denen der Einlaß nicht gestattet wurde. Vom Fieber durchschüttelt, von Schmerzen geplagt, lagen die Kranken und Verwundeten halbtot, oft ohne Stroh auf den nackten Steinplatten, und ein Pestgeruch ging durch das ganze weite Haus. Die Verwundeten blickten regungslos auf ihre verstümmelten Glieder und schienen ruhig zu warten, bis der Tod sie von ihren Leiden erlösen werde. Der österreichische Soldat zeigt als Verwundeter eine stille Ergebung, welche etwas Edles und Rührendes besitzt. — Man sah in diesem Elend nicht eine helfende Seele. Gewiß ist mancher auf diesen Treppen und Gängen gestorben, ohne irgendwelchen Beistand erhalten zu haben! — Jemand zu finden, war mir nicht möglich, denn es gab niemand, der etwas tat und wußte. Zufällig begegnete ich endlich einem verwundeten Korporal meiner Kompagnie. Seine Schilderungen erhellten das Gesehene in nichts. Von ärztlicher Hilfe war kaum die Rede. Wer Arzenei haben wollte, sich fortzuschleppen imstande war und sie bezahlen konnte, ging in die Apotheke, klagte seine Not dem Provisor und

[1]) Tatsächlich kommandierte Feldzeugmeister Ritter von Benedek zu jener Zeit noch die österreichische Nordarmee. Erst am 28. Juli wurde er vor die militärische Untersuchungskommission zu Wiener-Neustadt gestellt.

kaufte das, was dieſer für gut hielt. Wer es möglich machen konnte, ſuchte wieder fortzukommen.

Die Haupturſache dieſer Übelſtände mochte darin zu ſuchen ſein, daß man einen derartigen ſtarken Andrang nicht vermutet hatte. Unerklärlich bleibt es aber, warum nicht wenigſtens proviſoriſche Maßregeln, unter anderem durch Herbeiziehung von privater Hilfe, getroffen wurden. Olmütz beſaß weder an Gebäuden noch an Vorräten Mangel, ſeit der Schlacht waren zwölf Tage verfloſſen, und daß das ſich heranwälzende Heer viel Verwundete und Kranke mit ſich bringen werde, konnte füglich vorausgeſehen werden. Auch muß ich geſtehen, daß es mich gewundert hat, daß unter dieſen Umſtänden nicht ſofort ein ſächſiſches Hoſpital in Olmütz errichtet worden iſt. Es ſind eine nicht unbedeutende Zahl Zivilärzte mit der Armee marſchiert, die wenig oder keine Verwendung gefunden haben. Hier in Olmütz hätten ſie ein für uns höchſt ſegensreiches Feld der Tätigkeit gehabt.

Ich ſah wieder Benedek, außerdem noch Feldmarſchalleutnant Baron Ramming, Kommandanten des achten Korps.

In der Nähe unſeres Biwaks war geſtern die öſterreichiſche Brigade Baron Rothkirch, die beiden ungariſchen Regimenter „Großherzog von Toskana“ und „Mamula“ eingerückt, und deren Offiziere ſtatteten uns als Nachbarn in corpore einen Beſuch ab, während ich mich in der Stadt befand. Heute abend ſollte unſer Gegenbeſuch erfolgen, wozu wir unſere Muſik beſtellten. Wir trafen die Herren vorbereitet und wurden in altöſterreichiſcher Weiſe aufs liebenswürdigſte und herzlichſte empfangen. Es wurde ſofort Brüderſchaft gemacht, umarmt und geküßt. Eine naturwüchſige Heiterkeit, eine harmloſe Offenheit herrſchte vom erſten Augenblick der Begegnung im gegenſeitigen Verkehr, ſo daß die Wolken, welche ſo ſchwer auf uns lagen, wenigſtens für den Augenblick ſich zerteilen mußten. Unſere Muſik und die beiden Muſikbanden der Brigade ſpielten. Die Nationalhymnen wurden ausgetauſcht und dann von den Öſterreichern Czardaſch aufgeſpielt, wozu die Mannſchaft tanzte. Unter ihr befanden ſich Zigeuner, ſchwarz wie Abeſſinier, elegant gebaut und gewandt, welche mit der Leidenſchaft, die ſie in den beweglichen charaktervollen Tanz legten, ein prachtvolles nationales Schauſpiel gaben. Vier Brüder unter dieſen Zigeunern, einer dem andern zum Verwechſeln ähnlich, mit intelligenten Geſichtern, dienſtwillig und freundlich, fielen beſonders auf und ließen dieſen merkwürdigen, uns noch neuen Menſchenſchlag in ſeinem ſchönſten Licht erſcheinen.

Die Offiziere hatten ſich ein gemeinſchaftliches großes Biwak vortrefflich eingerichtet. Drei oder vier rieſige runde Erdtiſche von zwölf bis fünfzehn Ellen Durchmeſſer und rundumlaufenden Raſenbänken, an denen je ſechsunddreißig bis vierzig Perſonen Platz fanden, waren angelegt worden. An dieſen Tiſchen wurde ein echt ungariſches Gulaſch in großen Feldkeſſeln und vorzügliches Bier ſerviert, und als die Dämmerung hereinbrach, ſteckte

man in der Mitte eines jeden dieser Tische in einer hierzu vorgerichteten Vertiefung ein mächtiges Biwakfeuer an. Dazu ging die Sonne glühendrot im Westen unter, die Sterne kamen am dunklen Nachthimmel heraus, und die Offiziere, welche sich in den kleinen Garnisonen zu einer Art Liedertafel zusammengetan hatten, sangen im Chor gute alte deutsche Lieder. Der Abend war und blieb ein unvergeßlicher, ein wahrhaft waffenbrüderliches Beisammensein, wie wir es nur dies eine Mal genießen sollten. Der gewöhnliche Verkehr mit den österreichischen Kameraden, wie wir ihn bisher gefunden und ferner fanden, war leider nur zu weit davon entfernt. — Unsere Hoffnung belebte sich fast von neuem. Gab es noch viele solche frische Elemente in der Armee, so konnte noch manches sich zum Besseren wenden. Die Brigade, welche zum achten Korps gehörte, hatte an der Schlacht nicht teilgenommen, war überhaupt zum Leidwesen der Offiziere noch so gut wie nicht ins Feuer gekommen. Sie hatte am 3. Juli einen rückwärts gelegenen Punkt zu besetzen gehabt. Der Wunsch lag nahe, daß diese braven Regimenter mit dort gewesen wären, wo sie hingehört, auf unsern linken Flügel. — Mit solcher Gesinnung hätten sie wohl auch die übrigen österreichischen Regimenter bei ihrer Pflicht erhalten! — Generalmajor Baron Rothkirch war stiller und ernster als seine Offiziere; ein Mann von einigen vierzig Jahren, in seinem ruhig vornehmen Wesen machte sich der Norddeutsche kenntlich. Aus den Augen sprachen ein klarer Verstand, ein fester, selbstbewußter Wille. Er stand in großem Ansehen.

Für morgen hatte die Brigade Befehl zum Aufbruch erhalten, um mit Tagesanbruch auf der Straße nach Kremsier und Wien vorzugehen. Die Offiziere hofften, dabei an den Feind zu kommen, und freuten sich auf das „Raufen". Es wurde ihnen mancher Trunk „Auf gute Verrichtung" dargebracht. So saßen wir bis tief in die Nacht an den Feuern, während die Mannschaften ringsum im Chorus schnarchten. Die jüngeren Kameraden blieben sogar bis zum Aufbruch der Brigade und kehrten erst mit dem Morgen zurück.

15. Juli. Das hiesige Biwak war uns nachgerade unerträglich geworden. Mit jedem Tage mehrten sich die Übelstände. Zuletzt trat noch, infolge der anhaltenden Hitze und Trockenheit, ein ungemein lästiger Staub hinzu. Eine übelriechende, dicke, unbewegliche Atmosphäre brütete über der Ebene, und aus ihr schien sich ein unheimliches Gift entwickeln zu wollen. Stündlich mußten wir den Ausbruch der Cholera erwarten. Abgesehen von den vielen Kranken brauchte man nur die Gesunden anzusehen, um an ihrem Zustand zu erkennen, daß sich alle in einer Verfassung befanden, die nur der leichtesten Berührung mit dem Kontagium bedurfte, um sofort in Cholera überzugehen. — Welch andere Gefahren noch das enge Beisammenliegen bot, ersahen wir, als es plötzlich bei einem österreichischen Bataillon zu brennen anfing und das Feuer über die dürren Stoppeln und die Wetterschirme wie

auf einer amerikaniſchen Prärie dahinlief. Zum Glück ſtand der Wind abwärts und hinderte eine größere Ausbreitung.

In betreff des Dienſtes und der Inſtandſetzung des Materials war der Aufenthalt von günſtigem Einfluß. Die Verluſtanzeigen wurden eingereicht, die Munition ergänzt, die Gewehre inſtandgeſetzt, Torniſter und Lederzeug repariert, die Stiefel beſohlt und die Beinkleider geflickt, die Wäſche in der March gewaſchen und die Leute gebadet. Dieſe Reſultate zu erreichen, konnte jedoch nicht der einzige Zweck des langen Aufenthaltes ſein. Früher gegebene aber widerrufene Befehle bewieſen, daß unſere Anweſenheit ſich über die urſprüngliche Abſicht hinaus verlängert hatte, und der in der letzten Zeit nach und nach ſtattgehabte Abmarſch einer größeren Anzahl öſterreichiſcher Truppen zeigte, daß es nicht in der Abſicht liegen konnte, hier eine zweite Schlacht anzunehmen.

Sowohl die politiſchen wie die militäriſchen Verhältniſſe ſchienen unklar und ſchwankend. In Olmütz gab es Zeitungen, aber es ſtand nichts darin. Durch ſie erfuhren wir nur die erfolgte Abtretung Venetiens an Frankreich und das Mißlingen der Waffenſtillſtandsverhandlung mit Preußen. Öſterreichiſche Offiziere wußten zwar ungeheuer viel von dem zu erzählen, was geſchehen werde, und noch viel mehr von dem, was geſchehen ſollte; ihren Anſichten lag aber in der Regel eine ſo kindliche Unkenntnis deſſen, was ausführbar und möglich ſei, und eine ſo rührende Gläubigkeit für alles Unwahrſcheinliche zugrunde, daß ſie uns ſelten von irgendeinem Wert erſchienen.

Wir Sachſen befanden uns in einer peinlichen Lage. Unſer Glaube an die öſterreichiſche Armee war vernichtet, durch Phantaſiebilder konnten wir uns nicht aufrichten laſſen, wohl aber mußte uns das ſcheinbare Ruhen der Operationen mehr und mehr mit Beſorgnis erfüllen. Es war nicht anzunehmen, daß der bisher ſo tätige Feind dieſe Zeit ungenützt vorübergehen laſſen werde, und die durch ſehr beſtimmte Gerüchte unterſtützte Vermutung, daß er unſer Ausweichen nach Olmütz benütze, um auf dem kürzeren Wege über Brünn auf Wien zu marſchieren, mußte endlich zur Gewißheit werden. Unter ſolchen Verhältniſſen in der Gefahr zu bleiben, abgeſchnitten und eingeſchloſſen zu werden, während ſich unſer König in Wien befand, war höchſt beunruhigend, und die umlaufende Nachricht, daß uns der König nach Wien zurückverlangt habe, ohne ſeinen Wunſch bisher durchſetzen zu können, trug zur Erhöhung unſeres Unbehagens bei.

Endlich glaubten wir die Erlöſung nahen zu ſehen. Geſtern war begonnen worden, die erſte Infanteriediviſion per Eiſenbahn nach Wien zu befördern und nach dem erlaſſenen Befehl ſollte unſer Bataillon morgen, den 16., früh neun Uhr, ebenfalls auf dieſem Wege folgen. Die eingegangenen Neuigkeiten, daß Erzherzog Albrecht mit dem größten Teil der Südarmee aus Italien herbeieile und das Oberkommando übernehme, ſowie die überſchwenglichen Beſchreibungen des bei Floridsdorf bei Wien diesſeits der Donau

erbauten festen Lagers, in dem sich Nord- und Südarmee sammeln würden, um eine zweite Entscheidungsschlacht zu liefern, vermochten die Zuversicht wenigstens etwas wieder zu heben. — Doch noch am heutigen Vormittag sollten die Würfel anders fallen.

Ungefähr von acht Uhr an hörten wir südlich von uns, also in der Richtung, welche die March und die Eisenbahn, unsere Abmarschlinie, nehmen, Geschützfeuer. Dasselbe wurde bald sehr heftig, veränderte die Stelle wenig und entfernte sich jedenfalls nicht. Einige österreichische Truppen, die in unserer Nähe lagerten, brachen auf und marschierten dem Feuer zu. Gegen Mittag war es verstummt. Zu derselben Zeit traf ein österreichischer Artilleriehauptmann ein. Er erzählte, daß eine ganze Geschützreserve — es hieß vierzig Geschütze — von preußischen Kürassieren genommen worden sei, und daß er selbst dabei seine ganze Batterie verloren habe. Nach einiger Zeit verlautete, sächsische Reiterei hätte jene verlorenen Geschütze wieder herausgehauen, aber dieses Gerücht war unbestimmter als das erste. Bald erhielten wir ein anderes untrügliches Anzeichen vom Ausgange jenes Kampfes.

Es kamen „Teile" der Brigade Rothkirch zurück nach dem Biwak, den sie innegehabt, das heißt einzelne zusammengeschmolzene und halbe Kompagnien, abgetrieben, niedergeschlagen, in schlechter Ordnung und Haltung, ähnlich wie wir schon so viel österreichische Infanterie gesehen hatten. Also auch sie! Ein tiefbetrübendes Gefühl überkam uns bei diesem Anblick.

Durch die Offiziere erhielten wir Berichte. Die Gefechte, deren Lärm wir gehört, waren bei Dub und Tobitschau geliefert worden. Sie hatten in dem Angriff eines preußischen Korps auf die Brigade Rothkirch bestanden, welche den Auftrag gehabt hat, durch ihren Marsch diesseits der March die Eisenbahntransporte jenseits, namentlich aber den wichtigen Knotenpunkt Prerau, zu decken. Mit größter Erbitterung beschuldigten diese Offiziere den Generalstabsoffizier, der die Brigade zu führen beauftragt gewesen war. Obwohl schon längst auf den Anmarsch einer Kolonne aufmerksam gemacht, soll er so entschieden die Unmöglichkeit behauptet haben, daß es der Feind sein könne, daß jede Vorsicht außer acht gelassen worden ist und die Preußen die österreichischen Truppen mitten im Marsch haben überfallen können. In dem sich daraus entspinnenden heftigen und höchst blutigen Gefecht ist die Brigade endlich geschlagen worden und hat sich genötigt gesehen, sich größtenteils nach Prerau zurückzuziehen, während einzelne Abteilungen nach Olmütz abgesprengt wurden. Eine große Zahl der liebenswürdigen Kameraden, mit denen wir gestern einen so heiteren Abend verbrachten, war tot oder verwundet.

Diese Nachrichten gaben uns die Gewißheit, daß der Weg über Prerau abgeschnitten sei. Wir fürchteten daher für die Truppen, welche erst heute dahin abgegangen waren. Was infolge dieser, wie es schien, ganz unvorhergesehenen Veränderung der Lage mit uns, dem Rest der Sachsen bei Olmütz, werden sollte, unterlag großen Schwankungen. Wir setzten uns aus dem

dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Bataillon, dem vierten Jägerbataillon und der Artillerie-Brigade Grünewald zusammen. Nachdem das Korpskommando bereits nach Wien abgegangen war, standen wir unter dem Divisionär Generalleutnant von Stieglitz. Anfänglich wurde noch von der Möglichkeit gesprochen, Prerau mittels Eisenbahn zu erreichen, später verschlimmerten sich aber die über die Freiheit der Straßen eingezogenen Erkundigungen. Da die Möglichkeit, auf dem rechten Ufer der March abzumarschieren benommen war, mußte über den Fluß gegangen werden. Wohl nicht mit Unrecht wird behauptet, daß der Kommandant der Festung alle eingegangenen Nachrichten so gedreht habe, daß sie unserem Abmarsch die größtmöglichsten Hindernisse in Aussicht stellten. Die Vermutung lag nahe, daß er es nicht ungern gesehen hätte, uns zur Verteidigung der weitläufigen Werke unter der Hand zu behalten. Die Folge dieser tendenziösen Färbung der Berichte war die, daß wir heute wieder nicht abmarschierten, sondern nur nach Olmütz rückten.

Wie gern verließen wir das Biwak und gaben ihn sich selbst und den Tieren zurück, welche die Natur so weise bestellt hat, um ihren Haushalt in besserer Ordnung zu halten, als der Mensch den seinigen; — sie werden nachzuräumen gefunden haben! — Wir marschierten hinter dem Olmützer Rathaus an der Dreifaltigkeitssäule in geschlossenen Kolonnen auf und warteten so, bis die Nacht einbrach, auf die weitere Entschließung. Diese erfolgte endlich dahin, daß den Mannschaften große Säle, den Offizieren aber Bürgerquartiere angewiesen wurden. Das ganze fünfzehnte Bataillon fand in dem Redoutensaal Unterkunft. Als ich mit meinem Quartierbillett das bezeichnete Haus suchte, begegnete ich einem Herrn, der mich ansprach und sagte: „Nein, dahin gehen's net, kommen's zu mir!" Ich ging und fand ein sehr hübsches, behaglich eingerichtetes Zimmer.

16. Juli. Noch war kein Entschluß gefaßt worden, was heute werden sollte. Den getroffenen Anstalten nach mußte vorderhand aber ein Verbleiben in Olmütz als das Wahrscheinlichste gelten. In den Mittagsstunden traf jedoch überraschenderweise der Befehl zum sofortigen Aufbruch ein. Wir schlugen in rein östlicher Richtung die Chaussee nach Leipnik ein. Nur mit äußerster Anstrengung vermochte ich mich aufrecht zu erhalten, da schwere Verdauungsstörungen mich wieder seit einigen Tagen befallen hatten.

Der Zweck unseres Manövers war der, auf einem Umweg Ungarn und das Waagtal zu erreichen und in diesem über Preßburg hinter die Donau und nach Wien zu gehen. Da wir erst heute aufbrachen, nachdem vor vierundzwanzig Stunden der Feind die Marchübergänge gewonnen, konnten wir damit rechnen, daß er uns bei Leipnik zuvorkommen oder den kürzeren Weg in das Waagtal über Ungarisch-Brod einschlagen werde, um dort den Weg zu verlegen. Eine gewisse Spannung und Erwartung erfüllte uns daher. Da wir keine Reiterei zur Verfügung hatten, gab uns der Festungs-

kommandant einen Zug Husaren und einen Zug Ulanen mit, welche den Marsch bis Leipnik, bis wohin das Terrain ziemlich offen und eben ist, in der rechten Flanke aufklären sollten.

Der Gewitterregen verzog sich. Das Marschieren ging leidlich. Ungefähr auf halbem Wege nach Leipnik wurde ein Halt gemacht. Ich lag auf einem Chausseehaufen, als Oberstleutnant von Montbé, Chef des Divisionsstabes, in schnellem Trab vorüberritt und mir zurief: „Ich gratuliere!" Da ich nicht wußte, was er wollte, fragte ich, und er rief noch im Weiterreiten: „Für Königgrätz!" Die Art dieser Äußerung mußte mich auf den Gedanken bringen, daß ich, wenigstens vom Divisionskommando zum Orden notiert sei. Mir fuhr es durch Mark und Bein. Die plötzliche freudige Aufregung mitten in einer körperlich und moralisch so sehr gedrückten Situation hatte etwas Übermannendes. Als ich mich wieder auf meinen schmutzigen Steinhaufen legte und mir unwillkürlich das Andenken meines Vaters[1]) vor die Seele kam, das mich so beständig in diesem Feldzug begleitete, traten mir die Tränen in die Augen. —

Gegen Abend marschierten wir vor Leipnik wie zum Biwak auf, durften jedoch kein Feuer anzünden, weil der Feind sich nicht weit befände. Dann kam der Befehl, zur Nacht wieder aufzubrechen. Mit den Kräften war mir auch der Hunger wiedergekommen. Ich eroberte im nahen Gasthof ein warmes Rostbeef, obwohl es die Köchin händeringend verteidigen wollte, da es für den „General" bestimmt sei. Ich hatte indessen das beruhigende Bewußtsein, daß es für mich entschieden notwendiger war. Es tat denn auch mit einem Glas Wein vortreffliche Dienste.

In der Richtung auf Prerau sahen wir den Schein von Wachtfeuern, was uns überzeugte, daß die Preußen wirklich in der Nähe standen. Der um elf Uhr beginnende Nachtmarsch ermüdete die hungernden und bei dem allgemein herrschenden Krankheitszustand geschwächten Mannschaften ungemein. Etwa um drei Uhr früh erreichten wir Weißkirchen. Die Leute fielen auf das Pflaster und schliefen. Später konnte etwas warmer Kaffee gefaßt werden. Das munterte auf, und als wir den 17. Juli vor fünf Uhr abrückten, hätte man nicht denken sollen, daß wir bereits eine außergewöhnliche Leistung hinter uns hatten. Solche kleine Auffrischungen wirken aber nicht nachhaltig, wenn die Ernährung mangelt und die Grundkraft des Körpers verzehrt ist. Es währte nicht lange, so machte sich die allgemeine Erschöpfung wieder fühlbar. Sie nahm um so verderblicher zu, als die Sonne immer heißer zu brennen begann und der Marsch über fünf Stunden fortgesetzt wurde, ehe wir halten durften. Das Tempo ging auffällig langsam, da zu

[1]) Karl Heinrich von Einsiedel erwarb sich im österreichischen Feldzug 1809 als Adjutant des sächsischen Generals von Lecoq den Militär-Sankt-Heinrichsorden. Er starb als Generalmajor 1860.

größerer Schnelle niemand mehr fähig war. Hierzu kam die unabweisbare Notwendigkeit auf die vielen Fußkranken Rücksicht zu nehmen, die nur mit Anstrengung folgten. Je länger das Marschieren währte, je schwieriger es deshalb von Stunde zu Stunde wurde, desto mehr hätte getrachtet werden müssen, durch öftere Halte eine wenigstens momentane Erholung zu gewähren. Es war sicher ein Fehler, daß man dies nicht gestattete. Hätten wir zwei- oder dreimal kurz gehalten, so wären wir kaum später am Bestimmungsort angelangt, denn der Marsch würde nicht so schleppend erfolgt sein und die große Zahl der Nachzügler wäre uns erspart geblieben. Auch wenn man die Gefahr, daß der Feind auf dem Fuße folgen konnte und es demnach galt, in möglichst kurzer Zeit einen gewissen Abschnitt zurückzulegen, noch so sehr in die Wagschale fallen läßt, so rechtfertigt das nicht eine auf Kosten der physischen Tüchtigkeit der Truppen erstrebte Eile; denn eben diese Eile hätte in diesem Falle etwa ein Viertel des ganzen Bestandes der Brigade — soviel betrugen wohl schließlich die Nachzügler — dem verfolgenden Feind widerstandslos in die Hände geliefert, während sich dieser bei minder eiligem, aber vollständig geordneten Marsch leicht hätte abweisen lassen.

Von Olmütz bis Wallachisch-Meseritzsch, wo wir die Nacht verbrachten, sind achteinhalb geographische Meilen. Sie wurden in einem einzigen Marsch ohne Verpflegung zurückgelegt. — Das entlegene Gebirgstal war durch unsere Ankunft in große Aufregung versetzt. Eine Menge Zuschauer fanden sich ein, die sich teilnehmenden und hilfreichen Sinnes erwiesen. Unsere Leute erhielten manches geschenkt. Die unfähig liegen gebliebenen Maroden trafen nach und nach ein und brachten aus den Ortschaften, in denen sie Aufnahme gefunden, Nachweise mit.

(Schluß folgt.)

Die Schweizerreise.

Roman

von

Jakob Schaffner.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Nachtgespräche.

Die Brüder stolperten miteinander die knarrende Holzstiege hinauf, traten in ihre Wohnung — Jakob nahm das Treppenlämpchen mit hinein —, zogen sich aus und gingen zu Bett. Viel gesprochen wurde nicht mehr. Als Jakob das Lämpchen löschte, schlug es halb ein Uhr vom Münster herüber. „Gute Nacht, Fritz," sagte Jakob. „Schlaf wohl!" „Gut Nacht," antwortete Fritz lakonischer.

Der Rhein rauschte tief und mit dem religiösen Grundton einer Naturkraft unter dem offenen Fensterchen der Brüder. In den Linden am Uferweg lebte seltsam und wunderbar der Nachtwind, aber die Brüder hörten nur Wind, das Seltsame und Wunderbare ging in anderer Gestalt in ihren Köpfen um. Jakob sah aus seinem Bett das mondbeschienene Münster mit dem farbigen Dach aus den Kronen der Bäume aufragen, die die Pfalz bestanden; es schimmerte vornehm und geisterte lieblich im Mondglanz und weckte in Jakob die wehmütige Erinnerung an das wenige Gute, das er in seinem Leben bisher genossen hatte, und an jenes, das ihm vor der Nase vorbeigegangen und viel bedeutender an Zahl und Ansehen war, und obwohl er wirklich nicht zu den begehrlichen Kreaturen gehörte, so erfaßte ihn doch urplötzlich eine heiße Sehnsucht nach dem Glück der andern und nach dem Besitz der großen, weiten Welt an Schönheit, Reichtum und Verführung. So weltliche und törichte Gedanken hat wohl nicht bald ein Gotteshaus in einer Christenseele geweckt, wie sie das hübsche kleine Münster dem armen Waisenkind des Glücks Jakob Kuhny erregte. Fritz sah nur die dunkle Universität, die Martinskirche und ein paar Sterne darüber, und da er nie besonders für subtile Gefühle und zarte Gedanken gewesen war, so machte er sich auch jetzt weiter keine; übrigens biß er die Zähne zusammen, weil er vor sich selber auf der Lauer lag, vorläufig mit ebensoviel Begehrlichkeit wie schlechtem Gewissen.

Die Schwarzwälderuhr tickte und schnarrte. In den alten Bettstellen bohrte der Wurm. Dann tappten ganz winzige nackte Füßchen über den Stubenboden; das war eine Maus, die sich aus ihrem Loch herausgewagt hatte und nach Krumen suchte.

Um halb zwei räusperte sich Fritz, und die Maus fuhr wie ein Strich unters Bett. „Hast du auch die Uhr aufgezogen?" fragte er halblaut, aber mit einer rauhen, unteilnehmenden Stimme; er wollte nur hören, ob Jakob noch wach lag.

„Nein, ich hab sie vergessen," gestand der Gefragte und erhob sich sofort, um die Versäumnis nachzuholen. „Du schläfst ja auch noch nicht?" bemerkte er dann, indem er in sein Bett zurückkehrte.

„Es ist verdammt heiß!" schimpfte Fritz.

„Ich will die Tür aufmachen, daß es ein wenig Durchzug gibt," schlug Jakob vor und stieg noch einmal aus dem Bett. Fritz gab darauf keine Antwort.

„Gut Nacht, Fritz."

„Nacht."

Der Rhein rauschte in seinen Tiefen und Untiefen und schlug traumhaft an die Ufer. In den Gärten über dem Fluß schrie ein Käuzchen. Dann schlugen die Turmuhren nacheinander wieder eine Viertelstunde. Und über alle Nachtgeräusche breitete der Mond seine tiefe und innigglühende Stille.

Als die Uhren wieder verklungen waren, miaute im Haus eine Katze. Jakob hob den Kopf vom Kissen. „Unsre Lisbeth," sagte er mild. „Ich will sie herein lassen, sonst läßt sie uns doch nicht schlafen." Er stand auf und ging durch die offene Tür ins dortige Dunkel hinein, um nach einer kleinen Weile in Begleitung der schnurrenden und erfreut mauzenden Katze zurückzukommen. „Es ist auch wieder ein Mäuschen da, Lisbeth," teilte er ihr mit; sie nahm die Anzeige zur Kenntnis, ohne für diesmal darauf einzugehen, vielmehr schwang sie sich mit einem zärtlich knurrenden Laut auf Fritzens Bett, und nach einigem begrüßenden Geschnupper setzte sie sich neben ihn auf die Matratze und fing an sich zu putzen. Fritz sah ihr stumm zu, und eine Weile vertrugen sich die beiden Bettgenossen ganz gut, bis die Katze zu einer Bewegung ausholte, die Fritz mißfiel; in der Folge davon kam sie unvermutet auf den Boden zu stehen. Dort stieß sie einen ärgerlichen Ton aus, vollführte die Bewegung trotzdem, schwang erwägend den Schwanz ein paarmal hin und her und sprang dann auf Jakobs Bett.

„Paß auf," warnte Fritz übelwollend, „sie hat sich wieder zu kratzen."

„O, einer mehr oder weniger," meinte Jakob duldsam und drehte sich nach dem Tier um; nun sahen ihm beide zu. Plötzlich saß das Käuzchen in den Linden vor den Fenstern und alarmierte die ganze Gegend mit seinem leise erregenden Ruf. Die Brüder vergaßen die Katze und hörten dem weissagenden Nachtvogel zu, die Gedanken in unbestimmten Weiten und die Ge-

fühle ungeordnet und verwildert in einem blühenden Schlinggestrüpp verfangen, unter dem eben so gut ein Dornröschen schlafen konnte wie die alltägliche Natter des Unfriedens. Nach einer klingenden und farbigen Viertelstunde flog der Vogel weiter. Eine Zeitlang tönte sein Ruf noch aus der Ferne; schließlich verlor er sich ganz. Nun rauschte wieder der Rhein und die Würmer bohrten. Die Katze schnurrte noch eine Zeitlang; dann suchte sie sich an der Wand einen weichen Platz auf der Bettdecke, rollte sich ein und begann zu schlafen; nach einer weiteren Viertelstunde schnarchte sie wie ein kleiner alter Mann.

Aber diese verwünschte Nacht schien nun einmal für alle möglichen Geschöpfe, nur nicht für die Brüder, zum Schlafen da zu sein. Als schon lange alles still gewesen war und Fritz bereits glaubte, daß Jakob im ersten Traum liege, hörte er, daß sich der ganz leise aus dem Deckbett wand und die Füße auf den Boden stellte. Fritz fuhr mit dem Kopf in die Höhe. „Wo willst du hin?"

Jakob erschrak richtig über den scharfen Anruf. „Ich? Nirgends," sagte er ehrlich und ein wenig gekränkt. „Ich will Wasser trinken." Zögernd ließ Fritz den Kopf aufs Kissen zurücksinken, und Jakob geisterte still hinaus. Wirklich brauste draußen auch der Wasserhahn auf, und die Röhren sangen hoch und tief. Dann wurde es still, weil Jakob trank. Endlich tauchte er aus dem Dunkel auf und schwebte auf sein Bett zu, wo er mit einem leisen Seufzer wieder unterkroch und sich eine Weile ganz ruhig verhielt. Aber nach fünf Minuten drehte er den Kopf nach seinem Bruder. „Du, Fritz, heute vor zwei Jahren und vier Monaten ist unsre Mutter gestorben," sagte er, von einer sehnsüchtigen Erinnerung überfallen. „Es war gerade um die Zeit." „Höre jetzt auf zu schwatzen!" erwiderte Fritz unwirsch, und Jakob verstummte.

Plötzlich trug der Nachtwind Lärm von Flintenschüssen das Rheintal herauf, der sich rasch ausbreitete und tiefer und dichter wurde. Maschinengewehrfeuer warf sich erregt dazwischen, und schon krachte Kanonendonner darüber hin, vier oder fünf heftige Schläge und später noch ein einzelner Nachschlag. Aber schon nach wenigen Minuten ließ der Infanterielärm nach, die Maschinengewehre verstummten, und als die Kirchenuhren dreiviertel drei schlugen, war wieder alles still.

Fritz hatte dem drohenden Nachtgeräusch mit aufgestützten Armen zugehört. „Diese Deutschen, verdammt!" knirschte er endlich, aber mehr für sich als für seinen Bruder.

„Immer müssen sie doch schießen," klagte der. „Können sie einander nicht nachts wenigstens in Ruhe lassen?"

Fritz stand erregt und ungeduldig auf.

„Was hast du im Sinn?" fragte Jakob.

„Kalt waschen will ich mich, damit man endlich zum Schlafen kommt," erwiderte Fritz leidend, beinahe verstört, und ging hinaus. Der Wasserhahn

brauste wieder auf, die Röhren sangen, und der Schüttstein plätscherte. Das dauerte nach Minuten; Fritz schien sich nicht genug tun zu können. Endlich kam er doch zurück; kohlnaß, wie er war, und leicht frierend ging er wieder zu Bett. „O Herrgottsdonnerwetter, ist das ein Leben!“ stöhnte er auf und warf sich so zornig und leidvoll auf seine Matratze, daß die Bettstatt in allen Fugen krachte.

Stille Wasser gründen tief, und Jakob war ein ausnehmend stilles Wasser. Wie nun so der Vogelruf noch in seiner Seele nachklang und sein einsames Herz unter der Bangigkeit zitterte, die der nächtliche Schlachtlärm darin geweckt hatte, und schon der neue Allarm, der aus Fritzens verräterischem Stoßseufzer tönte, ihn traf, und nachdem er so lange im stillen, prophetischen Mondschein auf den Grund seines Lebens hinabgeblickt hatte, wo seine Perlen langsam erblindeten und seine verschwiegensten bunten Fische standen und schliefen: da wurde ihm doch aus Süßigkeit und Bitternis ein einmütiges Gefühl, das sich gegen seinen Bruder wendete, erst noch sachte und ängstlich, doch mit aller Unerbittlichkeit, die nötig ist, um zu einer fruchtbaren Erkenntnis zu kommen und dann zu einem praktikablen Entschluß. So tief er seinen Bruder schätzte und liebte und in vielem bewunderte, so redlich erbitterte er sich allmählich gegen ihn, und als nun auch seine nie ganz verstummte Bedenklichkeit für das Glück des jungen Mädchens an der Seite dieses gierigen und unruhigen Burschen sich zu unbeschönigten Befürchtungen und zu ernsthaftem Mitleid steigerte, ließ er sich durch kein Zartgefühl länger zurückhalten, über die Verhältnisse so zu denken und zu urteilen, wie es ihm zumute war.

„Das Leben ist oft nicht so übel, wie der, der's lebt!“ antwortete er daher im tiefen Gefühl des Gerechten, der sich zögernd gegen die Ungerechtigkeit der Welt aufbäumt. „Ich glaube nicht, daß du dich über deins zu beklagen hättest. Du wirst nächstens ein schönes Mädchen heiraten, und mancher würde das Leben rühmen, wenn er mit dir tauschen dürfte. Lästere nur nicht.“

Über diese lange Rede Jakobs, der sonst den Mund nur zum Essen und zum Gähnen auftat, wunderte sich Fritz höchlich; zugleich verdroß sie ihn aber auch. „Du willst scheint's Pfarrer werden?“ meinte er. „Du kannst mir Unterricht geben, wenn ich dich darum bitte. Über die Konfirmandenzeit bin ich hinaus.“

„Aber nicht über die Bräutigamszeit!“ versetzte Jakob sehr ernst. „Da stehst du sogar mitten drin, aber du redest und gebärdest dich wie ein Mensch ohne Katz und Hund.“

„Und du redest wie ein Schleicher und gebärdest dich wie ein neidischer Affe,“ erklärte Fritz. „Mir kann's ja nur gefallen, daß du hinter dem Zähnchen her seufzest und gähnst! Aber dafür willst du mir jetzt aufpassen, daß ich mir keine andern Gedanken mache? Ich sage dir, gib das auf, das setzt Händel.“

„Dann setzt es eben Händel. Es ist nicht recht, wie du dich aufführst. Zähnchen guckt keinen andern an wegen dir, aber du hältst sie nur zum Hochmut und hast nebenher immer ein Gewisper mit andern Mädchen. Und jetzt kannst du die ganze Nacht nicht schlafen wegen der Deutschen und lästerst das Leben. Du mußt selber sagen, daß das gemein ist."

„Laß es gemein sein! Weshalb kannst denn du nicht schlafen?"

„Wenn ich Zähnchens Bräutigam wäre, so sollte mich keine Deutsche im Schlaf stören. Ich kann nicht schlafen, weil ich mich über dich aufbringe."

„Das kennt man!" höhnte Fritz.

Es fing an zu dämmern; der Mond schien schon blasser. Fritz sah ihn eingedrückt und müde geschienen über den Schornsteinen und Kesseln der Gasfabrik schweben und hin und wieder hinter einer Rauchwolke verschwinden, wenn der Gegenwind aufkam. Das Münster hatte viel von seiner geheimen Glut verloren; nur die farbigen, glasierten Ziegel des Seitendaches flimmerten noch schwach. Über die Brücke rollten die ersten Morgenfuhrwerke. Die Katze an Jakobs Seite stand auf, reckte sich und stieg über ihn weg, um sich von der Bettstatt aus mit einem Satz ins Fenster zu schwingen, wo sie ruhig in die Dämmerung hinaus sah. Nun doch etwas betroffen über ihren Streit schwiegen die Brüder und blickten, jeder von seiner Seite, stumm kämpfend auf die Morgenandacht Lisbeths. Endlich sagte Jakob in versöhnlicherem Ton:

„Ich weiß eigentlich gar nicht, warum wir uns zanken. Sieh mal, du hast dein Mädchen und ich hab nichts. Immer ist alles dir zugelaufen, weil ich der Ältere war und die Mutter auf dem Totenbett dich mir aufs Gewissen gebunden hat; sie grämte sich wegen deiner Heftigkeit und starb schwer. Du mußt zugeben, ich bin dir nichts schuldig geblieben, und mir habe ich wenig nachgefragt. Jetzt bist du groß und kannst allein weiter kommen. Bald wirst du Vater; das soll nichts kleines sein; die Leute sagen, man wird ein ganz anderer Mensch davon. So laß mich jetzt gehen, daß ich auch noch einen Platz im Leben finde. Die Deutsche sucht einen Chauffeur und Gärtner; das ist vielleicht etwas für mich."

Fritz zauderte mit der Antwort, aber schließlich war sie stärker als er. „Du bleibst hier!" sagte er verbissen. „Hast du so lang Mutterstelle an mir vertreten, so kannst du auch noch Großmutterstelle vertreten. Ich habe mich einmal daran gewöhnt, dir zuleid zu leben und mich darüber zu freuen, daß du nichts hast; dafür bist du dann der Ältere und Erfahrenere; das ist ja auch nichts kleines." Und plötzlich überkam ihn ganz offen die Leidenschaft. „Bilde dir nur nicht ein, daß du in der Welt herumfahren kannst, während ich hier sitze und Fische fange. Ich sage dir, daß ich ein Verbrecher werde, und du wirst daran die Schuld haben. Mich kennt ihr hier alle nicht. In mir seht ihr einen Spaßmacher und Grashüpfer. Aber ihr sollt mich noch kennen lernen; ihr sollt noch nach meiner Pfeife tanzen, alle, und ich will meinen Spaß dabei haben. Die Welt ist weit, gut; ich kann's nicht ändern.

Auch mein Vater ist hier hängen geblieben — an — deiner Mutter, Gott verdamm mich. So ist's. Du weißt zu viel von mir, darum bleibst du. Ach, ihr — euch möcht ich alle — pah! Nicht wahr, ich hab der Mutter Geld gestohlen? Und du hast's wieder aus deinem Sack hinein getan? Da bist du doch ein guter Kerl, ein feiner Kerl, und ich bin ein verdorbenes Früchtchen. Und dann hab ich dir Geld weggenommen; ich drückte dich in den Winkel und sagte: ‚Entweder — oder!' Achtzehnjährig. O, ihr verdammte Bande! Euch kann man in den Winkel drücken, und dann gebt ihr Geld her. Ich pfeif auf euch. Mittlerweile wird man ja älter und sieht, wie man's getrieben hat. Nicht schön! Und du hast die ganze Zeit an mir Mutterstelle vertreten. Ich bin fortgelaufen und wiedergekommen. Ha, nun ja, das Mädchen! Das sag ich dir: wird das Mädchen unglücklich durch mich, so hast du die Schuld davon. Zünd ich das Haus an, so hast du die Schuld davon. Guck mich nicht so blödsinnig an. Lach nicht, oder ich erwürge dich im Bett. Lach nicht, Satan —!"

„Ich lache ja gar nicht," sagte Jakob erschüttert. „Wer soll denn da lachen? Daß ich dich nicht verstehe, da ist wohl Gott dazwischen. Kein Wort verstehe ich. Ich mache dich unglücklich; so viel begreife ich. Gut, aber darum will ich ja fort. Was hältst du mich also? Du wirst glücklich werden, wenn ich nicht mehr da bin."

„Du weißt zu viel von mir," wiederholte Fritz statt der Antwort. „Jetzt — spiele ich mit der Lene Wardein, mit der Ungarin. Was draus werden soll, das weiß ich nicht. Verliere ich Zähnchen drüber, so geht's dir an den Kragen; das merk dir. Du mußt schon bleiben und mir das Mädchen hüten. Und was deine Unschuld angeht — Nun, ja, du hast wie eine Mutter an mir gehandelt — Und wie war dann das in der Sylvesternacht? Daß das Mädchen jetzt in dem Zustand ist — das ist doch auch kein besonderes Glück — So vertrittst du Mutterstelle. Aber nur so weiter. Eins schwöre ich dir: den Schritt, den du aus dem Haus tust — glaube nicht, daß mich dann das Mädchen noch lang — hier sieht. Reiß die Augen auf oder nicht — jedenfalls weißt du, was los ist."

„Fritz!" stöhnte Jakob: „Fritz, das ist kein — christliches Gespräch! Aus dir redet — ein böser Geist —! So viel — Selbstsucht, Fritz — Oder auch nicht; ich weiß nicht! Ich will doch nicht — Zähnchen! Ich will doch — nur fort —!"

Fritz hatte gesagt, was zu sagen war, und bei Jakob stand nun die Anwendung. Dieser, vor Fritzens Unmäßigkeit ganz bestürzt, suchte umsonst nach Worten, um auszudrücken, was er empfand und dachte, zumal er sich darüber keineswegs selber klar war. Sie lagen lange stumm gegeneinander weiter ringend jeder auf seiner Seite, Jakob mit einem beklommenen Atem, Fritz mit einem heftigen, und als Jakob merkte, daß es seinem Bruder Leiden verursachte, von ihm angestarrt zu werden, ließ er es und blickte wieder

auf die roten Türme des Münsters, die im Frühlicht, wie zu einem neuen Leben umgeschaffen, Gestalt und Ansehen leise wandelten, gleich den frommen Menschen, die aus dem Mondschein dieses Lebens in den Tag der Ewigkeit hinüber grauen, wo Gott selber die Sonne ist. Aber so gottselige Gedanken bewegte Jakob nicht in seinem Herzen, sondern die schwankenden und verführerischen Gestalten des irdischen Mondlichts täuschten ihm heißere Bilder vor, und er glaubte von sich selber, daß er fest entschlossen sei, seinen neuen Weg in die Freiheit zu gehen, oder in das, was er für Freiheit hielt; es war aber nicht allein Freiheit, wenigstens nicht die moralische, denn seine Sinne sprachen in der Unterhaltung seiner Seele mächtig mit, und selbst einige Spekulation auf Geld und Gut lag ihm nicht ganz vom Weg ab; die Landsmannschaft schlägt durch den dicksten Kittel wie durch den feinsten.

Die ganze Zeit über hatte Jakob noch eine Frage offen gestanden, deren Beantwortung ihm desto dringlicher erschien, je weniger er von seines Bruders Drohungen und Schwüren begriff. Schließlich wandte er ihm wieder die Augen zu, und mit einem Eigensinn, wie er bloß bei sanften Naturen zu finden ist, doch mit beschwichtigender Stimme und versöhnlichen Blicken redete er ihn noch einmal an.

„Es ist also ausgemacht, daß ich gehe, Fritz. Du kannst ruhig sein, ich werde der Familie keine Schande machen und werde schon ganz klug handeln. Aber weißt du vielleicht, wie sie heißt? Oder hat sie dir sonst ein Zeichen gegeben?"

Fritz, der wieder der Katze zugesehen hatte, warf einen raschen, dunkel erregten Blick nach Jakobs Bett hinüber. „Wie sie heißt?" wiederholte er mit hohnvollem Gesicht. „Wie man sie ruft. Und die Ohren stehen ihr neben dem Kopf; daran kann sie jeder kennen."

„Nun, ich weiß nicht, wie ich sie daran erkennen soll," sagte Jakob unzufrieden und bemüht, Fritzens glühenden Blick auszuhalten; aber da er bereits kein reines Gewissen mehr hatte, mußte er ihm weichen. Fritz besiegte ihn noch eine ganze Weile voll Haß und Furcht weiter, ohne daß Jakob für jetzt eine neuerliche Begegnung mit ihm wagte. Er sah mit enttäuschtem und gekränktem Gesicht aus dem Fenster und litt traurig an der Bitterkeit, die er gegen seinen jüngern Bruder in sich aufsteigen fühlte. Die Scham darüber und Fritzens Unversöhnlichkeit entpreßten ihm sodann einen peinvollen Seufzer, in dem gleichzeitig so viel Wahrheit und Komödie steckten, daß Fritz sich wütend nach der Wand herum warf und mit den Zähnen knirschte.

Aber plötzlich vergaß Jakob alle sittliche Beklemmung, weil ihm rund und nett wie ein Osterei ein verräterischer Gedanke von großen Aspekten aufging. Und zwar verhielt es sich damit folgendermaßen. Er hatte Fritz seine schönsten Jahre geschenkt und ihn soweit erzogen, daß er jetzt auf eigenen Füßen stehen konnte. Er hatte ihm sozusagen, vielleicht sogar in Wirklichkeit, das hübsche Mädchen abgetreten und war selber ohne zu murren leer

ausgegangen. Nun, Fritz war jetzt ein Mann, kein Junge mehr. Was Jakob ihm geschenkt hatte, das wußte er wenig zu schätzen, nach seiner eigenen Aussage. Kurz und gut, es gab Umstände und man konnte in Verhältnisse kommen, und manchmal hörten die Rücksichten auf, und des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Vor allem: jeder ist sich selbst der Nächste, oder auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Mit alledem wollte Jakob sich aber nur klarmachen, daß, wenn er das Haus verließ und Fritz seinen Schwur hielt und auch ging, ein junges Mädchen auf einfache Weise wieder ledig wurde. Das war alles. Mehr brauchte es aber auch nicht.

Es wurde Tag. Die Katze im Fenster wandte den Kopf ins Zimmer herein und wunderte sich, weil noch niemand Miene machte, aufzustehen; da sie aber auch schon vergebens auf das Frühgeläut gewartet hatte, so ahnte sie, daß heute wieder der Tag sei, an dem der Kaffee um zwei Stunden später kam, an dem es aber dafür Braten und nachmittags vielleicht Kuchen gab. Als durch weitere Beobachtung ihre Vermutung sich zur Gewißheit verstärkt hatte, verließ sie ihren Fensterplatz und begab sich zu Jakob ins Bett zurück, wo man sie bald wieder schnarchen hörte. In der Ferne begann das tägliche Schlachtgetöse, vorerst, wie es schien, bei den Franzosen, die die größere Ungeduld hatten; es dauerte noch eine ganze Weile, bis auch die deutschen Kanonen zu dröhnen begannen. Hier aber rollten die ersten elektrischen Sonntagswagen über die Brücken. Von der katholischen Kirche bimmelte ein Glöckchen zur Frühmesse. Drüben in der Altstadt zog eine Musik die Straßen hinauf; dem Takt nach waren es die Kadetten, die zu einer Übung ausrückten. Dann war es wieder still, bis auf das tiefe Grollen der Völkerschlacht.

Etwas später kam es Fritz so vor, als ob Jakob in seinen Federn sich neuerlich regte und sogar heimlich aufzustehen anfinge. Mit einem Ruck wandte er sich von der Wand ab und sah ihn schon aufrecht auf dem Bettrand sitzen und die Beine heraushängen, indessen seine Hand eben nach der Hose langte, die auf dem Stuhl lag. Fritzens Blick wich er aus.

„Was hast denn du schon aufzustehen?" fragte Fritz mißtrauisch. „Es ist Sonntag."

„Nichts Besonderes eben; ich habe keine Ruhe im Bett," erwiderte Jakob. „Ich dachte, ich könnte wieder einmal auf den Friedhof gehen. Dann komme ich zurück und mache den Kaffee. Vielleicht kannst du noch etwas schlafen, wenn ich dich nicht mehr störe."

„Auf den Friedhof gehe ich mit," erklärte Fritz entschlossen und schwang die Beine aus dem Bett.

Jakob hielt das besagte Kleidungsstück in der Hand und sah betroffen und errötend hinein. „Das ist doch aber nicht nötig," stellte er ihm vor. „Das bißchen Arbeit dort kann ich ganz gut selber tun, und ich bin doch die Woche so wenig herausgekommen. Aber du mußt dich ausruhen, denn du hast Dienst gehabt. Leg dich nur wieder hin; ich werde dir schon alles besorgen."

Er stieg in die Hose, aber Fritz langte bereits nach der seinen. „Gib dir keine vergebene Mühe," sagte er kurz mit zuckenden Lippen. „Wo du hingehst, da kann ich auch hin, und auf dem Friedhof war ich sowieso schon lange nicht mehr. Das paßt mir gerade."

„Es ist gut," gab Jakob nach. „Dann geh du auf den Friedhof, ich gehe schießen; ich habe auch schon lange nicht mehr geschossen."

„Du hast genau so lange nicht mehr geschossen wie ich," parierte Fritz. „Wir können jetzt auf den Friedhof gehen und nachher schießen."

„Das wäre unpraktisch," wandte Jakob ein. „Wer soll dann kochen? Wir wollen es so machen, daß du jetzt auf den Friedhof gehst und ich zum Schießstand. Nachher gehst du zum Schießstand und ich koche und mache Ordnung. Das käme mir am besten vor."

„Du kannst immer reden, was dir am besten vorkäme; darin hast du ja Übung. Tu nur, was du meinst."

Fritz hatte schon seine Hose an und ging mit finsterem Gesicht aus dem Zimmer. Und Jakob blieb mit zitterndem Herzen und für einen Augenblick völlig ratlos bei der Katze zurück. So gut er seinen Bruder auch kannte: auf eine solche geradezu fanatische Unerbittlichkeit war er bei ihm doch nicht gefaßt gewesen, und sie bewegte ihn tief, leider nicht zur Umkehr, sondern zu einem phantastischen Trotz und zu einer Rechthaberei gegen das Leben, die ihm nicht wohl anstand und die in seine hübschen Augen ein hungriges und beinahe räuberisches Licht brachte. Da ihm außerdem gewohnheitsmäßig die Auffässigkeit seines Bruders Erziehungssorgen machte, so schiffte er bedrückt genug in seine neue und noch ganz ungewohnte Piraterie hinein. Daneben mochte er auch keine Pflichten versäumen; so ging er in die Küche, scharrte die Asche aus dem Herd, schob Holz hinein und entzündete ein Feuer, um das Kaffeewasser darauf zu setzen. Nachher gab er die frischen Hemden und Strümpfe heraus, vergaß auch die Taschentücher nicht und legte Fritz alles an den Ort, wo er's seit Jahren zu finden gewohnt war. Mit der gleichen Beklommenheit, mit der er dies alles tat, nahm es Fritz entgegen, nur daß sie bei Jakob kümmerlich war und bei Fritz ergrimmt. Während Jakob weiterhin mit Tischdecken und Milchholen zu tun hatte, trieb sich Fritz verdrossen herum, und Jakob merkte, daß es ihm darauf ankam, einen Vorsprung auf seiner Seite zu verhüten. So glichen sie weniger zwei gut eingefahrenen Pferden, die einander nach einem gemeinsamen Ziel hin feurig die Stange halten, als zwei Schlingeln, die vor den Rektor sollen, und von denen keinem etwas an einer Auszeichnung vor dem andern gelegen ist. Als sie sich in der Küche zum Kaffeetisch setzten, waren beide noch unrasiert und im Hemd und Hose. Nun läuteten die protestantischen Kirchen zum Frühgottesdienst. Lisbeth sprang vom Bett herunter und kam mit einem fragenden Ton, vom Klappern der Löffel und Tassen angelockt, in die Küche heraus; sie wußte nun nicht, war es wirklich Bratenfest oder doch nur ein gewöhn-

licher Kochfleisch- und Gemüsetag; aber auch ihr Schüsselchen hatte Jakob nicht vergessen.

Nach dem Kaffee gingen die Brüder daran, sich zu rasieren, Fritz im Schlafzimmer, Jakob in der Küche. Einer hörte den andern das Messer am Riemen abziehen und den Schaum schlagen, und wenn Jakob mit dem Rasieren einhielt, so vernahm er das dichte Kratzen von Fritzens Klinge in seinem rötlichen Bart; Jakob führte mehr kurze, zärtliche Bewegungen mit seinem Messer aus und hatte auch das größere Geschick im Abziehen. Nachher kleideten sie sich an, zwar in der tiefsten Tiefe gespannt und erregt, aber mit häufigen künstlichen Verzögerungen, in denen wieder Jakob die größere Erfindungsgabe bewies. Er machte der Katze die Tür auf, obwohl sie gar nicht danach verlangt hatte, schloß sie wieder, weil es zog, ging den Küchenhahn schließen, der tropfte — alles Unternehmungen nach Minuten —, und begann angelegentlich den messingenen Klappknopf für den Hemdkragen zu putzen, indem er darauf hauchte und ihn an der Hose blank rieb. Und jedesmal wartete Fritz stumm und verbissen auf das Ende einer solchen Extratour; die Zeit füllte er damit aus, an seinen Fingernägeln zu kauen oder auch untätig und leidend vor sich hinzustarren.

Endlich waren die Brüder trotz aller Künste angezogen und fertig, auch die alten Kleider weggeräumt, und der Gang nach dem Friedhof konnte angetreten werden, wenn ihn wirklich jemand im Sinn hatte. Aber es wollte nun doch nicht so scheinen. Jakob stand am Fenster der Schlafkammer und schaute gedankenlos vor zu vielen Gedanken auf die Linden und auf den Rhein, der in der Morgensonne zwischen den Stämmen hervor blitzte. Und Fritz ging unruhig mit den Händen in den Hosentaschen bei den Betten auf und ab und nagte an der abwärtsstehenden Schnurrbartspitze. Die Katze lief ihm mit aufgestelltem Schwanz vergnügt und verwundert nach; durch den langen Verkehr mit Leuten war sie ein wenig angemenscht und machte manchmal ganz gern einen kleinen Umzug mit.

Schließlich schlug die Uhr neun. Dieser leichte Vorgang schien in der moralisch-elektrischen Hochspannung, in die Jakob eingesponnen war, Kurzschluß zu bewirken. Plötzlich wandte er sich ins Zimmer zurück. Mit einem schielenden Aufglühen im Blick, das das Flämmchen widerspiegelte, worin seine sittlichen Sicherungen verbrannten, sagte er hastig: „Schon neun Uhr!" und fügte nach dem letzten, haltlosen Widerstandsversuch vergrämt hinzu: „Ich gehe jetzt!"

Unsicher und schwankend bewegte er sich nach dem Kleiderschrank, auf dem zwei steife, leinenbezogene Handköfferchen nebeneinander standen, ein braunes und ein graues; das braune nahm er herunter. Zunächst trug er es in die Küche, um dort mit dem Handbesen den Staub davon zu kehren; darauf kam er damit zurück und begann nun vor der Kommode das seltsamste Wesen zu treiben, das Fritz noch je an ihm gesehen hatte. Er zerrte eine Schublade

heraus, legte das Köfferchen offen davor auf den Boden und hob an zu packen. Wie der Teufel fuhr er unter die Wäsche und riß sich beinahe in Stücke vor Breitspurigkeit, um Fritz abzuschrecken oder ihn wenigstens zu verhindern, gleichzeitig mit ihm zu packen. Mit den Bewegungen des Bäckers vor der Backmulde zog er nacheinander wie lange Teigfäden Hemden und Unterhosen heraus, die er blind in die Kofferteile stopfte, und die aufgerollten Socken warf er dazwischen wie Korinthen; manchmal vergaß er sich aber, und dann glich er mehr einer wurmenden Drossel. Fritz guckte ihm unter allem Zorn erstaunt zu, denn er sah sehr deutlich, daß Jakob nicht über seiner eigenen, sondern über Fritzens Schublade waltete, und war daher mit Recht neugierig, wie das weitergehen werde.

Als Jakob dachte, es sei jetzt genug, ließ er ab von der Schublade, schlug die beiden Teile des Köfferchens zusammen und stand auf. Mit geneigtem Kopf warf er noch einen schiefen Blick nach der Wanduhr, ohne etwas anderes zu sehen als die Notwendigkeit, die jetzt über ihm herrschte, packte den Griff der Handtasche fester und setzte mit den Füßen an, um mit einem guten Anlauf an Fritz vorbei aus der Stube und ins Freie zu kommen. Aber in der Tür stand Fritz und wartete schweigend, und nun schien es Jakob, daß die Sache ernst und blutig werden müsse. Er faßte sich tief und fing an, in seinem friedlichen Kopf leidenschaftlich herumzudenken, wie dieser Widerstand gebrochen werden müsse. Endlich tat er das Naheliegende und sagte mit heiserer und vor Erregung hüpfender Stimme: „Laß mich durch."

Fritz brauchte noch einen Moment, um sich von seinem Staunen zu erholen. „Wohin willst du denn?" fragte er endlich spöttisch. „Du hast wohl im Sinn, dich gleich für ein paar Wochen auf dem Schießstand einzuquartieren? Oder willst du der Mutter meine Hemden und Unterhosen aufs Grab pflanzen?"

„Laß mich durch!" wiederholte Jakob beinahe bewußtlos; ihm brauste jetzt soviel Blut im Kopf, daß er kein Wort verstanden hatte. „Ich geh ins Hotel."

„Wenn du auf Reisen gehen willst, so mußt du deine eigene Wäsche mitnehmen," bemerkte nun Fritz höhnisch. „Du hast dich in der Schublade geirrt."

Jetzt fiel Jakob doch der Ton auf, und indem er dem nachging, wandte er den Kopf nach der Kommode, verblüfft und entsetzt zu seinem Bruder zurück, und dann war alles ein lächerlicher Augenblick: seinen Irrtum begreifen, Fritzens Vorsprung erkennen, das Köfferchen fallen lassen, sich nach dem andern zum Schrank stürzen, es herunterreißen und mit Windeseile wieder zur Kommode laufen. Der Jahresstaub — seit dem letzten Pontonierfest in Zürich waren die Reisemöbelchen nicht mehr gebraucht worden — flog in dichten Flocken um ihn herum, aber das störte ihn diesmal nicht. Mit viel bescheideneren und zweckmäßigeren Bewegungen als vorhin über Fritzens machte er sich

über seine eigene Schublade her, und auch die Hast milderte ihm Fritz durch die grimmige Bemerkung:

„Du brauchst dich nicht so übermäßig zu beeilen; nimm dir nur Zeit, sonst vergißt du die Hauptsache. Ich habe dir gesagt, daß wir diesen Vormittag beisammen bleiben."

Diese Worte nahmen ihm nicht nur die Hast, sondern auch den künstlichen Halt, in dem er sich den Morgen bewegte, und trieben urplötzlich seine wahre Lebensstimmung zutag, aus der wie Blasen im Teich die Verhaltenheiten dieser stillen Existenz aufstiegen und platzten. War er beim vorigen Packen vor Eifer blind gewesen, so war er's nun vor Tränen, die ihm aus Hirn und Herzen in die Augen schossen. Er schmiß Hemden und Augenwasser durcheinander in seinen staubigen Koffer und riß wahllos aus der Schublade heraus, was ihm in den Griff kam. Und dann schrie er alles von der Seele herunter, was darauf lag. Das mache er nicht mehr mit, und zum zweitenmal wolle er es nicht erleben. Was sei daraus geworden, daß er dem Fritz das Mädchen gelassen habe? Und warum? Weil er, Fritz, mit dem offenen Messer vor ihm gestanden sei. Links und rechts um die Ohren hätte er ihm geben müssen und das Mädchen behalten; das wäre Erziehung und ihm am bekömmlichsten gewesen. Nun, er habe gedacht: laß ihm das Mädchen; es wird ihn gut und freundlich machen; es kann die Mutter bei ihm vertreten, viel besser, als das ein Mann kann. Er aber, Fritz, habe nur fortgetobt und sich nirgends gebändigt, und die Folge sei, daß sie nun alle unglücklich würden. Dafür sei er, Jakob, beiseite gestanden und habe zugesehen. Dafür habe er sich alles von einem grünen Jungen vom Mund wegnehmen lassen. Aber es geschehe ihm recht; keiner solle etwas unternehmen, was nicht seines Amtes sei. Die Mutter zu spielen, sei nicht seines Amtes gewesen, darum habe er auch seine Mannheit verloren. Aber jetzt sei das zu Ende. Von heute an werde gelebt, wie es einem siebenundzwanzigjährigen Burschen zukomme, und sich den Teufel um grüne Jungen gekümmert. Er könne so gut sein Glück machen wie irgend ein anderer. Um Fritz werde er sich nicht mehr grämen, versicherte er wiederholt. Wenn er, Jakob, einem fremden Weibsbild nachziehe, so mache er niemanden damit unglücklich; wenn aber andere zum Schurken werden wollten, so könne er sie nicht daran hindern. Die ganze trauervolle Rede beschloß er mit der ebenfalls schon geäußerten Aussicht, daß er der Familie keine Schande machen werde.

Es war vielleicht eine Art von Krankheit, die bei ihm ausbrach. Der Kriegszeitlauf gab diesen zwischen den Gegensätzen eingeklemmten Biedermännern genug zu denken und zu schaffen und jedem einzelnen viel mehr, als er selber wußte oder ahnte. Die allgemeine Reizbarkeit und Streitsucht war bereits zu einem öffentlichen Übel geworden. Viele schlugen sich mit ihrem eigenen Blut herum, das lebendig und erwacht aufschäumte und dafür ge-

züchtigt werden mußte, weil Neutralität geboten war. Bei einem nachgerade dauernden Zustand der Verängstigtheit und der Gewissensnot, der alle Stände beschwerte, brauchte es nur kleine Anlässe, um letzte mühsam gehaltene Fassungen zu durchbrechen und offenbare Seltsamkeiten an den Tag zu bringen. Das war auch Jakobs Fall. Dies tägliche dumpfe Schlachtgetöse, die immerwährende Vorstellung von explodierenden Eisenstücken zwischen atmenden warmen Leibern und dazu die patriotische Spannung auf den Augenblick, in dem sich die Kriegsfurie auch über die heimischen Grenzen stürzen werde, hatten sein Gemüt fortwährend erschüttert und ausgehöhlt, und da ihm die Freude fehlte, an der er sich immer wieder nachfüllen und erholen konnte, packte ihn das erste beste Fieberlüftchen auf und trug ihn im Wirbel davon, zumal er in der Begehrlichkeit noch ganz unerfahren war.

Während Jakob räsonierte und prophezeite, traten Fritz wieder die eleganten Säume, Spitzen und seidenen Strümpfe der Deutschen vor Augen, und wenn schon Jakob von diesem Lockvogel so berauscht war, obwohl er beinahe nichts von ihm gesehen hatte, was sollte dann Fritz tun? Mit finsterer Miene hörte er den Sermon seines Bruders zu Ende, derweilen sein Blut schwer und eifersüchtig durch die Adern rollte und sein Herz dumpf gegen die Rippen schlug. Vor jener verlockenden Unwirklichkeit waren ihm alle Wirklichkeiten verblaßt. Über seinen Körper lief ein leises Zittern, sobald sein Geruchssinn ihm die blühende und glühende Wolke ihres Parfüms vorzauberte, in der er eine Stunde gestanden hatte; gegen diesen Duft vermochte Zähnchen nichts aufzubringen als das natürliche Parfüm ihres gesunden Blutes und ihrer Tränen, aber dies schien ihm zurzeit nicht so reizend. Jakobs Geschrei war ihm zwar so lästig wie der Antrieb seiner Tollheit ärgerlich, denn er selber fragte dem Geld der Deutschen nichts nach, aber er ertrug ihn gefaßt, und als Jakob mit gepacktem Koffer und verheultem Gesicht vom Boden aufstand — aus dem Koffer hingen nach allen Seiten Hemdärmel und halbe Hosenbeine heraus —, sagte er tief und auf eine Weise drohend: „So komm denn!"

Achtes Kapitel.

Der Konsul fährt fort, schlechte Geschäfte zu machen, und seine Freundin, fremde Kinder zu rauben. Der endgültige Entschluß.

Die Geschäfte des Konsuls entwickelten sich je länger, je weniger nach seinen Wünschen. Das lag zum Teil an ihm und zum Teil an dem Menschenschlag, mit dem er es zu tun hatte, und die Zeit gab einige Verschärfungen dazu. Er war viel weniger ein echter, sattelgerechter Industrieller, als ein Industriedichter, ein Künstler in allerlei Material und Gerät, ein immer angeregter Erfinder und dazu sein eigener bester Geschäftsfreund; niemand hatte von seinen Maschinen und Apparaten so viel Vergnügen und

Befriedigung, wie er. Seine Erfindungen funktionierten wie das Sternensystem, und es fehlte ihnen weder an Präzision und Geistreichheit noch an Brauchbarkeit, aber sie wurden nicht populär, weil es ihm am richtigen Instinkt für das primäre Bedürfnis fehlte.

Einen besonderen Verdruß fand er zurzeit darin, erkennen zu müssen, daß manche Biedermänner eine allgemeine Verstimmung gegen die Deutschen wegen der Überrumpelung der Belgier zum Anlaß nahmen, in aller Gerechtigkeit geschäftliche Verpflichtungen anfaulen zu lassen, und immer traf er dabei die redliche Neigung, ihm mit dem politischen Mißtrauen, das man besonnen hervorkehrte, auch die Stimmung beizubringen, daß er sich als Angehöriger einer so schuldigen und verdächtigen Nation, von der ohnehin niemand wissen konnte, welchem Endschicksal sie zutrieb, nun ein wenig nachsichtig und zuvorkommend bewegen müsse. Andere gaben sich natürlicher und erklärten ohne jeden moralisch-politischen Umschweif nackt und bloß, daß sie nicht zahlen könnten; begeisternde Erscheinungen waren auch diese nicht. Höchst bemerkenswert schien es ihm, daß diejenigen Leute, die keine Scheuklappen vorgenommen hatten, sondern wußten, was in der Weltgeschichte vor sich ging, auch zahlungsfähig und arbeitsfreudig geblieben waren, aber das war die Minderzahl.

Weil Ise von seinen Geschäften nichts hören wollte, mußte er das meiste von seinen Betrübnissen allein durchfechten, was ihn einsam und pessimistisch machte. Er sah voraus, daß er genötigt sein werde, einen rigorosen Durchgriff zu machen und zu verkaufen, solange es noch mit einigem Vorteil geschehen konnte. Was nachher geschehen sollte, davon wollte sich ihm je länger je weniger ein klarer Begriff einstellen. Manchmal war er so müde, daß er sich den Tod wünschte, einen sanften, nützlichen Tod fürs Vaterland oder sonst für eine wertvolle und geschätzte Erscheinung. Aber in der Person Ises erschien ihm sein Leiden gegipfelt, wie die Alpen im Montblanc. Sie war der Gegenstand aller seiner Spekulationen, Gedanken, Träume und Nöte und der Inhalt seiner tiefsten und frömmsten Wünsche.

So, ein trüber Mann im trüben Volk, würde er für Ise einen traurigen Gesellschafter abgegeben haben, wenn ihn die Natur nicht mit Mitteln versehen hätte, seine Lampe aus andern Quellen zu nähren. Insofern war er ein echtes Glückskind. Von seinem stillen Kummer um Ise abgesehen wurde ihm aller Verdruß und Geschäftsärger reichlich aufgewogen durch die kraftvollen Schönheiten des Landes und seine alten historischen Schätze. Er konnte sich nun auf die oder auf jene Bahn setzen, immer durfte er sicher sein, im Vorbeischweben ein grünes Tal, einen weißen Berg, einen schäumenden blauen Fluß mit gedeckter alter Holzbrücke zu erblicken. Überall trat ihm zwischen dauernder und festbegründeter Naturschönheit die kühne Spur einer tätigen und furchtlosen Vergangenheit entgegen, und was ihn die Gegenwart an Richtung und großer Aussicht auf weiten Strecken vermissen ließ, das fand er zu seiner Beruhigung und Sammlung im gefurchten Angesicht der

Geschichte, die in diesem Land wie nirgends offen aufgeschlagen und stets lesbar vor ihm lag. Aber in der Vergangenheit kann man nicht wohnen, und hungernd kehrte er immer wieder zur Gegenwart zurück, die ihn in einem Wort und einer Gestalt begriffen war.

Zwar konnte er nicht sagen, daß ihn Ise hungern ließ; um bei einem solchen reichen Menschenkind, wie sie war, leer auszugehen, mußte man schon ohne Arme und Beine und dazu blind und taubstumm geboren sein und noch Geschmack und Gefühl dazu verloren haben, und sie hätte immer noch durch den Geruch einen Weg gefunden, um einen armen Teufel zu erfreuen. Da es sich bei ihm aber um einen sehr gerade gewachsenen und an allen fünf Sinnen normalen und wachen Mann handelte, so verging ihm kein Tag ohne bedeutende Entzückungen und Offenbarungen von ihrer Seite; aber weil er nun einmal in dem kleinmütigen Wahn lebte, daß sie sich von ihm trennen wolle, so floß ihm die Galle in jeden Honig, und aus jedem Geläut hörte er den Riß in der Glocke. Ise merkte freilich, daß die Wangen seiner Lebensfreude an Farbe verloren und die Augen seiner Liebe sich dunkel unterstrichen, während er sonst vorgab, wie immer der alte Franz Kronich zu sein, der Titel hatte und ihnen nichts nachfragte, und durch den größten Teil des Jahres eine Kameradin und Geliebte vermißte, ohne die er sich keine Zukunft denken konnte. Aber weil sie glaubte, den Grund seiner heimlichen Bleichsucht zu kennen, konnte sie ihm nicht davon helfen. So trieb sie mit ihm im gleichen Kahn des Mißverständnisses mit träumerisch geschlossenen Augen und ängstlich überwachem Gehör einem nahen Wasserfall zu, der sich bereits an allerlei unruhigen Wirbeln und Zügen im bisher so treulichen Stromlauf ankündigte.

Inzwischen spürte aber Kronich, daß es jedenfalls mit dem Leiden, an dem dieses nicht dumme, aber von allen Seiten eingekesselte und geschreckte neutrale Volk krankte, für diesmal zu einer Art von Entscheidung drängte, wie die Natur im Lauf einer Erkältung oder einer chronischen Störung immer einmal eine Demonstration anstrebt, um nachher erleichtert sich wieder ihren übrigen Aufgaben zuzuwenden. So fing es in gewissen Kreisen und Zirkeln des Landes an zu summen und zu wimmeln. Man hielt Sitzungen ab und berief Versammlungen ein, und als diese Unternehmungen die Krankheit nur zu steigern und neue, lebhafter gereizte Zustände hervorzurufen schienen, gab man den letzten Widerstand auf und sich selber ganz dem moralischen Leiden und allen Vorstellungen hin, die man sich davon machte. Als der Konsul in der Hauptstadt des Landes bei einem alten Geschäftsfreund, einem vielvermögenden Herrn Wurstenberger, einsprach, an dem er nicht nur behagliche Umstände, sondern auch einen ebensolchen Humor und eine verläßliche Art von männlicher Herzlichkeit gewöhnt war, fand er einen verstörten, unruhigen Mann, hinter dessen breiter Stirn eine ganze umgestürzte Welt sichtbar wurde und dessen gesunde rote Wangen einen fast unheimlichen Gegensatz zu seinen

bitteren und traurigen Reden bildeten. Mit Bestürzung lernte Kronich hier den Vertreter einer moralischen Klasse der Bevölkerung kennen, von der er sofort erkannte, daß sie nicht ernst genug genommen werden konnte, denn zu ihr gehörten die reinsten, gläubigsten Seelen und die gebildetsten, humansten Geister des Landes, jene Männer und Frauen, die es nicht verstehen und verwinden konnten, die Welt in dem Jammer und dem Zorn dieses Krieges liegen und alte, verdiente Völker an den rohesten Wunden bluten zu sehen, die man ihnen überhaupt schlagen konnte. Ihnen machte nicht so sehr die Unsicherheit des eigenen Vaterlandes zu schaffen als der für gewiß erwartete Untergang der europäischen Gesittung und Kultur und die Vernichtung aller Verträge und freundlichen Gewohnheiten, auf denen der Friedensverkehr der Völker ertragsreich hinüber und herüber gegangen war.

Dieser unglückliche alte Mann hatte nun obendrein direkte Leibesnachkommen in den feindlichen Armeen einander gegenüberstehen, und zwar, um seinen Jammer voll zu machen, in denselben Kampfgebieten. Söhne und Töchter, ihren Neigungen oder auch nur der Leitung des Zufalls folgend, waren ihm, die einen nach Deutschland und die andern nach Frankreich, vor langem ausgewandert und dort ansässig geworden; deren Söhne nun, in den betreffenden Ländern beheimatet, schlugen mit jenen Volksheeren, und zwar, was der alte Mensch am wenigsten begriff, mit Überzeugung, ja Begeisterung. Weitere Enkel standen ihm in der eidgenössischen Armee und hüteten die Landesgrenzen, und wenn jetzt, was viele befürchteten, die eine oder die andere Partei einen Überfall auf die Schweiz ansetzte, um dem Gegner in die Flanke zu kommen, und der Greis, wie es sein eigener Patriotismus von ihm in diesem Fall forderte, selber noch zur Waffe griff, um die Heimat gegen fremde Gewalttat zu verteidigen, so konnte er nur hoffen, daß ihn nicht die Kugel seiner eigenen Leibeserben niederstreckte; sonst aber betete er um einen seligen Tod im ersten Gefecht. Von allem war es sein tiefster Kummer und sein gefährlichstes Zerwürfnis mit der Welt, daß es Deutschland gewesen sei, das in Belgien mit dem Bruch der heiligen Übereinkommen und Verträge begonnen habe, wie auch mit der Anwendung von Gaswellen und andern ungewohnten und im Völkerrecht nicht vorgesehenen Kampfmethoden. Diese Not, davon war er überzeugt, würde ihm noch das Herz abdrücken und ihn in ein verfrühtes Grab bringen.

Nun versuchte wohl Kronich wie der Herr in Emmaus diesem alten erschreckten Jünger die Schrift auszulegen, und zwar die Schrift der Weltgeschichte, die ihren Gang geht und immer nur diejenigen Völker und Individuen zermalmt, die ihre Sprache nicht hören und verstehen wollen, aus Selbstsucht oder aus Verblendung, gleichviel, denn beides sei vor ihren Augen Schuld, und beides werde gerächt, wenn die Welt neu werden müsse. Ja, was denn in Gottes Namen neu werde? verlangte der bekümmerte Greis zu hören, und als ihm Kronich erklärte, daß Europa erschüttert und geistig erneuert und das

kommende Jahrhundert ein deutsches Jahrhundert sein werde, wie das vorvergangene französisch gewesen sei, da konnte sich der Ehrenmann weder über die europäische Zukunft freuen, die er sich nur als eine gleichgestellte und höchstens leise schwankende Wage der deutschen und der französischen Einflüsse zu denken vermochte, noch glaubte er an Deutschlands Willen, ja an seine Macht, wenn es wirklich wollte, die andern kleineren Völker frei und selbständig neben sich zu dulden. Nun, er wisse nicht, was seine Kinder, nämlich die schweizerischen, in einem negativen Fall tun würden; aber er, das könne er schon sagen, werde mit dem letzten Hauch die absolute Unabhängigkeit, Neutralität und staatliche Originalität seiner Heimat verfechten. Aber was die europäischen Grausamkeiten angehe, so wolle er ihm heute nachmittag zeigen, wie man hierzuland darüber denke. Er solle zum Essen bei ihm bleiben und einige Leute kennen lernen und dann eine Sache erfahren, die man heute mache, von der morgen ganz Europa sprechen werde.

Das Mittagessen konnte ihm Kronich nicht zusagen, aber nach einigem Befragen erfuhr er auch so, um welche Unternehmung es sich handelte. Es sollten an diesem Tag im ganzen Vaterland Demonstrationen für den Frieden stattfinden, Versammlungen und Umzüge, veranstaltet von einem Komitee von kosmopolitischen Eidgenossen und zum großen Teil finanziert von eben diesem unglücklichen Vater und Anhänger des alten europäischen Gleichgewichtes. Daß die Kosmopoliten fast durchweg Sozialdemokraten waren und er auf seine alten Tage sich noch unter die roten Fahnen begeben hatte, das betonte er nicht weiter. Gerührt und betroffen verließ Kronich endlich seinen alten Freund und merkte erst spät, daß die ganze Zeit mit keinem Wort von Geschäften die Rede gewesen war. „Nun," dachte er, „vielleicht sind sie auch wirklich nicht der Rede wert."

Der Tag war schön genug, und Kronich beschloß, für heute die Geschäfte sein zu lassen und sich das Schauspiel anzusehen. Als er seiner Geliebten die Erlebnisse dieses Vormittags berichtet hatte, fand er sie willig, den Umzug zu sehen. Nach dem Kaffee bestieg man einen Wagen, der das Paar zuerst den Sehenswürdigkeiten nach und etwas in der Umgegend herum führte und dann den Weg nach den Straßen nahm, durch die der Zug kommen sollte. Weit oben in der Hauptstraße flammte denn auch soeben eine rote Fahne aus einem alten Torturm hervor, und gelb und schwarz drängte sich eine Musikbande in Bratenröcken und mit Messinginstrumenten dahinter her.

„Sieh doch an, was für Verwandlungen das sind!" sagte Kronich zu Ise. „Früher marschierten durch diese Tore die bunten Schlagetothaufen, wenn sie auszogen, um dem Herzog von Savoyen ein neues Stück Land abzunehmen, die Burgunder zu bekriegen oder der evangelischen Stadt Genf beizustehen, voran mit wehenden Federn auf dem Helm ein Haupteisenfresser, sieben Schuh hoch und drei breit, und der Rat von Bern wußte, daß seine Absichten nicht in schlechten Händen lagen. Wenn sie zurück kamen, so hatten

sie ellenlange Bärte und waren heiser vor Kriegsgeschrei, und die Knie stießen ihnen nackt durch die Pluderhosen; aber der Staat war wieder um eine Herrschaft reicher und der Feind um ein paar tausend Parteigänger ärmer. Jetzt schlängelt sich ein zahmer Friedenswurm von braven Utopisten im Sonntagsröckchen durch das Tor herein, mit braunen und blauen Augen, dick und dünn, lang und kurz, blond, braun und schwarz, und für den Weltfrieden eingenommen. Die Schlagetote sind unter die Pietisten gegangen, sie wurden neutral, als sie hatten, was zu haben war. Nun soll die Welt Ruhe halten."

Hinter der Fahne und der Musik setzte sich Männlein und Weiblein in Gliedern zu vier und vier ein Zug von etwa zweihundert überzeugungstreuen Menschen an, die alle rote Schleifen an der Brust und auf einer Stange Inschriften gegen den Krieg vor sich her trugen: „Krieg dem Krieg!" „Nieder mit dem Massenmord!" „Es lebe der Friede!" und so weiter, Leitsätze von altbewährter Redaktion, die aber doch ihre Zugkraft nie ganz einbüßen, weil sie auf einem Bedürfnis der menschlichen Seele beruhen. In der Mitte des Zuges erschien aber jene Sache, von der der alte Mann verkündet hatte, daß morgen die Welt davon reden werde. Da kam, gezogen von sechs weißgekleideten Kindern, ein blaues Wägelchen, in dem ein blondes, etwa zweijähriges Mädchen saß, mit großen blauen Augen um sich guckte und den Frieden vorstellte. Das war Herrn Wurstenbergers erste Urenkelin. Seine Mutter hatte ihm die Nacht die Haare auf Papilloten gewickelt, damit sie recht lockig auseinander fielen; sie standen ihm vom Kopf ab wie Birkenreisig, und oben stach ein kleiner Indianerbüschel von einem blauen Bändchen umwunden noch einmal extra in die Luft. Leider hatte sich der Frieden oder die Frieda einen Schnupfen zugezogen, so daß ihr zwei helle Lichter aus der Nase liefen und schon erklecklich über den Mund hinaus gediehen waren, weil die Aufsicht ernsthaft im Zug mit demonstrierte. Zu Häupten des Kindes schwang sich eine Inschrift von einer Seite zur andern; sie lautete: „Friede, schöner Götterfunke!" mit drei Ausrufezeichen versehen und doppelt rot unterstrichen. Dahinter kam eine Schäferei mit Flöten, Klarinetten und Schalmeien, dann eine kleine Kinderkompagnie, und nach dieser setzte sich der Erwachsenenzug fort, den einige Droschken beschlossen, in deren einer Kronich seinen alten Freund bemerkte, schwarz mit weißer Krawatte und Zylinder und mit einer breiten roten Schärpe über der Brust. Seine Droschke war eine wahre Fahnenburg. Er hatte darauf alle Nationalflaggen anbringen lassen, deren er überhaupt habhaft werden konnte — auch die von Afghanistan fehlte nicht —, und darüber flatterte das weiße Banner des Friedens eindrucksvoll im Wind. Niemand mochte auch über den seltsamen Mann lachen; seine ernsten blauen Augen und sein weißer Bart verliehen ihm eine echte Ehrwürdigkeit, der sogar seine roten irdischen Wangen nicht viel Abbruch zu tun vermochten. Als der Zug nun gerade das Friedenslied anstimmte, sang er rückhaltlos mit.

Ise hatte aber nur Augen für den kleinen, rotnasigen Friedensengel.

Wo sie ein Kind sah, das die Mutter brauchte, ging eine Verzauberung mit ihr vor und gab es kein Halten: sie mußte hin und einspringen. Es mochte nun schmutzig und verlumpt sein und sich übrigens vor ihr fürchten und schreien und kein Wort von ihr verstehen, wenn es in einem fremden Land war: sie fand immer einen Weg zu ihm und zwischen Schmutz und Tränen Platz für einen Kuß, über allem Geheul Gelegenheit, ihm eine Tafel Schokolade, einen Apfel oder eine Orange in die Hände zu drücken, und wenn es nötig war, putzte sie ihm auch die Nase; es war meistens nötig. Diese seltsame Leidenschaft hatte sie schon mit unvernünftigen Müttern in Konflikt gebracht, die ihre Absicht mißverstanden, sie hatte Liebhaber darüber verloren und selbst von ihrem duldsamen Freund Ansprachen gehört, die ihr größere Zurückhaltung empfahlen; aber da die Leidenschaft Natur war, mußte sie fliegen wie der Geist sie trieb. So bat sie jetzt, den Kutscher abzulohnen, um dem Zug zu Fuß nachzugehen, und indem sie Kronich am Arm nahm, gelang es ihr auch, jenen unter Benützung einiger Nebengassen zu erreichen und den kleinen Friedensengel wieder vor die Augen zu kriegen. Soweit gekommen, verließ sie die Führung ihres Freundes und drängte sich vollends zur Kindergruppe durch, und weil dem Friedensengel die beiden Lichter nun bereits auf dem Kinn standen, nahm sie ihr spitzenbesetztes Taschentüchelchen aus der Handtasche, und mitmarschierend putzte sie in Gottes Namen dem Kind die Nase, das davon einige Erleichterung verspürte und dankbar, wenn auch vorsichtig wegen seiner Würde und all der gekräuselten und gebügelten Pracht, zu ihr aufsah. Da solchermaßen die Bekanntschaft günstig gemacht war, gelüstete es Ise nach der Freundschaft. Unfähig, von der hübschen Darstellerin zurückzutreten, begleitete sie sie weiter, fragte nach ihrem Namen, der Grittli lautete, und begann ihr allerlei liebenswürdiges und glaubhaftes Zeug vorzureden, während sie unentwegt das weiche und feuchtwarme Händchen in ihrer schlanken, trockenen Damenhand hielt und durch ihre Anwesenheit, so schön und elegant sie war, den ganzen Zug störte und besonders die Friedensgruppe durchaus um ihren Effekt brachte. Verwundert bemerkten die nachkommenden Erwachsenen den fremden Zuzug, aber es fand niemand bei sich die Kompetenz, ihn wegzuweisen, und wenn jemand sie gefühlt hätte, so würde ihn eine gewisse Courtoisie gegenüber der Fremden gehindert haben, sie auszuüben.

Indem aber der Zug in die Nähe einer hohen, kühngeschwungenen Brücke kam, auf die der ganze Alpenkranz hernieder sah, bewegte sich von den Droschken hinten ein Laufbote nach der Spitze des Zuges und gebot ihm Halt. Die Musikbande spielte den eben angefangenen Marsch auf der Stelle tretend zu Ende, und unter den Anweisungen des Boten gruppierte sich der Zug darum herum, so daß er von einem Platz aus leicht zu übersehen und mit der Stimme zu erreichen war. Die Droschken wurden ebenfalls zum Halten gebracht, aber die des Herrn Wurstenberger fuhr nahe an die Versammlung

heran, denn der Anblick der schweigenden und erhabenen Schneefelder im Glanz der Augustsonne hatte in ihm den Wunsch erweckt, zu reden. Das tat er denn auch, sobald seine Droschke hielt, und zwar von den Dingen und Gedanken, die ihn zutiefst bewegten und für die ihm die hehre Erscheinung der Bergwelt die richtigen Symbole zu bieten schien und einen Gegensatz, der nicht zu leugnen war. Hoch erhob er seine alte stämmige Gestalt im Verschlag des Fuhrwerks. Die rote Seidenschärpe, die sich über seinen Bauch hinzog, brannte auf wie eine breite, frischblutende Wunde. Sein blanker Zylinder verschwand ganz in dem farbigen Gewimmel der Nationalfahnen, und je nachdem der Wind wehte, mußte er sich mit einer Handbewegung dazwischen hindurch Bahn schaffen, weil sie ihn manchmal vollständig einhüllten und sein Haupt den Blicken der Zuhörer entzogen, wodurch ihnen auch ganze Perioden seiner Rede verloren gingen. Besonders die deutsche Fahne schien es auf ihn abgesehen zu haben. Bald von rechts, bald von links rauschte ihm der Adler um Bart und Ohren, und jeden Augenblick mußte er den Zylinder wieder gerade rücken, den ihm die Schwingen des siegreichen Vogels vom Kopf zu wehen drohten.

Unter diesen Vorgängen war aber die Kindergruppe mit dem Friedensengel ziemlich achtlos zur Seite gedrängt und dort vollkommen vergessen worden. Jeder dachte, es werde dafür gesorgt sein, und weil niemand mehr etwas davon sah, so glaubte man die Jugend um so sicherer aufgehoben. Die kleinen Fußgänger hatten insofern für sich selber gesorgt, als sie mit Geistesgegenwart Gestell und Deichsel eines ausgespannten Bauernfuhrwerks besetzten, das in der Nähe vor einem Gasthof stand; da saßen sie nun aufgereiht wie die Spatzen, schaukelten auf der Deichsel, ließen die Ketten klirren und beklecksten sich die weißen Kleider mit Wagenschmiere. Ganz vereinsamt blieb das Patenkind des europäischen Gleichgewichts auf seinem Platz zurück, völlig verlassen von seiner natürlichen und angestammten Bedeckung und Gevatterschaft und der deutschen Fürsorge auf Treu und Glauben ausgeliefert. Diese fackelte nicht lange, sondern als sie sah, wie das Spiel ging, hob sie die dumme Lieblichkeit aus dem blauen Wagen heraus, küßte sie herzhaft ab und schlug dann damit den Weg nach der nächsten Konditorei ein, die sie einige Häuser weiter von dem Gasthof am Platz stehen sah. Kronich folgte ihr, halb betroffen und etwas besorgt, und übrigens neugierig, wie diese Sache ablaufen werde.

Auf der Seite des Kindes gab es freilich keine Fragen. Es bekam gesüßte Milch und Kuchen mit viel Zucker drauf und von allem nicht wenig, so daß es schon sah, daß es sich bei guten Leuten befand. Wenn es auch, getreu seinem öffentlichen Charakter, selber unmündig war und wenig mündiges Hochdeutsch verstand, so begriff es sehr wohl die Bedeutung eines lächelnden schönen Gesichts und eines melodischen Geplauders, und so auf jede Weise gut unterhalten fehlte ihm nichts zu einem kindlichen Wohlstand und zu einer anerkennenden und unternehmenden Gemütsstimmung, die es freilich haupt-

sächlich gegen den aufgetischten Kuchen richtete, und Ise wurde nicht müde, sich über jede lebendige Regung und jedes Gekicher des jungen Tieres zu freuen und immer neue Drolligkeiten hervorzurufen.

Inzwischen war die Rede des Herrn Wurstenberger über den Gottesfrieden der Natur und die unglückliche Besessenheit der Menschheit ihren vorgesetzten Weg gegangen, mit weniger geschichtlichem Verständnis als herzlichem Mitgefühl, und mit mehr gutem Willen, als in den Seelen aller jener Männer, die den großen Weltbrand angesteckt hatten, zusammen genommen. Man hatte einen letzten heißen Sommertag, und die Atmosphäre neigte zu Gewitterbildungen, ohne daß schon viel zu sehen war. Nun wußte die Polizei wohl von einer Friedensdemonstration durch die und die Straßen, aber nicht von einer Rede unter freiem Himmel und auf einem öffentlichen Platz. Der Standpolizist, der die Anstalt mit Verwunderung erkannt hatte, fragte telefonisch bei seiner Behörde an, und diese, von der Nachricht aufgerufen, erschien plötzlich auf dem Feld, bahnte sich durch die Versammlung einen Weg zu Herrn Wurstenbergers Droschke und untersagte ihm die Fortsetzung seiner Ansprache; sie hatte nichts gegen den Frieden an sich, aber wenn ihn etwa diese Propagandarede einleiten sollte, so konnte doch nichts daraus werden, weil die behördliche Genehmigung dazu nicht veranlaßt war. Der alte Herr wollte Einwendungen machen und gut zureden, aber er konnte froh sein, daß man nicht stehenden Fußes das ganze eigenmächtige Wesen auflöste. So schritten denn der Fahnenträger und die Musikanten vor, um eine Spitze zu bieten, an die sich das übrige in bekannter Weise anschließen konnte. Als man die Kinder suchte, fand man sie auf dem Bauernfuhrwerk, aufgelöst, beschmutzt und sogar zum Teil zerrissen; aber das blaue Friedenskütschchen war leer, und während die gangbare Jugend sich schon wieder eingespannt hatte, wußte noch niemand etwas über den Verbleib des kleinen blonden Symbols, und der Leute bemächtigte sich eine allgemeine Betretenheit und Aufregung. Man suchte, fragte, rief, alles umsonst, und schließlich konnte man auch dem alten Mann die Verlegenheit nicht länger verbergen. Zum zweitenmal löste sich der Zug auf, aber diesmal nicht um über den Frieden reden zu hören, sondern um ihn tatkräftig aufzufinden und heranzuführen, und die meisten Teilnehmer hatten das fatale Gefühl, daß nun alles Reden und Singen umsonst gewesen sei samt der Bemalung von Tafeln und der Anheftung von Abzeichen, denn noch waren die wenigsten ausländischen Gesandtschaftsgebäude passiert, und noch war die Momentaufnahme für die illustrierten Zeitschriften nicht vor sich gegangen; der Filmphotograph stand vor dem Bundespalais, wo man ebenfalls noch nicht vorbeigekommen war.

Zufällig sah Kronich wieder einmal aus dem Fenster der Konditorei, um zu erfahren, ob man bald das Kind zurück bringen müsse, da bemerkte er die Veränderung, die mit der Versammlung vor sich ging. Die Inschriftentafeln schwebten wild und stürmisch wie heimatlose Vögel über ihren Köpfen umher.

Suchend bewegten sich viele von ihnen aus der Peripherie heraus und griffen alle Passanten an, die ihnen in den Weg liefen. Und als Kronich sich eben umdrehen und Ise Bescheid sagen wollte, sah er den alten Herrn mit rotem Gesicht erregt aus seiner Droschke steigen, auf dem Tritt plötzlich die Hände von sich werfen und mit einer stillen, abwehrenden Bewegung den nächsten Menschen, die gerade dabei standen, in die Arme sinken. Die warfen ihre Inschriften weg und packten ihn sogleich in seine Droschke zurück, wo er zunächst unter seinen Fahnen scheinbar blühend und ganz beruhigt wieder Platz nahm; aber Kronich wußte, was er von dieser Ruhe halten sollte. Schnell brachte er Ise mit dem Kind auf den Weg. Zugleich rief er die Wirtin her, rechnete geschwind mit ihr ab, ein bißchen pedantisch, wie er war, und ging seiner Freundin nach, besorgt, ihr beizustehen, wenn sich etwa der Unwille der Versammlung gegen sie wenden sollte.

Mit großem Erstaunen sahen erst einige und dann mehrere der Demonstranten und schließlich alle das Friedenssymbol an der Hand einer schönen fremden Dame über den Platz daher kommen, krummbeinig, blond, vergnügt und mit einem riesenhaften Stück Kuchen in der freien Hand. Über diese Erscheinung waren alle so verblüfft, daß keiner auch nur daran dachte, eine Rechenschaft fordern zu wollen, sondern jedermann fühlte sich bis ins Herzinnere von der Vernunft und Güte dieses Idylls betroffen und überzeugt, und in den hellsten Köpfen dämmerte bereits etwas wie Zurechtgewiesenheit über den Mißbrauch einer armen kleinen Kreatur und eine Ahnung von der Lächerlichkeit, welcher man sein eigenes Fleisch und Blut ausgesetzt hatte. Ungestört geleitete Ise das Kind zu seiner etwas unbequemen Karosse, setzte es hinein, nachdem es ihm die dort befindlichen Kissen aufgeschüttelt hatte, und sah sich dann nach dem Weiteren und nach ihrem Kameraden um. Eben kam dieser von der Fahnenburg her, wo er sich um seinen alten Freund bekümmert und nebenbei, ohne danach gefragt zu haben, den wunderlich beruhigenden Bescheid erhalten hatte, daß dies nicht die erste Attacke dieser Art sei, die den Greis betreffe; ja aus dem Ton, in dem die besonnenen Männer sich mitteilten, klang ein gewisses nachsichtiges Verständnis für die begreifliche üble Gemütsverfassung, worin sich der geachtete Bürger befinde. Als die Ursache des Unfalls betrachteten die einen den Zusammenstoß mit der Polizeigewalt und die andern die Ansprache in der Sonnenhitze; von dem Kind war weiter keine Rede. Inzwischen wendete die Droschke des alten Herrn um und fuhr mit allen Bannern und Wimpeln allein nach Hause samt dem Verunglückten und den Personen, die um ihn beschäftigt waren. Und den Demonstranten war aufgegeben, für den Rest des Nachmittags zwischen andern Verwendungen ihrer entlassenen Figuren Auswahl zu treffen. Jener Teil, der wirklich aus Ergriffenheit für die Gotteskindschaft des Friedens auf die Straße gegangen war, verlor sich still und bedrückt auseinander; es waren die Wenigern, aber immerhin etwa siebzig Männer und Frauen.

Beim größern Rest kam die Stimmung auf, da man doch einmal beisammen war und den Tag ein Extrageld verdient hatte, das schöne Sommerwetter noch auszunutzen, so lange es dauerte, und im Haufen, aber ohne Abzeichen und Tafeln, nach einem naheliegenden Ausflugsort zu marschieren, um dort sich etwas aufzufrischen und den Abend vielleicht bei einem kleinen Tanzvergnügen zu beschließen. Nach kurzer Zeit waren alle Abzeichen und Standarten an die herumlungernde Jugend verteilt und bis auf einige ältere Arbeiter und Angestellte, der ganze leichtherzige Troß den Anwohnern des Platzes aus den Augen entschwunden. Auch die Eltern hatten sich der betreffenden Kinder bemächtigt, um sie teils nach Hause zu bringen, teils nach dem Vergnügungsort mitzuschleppen; so wurde der kleine Friedensengel hingefahren, wo er her kam, und war auch damit zufrieden. Die Straßenjugend trieb den Nachmittag noch ein großes Wesen mit den Abzeichen und Tafeln und zog in Rudeln singend und tutend die Straßen auf und ab, und wo so ein herrenloser Trupp des Weges kam, lasen die Vorübergehenden mit Verwunderung die Befehle: „Nieder mit den Waffen!" „Wirkt für den Weltfrieden!" „Fördert die Vernunft und die Gerechtigkeit!"

Aber der Konsul erlebte es diesen Abend noch, daß ihm seine schöne Freundin weinend im Arm lag, ohne daß er lange Zeit wußte oder nur ahnte, was sie bewegte. Schließlich kam es zwischen allen Tränen und Seufzern an den Tag, daß die Mutter in ihr weinte, und daraus hörte er für sich das strenge und letzte unerbittliche Signal zur Trennung, denn ein Kind konnte er ihr, wie er die Dinge nun einmal sah, nicht schenken. Ihm hingen die Begriffe Ehe, Kind, Gattin und Legalität unlöslich ineinander; daß einer aus eigener Größe das ganze All umdenken kann, das war ihm über aller Fabrikation noch nicht selbstherrlich eingefallen. So beschloß er diesen Tag in traurigen und harten Aussichten.

Neuntes Kapitel.

Eine unmoralische Reise, auf welcher betrogen und gestohlen wird, und die nicht ans Ziel, aber weite Wege führt.

Nachdem die Brüder Fritz und Jakob Kuhny ihr Haus verlassen hatten, wandten sie sich dem Hotel zu, in dessen Omnibus die Fremden nach dem Bahnhof gefahren waren. Ihre Handlungen, so lange aus gegenseitiger Scheu zurückgehalten, verfielen nun einer gewissen Unaufhaltsamkeit, und es erschien fortan jedem das Wichtigste, hinter dem andern um keine Haaresbreite zurückzubleiben. Jeder war davon überzeugt, daß der andere mit einem festen Plan ausgerüstet die Herrschaft über die Gegenwart an sich zu ziehen beabsichtigte und richtete sich scharf darauf ein, ihn bei der Ausführung desselben nicht allein zu lassen. In Wirklichkeit wußte keiner, was er in der nächsten Minute tun oder wollen werde, und als die beiden nun so, von

einander getrieben und einander treibend, mit ihren Köfferchen vor dem Hotelportier ſtanden, hatten ſie wohl ihre Zungen im Mund, aber ſo leere Köpfe, daß ſie ſich ſelber leid taten. Doch zur rechten Zeit trat Fritz das Bild der ſchönen Deutſchen wieder vor Augen und hörte er den Klang ihrer Stimme, mit der ſie ihm die lockende Propoſition gemacht hatte, und ganz ungeſucht kamen ihm die Worte aus dem Mund, die jetzt nötig waren; das nahm er für ein wichtiges Vorzeichen, und er wurde feſt und ſelbſtbewußt. Er habe geſtern von einer ſo und ſo ausſehenden Dame aus Deutſchland den Befehl bekommen, ſich um neun Uhr zwecks Anſtellung zu melden; ob die Dame jetzt zu ſprechen ſei? Nun, zu ſprechen war ſie nicht, ſondern ſogar ſchon abgereiſt, aber ſie hieß Frau Konſul Kronich und hatte hinterlaſſen, daß ſie in dem und dem Berner Hotel nachkommende Poſt in Empfang nehmen würde.

Nun einmal geweckt und an die Spitze geſtellt, begann Fritz auch weiter zu denken und ſich um einen richtigen Plan zu bemühen. Vor allen Dingen mußte er ſein Augenmerk darauf richten, Jakob los zu werden. Als man in der Halle des Bahnhofes angekommen war und den Fahrplan ſtudiert hatte, ſagte er — und das war das erſte Wort, das er ſeit dem Verlaſſen des Hauſes an ſeinen Bruder richtete —, Jakob ſolle ſein Köfferchen hüten, er wolle in der Zeit die Billette löſen. Jakob war es zufrieden, daß Fritz die anſtrengenden und ſchwierigen Obliegenheiten übernahm, zumal er ihn dabei bequem bewachen konnte, und Fritz ging zum Schalter und verlangte zwei Billette, eines nach jener fernen Stadt und eines nach der nächſten Station, einem Bauerndorf, weder berühmter noch ſehenswerter als irgend eines in der Schweiz. Jakob überreichte er die Fahrkarte nach dem Dorf, die dieſer auch unbeſehen in die Weſtentaſche ſteckte; für ſich behielt er die nach Bern.

Nun war Jakob ein kindliches und phantaſtiſches Gemüt; nichts machte einen ſo großen Eindruck auf ihn, wie das Eiſenbahnweſen mit ſeinen Portalen, Hallen, Bahnſteigen, Geleiſen, Lokomotiven, Wagen und wimmelnden Paſſanten. Es überfiel ihn bei jeder Reiſe eine Art von Rauſch und herrlicher Verwirrung, in der er ſich und ſeine ganze Umgebung vergaß und aus der ihn entweder ſein Begleiter oder der erſte beſte Bahnſchaffner herausreißen mußte, um ein Unglück oder eine Straffälligkeit zu verhüten. In der Halle vermochte er noch an ſich zu halten, obgleich es ihn ſchon lau überrieſelte; als aber, kaum daß man auf den Perron kam, eine gewaltig große und nagelneue Schnellzugslokomotive neben ihm vorfuhr, mit einem ganzen Train von wunderbar langen und eleganten Wagen nur erſter und zweiter Klaſſe, gar nicht zu reden vom Speiſewagen, war es um ihn geſchehen. Hören und Sehen verging ihm wie Butter in der Sonne, und in ſeinen Gang kam jene träumeriſche und ſchleudernde Bewegung, die Fritz zur Genüge kannte. Er redete ihn ein- oder zweimal an, um zu erkennen, ob er noch etwas Bewußtſein habe. Als er gewiß ſein konnte, daß Jakob ganz abweſend ſei, geleitete er ihn durch die Unterführung und ließ ihn dann beim

Zug laufen. Er selber stieg in den letzten Wagen ein und nahm im hintersten Abteil Platz. Indem hörte er, daß auch schon die Schaffner zum Einsteigen riefen und der Zugführer zur Abfahrt pfiff, denn man war in der letzten Minute gekommen. Fritz kalkulierte, daß Jakob in seiner Verdämmerung einzusteigen vergessen oder jedenfalls zu spät daran denken werde, und paßte auf, ob er ihn auf dem Bahnsteig stehen sehe, während der Zug aus der Halle fuhr; aber es schien, daß er mitgekommen war. „Nun, weit wird er nicht reisen mit seinem Billett," vermutete er und gab sich nun widerstandslos seinen Träumen hin. Aber man hatte das Weichbild der Stadt kaum verlassen und fuhr eben durch den Wald, der sich im Osten ausdehnte, da kam Jakob mit seinem Köfferchen, aus dem immer noch die Ärmel und Hosenbeine heraushingen, ohne Hast den Mittelgang her und erblickte seinen Bruder. „Aha, da bist du!" sagte er befriedigt und mit einem Ton, als ob er den Streich vollkommen in der Ordnung fände. Dann schwang er sein Köfferchen ins Netz hinauf und ließ sich Fritz gegenüber am Fenster nieder.

Die Station, nach welcher Jakobs Fahrkarte lautete, hieß Muttenz und war ein tüchtiges Dorf am Fuß eines waldigen Berges. Als Fritz eben die Ruine darauf zu sehen bekam, erschien der Schaffner und verlangte die Billette. Fritz wies seine Karte vor, und der Kondukteur lochte sie. Jakob, dem Fritzens Sicherheit imponierte, fuhr großartig mit seinem Billettchen aus der Westentasche, denn so weit, da hatte Fritz schon recht, fuhren nicht alle Leute. Der Kondukteur betrachtete es, sah Jakob an und sagte:

„Der Zug hält aber nicht in Muttenz."

Dagegen hatte Jakob nichts einzuwenden. „Es ist mir recht," nickte er.

„Das ist ein Schnellzug," suchte der Beamte weiter begreiflich zu machen; „er hält nur in Olten."

„Das ist fein," stimmte ihm Jakob zu. „Und wir haben ihn sogar ganz aus Zufall erwischt."

„Aber Sackerment, Ihr habt ein Billett nach Muttenz. Wollt Ihr mich zum Narren haben?"

„Nach Muttenz?" wunderte sich Jakob. „Das wird wohl kaum sein."

„Das wird wohl doch sein. Ihr braucht nicht zu tun, als ob Ihr nichts davon wüßtet. Euch wird man gleich ganz anders kommen. Von Euch läßt sich die Bundesbahn noch lange nicht betrügen."

„Da weiß ich nicht, was das heißen soll," sagte Jakob ratlos. „Ich will nämlich nach Bern und bin vermeint gewesen, daß ich auch ein Billett dorthin habe. Hast du denn nicht Billette nach Bern gelöst?" fragte er seinen Bruder.

Dieser sah aufmerksam aus dem Wagenfenster. Eben lärmte der Zug am Muttenzer Stationsgebäude vorbei, und Jakob, der glaubte, daß Fritz ihn nicht gehört habe, schüttelte ihn am Arm und wiederholte seine Frage.

„Was soll ich denn sonst gelöst haben?" erwiderte der und blickte unzufrieden um sich.

„Dann ist es verdammt merkwürdig, daß es sich in ein Billett nach Muttenz verwandelt hat," wunderte sich der Schaffner spöttisch.

„Ja — gerade vor mir war ein Herr, der nach Muttenz wollte und zweite Klasse verlangte. Der Billetteur muß ihn aber falsch verstanden haben und brachte zwei Billette dritter Klasse. Die ließ er dann liegen und holte eins zweiter. Vielleicht sind die beiden mit unsern beiden durcheinander gekommen. Bezahlt hab ich jedenfalls doppelte Taxe nach Bern."

„Aha!" machte der Schaffner ungläubig. „Nun, das sollt Ihr dem Zugführer noch einmal erzählen." Erzürnt ging er weg, um nach einiger Zeit mit seinem Vorgesetzten zurückzukommen. Fritz war nicht mehr wohl in seiner Haut, aber er beharrte fest bei seiner Aussage, und der Zugführer mußte zugeben, daß beinahe zu gleicher Zeit ein Personenzug auf die Strecke abgelassen worden sei. Schließlich erklärte er den Brüdern, daß sie so oder so die eine Fahrkarte nach Bern nachlösen und übrigens ihre Namen und Adressen deponieren müßten, damit man inzwischen die Sache untersuchen und ihnen den mehr verausgabten Betrag ersetzen oder sie vor Gericht nehmen könne. Fritz sah nun wohl, daß die Angelegenheit eine schwierige Wendung nahm, aber er konnte sie nicht aufhalten, und übrigens war es ihm auch ganz gleichgültig, was nachher geschah, ob er dann wegen Betrug ins Gefängnis mußte oder nicht: jetzt kam es ihm nur darauf an, die schöne Deutsche wieder zu sehen. Als er aber bedachte, daß er seines Bruders wegen in diese Lage geraten war, trug das nicht dazu bei, ihn freundlicher für Jakob zu stimmen.

An ihrem Ziel angekommen, gaben die Brüder ihre Bagage im Bahnhof zum Aufbewahren und suchten vor allen Dingen eine Wirtschaft, um zu Mittag zu essen, das heißt, Fritz gab und suchte und Jakob hielt sich dicht zu ihm, indem er ihn bewachte und sich zugleich dankbar seiner Initiative anschloß. Fritz verhielt sich, als ob er allein wäre, und bekümmerte sich nicht darum, ob Jakob neben ihm Platz fand, ob er ihn vor das rechte oder vor das linke Schienbein stieß und ob er auch genug Zeit hatte, mitzukommen. Aber Jakob, als er einmal die Verteilung der Rollen begriffen hatte, wandte bald für seine leidende so viel Scharfsinn und Vorsicht an, wie Fritz Niedertracht und Gewalt für die seinige. Wenn Fritz zum Beispiel sein Köfferchen abgab, so drängte sich Jakob geschickt von der Seite heran und schob sein graues neben das braune Fritzens: „Nehmen Sie das auch gleich; sie gehören zusammen." Und als Fritz im Wirtshaus Nudelsuppe und Bratwürste mit Kartoffelstock bestellt hatte, sagte er: „Bringen Sie mir das auch; das wird sehr gut sein." Einen brüderlichen Schmerz verursachte es ihm, daß Fritz beim Zahlen nur nach seiner Rechnung fragte und schweigend aufstand, als er seine Zeche erlegt hatte; aber nun zeigte es sich, wie klug es gewesen war, dasselbe zu bestellen, was Fritz aß, denn nun konnte Jakob seinen Betrag schnell auszählen und das Lokal noch beinahe auf Fritzens Fersen verlassen; draußen trat er ihm dann mit ein paar langen Schritten wieder an die Seite.

Fritz merkte auf, in welcher Richtung vom Bahnhof der größere Verkehr lief, und dahin schlug er sich. So kam man in die alte Straße mit den Lauben und Brunnen und ohne Trottoir und mit der Straßenrinne in der Mitte. Die Brüder besahen sich alles, besonders auch die Brunnen, die immer einen zierlichen oder schnurrigen Gedanken in Stein ausdrückten. Die alten Tore waren sie von ihrer Vaterstadt her gewöhnt, sowie auch die Brücken; aber diese hier hingen viel höher über dem Wasser, und der Fluß in der Tiefe strömte schmal, wild und mit einer so kalten, klaren Bläue, daß es Jakob dabei fror. „Ich möchte wissen, was für ein Fisch da steht," sagte er unwillkürlich, aber Fritz antwortete ihm nicht. Sie fanden auch das Wahrzeichen der Stadt, den Bärengraben, ein Verließ, in dem die Gemeinde immer eine Petzenfamilie von etwa sechs Köpfen hielt; das war eine vergnügte, bettelhafte braune Bande, die allerlei von den Eltern auf die Kinder vererbte Künste konnte, aber nichts lieber tat, als sich Zucker oder gelbe Rüben von oben in den Rachen werfen zu lassen. Es machte den Eindruck, als hätten die alten, wehrbaren Geschlechter ihre Kühnheit und Wageluft da unten eingesperrt, um ohne sie ungeschorener durch den neugeschichtlichen Tag zu kommen.

Die Brüder sahen auch die nahe Hoheit der Alpen und empfanden tief die reine Gewalt und Harmonie der weißen Höhen; sie wurden eine Weile selber still und mutig davon; aber als sie sich dann nach den Zielen dieses Mutes umsahen, stand der eine wieder vor seiner erschütterten Liebesleidenschaft und geriet der andere über seine listige und auch etwas beschämende Rechnung, denn immerhin hatte ihn die Mutter noch nicht von seiner Verantwortung entbunden. Wenn aber Fritz weiterhin mit dieser zornmütigen Gebärde dem fremden Lockvogel nachstieß, so gewannen Jakobs Aussichten viel an Wahrscheinlichkeit.

Neben allen Wegen hatte Fritz auf die Hotels acht; zu scheu und wild in seinen Empfindungen, um jemand nach dem Grand Hotel so und so fragen zu mögen, wollte er es lieber dem Zufall überlassen, daß er es plötzlich vor seinen Augen aufragen sah. Nachdem die Brüder auch mit andächtiger Befriedigung jenes monumentale Gebäude gesehen und betrachtet hatten, worin der Schweizer seine nationalen Institutionen würdig und ansehnlich vereinigt weiß, leuchtete von einem großen, einfachen Haus in goldenen Lettern gerade die Inschrift herab, die mit glühenden Buchstaben in Fritzens Kopf brannte. Aus drei langen Fensterreihen blitzte die Augustsonne und schimmerten die schneeig weißen Vorhänge. Vor dem Portal standen große grüne Kübel mit Oleandern, auf jeder Seite sechs. Alles sah vornehm und wohlbesorgt aus, so daß Fritz auf stehendem Fuß der Mut entfiel, jemals durch dies Portal einzutreten, und sein Herz sich dumpf und unmutig gegen seine Rippen warf, als wollte es ihm abseits von dem offiziellen Zugang einen ganz persönlichen Luftweg zum Gegenstand seiner Leidenschaft bahnen. Auch Jakob hatte die Augen offen, und obwohl Fritz kaum den Schritt einhielt, so nahm er doch die Bewegung wahr, die durch seine Gestalt ging, und erkannte die Inschrift. Zu

Fritzens grimmigem Verdruß blieb er ohne Scham stehen und besah sich breit und lang das Haus und guckte den Fenstern nach, um vielleicht herauszufinden, hinter welchem die Deutsche wohnte. Dann setzte er sich aber in einen Hundetrab, um Fritz wieder einzuholen, der mit seinem Zorn kämpfend weiter gegangen war. Gesprochen wurde nichts über die Neuigkeit.

Der Abend zog sich dann etwas in die Länge, weil der Tag nach der Entdeckung des Hotels und bei der erkannten Unmöglichkeit, gleich zum Zweck vorzudringen, kein Objekt mehr hatte und bei der bestehenden Schweigsamkeit die übrige Tageszeit auch nicht durch Mitteilung verkürzt wurde. Die letzten Stunden verfaßen die Brüder trübe in einer Bierwirtschaft; darauf machte sich Fritz auf, um nach einem Nachtquartier Umschau zu halten, und Jakob blieb ihm wachsam an der Seite. Das Gesuchte fand sich in einem kleinen Gasthaus. Fritz forderte für sich ein Zimmer mit einem Bett. „Mit zwei Betten!" verbesserte Jakob freundlich. „Wir sind nämlich Brüder!" setzte er dem Kellner mit einem höflichen Bückling auseinander. Da es Fritz widerstrebte, vor fremden Menschen einen Zank aufzuführen, ließ er es dabei. Nachher ging Jakob mit Fritz die Köfferchen vom Bahnhof holen, und schließlich fielen sie nacheinander müde in ihre geliehenen Betten, in denen sie schliefen wie die Blumen, da sie in der vergangenen Nacht kein Auge zugebracht hatten.

Aber am andern Morgen — Fritz war zuerst munter, hatte sich jedoch kaum gerührt, so riß schon Jakob die Augen auf und fing wieder an, ihn zu bewachen — fand Fritz in sich den Entschluß, da ihm über Nacht kein anderes Türchen zur schönen Deutschen aufgesprungen war, durch das Hotelportal zu ihr einzugehen. Er stand auf und wusch sich, und zwar zweimal; mit den Händen schien er überhaupt nicht fertig zu werden, und die Schwielen bearbeitete er mit dem Taschenmesser. Er putzte auch die Fingernägel, wodurch er sehr deutlich aus dem Stand der Fischer und Schiffer austrat, doch ohne schon einen andern zu haben. Dann ließ er sich von einem benachbarten Coiffeur rasieren; das Frisieren lehnte er ab, und auch seine besondere Schnurrbarttracht behielt er bei. Außer dem übertriebenen Waschen und der Nägelreinigung tat Jakob alles mit und hatte sogar das Glück, gleichzeitig mit Fritz rasiert zu werden; da man sich in jenem Land gemeinhin am Montag nicht rasieren läßt, hatten die Friseurgesellen nichts zu tun. Ohne diesen günstigen Umstand hätte er freilich auf das Rasieren verzichtet. So mit glatten Wangen, scharf nachgewaschen und gepudert machten sich die Brüder wieder auf den Weg, Fritz mit schwerem und immer schwererem Herzen, Jakob mit gespanntem Gesicht und etwas scheuem Blick. Trotzdem legten sie den langen Weg zwischen ihrem Gasthaus und dem Bärengraben noch dreimal zurück, sahen vor dem Bundespalais viele Nationalräte und auf dem Markt viele Kohlköpfe, und stießen vielen Leuten ihre Ellbogen in die Rippen, ehe Fritz auf die Zähne biß und direkt sein Ziel ins Auge faßte. Wie vom Geist hingestoßen erschien er vor dem Pförtner dieser Himmelstür, und er-

zählte dieselbe Geschichte, die er schon in dem Hotel in seiner Vaterstadt vorgebracht hatte. Jakob stand daneben und paßte auf alles auf; dazu hatte er etwas Herzklopfen, weil ihm mit der Möglichkeit, daß gerade die vornehme Deutsche die Treppe herunterkommen und ihn anreden könnte, die Verwegenheit klar wurde, mit der er sich ihr aussetzte. Zu seiner Erleichterung machte der Portier die Mitteilung, daß die Herrschaften schon ausgegangen seien, aber um Mittag oder gleich nachher hier wohl gesprochen werden könnten. Inzwischen wolle er gerne die Herren melden; ob er um den Namen bitten dürfe? Fritzens Herz tat bei dieser Aufforderung einen Sprung bis in seinen Hals hinauf, denn hörte sie erst seinen Namen, dann lag er auch schon halb vor ihren Füßen, und er sagte ernst und mit einem stillen, scheuen Gesichtsausdruck: Fritz Kuhny aus Basel, und er werde um zwei Uhr wiederkommen. Jakob hätte sich nun sehr gerne auch vorgestellt, aber Fritz drehte sich kurz auf den Absätzen um und ging so schnell davon, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als ihm nachzulaufen, und so hatte dieser zum erstenmal in dem Favoritenrennen einen wirklichen Sprung vor seinem Bruder voraus. Das erkannte auch Jakob, aber er konnte es nicht ändern, und da er an zwei Stricken zog, die außerdem die Eigenheit hatten, daß einer immer um das Stück länger wurde, um das sich der andere verkürzte, so war für ihn kein Unglück geschehen. Die Stelle oder das Mädchen: eins von beiden mußte ihm schließlich in die Hände fallen.

Die Flamme der allernächsten Glücks- oder Unglücksgefahr hatte Fritzens Opferholz und Opfertier mit einer Lohe aufgezehrt, und wenn es bei diesem seinem dargebrachten Herzen nichts weiter zu bedeuten hatte, da er es stündlich opferte, so brauchte er doch Zeit, einen neuen Holzstoß zu schichten; ihm, der dem angebeteten Bilde schon einen halben Wald geopfert hatte, wurden die Wege nach Holz rasch weitläufig. Er war aber von der einen vergeblichen Bereitschaft zum Schicksal von diesem Morgen so erschöpft und entkräftet, daß Jakob für eine lange Strecke des Tages die Führung übernehmen mußte. So führte er denn, wohin es ihn zog, ans Wasser und zu den Fischen. Er kroch unter allen Brücken durch und stand an allen Flußwindungen, und wo eine Abwasserleitung in den Fluß mündete, da ließ er sich überhaupt nieder, denn dort wimmelte es von nassen Taubstummen jeder Art, Felchen und Weißfischen und Nasen und wie sie alle hießen, auch solchen, die er aus dem Rhein nicht kannte. Die er kannte, die hatten im blauen Wasser eine andere Farbe und Zeichnung, und im kälteren Gebirgsfluß waren sie kleiner und zorniger, auch mehr in Bewegung, da das Wasser heftiger zog. Darauf wollte er die hiesigen Fischer am Werk sehen, und Fritz machte in seiner halben Bewußtlosigkeit mit ihm einen langen, geduldigen Spaziergang den Fluß hinunter, ohne etwas anderes zu sehen als immer und ewig das Bild der Deutschen, und etwas anderes zu riechen als ihr Parfüm. Aber Jakob roch mit Lust und Behagen den Duft des Sommers und des Wassers, welchen letzteren er so genau kannte, daß er schon aus ihm mit geblendeten

Augen die Jahreszeit und sogar den Monat und obendrein die Tageszeit hätte angeben können. Zu seiner Freude stieß er auf Fischer, und sie waren sogar gesprächig, so daß eine lange und eingehende Unterhaltung mit ihnen zustande kam über Fisch und Wasser, die Methoden des Schleppnetzes und des Standnetzes und besonders über den Salmen, von dem die andern nun nichts wußten als den köstlichen Ruf. Er wurde stolz und herablassend und tischte den armen Teufeln die seltsamsten Geschichten auf, die überhaupt mit Salmen geschehen und nicht geschehen waren, so daß die anfingen, neidisch und dann natürlich ungläubig zu werden, und auf einmal sagten, es sei jetzt Zeit, daß er ein Haus weiter gehe.

Nachher wollte Jakob auch gerne nach den Forellen in den Bächen sehen; aber nun hatte sich Fritz genug gelangweilt, um wieder zur Besinnung zu kommen und mit Unruhe zu bemerken, wie weit abgetrieben von seinem Gegenstand er in der Welt herumirrte und daß sich schon wieder die Sonne am Himmel dem Nachmittag zuneigte. So gab er stumm und entschlossen die Richtung nach der Stadt an, und Jakob, der spürte, daß die Führung jetzt wieder bei Fritz war, fügte sich darein und fand sich in seine vorige Rolle zurück; außerdem glaubte er, daß Fritz heute noch einen Versuch im Hotel machen wolle. Dieser, der dem Gespräch mit den Fischern wie ein Fremder beigewohnt hatte, etwa wie ein Kupferstecher oder Mechaniker, wunderte sich fortgesetzt darüber, daß es Leute gab, deren vollkommenes Genüge darin bestand, Fische zu fangen, und die nichts anderes redeten und dachten. Bis gestern oder vorgestern hatte man freilich auch an ihm keine andern Wünsche und Absichten bemerken können; aber nun wußte er schon, daß diese unter allem andern verborgen immer da und seine Augen oft ungeduldig gewesen waren, etwas anderes zu sehen, etwa den Gaurisankar oder den deutschen Kaiser oder ein Renntier in Lappland. Es schien ihm, er sei bereits ein Vierteljahr von daheim fort und in einem ganz andern Land und Reich. Die Formen der Alpen und der Bäume und Menschen kamen ihm zwar bekannt vor, aber alles hatte einen fremden Duft und ein neues Licht, Farben, die er noch nie bemerkt hatte, und Klänge, die ihm bisher wohl verborgen gewesen waren. Über die Schneefelder hallte ein Name hin, den er nicht wußte, der ihn aber doch in der tiefsten Tiefe erschütterte, so schön klang er. Und jeder Baum erschien ihm so ungeheuer spannend, als werde jetzt und jetzt die lockende Gestalt dahinten hervortreten. Sie konnte sich auch verbergen im Kleid eines Schweizermädchens, in der Tracht einer jungen Landfrau, und darum fand er heute viele von ihnen ausgezeichnet oder geheimnisvoll, je nach ihrer Art.

In aller Versunkenheit bemerkte er in einer Straße — die Laternen brannten schon, aber es war noch nicht Nacht — in Begleitung eines Herrn eine stolze junge Dame, die ihn sehr stark an sie erinnerte. Haar, Augenlicht, Haltung, Gang, Wangen und Figur, alles war genau wie bei ihr, und eigentlich, dachte er in seiner schönen Verdämmerung, sieht sie auch nicht aus

wie eine Hiesige. Sie erwiderte fragend seinen dunklen Blick — auch der Mann sah her —, und es strömte so viel helle und kluge Fraulichkeit von ihr aus, daß es ihm ganz warm und heimisch zumut wurde und eben ein Gefühl des Dankes gegen Gott in ihm aufsteigen wollte, der solche vorzüglichen Wesen schafft, als ihn, blendend diesem Gefühl entgegen, ein Blitz durchfuhr, denn sie war es selber. Sie bemerkte noch seinen heißen Schreck, dann wandte sie schnell das Gesicht weg und ging, betroffen von seinem Feuer, mit raschen Schritten die Straße hinauf davon, ohne daß er wagte, ihr nachzusehen. Aber Jakob, der den Vorgang bemerkt hatte, freilich mit blinden Augen, denn er erkannte sie nicht, drehte sich breit mit den Händen in den Hosensäcken um und gaffte ihr ein ganzes Stück Wegs mit ziemlich profanen Gedanken nach; er irrte sich durchaus in ihrem moralischen Charakter.

Dafür fiel ihm für den Rest des Tages zum zweitenmal die Führung zu. Fritz stand und ging in der Stadt herum, kein bißchen wacher und geistesgegenwärtiger als Jakob in einem großen Bahnhof. Als es Feierabend läutete, flogen ihm mit den Klängen lauter fromme, sehnsüchtige Schleier durch die Luft, aus denen wie aus Frühlingswolken Wehmut regnete und schöne, schmerzliche Blicke zuckten. Seine Seele ging ihm auf wie ein verhängter Himmel und begann still zu weinen wie ein Verwundeter. Als ihn Jakob ins Wirtshaus führte, wußte er nicht, was er bestellen sollte, und als doch Essen und Trinken kam, er hatte keine Ahnung, woher, rührte er nichts an. Da leistete Jakob das Meisterstück, nach einigem vergeblichen Reden Fritzens Bier und Rauchfleisch mit einzunehmen, damit es nicht umkam; freilich mußte er auch beides bezahlen, da Fritz abwesend blieb.

Die Nacht schliefen beide Brüder übel und unruhig, Fritz wegen der erregenden Erscheinung am Abend und Jakob wegen des reichlichen Nachtessens, das ihm Magendrücken verursachte. Warf sich jener häufig herum und stöhnte vor Einsamkeit, so fuhr Jakob jede Viertelstunde aus einem bösen Traum auf, weil ihm zu allem Übel noch der Mond ins Gesicht schien, und einmal schrie er laut heraus: „Ich hab ihn, er hat mich!“ Ihm war gewesen, er sei beim Krebsfang und greife eben unter einen Stein, da kam blitzschnell eine Schere darunter hervorgeschossen und klemmte sich an seinem Finger fest. Da ein Krebs in der Luft so gut lebt wie im Wasser, so blieb er auch da hängen, trotz allem Schütteln, und als Jakob schon lange wach lag, tat ihm der Finger immer noch weh. Gegen Morgen besserte es in beiden Betten, und am hellen Tag ermunterten sich die Brüder, leidlich ausgeruht und Fritz mit Appetit auf den Morgenkaffee, aber Jakob mit einer Kröte im Magen. Er ließ seinen Bruder ziemlich allein frühstücken und verschwor für die Zukunft das Berner Rauchfleisch. Außerdem hatte er Schmerzen in dem Finger, der ihm im Traum vorgekommen war; es bereitete sich dort ein sogenannter Umlauf vor, wie in seiner Heimat ein Nagelgeschwür hieß; eine gelbliche Verfärbung war schon deutlich neben der Nagelwurzel erkennbar. Da der-

gleichen zu den wirklichen Übeln gehört und Jakob in der Tat wehleidig war, so stimmte ihn die Sache etwas herab, zumal Fritz heute so unzugänglich aussah wie gestern, und auf eine Anrede schließlich Antwort gab, aber sehr einsilbig.

Nachher ließ sich Fritz wieder rasieren; Jakob fand das übertrieben und wartete draußen auf ihn. Weil die Nachtgesichte noch in Fritzens Seele spukten, brauchte er einen ganzen Strich Morgenluft, bevor er sich wieder ins Hotel getraute, und er hätte sich vielleicht überhaupt nicht dahin gebracht, wenn ihm nicht gestern abend ihr Blick gut und menschlich neugierig und ein kleines Lächeln wie eine allerfernste Verheißung auf ihren Lippen erschienen wäre. Als er aber wieder mit Jakob vor dem Portier stand, erfuhr er, daß die Herrschaften abermals weitergereist seien. Sie hatten die neue Adresse hinterlassen; wenn aber der Herr Unkosten habe, so sei ihm, dem Portier, der Auftrag geworden, dies zu überreichen. Er zog ein weißes Kuvert aus seinem Pult hervor, worin Jakob sofort eine weitere Fünfzigfrankennote vermutete, die aber Fritz das Blut in die weiße Stirn trieb. Mit der Witterung der Liebe erkannte er sofort, daß sie ihn auf seinen Wert taxieren und abfinden wollte; die Anstalt beleidigte ihn und reizte seinen Trotz. Er sagte, er sei kein Commis voyageur, ließ sich die neue Adresse aufschreiben und trat auf die Straße hinaus mit harten und erzürnten Schritten und frei von aller Weichheit, die ihn über die Nacht erfüllt hatte und die nun durch eine heiße Verbissenheit verdrängt war.

Die Brüder bezahlten ihre Rechnung im Gasthaus, jeder für sich, und setzten ihre Schweizerreise um eine Etappe fort. Es war diesmal gar keine lange Fahrt; aber Jakob, der für die Unternehmung nicht recht vorgesorgt hatte, mußte für sein Billett beinahe sein letztes Geldchen hergeben; Fritz war besser versehen und konnte es noch eine ganze Weile aushalten. Der Tag verlief außer einem unbegreiflich schönen Alpenglühen — „das sieht sie auch!" dachte Fritz — ohne besondere Aufregung. Noch am Abend machten die Brüder das neue Hotel ausfindig, aber sie gingen nicht hinein. Die Stadt lag an einem See. Sie sahen, beide mit Regungen der Sehnsucht — Fritz nach der fremden Erscheinung, Jakob nach Zähnchen, denn die Heimat wirkte mächtig in ihm — an den Ufern die Lichter der Dörfer aufglimmen. Die Abenddampfer kamen und gingen. Die nahen Berge standen schwer und dunkel am See, die ferneren hoch, bleich und heilig unter dem Sternenhimmel. Die Fensterreihen des Hotels strahlten in die Nacht. Hier war jeder Glückliche doppelt glücklich, der Behauste doppelt daheim, der Reiche doppelt reich, der Einsame doppelt verlassen. Fritz gehörte nun zur Klasse der Einsamen und fühlte es auch. Bedrückt suchte er sein Quartier auf, immer von seinem Schatten begleitet. Jakob war auch nicht mehr wohl, und so legte sich in dieser Nacht zu jedem eine ausgewachsene Sorge ins Bett. Die Sorge ist eine unruhige Beischläferin; aber während Fritz seine Liebe schwer und dunkel machte, erhielten Jakob die Schmerzen im Finger und der Gedanke an seinen leeren Geldbeutel wach und machten ihn leicht und lebendig.

Weil nun Fritz schon die zweite Stunde so ruhig lag und in seiner bitteren Gefaßtheit so gleichmäßig atmete, dachte Jakob, daß er wirklich schlafe, und erhob sich auf die Ellbogen, um zu lauschen und zu spähen. Der Mond schien auch in dies Zimmer, und Jakob sah deutlich, daß Fritz mit geschlossenen Augen lag. Er beobachtete ihn noch eine Weile. Endlich war er seiner Sache sicher und setzte sich aufrecht ins Bett. Darauf hob er die Beine heraus, und nach Verlauf einer weiteren Minute stand er auf den Füßen. Noch einmal lauschte er, um dann langsam, Schritt für Schritt, durch das Zimmer auf Fritzens Bett zuzugehen. Wenn eine Diele knackte, so hielt er ein und wartete eine Weile, aber endlich vor dem Bett seines Bruders angekommen, fackelte er nicht mehr lange. Vorsichtig schob er die Hand unter das Kopfkissen, wohin Fritz am Abend immer seinen Geldbeutel legte. Da Fritz nicht darauf lag, so fiel es ihm leicht, ihn an sich zu bringen, ohne den Schläfer zu erschüttern oder seine Lage zu stören. Nun verließ er seine übergroße Vorsicht. Ziemlich rasch ging er zum Fenster vor, wo er das Portemonnaie öffnete und so viel Geld herausnahm, daß die Summe ungefähr zu gleichen Hälften geteilt war. Dann holte er seinen Lederbeutel, in den er das geraubte Gut versorgte. Schließlich steckte er auch Fritzens Portemonnaie wieder ungefähr an seinen Ort und kehrte in sein Bett zurück, mit einem beklommenen Seufzer der Befriedigung über das gelungene Unternehmen. Nach einer halben Stunde atmete er ebenso ruhig wie vorhin Fritz, und nach dem Verlauf einer ganzen glaubte Fritz ebenso von ihm, daß er schlafe, wie Jakob es vorhin von Fritz geglaubt hatte.

Fritz wartete noch eine Zeitlang, ehe er sich seinerseits erhob und aus dem Bett stieg. Besondere Vorsicht war nie seine Sache gewesen. Er ging so leise als er eben konnte zu Jakobs Bett und griff mit mehr Entrüstung als Behutsamkeit unter dessen Kopfkissen, unter dem er seinen ledernen Geldbeutel hervorzog. Damit trat er wie vorhin Jakob zum Fenster, zählte das ungefähr fehlende Geld in sein Portemonnaie zurück — zufällig wußte er, wie viel er diesen Morgen von der Gasthausrechnung übrig behalten hatte — und steckte Jakob den leeren Lederbeutel wieder zu. Sein Portemonnaie legte er zu seinem Körper unter das Leintuch, auf die Seite gegen die Wand zu; jetzt mußte Jakob ihn schon totschlagen, wenn er daran wollte. Diese Nacht verlief für Fritz wieder ganz schlaflos, aber Jakob verwand schließlich doch sein Zittern über den letzten Vorgang und die beschämenden Schlüsse, die er daraus ziehen mußte, und verfiel in der zweiten Nachthälfte in einen einfarbigen und etwas schweren Schlaf.

Als die Brüder am andern Morgen zeitig im dritten Hotel erschienen, hörten sie, daß die Herrschaften bereits zu einer mehrtägigen Rundreise durchs Gebirge aufgebrochen seien, aber ihr Quartier hier behalten hätten. Fritz schien hier avisiert zu sein, und das war beinahe ein Gruß von ihr; aber er mußte wieder warten, und das kam ihn hart an.

(Schluß des ersten Buches folgt.)

Karl Immermann als Student und Befreiungskrieger.

(Hundertjahr-Erinnerungen.)

Von

Harry Mayne.

Die natürliche Sehnsucht des Gymnasiasten nach der Universität war in dem Geschlecht, dem Immermann angehörte, begreiflicherweise besonders groß. Er spricht von dem „brennenden Durst nach den Studentenjahren, von welchen man den Himmel aller Freiheit sich verhoffte". Die civitas academica bleibt nun einmal ein kleiner Staat im großen; im großen war damals nicht gut hausen, vielleicht, daß der kleine Ersatz bot. Die Universität, die für ihn einzig in Betracht zu kommen schien, war Halle, die Stadt, die mit der Geschichte Magdeburgs nicht minder eng verknüpft war als mit derjenigen der Familie Immermann. Gleich anderen Vorfahren und Verwandten hatte hier ja auch des Dichters Vater studiert, und wie dieser bezog er selbst sie zum Studium der Rechtswissenschaft. Das war im April des großen Jahres 1813.

Die Fridericiana, gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf verheißungsvollen Grundlagen errichtet, war rasch in eine schöne Blüte getreten. Von hier aus hatte der junge Pietismus seine belebenden Ströme über Deutschland ergossen und eine Verinnerlichung des gesamten Gefühlslebens angebahnt, die vor allem auch der deutschen Dichtung, namentlich der Lyrik, frisches Blut zuführte. Von hier aus hatte aber auch jene nicht minder bedeutungsvolle Gegenströmung eingesetzt, die gleichfalls der neueren deutschen Literatur unschätzbaren Gewinn gebracht hat: die deutsche Aufklärung, zu deren Hauptvertretern und Hauptverbreitern der Hallesche Professor Christian Wolff gehörte. Von Halle ging die Erneuerung der deutschen Dichtung aus. Die beiden Dichtergruppen, die sich gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Halle um Pyra und Lange einerseits, um Gleim anderseits scharten, setzten die fruchtbaren Anregungen Hallers und Hagedorns wirksam fort und leiteten zu den großen älteren Klassikern Klopstock, Lessing und Wieland über. Und endlich war auch in nationaler Hinsicht der Universität Halle eine geschichtliche Sendung vorbehalten. Hier, in der Stadt des tüchtigen, kerndeutschen Thomasius, wo eine so viel frischere Luft wehte als in dem benachbarten sächsischen Leipzig, entwickelte sich früh ein ausgesprochen preußischer Geist.

Während im verzopften und frivolen Leipzig der Gottschedianismus mehr und mehr verknöcherte und verkalkte, ertönte in Halle zuerst der dichterische Preis des großen Friedrich, mit dessen mächtig anregender Persönlichkeit ja der Aufschwung der deutschen Literatur unlöslich verbunden bleibt. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie," stellt Goethe fest; im Hinblick auf Lessings „Minna von Barnhelm" und auf Gleims Grenadierlieder und Ramlers preußische Oden, denen sich die Langes und Ewalds v. Kleist beigesellen: „Jede Nationaldichtung muß schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlich-Ersten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für einen Mann stehn." Aber wie sah es damit zur Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung aus! Im schwarzen Jahre 1806 hatte auch die bedeutendste Universität Preußens aufgehört preußisch zu sein. Sie war es gerade noch, als am 1. August dieses Jahres der Studiosus Josef von Eichendorff in die Ferien ging, aber Chamisso mußte schon wenige Wochen später seinen Plan, in Halle zu studieren, aufgeben. Da die Studenten Miene machten, sich zu Freikorps zusammenzuschließen, hob Napoleon die Universität auf. Bei dieser Gelegenheit ging auch Professor Schleiermacher seiner Stelle verlustig. Sehr bald eröffnete dann Napoleons Bruder Jerome die Universität als königlich westfälische von neuem. Daß die an ihr studierenden „Westfalen" gut preußisch gesinnt waren, konnte nicht verborgen bleiben, und Napoleons Mißtrauen war namentlich nach seinem verheißungsvoll unglücklichen russischen Feldzuge von 1812 sehr gerechtfertigt. Es kam das große Befreiungsjahr. König Friedrich Wilhelm III. erläßt seine berühmten Aufrufe und schließt das Bündnis mit Rußland. Hamburg erhebt sich, die Herzöge von Mecklenburg sagen sich vom Rheinbund los, Dresden wird von den Verbündeten besetzt, zu ihnen stößt ein schwedisches Heer, und England sagt Subsidien zu. Zwar sind die Schlachten von Groß-Görschen und Bautzen noch keine Siege, aber niemand zweifelt, daß der große Sieg kommen und Deutschland frei werden muß.

Mit diesen blutigen Rosenmonaten der deutschen Freiheit, sagt Immermann, seien die süßen Honigmonate seiner jungen akademischen Freiheit zusammengefallen. Vorbei freilich war es damals schon mit dem „wildschönen Märchen" der Burschenromantik, die im Rückblick auf ihre flotte Hallesche Studentenzeit Eichendorff in der kulturhistorisch wertvollen Abhandlung „Halle und Heidelberg", und lange vor ihm schon Achim von Arnim in seinem ebenso phantastisch-ausschweifenden wie lebensvoll-bunten Doppeldrama „Halle und Jerusalem" dargestellt haben. Der Stadt gaben nicht mehr wie in Arnims Studentenspiel die Musensöhne mit ihrem Troß von Waisenhäusern und Kümmeltürken, Pferdephilistern und Juden, Pedellen und Häschern das Gepräge. Aber ein solches zügelloses Treiben lag auch im Wesen und Wünschen des ernsten, streng erzogenen jungen Immermann so wenig wie überhaupt der

Drang, in großen Kreisen aufzugehen. Er liebte durchaus nicht das laute Leben und die modische Geselligkeit, sondern zog sich schon als Jüngling zu stillerem Austausch mit wenigen innerlich Verbundenen zurück. Mit den älteren Magdeburger Freunden Herzbruch und Schiele, die er in Halle wiederfand, schloß er sich zu idyllischen Freuden zusammen. Fast allabendlich zog man in gemeinsamen Ausflügen auf die Bierdörfer der alma mater, doch hielt man sich hier, wie aus Schieles sorgsam geführtem Ausgabenbuch zu ersehen, durchaus an Obstkuchen und Früchte, Kartenspiel und Rauchen. Biervertilgung und Kommerslärm stand nicht auf dem Programm. Die Romantik, der jede rechte Jugend ihren Zoll entrichten muß, suchte diese nicht in der schlägerwetzenden alten Burschenherrlichkeit auf dem breiten Stein — die übrigens keineswegs bescholten werden soll —, sondern in freier Jünglingsschwärmerei. Sie galt der Freundschaft, der Natur und der Poesie.

Von Magdeburg her durch landschaftliche Reize nicht verwöhnt, schwelgten die Jünglinge in den ja auch durchaus nicht üppigen der Musenstadt und ihrer Umgebung. Giebichenstein und Cröllwitz erschienen ihnen als ein Paradies. Und was diese Plätze, ihre abendlichen Wanderungen und Kahnfahrten auf der Saale vollends verschönte, das war die Poesie. Hier hatte gleich so manchem anderen älteren Dichter auch Hölty geweilt und gesungen, und hier hatten vor allem Tieck und Novalis, Arnim und Brentano, Eichendorff und Wilhelm Grimm gedichtet und geschwärmt. Hier ging jetzt auch für den angehenden Poeten Immermann über einer wundervollen Märchenwelt das Gestirn Tiecks auf, des Dichters, dem er bis an sein Ende in Verehrung, Dankbarkeit und schließlich in Freundschaft verbunden blieb. „Wie oft stürmten wir, jauchzend über den Jäger im ‚Runenberg', über den Kater, die Studenten Löwe und Tiger, das Rotkäppchen und den König Gottlieb, in mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt, heim!" Auch Jean Paul, der Vor- und Halbromantiker, zog die Freunde in seinen Bann und lieh ihrem Denken und Schwärmen einen leicht sentimentalen Anstrich. Die leidenschaftlichste Hingabe aber brachte Immermann doch den großen Klassikern entgegen, vor allem Schiller, in dem schon der Gymnasiast gelebt und gewebt hatte, erst in zweiter Linie Goethe; und eine wahre Offenbarung, die „formgebend" blieb für sein ganzes Leben, wurden dem noch Unverbildeten die Vorstellungen von Goethes Weimarer Theatertruppe im nahen Modebad Lauchstädt: sie befruchteten seine schlummernden dramatischen Keime. Als Eichendorff in der Schilderung seines „Universitätslebens" auf die Lauchstädter Bühne zu sprechen kommt, vergleicht er sie mit den späteren Bestrebungen Immermanns in Düsseldorf, „nämlich das Theater zu einer höheren Kunstanstalt und poetischen Schule des Publikums emporzuheben." So beschränkt in diesen beschränkten Zeiten die Mittel der jungen Leute und so anspruchslos diese im täglichen Leben waren, für geistige Genüsse solchen Ranges mußte Rat werden. Mit atemloser Spannung sah Immermann, der in Magdeburg nur wenige Male

ins Theater gekommen war, hier in vollendeter Aufführung „Minna von Barnhelm" und namentlich Dramen seines geliebten Schiller über die Bühne gehen. Wie etwas Heiliges nahm er diese Eindrücke in sich auf. In allen Ehren wurde aber nebenher auch eine der jungen Weimarischen Schauspielerinnen von der harmlosen „Horde" angeschwärmt und in den Stammbüchern als einer der Sterne ihres damaligen Zusammenseins gefeiert. So auch von Immermann, der seine in Schillerschen Versen resignierende Eintragung in Schieles Stammbuch „zur Erinnerung glücklicher Tage" unterzeichnet.

Daß sich der krasse Fuchs wissenschaftlich nicht übernahm, verübeln wir ihm nicht. Ergab er sich der Rechtsgelehrheit ja auch nicht aus freiem Triebe, sondern folgte nur der unwiderruflichen Bestimmung des Vaters, der den Sohn in den eigenen Beruf eintreten zu sehen wünschte. Gleich Goethe, Uhland, Scheffel und so manchem anderen deutschen Dichter befliß also auch Immermann sich des Rechts als eines bloßen Brotstudiums gegen seines Herzens Drang. Die vorgeschriebenen Kollegia über Institutionen und Naturrecht wurden wohl belegt, aber durchaus nicht regelmäßig besucht. Ohne damals schon eigentlich philosophisch interessiert zu sein, ging Immermann auch bei der Logik und Metaphysik zu Gaste; mit wirklicher Neigung aber hörte der humanistisch gut Vorgebildete nur ein paar philologisch-ästhetische Vorlesungen des Professors Schütz über Horazens „Episteln" und des Aristophanes „Frösche". Daneben galt sein Hauptinteresse nach wie vor der Geschichte, und Tacitus vor allem, dauernd sein Liebling unter den römischen Schriftstellern, wurde fleißig gelesen.

In eigenen großen Abschnitten seiner „Memorabilien" legte Immermann ein Vierteljahrhundert später dar, was die Lehre und die Literatur der damaligen Jugend zu bieten hatten und boten. Er schildert überstreng die Lehre jener Jahre, von „gelehrten Idioten" betrieben, als selbstzufrieden und beschränkt, geeignet, auch ihre Jünger so zu machen und sie dadurch zu isolieren. Sie war handwerksmäßig zugeschnitten und schaute nicht von Fach zu Fach hinüber, sie übersah die eigentlichen Probleme und war in ihrem falschen Hochmut von einem echt wissenschaftlichen ignoramus oder gar ignorabimus weit entfernt. Nur sein Brotstudium zu treiben, galt für durchaus ehrenvoll, sich in anderen Fächern umzutun für einen Luxus. Ein so offener und bildungshungriger Geist wie der Immermanns leistete sich natürlich diesen „Luxus". Er holte sich seine wahre Bildung aus den „Disziplinen, welche dem Geist vorzugsweise Form und Gehalt geben": der Kunde vom klassischen Altertum, der Geschichte und der Philosophie. Unter den Vertretern der letzten stand um jene Zeit Fichte im Brennpunkte des allgemeinen und des Immermannschen Interesses. Mit ihm setzt sich der Verfasser der „Jugend vor fünfundzwanzig Jahren" ausführlich auseinander in einem mit den Vorsokratikern anhebenden geschichtlichen Abriß. Der „herbe, keusche und doch gewaltsame Geist, der berufen war, nicht einen Schacht der absoluten Mehrheit von lang nachhaltiger

Ausbeute aufzudecken, sondern für die Praxis mit größter Schärfe den Ausgangspunkt zu zeigen, den alle Besseren suchten", dieser Geist der von Immermann bewunderten „Reden an die deutsche Nation", er ist Geist von seinem Geist, diese Vereinigung von Erkenntnis und Willen hat des Dichters eigene Lebensanschauung wesentlich mitbestimmt. Nicht die spekulative Systematik, nicht das „vermessene Ich der Wissenschaftslehre", die der romantischen Schule einen Eckpfeiler ihres Gebäudes abgaben, hat der im tiefsten Wesen unromantische, ja antiromantische Immermann in sich aufgenommen, sondern das, was in Fichtes „so starkem und reinem Geiste" Wille und Tat ist, was er über Volk und Staat, über Nationalerziehung und wahre Freiheit, über die echte Vaterlandsliebe, die darin besteht, das Ewige im Volke zu lieben, und über des Lebens Wirklichkeit so eifervoll und zündend vertreten hat.

Auch diese Fichtesche Lehre hatte noch etwas Strenges und Enges, darin ein junger, bejahungsdurstiger, in die bunte Welt der Erscheinungen eintretender Geist nicht aufgehen und volles Genüge finden konnte. Was die Jugend damals aus solcher zeitlichen Enge in die ihr unentbehrliche größere Weite und Freiheit führte, das war die klassische deutsche Literatur mit ihrem großartigen Individualismus und Subjektivismus, sie, die so recht geeignet war, die Trösterin eines zerdrückten Volkes zu sein. „Es ist wahr und muß immer wiederholt werden: die Deutschen hatten in jenen Leidensjahren nur in ihrer großen Dichtung das Evangelium, welches sie zur Gemeine machte, sie über der materiellen Not, über dem Verlieren in eine wüste Verzweiflung emporhielt." So bekräftigt Immermann; er nennt das Verhältnis, in welches sich jene Jugend namentlich zu Schiller und Goethe setzte, einen leidenschaftlichen Liebesbund, und führt aus, wie eine beschränkte Lehre die Seele nur um so lechzender gemacht hatte, am Quell der Poesie sich zu berauschen. Schiller, den er den größten Jugendschriftsteller der Nation überhaupt nennt, jener Jugend war er mit seinem starken, positiven Geiste der innig geliebte Heiland, während ihr Goethe mehr ein angebeteter Gottvater in unendlichem Abstande blieb. Wie neben den Klassikern die Romantiker, vor allem Tieck, ihren künstlerischen Reiz auf die Jünglinge übten, war schon zu berichten. Genug tun konnten sie ihnen nicht, weil die Zeit vor den Befreiungskriegen, wie A. W. Schlegel, der Führer der Jenaischen Romantik im Jahre 1806 mit einsichtsvoller Selbstverleugnung an den Jünger Fouqué schrieb, „einer durchaus nicht träumerischen, sondern wachen, unmittelbaren, energischen und besonders einer patriotischen Poesie" bedurfte.

*

Nur allzu kurz bemessen freilich war die Zeit des ernsten Lernens und des heiteren Genießens. Zu rechter wissenschaftlicher Sammlung und stetiger Entwicklung war die Zeit nicht angetan. Schon hatte von neuem das Schicksal der Weltgeschichte vernehmlich an die Pforte geklopft. Die dumpfe Ge-

witterschwüle, die seit der großen Kunde von Moskau und der Beresina über Preußen lagerte, ging zu Ende, und der gewaltige Frühlingssturm brach los. Der König hatte gerufen mit Worten, die selbst schon Taten waren, und alle, alle kamen. In erster Linie strömten die preußischen Studenten unmittelbar aus dem Hörsaal, mitten im Semester, zu den Fahnen, großenteils dem Lützowschen Freikorps zu. Auch in Halle war die akademische Jungmannschaft bereit und gerüstet, sich auf das gegebene Zeichen in die Fluten der Zeit zu stürzen und an der ersehnten Befreiung des geschändeten Vaterlandes mitzuwirken. Der siebzehnjährige Immermann durfte sich ihnen damals noch nicht anschließen; der Vater verweigerte ihm die Erlaubnis mit der Begründung, er solle zunächst einmal studieren. Aber andere westfälische Untertanen an der alma mater schlossen sich unbedenklich ihren preußischen Kommilitonen an. Daraufhin entzog König Jerome, der sogar persönlich mit Drohungen in der Stadt auftrat, dem Universitätskanzler Niemeyer das Vertrauen und die Gunst, die er ihm bis dahin erwiesen hatte. Am 13. Juli ließ sogar der durchreisende Kaiser selbst seinen Wagen vor Halle halten und fuhr die aufwartenden Behörden heftig an. Zwei Tage später machte er seine drohende Äußerung, er brauche keine Studenten, sondern nur Soldaten und Bauern, wahr und hob die Universität von neuem förmlich auf; „wegen des unrechtlichen Betragens mehrerer ihrer Beamten," wie es in dem Erlaß heißt. Am 19. wurden alle Vorlesungen vorzeitig geschlossen und gleich allen anderen Studenten zog auch der stud. iur. Immermann heim, obwohl der Vater beim Abgang zur Universität, „in dem sehr richtigen Gefühle, daß Lebensabschnitte die besten Früchte tragen, wenn der neue Boden unvermischt gelassen wird," festgesetzt hatte, daß er ein ganzes Jahr lang nicht nach Hause kommen und die ersten Ferien zu einer Reise nach Thüringen und Franken benutzen solle.

Für so außerordentliche Umstände glaubte Immermann den Befehl seines Vaters indessen nicht gegeben, und so wanderte er denn zu Fuß im stärksten Sonnenbrande die staubige Landstraße gen Magdeburg. Vielleicht schwebten ihm die Worte des ihm damals so vertrauten „Werther" vor: „Würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet zurückkehrender Sohn um den Hals fiele und rief': ‚Ich bin wieder da, mein Vater. Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte.'" Der Kriegsrat aber maß den eintretenden Sohn nur mit großen Augen, lehnte jede Annäherung ab und bestand auf seinem Befehl. Karl durfte sich lediglich zwei Tage ausruhen; nach einem juristischen Tentamen vor dem Vater mußte er nach Halle zurückkehren, um dort für sich weiter zu studieren, bis anderweitig über ihn bestimmt werde.

Gern hätten Immermann und seine Freunde nun die Universität Jena bezogen, die sie als die ehemalige Nebenresidenz Goethes und Schillers und Hochburg der älteren Romantik besonders lockte, aber dann hätte ihnen die westfälische Regierung die Stipendien gesperrt, auf die sie angewiesen waren.

Einigen Erſatz gewährte ihnen ein einwöchiger Beſuch in Weimar und Jena. Mit gehobenen Gefühlen, in andächtig begeiſterter Stimmung wandelten ſie hier auf den Spuren der berühmten großen Dichter. Goethe zu ſehen, war ihnen leider verſagt; er hielt ſich damals gerade in Teplitz auf. Auch der Wunſch Immermanns, Halle mit Göttingen zu vertauſchen, ließ ſich nicht verwirklichen. So mußte er denn im verödeten Halle, das keine Univerſitätsſtadt mehr war, zurückbleiben; allein, denn die Freunde durften in die Heimat zurückkehren; Schiele erhielt die von ſeinem Vater erbetene Erlaubnis, gleichfalls noch einige Zeit in Halle zu verweilen, nicht. Und nun folgen für Immermann zwei Monate dumpfer Einſamkeit in der Stadt, in der er keinen Anſchluß mehr beſaß. Ganz auf ſich allein angewieſen, noch ohne wiſſenſchaftliche Grundlage, auf der er ſelbſt mit Erfolg hätte weiterbauen können, ohne die nötige Anleitung und ohne die nötige innere Sammlung vertrieb er ſich die Zeit mit ausgedehnter, aber einſeitiger Lektüre. Ferngehalten von der Wirklichkeit und der Gegenwart, verirrte er ſich in der eingebildeten Welt lebensfremder Romantik. Es waren gerade die romantiſchſten unter den jüngeren Romantikern, die ihn damals in ihre ſpukhaft phantaſtiſchen Kreiſe bannten. Er nennt als Bücher der „hyperromantiſchen Richtung", die er damals verſchlungen habe, Fouqués „Zauberring", Arnims „Gräfin Dolores" und „Halle und Jeruſalem", Brentanos „Ponce de Leon". Und der in demſelben Zuſammenhang gebrauchte vergleichende Hinweis auf Callot bezeugt, daß auch E. T. A. Hoffmann (deſſen Art und Wirkung er ſpäter in den „Epigonen" ſchilderte) in dieſer Geiſterverſammlung nicht fehlte. Berichtet doch die Selbſtbiographie Immermanns, er habe damals bei hellem Tageslicht angefangen, ſich vor Geſpenſtern zu fürchten; die wimmelnden ſpukhaften Geſtalten ſeien durch das weite, öde Zimmer des ſtillen Klügelſchen Hauſes, das er damals bewohnte, gehuſcht. „Dazu goß der Regen im Auguſt in Strömen herab und bannte mich vollends in jene phantasmagoriſche Stubenatmoſphäre. Ich weiß nicht, wohin dieſe Eremitenlage mich noch gebracht haben würde, wenn nicht die Tage vor der Leipziger Schlacht dem ganzen Weſen ein Ende gemacht hätten." Der unaufhaltſame Verlauf der Freiheitsbewegung riß jetzt auch ihn aus ſeinem Brüten heraus und hinein in die ruhmvolle Bahn, die jedem deutſchen Jüngling damals klar vorgezeichnet war. Der Vater, weit entfernt, ihn abzuhalten, gab jetzt ſeine Einwilligung zu einer noch weit größeren Reiſe, als er für ihn im Sinne gehabt, und auch Karl Immermann trat nun in die Reihen der deutſchen Befreiungskrieger ein. Doch es ging ihm wie Eichendorff — er kam nicht in den Kampf. Noch vor dem Aufbruch der Truppen warf den freiwilligen Jäger ein ſchweres Nervenfieber darnieder, das wohl auch mit den ſeeliſchen Eindrücken der letzten Monate im Zuſammenhange ſtand. Ein Vierteljahr lag er in Neuhaldensleben, wo er ſich bei der Rekrutierungskommiſſion gemeldet hatte, auf den Tod krank, ehe ſeine kräftige Natur den Sieg errang. Als er endlich zu

seinem Truppenteil stoßen konnte, war der Feldzug vorüber. „Das war ein so tiefes Unglück für mich," schreibt er später, „daß ich in der Zwischenzeit bis zum zweiten Kriege mich fast immer in einem Zustande der Verzweiflung befand." Als er heimkehrte, war der Vater nicht mehr am Leben; er war nach langer Krankheit am Karfreitag dieses Jahres 1814 in der von Tauentzien belagerten Heimatstadt gestorben.

Weder eigentlicher Soldat noch eigentlicher Student, verwaist, vereinsamt und in sich selbst zurückgezogen, verbrachte Immermann die nächste Zeit in tiefer Niedergeschlagenheit bei abgerissener, freudloser Arbeit.

Am 19. Juli, also auf den Tag ein Jahr nach der Schließung, wurden die Vorlesungen an der nun wieder preußisch gewordenen Universität eröffnet. Schiele, dessen Truppe gar nicht ins Feuer gekommen war, traf wieder ein, und wieder gastierte das Weimarer Theater in Lauchstädt und Halle. Die Welt bekam noch einmal ein fröhlicheres Ansehen. Gerade damals gefielen sich die Freunde bei Besuchen in Holzzelle in studentischer Ausgelassenheit, wovon die „Memorabilien" anschaulich berichten. Das letzte war eine groteskparodistische Aufführung der Julius von Voßschen Posse „Rinaldo und Armida". In denselben Tagen, da die lustigen Studenten sie in Szene setzten, entwich Napoleon von der Insel Elba. Immermann jubelte geradezu; nun war es doch auch ihm vergönnt, dem Vaterlande mit der Waffe zu dienen: „Ich kann das Entzücken nicht beschreiben, welches ich fühlte, als der König zum zweitenmal die Freiwilligen aufrief." Auch er gesellt sich jetzt den vielen jungen Dichtern bei, die begeistert in den Befreiungskampf zogen: Körner und Eichendorff, Fouqué und Wilhelm Müller, Graf Platen und Graf Löben, Ernst Schulze und Wilibald Alexis. Gleich nach dem neuen Aufruf des Königs trat er mit den Freunden in Verbindung, um den gemeinsamen Eintritt in die gleiche Truppe herbeizuführen. Herzbruch meldete sich bei einem Kavallerieregiment, aber Immermann, Schiele und noch vier andere Genossen stellten sich geschlossen dem kommandierenden General vor und wurden (wie Immermann schon 1813) dem Detachement freiwilliger Jäger zugeteilt, das dem ersten Bataillon des Leibinfanterieregiments beigegeben war; dieses Regiment gehörte zur neunten Brigade des dritten, von General von Thielmann kommandierten Armeekorps. Im Hause der treuen Mutter wurde von der Familie Abschied genommen, und dann ging's mit einem Vorspannpaß, der den Weg zu Wagen ermöglichte, an die französische Grenze und zum preußischen Heere.

Immermann beschließt seine wertvollen „Memorabilien", aus denen auch diese Darstellung reichlich schöpfen durfte und mußte, mit der Verheißung, vom Kriege und seinen Abenteuern im nächsten Abschnitt reden zu wollen. Er hätte es mit ganz besonderer Freude getan; „was bieten mir die Freiheitskriege poetisches Detail!" sagte er im Frühjahr 1839 zu Heinrich Laube. Aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Das Kriegstagebuch,

das er in der ersten Zeit sorgsam geführt hat, scheint leider verlorengegangen zu sein. Doch hat es seiner Witwe bei Abfassung der unter Putlitzens Namen gehenden Biographie noch vorgelegen, und wir besitzen wenigstens einige dort gebrachte Auszüge. Ersatz bieten uns einerseits die Rückblicke in Immermanns späterer Beschreibung „Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine" vom Jahre 1838 und anderseits neben einigen Feldzugsbriefen des Dichters an den treuen Waffengefährten Schiele vor allem des letzteren Kriegstagebuch. Von stolzen Taten hat es nichts zu berichten, wohl aber genug von allerlei unerfreulichen Ereignissen, schlechten Quartieren und Unbilden anderer Art in Feindesland. Aber die höhere Auffassung, die sie auch solchen Verhältnissen und manchen Enttäuschungen abgewinnen, spricht beredt für den ernsten, tüchtigen Sinn und die Herzensbildung dieser jungen Akademiker; auch aus diesen bescheidenen und flüchtigen Niederschriften haucht uns der sieghafte deutsche Idealismus entgegen, der, in schwerer Zeit ausgetragen, als ein echt Schillerscher Idealismus der Tat in die Erscheinung trat und recht eigentlich Volk und Staat wieder erneuert und für eine ungeahnt große Zukunft bereitet hat.

Am 29. April 1815 fuhren die Freunde von Magdeburg westwärts, gewaltigen Ereignissen entgegen, mit frischen, jungen Augen, die allen Eindrücken offen standen. Sie brauchten sich nicht allzusehr zu beeilen und genossen lebhaft die Reise durch die vaterländischen Gaue. In Braunschweig besuchten sie das Theater, in Hildesheim ließen sie sich die grünen Jägerröcke schneidern; Hameln und Pyrmont wurden besichtigt und über Soest und Elberfeld Düsseldorf erreicht. Zum ersten Male überschritt da der künftige „Münchhausen"-Dichter die rote Erde, deren Land und Leute er später so unvergleichlich erfaßte; zum ersten Male kam der Verfasser des „Oberhofs" mit westfälischen Bauern, die den Vorspann leisteten, in Berührung. Besondere Eindrücke völkischer Eigenart scheinen die Freunde damals nicht empfangen zu haben, doch berichtet Schieles Tagebuch: „Die Anhänglichkeit dieser neuen Provinzen an unsern König ist ungemein." Wehmütig auf alles Verlassene zurück-, doch vaterländisch gehoben vorwärtsblickend auf das große Ziel, überschritten die Freunde bei Neuß den Rhein. Die Rast in Aachen wurde wieder zum Besuch des Theaters benutzt, und dann ging es durch besetztes Feindesland weiter, zunächst durch Belgien. Über Herve und Lüttich, wo ebenfalls das Theater besucht und die Sehenswürdigkeiten besichtigt wurden, erreichten sie am 17. Mai in Ciney das Hauptquartier des Armeekorps. Nach einiger Zeit des Lagerlebens bei gutem Wetter kam der Marschbefehl. Es ging der großen Schlacht entgegen; Immermann, zum Fourier gemacht, immer etwas voraus. „Endlich brach" — und hier sei eine Probe aus des Dichters Kriegstagebuch eingeschaltet — „der verhängnisvolle 15. Juni an. Um zehn Uhr wurde in allen benachbarten Kantonierungen Lärm geschlagen und geblasen, worauf sogleich auch für uns der Befehl zum Aufbruch folgte, der nach unendlichem Umherlaufen, Lärm, Geschrei und Verwirrung um zwölf Uhr ge-

schah. Bei Anville trafen wir die Bataillonswagen, an die wir uns anschlossen und ihnen bis zur Chaussee von Namur folgten, wo wir das ganze dritte Armeekorps aufmarschiert fanden. Sobald wir ankamen, mußten wir mit den Fourieren des Regiments fort nach Namur, um dort Fourage zu empfangen. In Namur war großer Spektakel. Die Nachricht bestätigte sich, daß die Franzosen im Anrücken und General Ziethen gedrängt sei. Während wir mit dem Empfangen beschäftigt waren, rückten das zweite und dritte Armeekorps durch. Daß beim Anblick dieser unendlichen Massen meine Stimmung ernst und feierlich ward, war natürlich, wie überhaupt die Augenblicke, die einer großen Entscheidung vorangehen, etwas beengend sind. Endlich war der Empfang beendigt, und wir setzten uns mit der übrigen Wagenkolonne in Bewegung. Nicht weit von der Stadt leuchteten uns schon unsre zahlreichen Feuer entgegen, und wir erreichten bald das Lager, welches auf einer waldigen Höhe bezogen war. Eine furchtbare Nacht brach an. Unsere von Ciney mitgebrachten Lebensmittel sollten verteilt, Stiefel, Pulver und Blei ausgegeben und Kugeln gegossen werden. Nie ist wohl vor der Schlacht ein Detachement so wenig gerüstet und in solcher Verwirrung gewesen als das unsrige. Der Leutnant lief in Verzweiflung umher, der Feldwebel rieb sich den Kopf, aus dem kein vernünftiger Gedanke kommen wollte. Wir Fouriere steckten in Mehl, Fleisch und Branntwein bis über die Ohren, riefen uns die Kehle ab, um unsere Vorräte an Mann zu bringen, aber ein jeder ging taub vorüber. Um zwei Uhr legte ich mich endlich ein wenig auf die Erde, nachdem in mir erhebliche Zweifel über die geträumte Bequemlichkeit des Fourierlebens während des Feldzuges aufgestiegen waren." Am folgenden Tage erhielt die Truppe bei Ligny die Feuertaufe, kam aber selbst nicht zum Schuß. Neben Immermann stand sein einstiger Magdeburger Mitschüler Graf Hermann von der Schulenburg. Hier empfing Immermann unverlierbare Eindrücke. Ein Jahr vor seinem Tode schreibt er: „Heute vor vierundzwanzig Jahren um diese Zeit traten wir den Rückzug an. Um drei Uhr hatte die Schlacht begonnen, um zehn Uhr abends wußten wir, daß wir sie verloren, aber es war keiner mutlos, und ich glaube, daß Napoleon übler zu Sinne gewesen ist an jenem Abend, als dem preußischen Heere. Hell leuchtete der Mond und außerdem die Feuersäule vom brennenden Ligny. Das Korn war ganz niedergetreten und der Boden ganz glatt wie eine Eisfläche. Zwei Tage darauf hörten wir in der Mittagsstunde den Kanonendonner von Belle-Alliance und marschierten dorthin." Wie der bayerische Leutnant Graf Platen, langte auch sein nachmaliger Gegner Immermann erst nach Beendigung der Schlacht hier an.

In beschwerlichen, entbehrungsreichen Geschwindmärschen und unter Verfolgungskämpfen ging es dann dem stolzen Ziel entgegen: Paris. Über Charleroi, Beaumont, St. Quentin, Noyon, Compiègne, St. Denis, St. Germain und Versailles wurde es erreicht, und am 7. Juli zogen mit den

siegreichen preußischen Truppen auch Immermann und Eichendorff — einander freilich fremd — in der Weltstadt ein. Ein zehntägiger Aufenthalt bot Erholung und Anregung. Dann erhielt die Truppe, bei der Immermann stand, den Befehl, nicht wie andere heimwärts, sondern weiter nach Süden an die Loire zu gehen. Schiele verzeichnet ein paar angenehme Tage in Orleans, dann aber „eine öde und strapaziöse Zeit der Kantonierungen in kleinen Landstädten und elenden Dörfern". Ehe die Freunde den Rückmarsch in die Heimat antreten konnten, hatten sie nochmals längeren Aufenthalt in Paris; Immermann nutzte ihn bei den Kunstschätzen gut aus und schied am 14. Oktober nicht ohne Wehmut. Mit schriftlichen Arbeiten im Hauptquartier beschäftigt, kam er langsamer vorwärts als die Freunde. Wir besitzen einen auf einem feierlichen Armeebogen geschriebenen Brief Immermanns an Schiele, datiert Chalons, den 31. Oktober: „Wir sind recht eigentlich ganz verlassen und sehnen uns herzlich nach der wohltätigen Auflösung an der Elbe." Ein ähnlicher Klagebrief Immermanns stammt aus St. Avold und vom 24. November. Ein guter Schluß der Teilnahme am Feldzug war die königliche Kabinettsorder vom 5. Dezember, die Immermann und den Freunden den Abschied als Sekondeleutnants bewilligte. Ende Dezember war die heimatliche Elbe wieder erreicht.

*

Das erste, was der entlassene Krieger unternahm, war natürlich ein Besuch des trauten Familienkreises, dem jetzt das verehrte Haupt fehlte, ein Besuch der Vaterstadt, die, seit dem Pariser Frieden wieder preußisch, durch die Unbilden des Krieges vielfach gelitten hatte. Das zweite war die unverzügliche Wiederaufnahme der Studien, die Rückkehr nach Halle. Das Vermögen, das der rastlos sparende und fürsorgende Vater zusammengebracht hatte, war achtbar, aber nicht derart, daß etwa die Söhne, falls das in ihrer Sinnesart gelegen hätte, neben der verwitweten Mutter davon hätten zehren können. „Mein gesunder Menschenverstand sagte mir," schreibt Immermann, „ich müsse mich selbständig machen und mein eigen Brot essen, und das habe ich seit meinem vierundzwanzigsten Jahre getan." Freilich kostete das unermüdliche Arbeit unter schwierigen Verhältnissen.

Schwer nur fand sich der Freiheitskämpfer nach dem Ausflug in die weite Welt in den kleinen Verhältnissen des Studentenlebens wieder zurecht. Es gehörte viel Willenskraft und Pflichtgefühl für den Offizier dazu, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen. Aber auch mancher andere mußte das damals über sich gewinnen, zum Beispiel der um fünfzehn Jahre ältere Chamisso und Wilhelm Müller. Wie waren diese durch die heilige Not vorzeitig über Nacht zu Männern gereiften Jünglinge entwachsen akademischen Ruten! Mit ihrer ganzen Zeit waren auch sie andere geworden, und die deutschen Universitäten, die noch ganz im achtzehnten Jahrhundert steckten, hatten sich dem anzupassen. Sehr einsichtig äußerte sich Goethe in der Beschreibung seiner 1814/15 unter-

nommenen Reise an den Rhein, Main und Neckar über diesen neuen Geist. Jetzt sei nicht mehr von Schul- und Parteiwissen, sondern von allgemeinen Weltansichten, auf echte Kenntnisse gegründet, die Rede. Und wenn er fortfährt: der deutsche Jüngling habe sich meist im Felde versucht, habe an großen Taten Anteil genommen, und selbst der Nachwuchs sei schon ernster gesinnt; man verlange nicht nach einer abenteuerlichen, hohlen Freiheit, sondern nach einer ausbildenden, reichen Begrenzung — wie genau stimmt das gerade für Immermann! Für die alte Musensohnromantik hatte er jetzt vollends allen Sinn verloren; schroff absprechend und sehr unjugendlich urteilt er später: „Das Burschenleben war ein ausgebildetes Nichtstun, eine Tabulatur phantastischer Gesetze, von Müßiggängern für Müßiggänger gegeben, ein problematischer Staat, in welchem kindische Tätigkeit, kindische Ehre, kindische Tapferkeit regierten, nebst einiger wahren Freundschaft, Hingebung und Brüderlichkeit." Daß auch die Universitäten dem Geist der Zeit Rechnung tragen müßten, darüber waren wohl alle Studenten einig, aber während die einen sich an einer Reformation des Burschenwesens versuchten, lehnten andere es als völlig überlebt rundweg ab. In allen den jungen Leuten, die nun das Schwert wieder mit der Feder vertauschten, lebte neben einem erstarkten Wirklichkeitssinn ein starkes Selbstgefühl. In den Taten des Krieges erprobt, glaubten sie, die doch geistig noch unfertig waren, sich berufen, auch im Frieden Geschichte zu machen und dem Vaterlande ihren Stempel aufzudrücken. So wurden damals gerade die Universitäten, die Stätten friedlicher Gemeinarbeit sein sollen, zu Schauplätzen unwissenschaftlicher Kämpfe.

Immermanns Memorabilien schweigen von einer Angelegenheit, die doch in seinem Leben dieser Jahre keine geringe Rolle gespielt hat, und die ihn zum Schriftsteller machte, indes der Dichter über tastende Versuche und Gelegenheitsarbeiten damals noch nicht hinauskam. Seine ohnehin so mannigfach gestörte akademische Zeit fand nämlich in studentischen Händeln einen unerfreulichen Abschluß.

Friedrich Ludwig Jahn, der schon als Hallescher Student im Jahre 1798 der landsmannschaftlichen Sonderbündelei gegenüber mit leidenschaftlicher Schroffheit ein einheitliches Volkstum verfochten hatte, setzte diesen Kampf nach dem Kriege mit verdoppeltem Eifer und größerem Erfolge fort. Als Seele und Mittelpunkt des Lützowschen Freikorps hatte er die in ihm zusammengeströmten Studenten für seine Gedanken gewonnen. Und als die Halleschen Studenten in den Schoß der alma mater zurückgekehrt waren, lösten sie kurz entschlossen ihre ehemaligen Landsmannschaften auf und schlossen sich 1814 unter neun „Vorstehern" zu einer allgemeinen Burschenschaft, einer großen gemeinsamen „Teutonia" zusammen. Bald war sie in Halle die weitaus größte und einflußreichste Verbindung und genoß allenthalben Ansehen und Vertrauen. Ihr Programm, gipfelnd in dem Wahlspruch „Freiheit, Ehre, Vaterland!", verfolgte hohe und schöne Ziele und legte fruchtbare Keime in

die Furchen der Zeit. Hand in Hand mit der gebotenen ſtarken Betonung des Vaterländiſchen an Stelle eines abgelebten Weltbürgertums ging eine hohe Auffaſſung des Studententums und ſeiner Aufgaben, ein ſehr notwendiges Dringen auf größere Zucht und Sitte, die den verrohten alten Landsmannſchaften mehr und mehr abhanden gekommen waren. Bald aber legte dieſe junge burſchenſchaftliche Bewegung auch ihrerſeits Auswüchſe an den Tag, für die zum guten Teil der herriſch ſchroffe Charakter ihres geiſtigen Vaters und Führers Jahn verantwortlich zu machen iſt. Immermann hat dem Geſunden und Tüchtigen in Jahn, ſeinem altmärkiſchen derben Bauernverſtand, ſeinem hellen Blick für Regierungseinrichtungen, ſeinem Sinn für Gemeingefühl gerecht zu werden geſucht, ihn im ganzen aber zu ſehr als komiſche Figur, als den „reformatoriſchen Sonderling par excellence“, als abſchreckendes Original hingeſtellt. Vortrefflich vergleicht er ihn mit dem ähnlich gearteten Rouſſeau in einer ähnlich gearteten Zeit der Erſchlaffung, geht aber wieder viel zu weit, wenn er ihn einen „unbewußten Affen Fichtes“ ſchilt. Was an verrannter Teutſchtümelei und wunderlichem Phantaſtentum, an Unduldſamkeit und Uniformierungsſucht in der Burſchenſchaftsbewegung zutage trat, geht zumeiſt auf Jahn zurück. Immermann ſeinerſeits dachte zu geſchichtlich und war trotz romantiſcher Anſteckung zu ſehr Realiſt, um der Art, wie hier dem organiſch Gewordenen und der freien Fülle deutſchen Lebens Gewalt angetan wurde, folgen zu können. Vor allem aber konnte er die echt Jahnſche Selbſtgerechtigkeit und Herrſchſucht nicht gelten laſſen, deren ſich die Teutonia mehr und mehr befliß. Die nicht verbündeten Kommilitonen, die „Renoncen“, wurden von ihr bald unerträglich geſchuhriegelt und tyranniſiert. Sie, die früher bei den Landsmannſchaften den Fechtboden belegt hatten, mußten jetzt wohl oder übel bei den Teutonen Waffen belegen, und auch Immermann hat auf Teutonenboden eine Menſur ausgefochten. Jeder Nicht-Teutone wurde als ein Student und Menſch niederer Gattung angeſehen, jeder Verſuch zur Wiederbelebung der alten Landsmannſchaften als Verbrechen geahndet. Anſtatt einer moraliſchen Eroberungspolitik betrieb die alleinſeligmachende Teutonia in ihrem maßloſen Dünkel eine gewaltſame. Sie gebärdete ſich als Oberzenſurbehörde in allen ſtudentiſchen Angelegenheiten und erließ am Schwarzen Brett der Univerſität ſittenrichterliche Ermahnungen. Es war das ein Hohn auf die akademiſche Freiheit, die ſie ſtändig im Munde führte, und um ſo unangebrachter, als ſie manchen Anlaß hatte, ſich an der eigenen Naſe zu zupfen, und mit der Beſſerung der Sitten bei ſich ſelbſt anzufangen. Behörden und Profeſſoren griffen leider nicht ein; ſie förderten vielmehr die Teutonia und ließen ihr den Kamm nur deſto mehr ſchwellen. Im Februar 1817 kam es zu einem beſonders häßlichen Gewaltakt an einem armen Waiſenhäuſer namens Knauſt, der Subſkribenten auf eine Klaſſikerbibliothek ſammelte. Als er der Forderung der Teutonia nach Einſtellung dieſes angeblich den Nachdruck fördernden Tuns nicht entſprach und ein Duell mit dem Senior ablehnte,

beſchloß man, ein Exempel zu ſtatuieren und ihm die Hetzpeitſche zu geben. Er wurde auf offener Straße von einer Schar Teutonen mit über ſechzig Hieben mißhandelt. Die Renoncen waren begreiflicherweiſe voller Entrüſtung, und zwar aus Grundſatz, denn Knauſts Perſönlichkeit und Treiben waren wohl nicht ganz ſauber; aber es gehörte viel perſönlicher Mut dazu, gegen die privilegierten Machthaber öffentlich aufzutreten. Immermann hatte dieſen Mut. Tief verletzt in ſeinem angeborenen Rechtsgefühl, empört, daß ſich auch Befreiungskrieger einem ſtudentiſchen Komment von großer Willkür unterwerfen ſollten, verfaßte er unter dem 4. März eine öffentliche Erklärung, die, mit hundertfünfzig Unterſchriften verſehen, die rohe Ausſchreitung der Teutonia feierlichſt und höchlichſt mißbilligte und in dem Satze gipfelte: „Die Unterſchriebenen ... erkennen kein Geſetz über ſich an, als das, welches der Staat gab.“ Die Teutonen witterten hinter der Erklärung landsmannſchaftliche Beſtrebungen und Feindſchaft gegen die allgemeine Burſchenſache, und anſtatt die ſchlimme Entgleiſung auf einzelne ſchuldige Mitglieder abzuwälzen oder wenigſtens ſtillzuſchweigen, nahmen ſie offiziell den Kampf mit Leidenſchaft auf. Sie denunzierten die Unterzeichner als Begründer einer geheimen Verbindung dem Prorektor, und dieſer unterſagte Immermann, den er nebſt Herzbruch vor ſich laden ließ, das weitere Sammeln von Unterſchriften und die Benutzung des Schwarzen Brettes. Nun fühlten ſich die Teutonen durch die akademiſchen Behörden ſelbſt gedeckt und verſchärften ihre Gewaltherrſchaft. Die Hetzpeitſche wütete unter den Legalen, wie die Unterzeichner ſich ſelbſt nannten, den Sulphuriſten (Schwefelbande, Verſchwörer), als die ſie von den Gegnern gebrandmarkt wurden. Immermann wandte ſich an Jahn als Schiedsrichter, unter Berufung auf ſeinen, den Kommentzwang nicht deckenden burſchenſchaftlichen Katechismus, aber dieſer ſchwieg ſich bezeichnenderweiſe aus. Immer neue Provokationen wurden von den Legalen nicht durch Herausforderungen beantwortet, ſondern gemäß ihrer öffentlichen Erklärung durch Anzeige bei den Behörden. Sogar als Offiziere ſahen Immermann und die Seinigen ſich beſchimpft. Da auf ihre frühere Eingabe an das Miniſterium nichts erfolgte, die Lage vielmehr immer unerträglicher und ein friedliches Studium immer unmöglicher wurde, ſuchte Immermann mit zwei Freunden, die gleich ihm Offiziere waren, um eine Audienz beim König nach. Sie wurde zwar nicht bewilligt, doch nahm der König eine ſchriftliche Immediateingabe von ihnen entgegen. Ein Kabinettsſchreiben vom 21. Mai teilte Immermann mit, der Miniſter des Innern ſei zu nachdrücklichſten Maßregeln beauftragt, und gab ihm die Ehrenerklärung: „Ihr guter Sinn für Ordnung und Geſetzmäßigkeit hat meinen ganzen Beifall.“ Jetzt wurde endlich ſtreng eingeſchritten. Ein königlicher Kommiſſar ſtellte genaue Unterſuchungen an, und es erfolgten Relegationen und Karzerſtrafen. Die Teutonia erklärte ſich ſelbſt für aufgelöſt. Zu ihrer Rechtfertigung ließ ſie durch zweihundertdreiundachtzig von ihnen gewonnene Renoncen ebenfalls eine Eingabe

an den König richten; und selbst die akademischen Behörden gaben eine amtliche Erklärung zu ihren Gunsten ab. Staatsrat v. Jacob berichtete seinerseits an das Ministerium: „Der Studiosus Immermann hat von je her still und eingezogen gelebt und nie an großen, geräuschvollen Studentengesellschaften teilgenommen. Er ist einer der allerfleißigsten, geschicktesten und gebildetsten jungen Leute. Dieses Zeugnis geben ihm alle seine Lehrer, und selbst die erbittertsten Gegner seiner Erklärung finden an ihm nichts auszusetzen, als daß er, wie sich ein Teutone gegen mich ausdrückte, so altklug sein will, vernünftiger zu sein, als Studenten sein sollen. Auch hat diesen Immermann seine angesehene Gestalt, sein Ruf körperlicher Gewandtheit, sein steter Ernst die ganze Zeit über gegen persönliche Insulten von seiten seiner Gegner geschützt. Er scheint die Erklärung aus inniger Überzeugung von der Pflicht, den schädlichen Grundsätzen der Teutonia mit Entschlossenheit entgegenzutreten, aufgesetzt zu haben. Bei allen Verhandlungen mit ihm habe ich ihn jederzeit besonnen, kalt, ohne persönlichen Haß gegen seine Gegner gefunden."

Zweifellos war Immermann während der ganzen Angelegenheit vom reinsten Gerechtigkeitsgefühl geleitet. Die deutschen Verbindungsstudenten belasten ihn bis zum heutigen Tage mit dem Vorwurf, eine innere studentische Angelegenheit vor die Öffentlichkeit getragen zu haben. Aber die Verbindung hat doch zuerst den rein studentischen Boden verlassen und zuerst denunziert; und was tun, „wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden!" Immerhin, leider hat Immermann mit seinem Vorgehen auch einen Anstoß zu den nun einsetzenden unseligen Demagogenverfolgungen gegeben. Als Fouqué, der Don Quixote des Feudalismus, nachträglich im Jahre 1820 von Immermanns „unritterlichem" Vorgehen erfuhr, kündigte er ihm die erst kurz zuvor geschlossene Freundschaft. So trug auch diese Sache zu der Vereinsamung bei, unter der Immermann im Leben und in der Literatur oft schwer gelitten hat, die aber auch seinem charaktervollen Grundsatz entsprang, niemals Moden mitzumachen und nach billiger Popularität zu streben.

Um sich gegen den Vorwurf des Denunziantentums zu verwahren, verfaßte Immermann in der nun folgenden ruhigeren Zeit eine öffentliche Rechtfertigungsschrift: „Ein Wort zur Beherzigung". Sie erschien, vierunddreißig Seiten umfassend, im Jahre 1817 in Jena und ist die erste Arbeit, mit der er vor die Welt trat. Es ist bezeichnend, daß er sich ihr zuerst als Charakter und nicht als Talent vorstellte. Die mit Ernst und Fleiß verfaßte Schrift enthält eine sachlich strenge Darstellung der Vorgänge, kehrt aber überall das Grundsätzliche der Sache hervor und äußert manches reife, besonnene und trutzige Wort über Art und Unart des akademischen Wesens und Geistes.

Der Held der „Epigonen" hat nicht wenig mit seinem Dichter gemein, aber wenn von ihm gesagt wird: „Hermann hatte als Siebzehnjähriger den Befreiungskrieg mitgemacht, als Zwanzigjähriger auf der Wartburg gesengt und gebrannt," so stimmt nur das erste für Immermann; auf dem Wartburgfeste

im Oktober 1817 gehörte er selbst nicht zu den Schürern, sondern zu den Opfern des Feuers. Jahn hatte auch sein „Wort zur Beherzigung" auf den Index gesetzt, und der törichte Maßmann überantwortete in irregeleiteter Teutschtümelei die Erstlingsschrift eines der nationalsten deutschen Dichter den Flammen. Dieser selbst nahm in der Lutherstadt Eisleben an den Feierlichkeiten teil, mit denen Deutschland die dreihundertste Wiederkehr des Reformationstages beging.

In einer „Antwort auf ‚Ein Wort der Beherzigung von Immermann'" vertrat der cand. med. C. A. S. Schultze den Teutonen-Standpunkt. Aus Überzeugung trat er für die vermeinte gute Sache, das alte, schöne Burschenwesen ein. Die mitunterlaufende parteiisch-persönliche Färbung der Schrift bewog Immermann zu einer letzten Abfertigung. Ein rasch verfaßtes ironisch-satirisches Gedicht ließ er nach besserer Erwägung ungedruckt und gab dafür, ebenfalls noch im Jahre 1817, eine zweite sachliche Widerlegung heraus, die Duplik: „Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle seit dem 4. März 1817." Diese Antwort an Schultze, ruhig und unpersönlich im Ton, bedient sich nur stellenweis der Ironie, wirkt vielmehr gerade durch den Ernst und die Klarheit der Auffassung eindringlich. Sie erschien zu spät, um gleichfalls noch auf dem Wartburgfest verbrannt werden zu können, was anderslautenden Angaben gegenüber ausdrücklich hervorgehoben sei. Im Gegensatze zu Fouqué hat später Heine Immermanns Kampfschriften seinen ganzen Beifall ausgesprochen: „Ihr Büchlein übers Duell hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampf gegen legitimen Unsinn zu erwarten hat." Auch andere noch griffen mit Flugschriften in diese leidige Teutonen-Angelegenheit ein; dem weiter nachzugehen ist hier nicht der Ort. Nur der Umstand, daß sie Anlaß gibt, in den Charakter des jungen Immermann hineinzublicken, kann die auch hier gebotene verhältnismäßige Ausführlichkeit rechtfertigen.

⁂

Im Herbste dieses Jahres 1817 schied Immermann von der Universität und bereitete sich in der winterlichen Stille des traulichen Holzzelle mit Ernst und Eifer auf das Examen vor. Es galt viel nachzuholen. Gerade dem ihm unlieben Brotstudium hatte der wiederholt abgerufene, raschlebige Student anfangs am wenigsten Arbeit gewidmet. Bei der Wiederaufnahme der Studien nach der Rückkehr aus dem Felde hätte er der Rechtswissenschaft am liebsten ganz den Abschied gegeben. Wenn er sich nicht erst noch das Hebräische hätte aneignen müssen, wäre er vielleicht zur Theologie übergegangen; nicht aus Neigung zum geistlichen Amt als solchem, obwohl ihn religiöse Interessen je länger je mehr beseelten, sondern im Hinblick auf einen Lebensberuf, der nebenher Muße zu eigener Lieblingsbetätigung, zu dichterischem Schaffen versprach. Aber es hieß, bei der Juristerei ausharren und die mangelnde Lust durch eisernes Pflichtgefühl ersetzen.

Alles in allem hatte Immermann kaum zwei Jahre lang studiert und unter wie unruhigen Verhältnissen! Er war sich bedeutender, nachträglich gar nicht mehr auszufüllender Lücken bewußt. Vor allem fehlte es ihm an Methode, dem Segen jener Selbstzucht, die eine abgeschlossene wissenschaftliche Bildung dem geistigen Arbeiter und dem ganzen Menschen verleiht. Aber auch in sachlicher Beziehung lagen Mängel vor. Immermanns allgemeines Wissen hatte die Fundamente nicht tief genug einsenken können, als daß der Oberbau, den sein späteres Leben aufführte, nicht gelegentlichen Schwankungen hätte unterliegen müssen. Ganz neue Fundamente zu legen, war es schon damals wohl zu spät, und gar in höheren Jahren in Grundfragen nochmals von vorn anzufangen, war einer so starken und selbstbewußten Persönlichkeit wie Immermann doppelt erschwert. Über solche Grundmängel, die er in den letzten Lebensjahren selbst bekennt, konnte alles ernste Weiterforschen nicht ganz hinwegführen, und auch damit erklärt sich manches Unausgeglichene, Brüchige und Gewaltsame in seiner Weltanschauung.

Rasch war Immermann in diesen Jahren zum Manne gereift. Seine Ideenwelt hatte unverrückbare Stützen gefunden in seinem Deutschtum und Staatsgefühl auf der einen, in dem hohen Idealismus unserer Klassiker auf der anderen Seite. Und auch sein Charakter hatte sich stärker ausgebildet, allerdings infolge bitterer Erfahrungen auch in seinen Widersprüchen. Die Verkennung und Isolierung, die er fand, machte ihn teils schwermütig resigniert und verschlossen, teils herrisch und selbstgerecht. Und was diese Gegensätze hätte versöhnen können, wonach seine ganze Sehnsucht stand, auch das ward ihm vom Schicksal versagt: die Liebe.

Es ist ein Selbstbekenntnis des Dichters, wenn er dem Helden seines „Oberhofs" das „unbeschreibliche Gefühl für die Frauen", ein heißes, verehrungsvolles Sehnen nach dem Lösenden, Ergänzenden, Hinanziehenden reiner Weiblichkeit leiht, das echt frauenhafte Wesen, wie es gerade dem starken, männlichen Manne am tiefsten eignet. Immermanns ganze unverbildete, saftstrotzende Natur drängte ihn zur Ehe hin — das Schicksal wollte es, daß er erst vor den Altar treten konnte, als er nur noch zwei Schritte vom Grabe entfernt war. Eine unerwiderte Jugendliebe hat an der trüben Zerrissenheit seines Innern starken Anteil gehabt. Noch nach einem Dutzend Jahren preist der schöne „Spruch des Dichters" in tief aufquillenden Tönen „des Lebens in tausend Farben blüh'nden Silberblick", „die erste Liebe", und beschwört das Bild eines Mädchens herauf, das der Student während der Frühlingsferien des ereignisreichen Jahres 1817 in der Vaterstadt lieben gelernt hatte. Luise von Strasser war die innigste Freundin seiner Schwester Lottchen: die jungen Leute studierten zusammen für eine Liebhaberaufführung Kotzebues „Häuslichen Zwist" ein und traten sich bei den Proben näher. Luise war nach dem späteren Berichte Hermann Immermanns „eines jener Wesen, die für junge Männer unwiderstehlich sind, ihre äußere Erscheinung war von holdem Lieb-

reiz, ihr Gemüt grundgut, wohlwollend und liebevoll gegen alle, stets heiter, von liebenswürdig graziösen Formen, ihr Geist schalkhaft, leicht empfänglich und auf alles Geistige eingehend, aber ihre Seele doch wohl ohne Tiefe". Der Dichter selbst nennt sein Gefühl für Luise „ein ganz reines, andächtiges". Sie liebte ihn aufrichtig wieder. Es kam zu einer übereilten Verlobung; doch die willensschwache Luise, im Gegensatze zu Immermann den sich erhebenden Widerständen nicht gewachsen, trat bald wieder zurück und vermählte sich ungefähr nach Jahresfrist mit einem anderen. Immermann, dem Schwester Lottchen treu zur Seite stand, wurde „furchtbar geknickt"; am liebsten hätte er das Leben von sich geworfen, durch lange kummervolle Jahre blieb das geliebte Bild ihm unverlöschlich im Herzen, bis er aus schweren geistigen und gemütlichen Kämpfen sich zur verklärenden Gefaßtheit durchrang: in seinem Arme wäre sie zuletzt doch nur ein Weib geworden, nun aber ward sie seine Muse, da sie sich versagend, ihm wahrhaft geschenkt, ein holder, ferner Stern; nun dankt er ihr auch den Jugendschmerz, den sie ihm bereitet, denn diesem großen Leid entstammt sein Lied.

Unter solchen Seelenschmerzen verfaßte der nach Halle zurückgekehrte Immermann, Lessingen vergleichbar, seine Kampfschriften. In solcher Stimmung bereitete er sich, das Haus der Mutter um der Nähe Luisens willen meidend, zu seinem ersten Examen vor. Er bestand es im Januar 1818 beim Oberlandesgericht in Halberstadt.

Unmittelbar darauf fand er als Auskultator Verwendung bei dem Kreisgericht in Oschersleben. Es waren im allgemeinen unfrohe, dumpfe Monate, die er in dem reizlosen Landstädtchen verbrachte. Doch fand er eine mütterliche Freundin in der kinderlosen Gattin des Justizkommissarius Wilda, des jüngsten Bruders seiner Mutter. Er lebte als Gast in diesem freundlich stillen Hause, und die linde Hand der feinen und begabten Frau vermochte wenigstens zeitweilig die Furien von seinem Haupte zu scheuchen. Immermann hat dieser verständnisvollen, klugen Frau zeitlebens eine tiefe Dankbarkeit bewahrt, und auch sie hat dem von inneren Stürmen noch lange hin und her geworfenen Dichter dauernd die Treue gehalten.

Im Oktober, nach einer sechstägigen Harzreise, wagte sich Immermann wieder nach Magdeburg, wo er als Referendar tätig war. Mutterliebe und Freundestreue ließen ihn hier langsam genesen. Besonders wert war ihm der heitere Kreis im Herzbruchschen Hause. Auch der Schwester Wilhelm Herzbruchs brachte er eine unbefangene warme Freundschaft entgegen. Ohne an weiteres zu denken, gab er unvorsichtigerweise Anlaß, daß Amalie sich von ihm geliebt glaubte, und erweckte damit ungewollt in ihr eine tiefere Neigung für sich. Er war, als ihm die Tatsache zum Bewußtsein gekommen, nahe daran, sich hier einen Ersatz für die verlorene wahre Geliebte vorzutäuschen, doch gelang es seiner Mutter, ihn zu seinem Heile vor einer Verbindung zu bewahren, in der er wohl weder seelisch noch geistig Befriedigung gefunden

hätte. Das neue trübe Erlebnis trübte von neuem sein Gemüt und den Rest seiner Magdeburger Zeit. Er glaubte damals — vielleicht auf Grund eines Horoskops, wie sein Bruder Hermann nachmals vermutete —, daß seine Tage gezählt seien, und hat solchen Ahnungen mehrfach poetischen Ausdruck gegeben. Im Mai 1819 bestand er sein zweites juristisches Examen. Besuchsweise begab er sich noch einmal nach Halle und gönnte sich im Oktober einen kürzeren Aufenthalt in Berlin; hier fand er reiche Anregung in den Kunstsammlungen der Hauptstadt und vor allem im Theater, wo er so hervorragende Schauspielertalente wie Devrient und die Stich auf der Höhe ihrer Kunst in klassischen Meisterwerken bewundern durfte. Im November wurde er als vortragender Auditeur dem Generalkommando in Münster überwiesen. Seine Bewerbung um das Magdeburger Auditoriat war vorläufig abschlägig beschieden worden.

*

Wie bei Heine, so beobachten wir auch bei Immermann eine unorganische Mischung von Aufklärertum und Romantik. Der streng rationalistisch erzogene, geistig eingeengte Hausſohn lernt, als Student plötzlich auf sich selbst gestellt, die verführerische junge Romantik kennen und wirft sich ihr in freier Liebe in die Arme. Das ist menschlich begreiflich, nicht minder begreiflich aber auch die Verwirrung, in die sich Immermann versetzt sah. Es dauerte geraume Zeit, ehe er, aus dem Rausch erwachend, erkannte, daß diese Liebe zu keiner dauerhaften Ehe führen konnte, daß die Romantik schließlich doch ein fremder Tropfen in seinem Blute war. Immermann ist nichts weniger als der geborene Romantiker; er wurde nur in einer empfänglichen Stimmung von der geistigen Strömung ergriffen und ist nur zu lange als Dichter in ihr fortgeschwommen. Dieser verhängnisvolle Irrtum hat sein dichterisches Reifen erschwert und hinausgezogen.

Immermann hat dem ersten und wertvollsten Abschnitt seiner „Memorabilien" den Titel „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren" gegeben und diesen Titel einleitend erklärt: „Das soll die Jugend heißen und bedeuten, welche am 14. Oktober 1806 mindestens zehn Jahre und höchstens sechzehn Jahre alt war, welche also am 3. Februar 1813 die siebzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen des Volks ausmachte." Bezeichnenderweise sind es also politisch-historische Daten, der Tag der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt und der Tag des Breslauer königlichen Aufrufs zur Bildung freiwilliger Jägerkorps, durch die Immermann seine Jugend begrenzt. Diese Altersgrenzen, führt er weiter aus, habe er darum so gefaßt, weil sie ihm als die natürlichen Scheiden erschienen, von welchen ab und bis zu welchen hin der Mensch seine bestimmenden Eindrücke empfängt: „Die Züge stehen fest, und nur die Objekte wechseln noch, über welche sie später lächeln, zürnen oder ein stilles Nachdenken zeigen."

Das Bild von Immermanns geistiger und willensmäßiger Physiognomie bleibt auch in der Universitätszeit in seinen Grundlinien unverändert, nur

haben diese sich vertieft. Die straffe Zucht preußischen Geistes und die weltweite Freiheit deutscher Bildung sind auch in ihm die segenvolle Verbindung eingegangen, deren Frucht das Ziel der deutschen Geschichte abgab. Als Charakter hat sich Immermann entschieden weiter entwickelt. „Der Mensch," hat er einmal gesagt, „lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegentreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens aus, welches dann doch kein dürres Skelett bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt." Er selbst hat sich vornehmlich an Gegensatz und Schranke gebildet. Nicht leicht getragen von der Woge des Lebens, ein Götterliebling, hat er vielmehr kraftvoll rudern müssen, wo andere sich konnten treiben lassen. Manchen Widerständen zum Trotz hat er aus Eigenem sich sein Leben gezimmert. Die Nötigung, auf sich selbst zu stehen, hat ihn gestählt und selbständig, freilich auch zum Eigenbrödler und Einspänner gemacht und ihm etwas von dem geistigen Hochmut, der Selbstsicherheit und der Überhebung über andere, selbst Größere beigemischt, die solchen Männern eigener Mache nur zu leicht erwachsen. Nicht so rasch und stetig wie sein Charakter entwickelt sich seine Weltanschauung und sein Talent, das Reich der schönen Formen. Das unsicher Schwankende seiner geistigen Anfänge ist noch nicht überwunden. „Den Vater verlor ich im Kriege; nach der Universitätszeit durfte an nichts gedacht werden als an Brot, so kam der jugendliche Geist nie zu einer eigentlichen Abklärung, zu einem organischen Reifen" — schreibt der fertige Mann der jungen Braut in seiner wertvollen Selbstschilderung.

Sein poetisches Schaffen ist immer noch ein unbeholfenes Flügelrecken, ein formales Spielen; es ist anfängerhafte bewußte Kunstübung, nicht innere Naturnotwendigkeit, nicht der freie Ablauf künstlerischer Erlebnisfülle, ein scheinbar selbsttätiges Sichergießen innerer Ströme und Stimmungen. Auch dieser Meister ist nicht vom Himmel gefallen, sondern hat als Schüler und zwar in unfreiester Nachahmung begonnen. Und diese schülerhafte Nachahmung knüpft nicht einmal in hochgespanntem jugendlichen Ehrgeiz an ganz große Vorbilder, wie Goethe oder Shakespeare an, sondern vielfach nur an kleine Tageslieblinge. Immermann beginnt nicht als Stürmer und Dränger, nicht mit einem menschlich-künstlerischen Überschwang, nicht als Neutöner — wenn auch unreifer Art — mit dem Ruf nach anderen Stoffen und Formen, sondern er begnügt sich zumeist, dürftige überkommene Schablonen ohne wesentliche eigene Zutaten nachzubilden. Auf diese Anfangsarbeiten einzugehen, wird an anderer Stelle Gelegenheit sein[1]).

[1]) Eine eingehende, aus den Quellen schöpfende Immermann-Biographie des Verfassers („Karl Immermann. Leben und Zeit, Werke und Weltanschauung") nähert sich dem Abschluß.

Gedächtnisworte auf Leibniz[1].

Von

Benno Erdmann.

Wäre Frieden auf Erden, so hätte unsere Körperschaft den zweihundertsten Todestag ihres Urhebers am 14. November dieses Jahres zu einer Feier im Sinne aller derer gestaltet, die seines Geistes einen Hauch verspürt haben. Und wie wir, so hätten wohl auch die Akademien zu Wien, zu Petersburg und die Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig, zu deren Gründung Leibniz gleichfalls die ersten Anregungen gegeben hat, ihres intellektuellen Urhebers gedacht. Sie alle mit uns in Anerkennung der Idee, die Leibniz nach französischem und englischem Vorbild geleitet hatte, daß diejenigen wissenschaftlichen Forschungen, die der Organisation gemeinsamer Arbeit bedürfen, nur dann in rechter Weise gefördert werden können, wenn Zentralpunkte für ihre Leitung vorhanden sind, denen keine nationalen Schranken hemmend im Weg stehen.

Die von den vereinigten Akademien Europas geplante, uns in Gemeinschaft mit den Pariser Akademien des sciences und des sciences morales et politiques übertragene Ausgabe des Briefwechsels von Leibniz, seiner Denkschriften und Werke hätte, dank den umsichtigen und weitschichtigen Vorbereitungen, die seit Jahren in der Stille gelehrter Arbeit gefördert worden sind, mindestens in dem ersten Bande des Briefwechsels als der Grundstein zu einem würdigen Denkmal der Öffentlichkeit übergeben werden können.

Aber es ist, während die Waffen ihre Verderben und Tod bringende Sprache reden, während fast die ganze Menschheit in Feindseligkeit verstrickt ist, keine Zeit und keine Stimmung zu Feierlichkeiten, die der Idee solcher nationaler und internationaler Organisation des Wissens gewidmet wären. Sind doch auch fast alle Bande internationaler wissenschaftlicher Gemeinsamkeit und mit ihnen zahllose Fäden, die den Menschen im Forscher an den Menschen knüpfen, durch die Furien eines Krieges zerrissen, der den Kulturbau der Menschheit in seinen Grundfesten erbeben macht.

In der Tat: ein größerer Gegensatz als der zwischen dem kulturzuversichtlichen, zur Vermittlung und Versöhnung gestimmten Geiste von Leibniz und

[1] Gesprochen in der Leibniz-Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 29. Juni 1916.

der Kulturlage unserer Zeit ist kaum denkbar. In Leibniz als Antrieb all seines Denkens und vielseitigen Tuns ein Optimismus, der ihn trotz bitterster Lebenserfahrungen in dem Glauben an ein Aufsteigen der Menschheit nicht irre werden, von dieser Welt als der besten aller möglichen träumen ließ; und eine Gegenwart, deren Treiben auch diejenigen, die an solchem Glauben festhalten, weil er das Leben erst lebenswert macht, zu einer Einschätzung der Völker und Individuen verführen könnte, die der Menschenverachtung eines Macchiavelli recht gäbe. In Leibniz eine Grundstimmung, die ihn selbst aus dem Kümmerlichsten noch Wertvolles herausfinden ließ; in unserer Zeit dagegen ein Chaos von Affekten, die selbst in dem Besten, und nicht nur bei den Feinden, Schlechtigkeit und Schwäche wittern lassen.

Da ist es wie eine historische Mission des Genius von Leibniz, daß wir, indem wir das Unsterbliche in ihm zu erfassen suchen, den Glauben an das Gute in der Menschheit festhalten lernen, den wir auch im Frieden, wenn dessen Zeit gekommen sein wird, auch daheim, nötiger noch brauchen werden als irgendwelche materiellen Güter. Denn wir müssen uns aufs neue und besser verstehen lernen, als wir vordem getan.

Die Eigenart von Leibniz' Größe beruhte in erster Linie auf einem erstaunlichen Ineinander von genialer Konzentration des Denkens und einem schier unersättlichen Wissensdrange, der ihm kein Gebiet des Erkennens und Glaubens fremd bleiben ließ; nur die Pforten der Kunst waren ihm, wie Descartes und Spinoza, Hobbes und Locke verschlossen. Wie vor ihm Aristoteles, dem er in vielem wesensverwandt ist, war er zugleich ein Polyhistor und ein originaler Denker ersten Ranges. Überdies beseelte ihn ein unaufhaltsamer Trieb nach praktischer Betätigung, der ihn immer neue Beziehungen anknüpfen, immer andere Aufgaben ergreifen oder sich auftragen ließ. Zuversichtlich suchte er dabei überall und immer aufs neue zu vermitteln, ohne daß selbst die schweren Enttäuschungen, die bei solcher Mittlertätigkeit nicht ausbleiben können, ihn jemals anderen Sinnes werden ließen. Eine Unsumme von Briefen an hoch und niedrig; viele lang ausgedehnte wissenschaftliche Briefwechsel, darunter solche über die Verwandtschaft der Sprachen behufs Ermittlung der ältesten Geschichte der Völker, wie der Nachlaß zeigt, mit mannigfachen Wortsammlungen; reichhaltige Korrespondenzen und kurze wie umfassende Denkschriften zugunsten der Wiedervereinigung der christlichen und zur Einigung der evangelischen Konfessionen, andere zu politischen Zwecken — nicht wenige unter diesen voll vaterländischer Gesinnung —, darunter jener phantastische Vorschlag einer französischen Expedition nach Ägypten, der Ludwigs des Vierzehnten Eroberungspolitik von Holland und Deutschland ablenken sollte; ferner umfassenden archivalischen Studien entstammende Quellen- und Urkundensammlungen und der erste Teil weitangelegter Annalen zur Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg;

daneben Briefe und Berichte über Bemühungen zur Förderung des Harzer Bergbaus und aus diesen Interessen heraus eine Schrift über die Urgeschichte der Erde; endlich, um weiteres zu übergehen, die schon genannten weitläufigen, an Hemmungen und Widerwärtigkeiten reichen Verhandlungen über die Gründung und Pläne zur Einrichtung einer ganzen Reihe gelehrter Körperschaften — das alles, wie Dokumente einer unermüdlichen, vor keiner Aufgabe zurückschreckenden Schaffenskraft, so ein Vermächtnis für uns, die geplante umfassende, von uns weitgeförderte Arbeit an der Gesamtausgabe der Schriften und Briefe zu Ende zu führen.

Und doch dies alles, mit Ausnahme der Schöpfung der Akademien, nur die Außenseite, das Vergängliche von Leibniz' Wirken.

Es gehört zu dem Erstaunlichsten an dieser erstaunlichen Persönlichkeit, daß unter solcher Breite des Wissens und Vielgeschäftigkeit des Tuns nur die Ausgestaltung, nirgends die Tiefe der Gedanken gelitten hat, die seinen Geist von Jugend auf durchwogten, sein ganzes Wissen und Handeln durchdringend.

Dabei war Leibniz kein Genius vorgreifender Intuition, sondern ein wesentlich methodisch vorschreitender, diskursiver Denker.

An einem früh intuitiv erfaßten Leitmotiv seines Denkens fehlt es allerdings nicht. Es ist dies die auch religiös bei ihm gesicherte Überzeugung, daß die Gesamtheit des Wirklichen als ein sinnvolles harmonisches Ganze, in diesem Sinne als Kosmos, zu erfassen sei.

Aber diese Idee gestaltet sich ihm fürs erste in langsamer Entwicklung. Er war allerdings noch fast ein Knabe, fünfzehnjährig, wie er einmal, wenn auch in schwerlich ganz zutreffender Zeitbestimmung sagt, als der Kampf in ihm einsetzte, der diese Entwicklung bestimmte: die Frage nach der Vereinigung der Welt der Werte mit der Welt des Seins, das Grundproblem der Philosophie, in der Fassung seiner Zeit der Versuch, den Widerstreit zu lösen zwischen der aristotelisch-scholastischen Teleologie, die er schon als frühreifes Kind kennen gelernt hatte, und der mechanischen, alle Zweckbestimmungen ablehnenden Naturerklärung, die mit der Erneuerung der antiken Atomistik sowie mit Descartes' und Hobbes' philosophischen Lehren aufgekommen war. Aber erst dem Vierzigjährigen gelingt es, in hartem gedanklichen Ringen, von dem uns ein Briefwechsel aus dieser Zeit anschauliche Kunde gibt, die Grundgedanken seiner Weltauffassung deutlich zu bestimmen. Und auch dann läßt er noch fast ein Jahrzehnt verstreichen, ehe er sich gerüstet fühlt, sein Système nouveau de la nature in einer kurzen, für weitere Kreise bestimmten Zusammenfassung zu veröffentlichen.

Leibniz war ferner — er hat selbst von sich so geurteilt — ein Autodidakt voll unersättlicher Wißbegierde. Aber es war nicht nur diese, die ihn „immer Neues suchen" ließ. Er bedurfte zum eigenen Denken der Anregungen von außen. Er fand seine Ideen nicht, wie Spinoza, von innen heraus, sondern

fast durchweg in anerkennender, ablehnender oder eigene Gedanken erläuternder Hingabe an Fremdes. Die besten Gedanken, erklärt er einmal, seien ihm während des Lesens gekommen. Darin liegt wohl die entscheidende Ursache seines unendlichen Briefwechsels; hier auch der Grund dafür, daß das einzige ausgeführte esoterische Werk aus seiner Feder, die Nouveaux Essais sur l'entendement humain, eine fortlaufende kritische Auseinandersetzung seiner eigenen Überzeugungen mit den wesentlich empiristischen Gedankengängen Lockes darbietet. Was bei anderen ein Ausdruck geistiger Schwäche ist, die zur Unproduktivität, im besten Fall zum Eklektizismus führt, das ist bei ihm ein Antrieb zu schärfster geistiger Konzentration. Sein Denken erstickt nicht in der Masse des Fremden; sie wird ihm zum Brennstoff, der der Flamme seines Geistes immer neue Nahrung zuführt. Er steht in dieser Hinsicht in vollem Gegensatz zu einem ähnlich diskursiven Denker, zu Hobbes, der sagen konnte: hätte ich so viel gelesen wie die anderen, so wäre ich so dumm geblieben wie sie.

Die Kombinationskraft, die sich in diesen beiden Zügen von Leibniz' Denkweise verrät, tritt noch deutlicher in seiner genialen mathematischen Begabung zutage. Sie äußert sich selten früh in logischen Interessen; sie läßt ihn schon als Kind die Idee einer allgemeinen Kombinatorik des Denkens erfassen, einer analysis speciosa generalis, wie er sie später genannt hat, die ihn bis an sein Lebensende nicht losläßt. Sie kommt zu vollem Durchbruch, als er in Paris Gelegenheit findet, sich tiefer in die neuen mathematischen Methoden seiner Zeit hineinzuarbeiten. Im Fluge wird er ein Mathematiker ersten Ranges, auch hier, wie in unseren Tagen Helmholtz, als Autodidakt, aber nicht wie dieser auf Grund geometrischer Intuition, sondern in der Denkrichtung des Analytikers. Selbständig, wie keinem Zweifel mehr unterliegt, wenn auch später als Newton, hat der kaum Dreißigjährige die Grundbegriffe der Infinitesimalrechnung gefunden, letzten Endes als Ausfluß des von ihm sogenannten Prinzips der Kontinuität, dessen allgemeine Formulierung den so fruchtbaren Funktionsgedanken einschließt. Kaum weniger bedeutsam sind seine, zumeist der neuen Methode entsprungenen Leistungen auf dem Gebiet der theoretischen Physik, so unter vielem andern die Einführung des Begriffs der lebendigen Kraft und die erste, wenn auch noch unzureichende Formulierung des Prinzips der kleinsten Aktion, dessen volle Tragweite erst in der Gegenwart erkannt worden ist.

Auf diesen Wegen hat Leibniz die Problemlage der Zeit zu dem philosophischen System umgebildet, dessen Gehalt und Fortwirkung ihn für alle Zeiten zu einem Klassiker der Philosophie erhoben hat. Wir verstehen nach dem allen, wie er sagen konnte, er habe das Neue, das sich ihm offenbarte, dadurch gewonnen, daß er das Gültige, das unter den Meinungen der verschiedenen Philosophenschulen begraben und zerstreut liegt, in Einklang gebracht habe. Wir begreifen auch, wie unbillig es ist, diesem konziliatorischen

Denken darum, weil es ein solches ist, Originalität abzusprechen. Es ist noch kein tiefer Gedanke, wie sie Leibniz' Philosophie in Fülle bietet, anders denn selbsttätig entstanden.

Als das Leitmotiv der neuen Lehre hatte ich schon anfangs die Idee der Harmonie des Weltalls zu bezeichnen. Sie entwickelt sich in Leibniz früh zu der Überzeugung, daß der durchgängige gesetzliche Zusammenhang der Körperwelt nur der mechanische Ausdruck des Zweckzusammenhangs sei, der von Gott in der Welt realisiert ist. Gott habe, wie in dem gelesensten Werke des Philosophen, der exoterisch gehaltenen Théodicée, später ausgeführt wird, in dem Endlichen, das als solches stets, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, unvollkommen ist, alle Arten der Übel so verteilt, daß die beste aller möglichen Welten wirklich wurde. Tiefer dringen die Gedanken, durch die Leibniz, gleichfalls früh, weit über die geometrische Deutung der Körperwelt durch Descartes und Spinoza fortschreitend, zu der Einsicht gelangt, daß den Körpern außer den bloß räumlichen Bestimmungen eine ihnen eigene Kraft zur Bewegung zuerkannt werden müsse. In langsamer Fortbildung wird ihm die ihrer Natur nach unräumliche, unteilbare, unaufhörlich tätige Kraft zum Wesen des selbständig Existierenden, der Substanzen überhaupt —, und damit schließlich jede endliche Substanz, da wir in unserer Seele das Vorbild einer solchen immateriellen Kraft finden, zum seelenähnlichen, vorstellenden Wesen.

Auf das engste verknüpfen sich ihm diese letzten Gedanken über das Wirkliche mit den mathematischen Ergebnissen des Kontinuitätsgesetzes und der Infinitesimalbetrachtung. Die Welt wird zu einem Inbegriff unendlich vieler seelischer Kraftsubstanzen, der späterhin von ihm sogenannten Monaden, deren jede, kontinuierlich tätig, in jedem noch so kleinen Augenblick auf ihre Weise alle die unendlich vielen, zumeist unendlich schwachen Zustände in sich erlebt, die allen übrigen in eben diesem Augenblicke eigen sind, das heißt diese Zustände in Form konstanter und geregelter Beziehungen repräsentiert oder vorstellt. Dabei ist für Leibniz gemäß dem Stande des Kausalproblems zu seiner Zeit jede Wechselwirkung der Monaden untereinander ausgeschlossen. Die Monaden, argumentiert er, haben keine Fenster für Zuflüsse aus den anderen und Einflüsse in die anderen. Sie sind vielmehr von Ewigkeit her so geschaffen, daß jede in Ewigkeit hin aus ureigner Kraft im kontinuierlichen Kausalzusammenhang ihrer inneren Tätigkeit eben diejenigen Vorstellungen erzeugt, die dem unaufhörlichen Vorstellungsfluß in den anderen entsprechen. Kurz gesagt, die Harmonie der Welt ist eine von Gott vorherbestimmte, prästabilierte.

Es sind in der Tiefe erfaßte Ideen, die sich in diesem System der prästabilierten Weltharmonie verflechten. Fürs erste, wie bei Spinoza, die Idee einer und derselben durchgreifenden Gesetzmäßigkeit für die gesamte Wirklichkeit, zu einer Zeit, in der Newton ein erstes kosmisches Gesetz erfaßt

hatte. Sodann die Idee, die Leibniz grundsätzlich von Spinoza scheidet, daß diese Gesetzmäßigkeit nicht in zwei parallelen Reihen ablaufe, sondern daß die Welt ihrem gedanklich erfaßten Wesen nach seelischer Natur sei, von der die in dieser wohlfundierte Körperwelt unseren Sinnen nur verworrene Kunde gibt, die Idee also des Spiritualismus, die später, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, in Hegels pantheistischer Wendung die Geister bei uns beherrschen sollte. Endlich die alte Idee, daß der Mensch ein Mikrokosmos sei, die schon Nicolaus Cusanus zum Kosmischen erweitert hatte, in vertiefter spiritualistischer Fassung, derzufolge jedes noch so geringfügige Glied des Wirklichen die Welt in sich vorstellend spiegele, während die höchstentwickelten seelischen Substanzen, die Menschen voran, zugleich die Spiegel Gottes bleiben, den Gottesstaat in der Welt ausmachen.

Damit vereinigen sich in Leibniz' Lehre alle die gewaltigen geistigen Strömungen, die im Lauf des siebzehnten Jahrhunderts auf dem von der Renaissance vorbereiteten Boden in Frankreich, England, den Niederlanden und durch Leibniz selbst in Deutschland eine neue Welt- und Lebensdeutung — unter Voraussetzung der mechanischen Naturauffassung — geschaffen hatten. Die historischen Wirkungen dieser Vereinigung liegen zutage. Durch die sich verflachenden Gewässer der Aufklärung ergießt sich die neue Philosophie zugleich mit Lockes Erfahrungslehre durch alle Lande Europas in tausend Rinnsalen. Sie bereitet, über den größten Gegner der deistischen Aufklärung Berkeley und ihren kühnsten Vollender David Hume zu Kant fortschreitend, die originale Synthese der rationalistischen Lehren von Leibniz mit den empiristischen Humes vor, durch die Kants Kritizismus eine neue Epoche der Philosophie einleitet.

So verehren wir in dem Urheber unserer Akademie einen Gewaltigen im Geist, in dessen Weltauffassung die neuen philosophischen Gedanken, die das siebzehnte Jahrhundert hervorgebracht hatte, sich in weiterführender systematischer Verknüpfung zusammenordnen, sowie den einflußreichen Vater der deutschen Philosophie.

Über das Einzelne der Leibnizischen Lehren hat die Geschichte gerichtet. Die Geschichte kennt kein Zurück; sie bildet fort, auch wo sie sich scheinbar in der Vergangenheit verliert. Sie zwingt uns, jedes Erbe mit neuer Arbeit in neuer, durch die Gegenwart geforderter Weise zu erwerben.

Es ist wahrlich kein Geringes, was uns Leibniz zu solchem Erwerb hinterlassen hat: das Vermächtnis, daß nicht der Streit und Haß, sondern das wechselseitige Verständnis und die Versöhnung der unvermeidlichen Gegensätze der Einzelnen wie der Völker der Vater aller Dinge ist.

Gewiß ist es schwer, in einer Welt voll Haß der Versöhnung, während der Hitze des Kampfes in Ruhe des Friedens zu gedenken. Aber wir sollen, wie im Frieden des Krieges, so im Kriege des Friedens gewärtig sein. Wir

sollen auch nicht aufhören, daran zu denken, daß so wenig wie ein Einzelner als solcher, so auch kein einzelnes Volk der auserwählte Kulturträger ist. Der Weg der Kultur ist der Weg der Völker zur Organisation der Menschheit, in deren Entwicklungsverlauf jedem Volk im Zusammenhang der Zeiten seine Funktion zuerteilt ist. Rechte nationale Gesinnung kann niemals nur nationale Gesinnung sein.

Und gibt es irgendwo Stätten, in denen auch in schlimmster Not solche Friedensgedanken lebendig bleiben sollen, so sind es diejenigen, die der Organisation der Wissenschaft dienen. Wir wissen — auch dessen ist Leibniz ein Vorbild —, daß auch auf wissenschaftlichem Gebiet das Beste nur der stillen Arbeit des Einzelnen gelingt. Aber dieses Vorrecht des Einzelnen fordert fast allerwegen zur Ergänzung organisierte gemeinsame Arbeit, bei der nicht nach der Abstammung gefragt wird, sondern die Leistung entscheidet.

Mögen wenigstens wir in der Friedensarbeit, der wir dienen, nie des Geistes vergessen, in dem wir heut unseres Stifters zu gedenken hatten!

Aus Gustav Freytags Briefwechsel mit Graf und Gräfin Wolf Baudissin.[1]

1856 bis 1862.

Herausgegeben und erläutert von

Gustav Wilibald Freytag.

(Fortsetzung.)

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine verehrte Freundin!

Ihre gnädige Einladung kreuzte sich mit einem Plan voll finsterer Intriguen. Nämlich, da Sie mir erlaubt haben, zu kommen, so wollte ich grade Ende der Woche kommen, als ich erfuhr, daß Dawison Freitags bei Ihnen zu sein die Ehre hat. Dieses nun bestimmt mich, nicht zu diesem Tage einzutreffen, sondern grade an einem andern, nicht aus Bosheit, sondern aus Diplomatie. Denn es ist weit förderlicher für ein armes Stück, wenn Sie allein dem Löwen der Gebirge ein wohlwollendes Wort sagen, als wenn ich dazwischen rede.

So möchte ich, wenn Sie und Herr Graf mir das erlauben wollten, lieber am Montag kommen. Zu Ihrem Theetisch, am liebsten allein, ich würde dann Dawison besuchen u. so wäre das Dramatische abgemacht.

Wissen Sie, was das größte Scheusal auf Erden ist? Ein Buchbinder, welcher nicht einbindet. Seit 14 Tagen vor Weihnachten sende ich Ihnen in Gedanken ein etwas anständiger gekleidetes Ex. der bereits mehrfach erwähnten Bilder. Aber es blieb beim guten Willen, denn Dank der frommen Jahreszeit, die Menschheit erwies sich als durchaus unzuverlässig, ich konnte es nicht erlangen. Heut schicke ichs, wenn der erste Band in Ihren Händen sein sollte, zum Austausch gegen diesen.

Ihrem wohlwollenden Wink in Betreff der würdigen Verfasserin der Lüge und Wahrheit habe ich gehorsam Folge geleistet. Diese Hofsendung der Fabier geschah weniger aus Politik, als aus Höflichkeit für eine empfangene Freundlichkeit. Der Frau Prinzeß muthe ich nicht zu, daß sie an dem harten

[1]) Alle Rechte vorbehalten.

Stoff wirklich Gefallen finden ſoll. Sie gehört zu des ſeeligen Iffland Kriegſcharen, und ein erfahrener Oberſt aus dieſem Heerlager, Eduard Devrient [1]), der mir und dem Stück ſonſt viel Liebes gethan hat, konnte doch nicht umhin zu fordern, dringend, in mehreren Briefen, ich müſſe den jungen Icilius zuletzt am Leben laſſen. Kurz ſie ſollten einander kriegen. Wenn ich nach dieſer Probe auf das Gemüth der hohen Dame ſchließen darf, ſo wird ihr auch das entſchieden peinlich ſein, daß der brave alte Conſul zuletzt wie eine Fliege dahinſtirbt, und ſie würde mir eher Beifall gönnen, wenn er ſich zuletzt noch verheirathete, vielleicht mit einer Baſe des Spurius.

Ach es iſt ſehr ſchwer, etwas den Leuten recht zu machen. Und es bleibt einem leider zuletzt nichts übrig, als zu verſuchen, ſichs ſelber recht zu machen. Was allerdings auch ſeine Schwierigkeiten hat.

Ich war einige Zeit für Geſelligkeit unbrauchbar, jetzt bin ich wieder ſo weit, daß ich mich freuen kann, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl zu ſagen, wie ſehr ich an Ihnen hänge.

Wirds Ihnen zu Montag und Dienstag Recht ſein? Ich bin ganz frei d. h. ich habe außer kleinen Correcturen von Sonntag ab nichts vor, mir iſt alſo jeder Tag gleich herzlich. So ſein Sie ſo gütig, mir, im Fall Sie irgend ein Hinderniß haben, andere Tage zu beſtimmen.

Meine Frau empfiehlt ſich Ihnen beiden von Herzen; ich aber bitte, daß Sie Ihr liebes treues Wohlwollen bewahren

Ihrem

getreuen Verehrer

Lpzg 19 Jan 1860. Freytag.

Freytag an Baudiſſin.

Mein hochverehrter Freund!

Noch voll von Freude und Dank über die guten Tage, welche ich bei Ihnen verlebt, erhalte ich Ihren herzlichen Brief, der mir von neuem ſagt, wie zart und gütig Sie um Jeden Sorge tragen, dem die Freude wird, in Ihre Nähe zu kommen.

Wie ſehr mir der Aufenthalt in Dresden wohlgethan, kann ich gar nicht ſagen, körperlich und geiſtig fühle ich mich erfriſcht. Möge Frau Gräfin wegen meines guten Lagers ganz unbeſorgt ſein, ich habe mich bei Nacht wie bei Tage ſehr warm und weich gebettet empfunden.

Faſt zugleich mit Ihrem Brief erhalte ich den beifolgenden Zettel von Dawiſon. Jetzt iſt etwas mehr Ausſicht da, das Stück herauszubringen. Und das wird mich auch darum freuen, weil Sie der Affaire ſo gütigen Antheil und höchſt förderliche Vermittlung gegönnt haben. Denn wenn Dawiſon ſchreibt, daß er meinetwegen ſein Gaſtſpiel aufſchiebe, ſo weiß ich doch, daß

[1]) Der berühmte Schauſpieler und Dramaturg, mit Freytag befreundet.

der stille Grund vielmehr die Rücksicht auf Ihr Haus ist. Ich bin ihm sehr dankbar und werde es ihm schreiben.

Die Notizen aus Geiger waren mir hochwillkommen, ich hatte versäumt in ihn zu sehen, wie es leicht geschieht, daß man spätere Arbeiten zu wenig schätzt, wenn man versucht, selbst in den ersten Quellen zu schöpfen. Sie sollen beim neuen Druck des zweiten Bandes redlich benützt werden.

Und jetzt nichts mehr, als noch einmal aus vollem Herzen meinen Dank und mein Behagen, daß diese drei Tage mir das Glück verschafft haben, bei so guten und so schön gebildeten Menschen die Empfindung zu hegen, daß ich Ihnen kein Fremder bin.

Haben Sie die Güte, Frau Gräfin zu sagen, daß ich ihr in treuer Verehrung die Hand küsse und des lebendigen Geplauders in ihrer Sophaecke immer mit fröhlicher Dankbarkeit gedenken werde.

Herrn General bitte ich meine besten Empfehlungen auszurichten. Und noch ein Gesuch an ihre Güte, daß Sie mich nachträglich bei Professor Gonne und Gemahlin[1]) und bei Herrn Generalconsul entschuldigen, weil ich unartig keinen Abschiedsbesuch gemacht habe. Sie wissen selbst, wie der letzte Tag verging.

Erhalten Sie, so bitte ich, mir auch ferner Ihre Freundschaft, eine werthvolle Erwerbung, die ich Hrn v. Westphalen danke, und die mir persönlich die Erinnerung an diesen Herrn sehr wenig bitter macht.

Meine Frau vereinigt ihre Empfehlungen dankbar und herzlich mit den meinen.

In treuer Verehrung

Ihr

Leipzig 31 Jan. 60. Freytag.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine liebe gnädige Freundin!

Tausend Dank für Ihren Brief und seine Beilagen, die ich dankbar beilege. Aber das mit Hrn Pabst ist ein Freundesopfer, gegen welches ich bescheiden protestiere. Auch noch seine Frau! Diese beiden Gestalten hängen sich wie Centnergewichte an meinen Hals (jedes immerhin 120 ℔, wenn sie auch klein sind, und weniger essen werden sie deßwegen auch nicht, und ein kleiner Schmarotzer ist ebenso schlimm als ein großer) — also diese beiden Individuen drücken mich und mein dankbares Herz zu Boden. Das ist zu viel, es wird heroisch, es wirkt tragisch. Thun Sie das nicht. Durch Schreiben der Herren Dawison und Lüttichau bin ich jetzt benachrichtigt, daß der 10te März beliebt ist. Kommt jetzt auch eine unvermeidliche Verzögerung,

[1]) Friedrich Gonne, geb. 1813, Maler, seit 1857 Akademieprofessor in Dresden, Schwager der Gräfin.

so ist doch eine Hoffnung, die sich bereits der Wahrscheinlichkeit nähert, daß das Stück jetzt vor Dawisons Gastspiel herauskommt.

Oft und viel denke ich der guten Tage, die ich unter Ihnen verlebte, und das einzige, was mir in ihrem Hause räthselhaft geblieben ist, um das ich fragen wollte, und das ich immer über anderem vergessen habe, ist die viereckige Maschine am Frühstücktisch. Es ist ein Kaffemaschindel ohne Zweifel, von der neuen Erfindung, wo eine Bohne zwei Tassen Kaffe giebt, wie Ihnen Dawison aus „33 Minuten in Grünberg“ [1]) vorlesen wird. Aber ich wage doch im Stillen, gegen mich selbst, die bedenkliche Frage. Ist dieser Mechanismus nicht gegen die Grundsätze Ihres hochstehenden Hauses, in welchem alles vortrefflich, der Kaffe aber ein wahrer Trank des Paradieses ist. Denn nämlich ist sie nicht von Blech, wornach doch das Getränk leicht schmeckt, und dann das viele Putzen. Allerdings ist Wilhelm ein idealer Diener. — Aber dennoch? — — So treibe ich in finsterem Grübeln umher. Wenn ich die Freude habe, Sie wiederzusehen, bitte ich um Erlaubniß darüber durch Autopsie Aufklärung zu gewinnen.

Hier bin ich wieder in stille Arbeit, alte Flugschriften und neue Briefe eingesponnen. Neugierig bin ich, ob Frau Lotte [2]) hierher zu Mathys [3]) kommen und uns die Freude machen wird, sie zu sehen.

Meine Frau empfiehlt sich Ihrer Güte angelegentlichst. Ihrem Herrn Gemahl und Herrn General bitte ich meine herzlichen Grüße zu sagen, und Sie, meine gütige Freundin, flehe ich an, hold zu bleiben

Ihrem

treugehorsamsten

Leipzig 4 Febr 60. Freytag.

Freytag an Baudissin.

Mein hochverehrter Freund!

Die lebensgefährliche Erkrankung einer lieben Freundin, der Frau Mathy am Typhus hat uns in der letzten Woche so in Sorge und Trauer gehalten, daß ich gar nicht zum Schreiben gekommen bin. Es ist eine prächtige Frau, mir sehr werth. Die Leutel sind erst hergezogen, nach einem Leben voll von Wechsel und herbem Leid sahs so aus, als wollten sie sich hier zur Ruhe setzen, noch waren sie hier ganz fremd, wir von Gotha her ihre einzigen Bekannten, da trifft sie ein so großes Unglück. Noch schwebt die Kranke in Lebensgefahr, doch ist seit Gestern wieder einige Hoffnung. Dunkers wissen wenigstens, daß sie erkrankt ist.

[1]) Gesangsposse von dem schlesischen Dichter Karl v. Holtei.

[2]) Gattin von Max Duncker.

[3]) Karl Mathy, badischer Staatsmann, später in Leipzig, mit Freytag befreundet (vgl. die Biographie Freytags über ihn, Ges. Werke Bd. XXII).

So komme ich erst heut zu einiger Sammlung. Und von ganzem Herzen danke ich für Ihre gütige Einladung. Ich würde egoistisch genug sein, sie anzunehmen, denn grade in diesen Tagen wird es mir doppeltes Bedürfniß sein, mit Ihnen und Frau Gräfin die kleinen Stimmungen des Tages zu paraphrasiren, aber ich würde Ihnen diesmal in Wahrheit lästig werden. Zur Aufführung will außer meiner Frau[1]) und Arthur[2]) auch eine Anzahl Leipziger Bekannten herüberkommen, außerdem muß ich diesmal den H[au]pttragöden meinen Besuch machen; so würde der Klingelzug Ihrer Wohnung und der behagliche Sonnenschein Ihrer Tage durch ein Gepolter fremder Gestalten und nicht weniger fremde Schatten gestört werden. Und so werde ich für diese Tage doch in ein Hotel wandern müssen. Werde wenigstens dadurch Ihnen nahe zu sein suchen, daß ich eins auswähle, das von Ihrer Wohnung möglichst wenig entfernt ist. Und ich würde sehr glücklich sein, wenn Sie mir gestatten wollten, zu gewissen freien Stunden Ihres Tages mich als regelmäßigen Gast bei Ihnen einquartieren zu dürfen. Ich schreibe heute an Dawison, und wiederhole ihm die Bitte, mich wissen zu lassen, wenn die Proben für mich angehen.

Hier macht der Briefwechsel zwischen Humbold und Varnhagen ein großes, nicht beneidenswerthes Aufsehen. Die gräuliche Taktlosigkeit der Herausgeberin hat auch dem alten Fürsten der Naturforscher den schlimmsten Dienst gethan. Was in kleinem Kreise kein Geheimniß war, wird jetzt an die große Glocke geschlagen. Es ist nicht viel anderes als Scandal in dem Buche. Und die Humboldstiftung mag jetzt sehen, wo sie bleibt.

Unterdeß wird hier für das Denkmal Arndts gesammelt. Wir sind eifrig dahinter her, und das Comité hofft 1000 Tlr. von Leipzig einzusenden. Es ist hier ein guter Sinn für solche Sammlungen.

Der große Ehrenschauspieler Devrient gastirt hier. Es war mir unvermeidlich, ihn in den Journalisten zu sehen. Ich ging nach dem 3ten Akt heraus. Es ist wohl nicht seine beste Rolle.

Ueber die gute Nachricht von Frau Generalconsul Kaskel habe ich mich sehr gefreut. Dank dafür, und seien Sie so gütig, Sich zum Vermittler meiner zartesten Glückwünsche zu machen, welche zwar spät, aber in inniger Mitfreude beigepackt werden.

Und so bitte ich um die Erlaubniß Ihnen Allen treu, ergeben, herzlich die Hand schütteln zu dürfen und bitte, daß Ihre gütige Freundschaft mich, den unvermeidlich Wiederkehrenden aufs neue wohlwollend ertragen möge, der ich Frau Gräfin meine Huldigungen zu Füßen legend, durchaus bin

Ihr

dankbarer Verehrer

Leipzig 2 Mz 60. Freytag.

[1]) Emilie, geb. Scholz, geschiedene Gräfin Dyhrn.

[2]) Arthur Graf Dyhrn, Sohn der obigen aus ihrer ersten Ehe.

Freytag an Baudissin.

Meine lieben verehrten Freunde!

Durch Briefe Dawisons und Lüttichau's erfahre ich, daß die armen Fabier bei der 2ten Vorstellung schlecht besucht, und deßhalb ad acta gelegt wurden. Lüttichau wird sein Versprechen halten, und sie nach Dawisons Rückkehr wieder aufnehmen, es wird nichts nützen. Den Schauspielern entfremdet und verleidet, nach einer ungenügenden Probe vorgeführt, werden sie so wenig Anziehungskraft haben, wie im Anfange, und sie werden wieder einschlafen, vielleicht auf lange.

Das überrascht mich nicht gerade. Als ein düstrer Menschenfeind empfand ich bei der ersten Aufführung, daß das Publicum, so aufmerksam und theilnehmend es war, dem Stück zu fremd gegenüberstand, als daß ein fortgesetzter günstiger Erfolg zu hoffen sei. Diese melancholische Ueberzeugung war — nebenbei bemerkt — der Grund, weßhalb ich gar nicht in Ihrer Loge sichtbar wurde. Wollte Ihrer Freundschaft nicht den Eindruck des Abends nuanciren und Ihnen gegenüber nicht die volle Befriedigung simuliren, die ich nicht empfand.

Es ist Schade, es war ein kurzer hübscher Actus, der schnell vorüberflog, wie ein Traum. Nur eines herzlich und dauerhaft, die gütige Freundschaft, welche Sie dem Stück und dem Verfasser geschenkt haben.

Für mich war die Aufführung ein sehr wünschenswerthes Ereignis, und ich habe den vollen Segen davon gehabt, den Schauspielern hätte ich von Herzen reicheren Lohn für ihre hingebende Arbeit gewünscht. Das Gezirp der Dresdner Kritik ist ja wohltönender, als ich erwartete, selbst der kleine Rabe in der Constit. Zeitung krächzt mit der Zahmheit einer gebändigten Amsel.

Als ich kaum hier angekommen war, trat Eduard Devrient von Carlsruhe ein, und ich habe einen Tag in lebhafter Unterhaltung mit ihm zugebracht. Er ist doch ein sehr tüchtiger Mann, und ich bewundere die Frische und Ausdauer, mit welcher er unter kränkenden Hofhindernissen seine schwere Mission durchführt. Er wird um den 1. April zu einer Conferenz der Intendanten nach Dresden kommen und es würde mich sehr freuen, wenn Sie bei dieser Gelegenheit Veranlassung hätten, seine hübsche gesunde Bildung behaglich zu empfinden.

Frau Mathy trafen wir hier in den ersten Anfängen der Besserung. Das war eine große Freude, ihr Mann war ganz verklärt. Auch die Freundin in Berlin wird ihren Antheil an dieser Stimmung haben, denn Mathy hat ihr unruhig pochendes Herz lange durch briefliche eingestreute Sarcasmen über die Staatslenker Preußens geängstigt. Wir leben in froher Rückerinnerung der Stunden in Dresden. Vor Allem aber Ihrer Liebe und Freundlichkeit. Meine Frau war ein wenig angegriffen, als sie hier ankam, und ich hatte

bereits Sorge, daß sie die Freude durch Nachleiden büßen werde, aber es geht heut wieder besser. Sie und Arthur empfehlen sich Ihnen zu innigster Dankbarkeit.

Das mit der Schneiderseele ist ein zufälliger Irthum des hiesigen Literaten, welcher von mir die Notizen zum Conversationslexicon vor Jahren forderte. Ich hatte grade damals einen kleinen einaktigen Scherz geschrieben, der nie an die Bühnen versandt wurde, und dessen Manuscript mir sogar verlegt ist. Es war sehr unbedeutend, und es ist ein lächerliches Ding, wenn das Stück unter meinen Arbeiten fungiert. Hoffentlich wird nie in einer Zukunft ein Büchersammler darauf sammeln, wie wir jetzt auf Opitz und Hoffmannswaldau.

Haben Sie die Güte, mich Hrn General angelegentlich zu empfehlen und erhalten Sie Beide, so bitte ich, Ihre Freundschaft

Ihrem

getreuen

Leipzig 15 Mz. 60. Freytag.

Freytag an Baudissin.

Mein hochverehrter Herr und Freund!

Wie gewöhnlich, wenn ich Ihnen schreibe, habe ich auch diesmal mit einer starken Danksagung für so große Freundlichkeit zu beginnen. Die Papiere von Wasserburg regen mich sehr auf. Was ich vor Anderem mir zu sehen erwünschen würde, wäre

5) Tagebuch Hr. Christophs v. Teuffel 1672—84.

6) Tagebücher vom Gfn. Georg Ludw. 1681—99.

Außerdem scheint:

2. MSJ in Perg. über Pfarre v. St Sixt

um deßwillen genauerer Untersuchung besonders werth, weil möglicherweise noch anderes darin stehen könnte, und die Handschrift, da sie auf Perg. geschrieben ist und zwar sorgfältig, wahrscheinlich nicht jünger als die Reform. vielleicht aus dem XV. Jahrh. ist. Es wäre nun wunderschön, wenn es möglich wäre, diese Manuscripte auf ein Paar Tage über die Grenze herübergereicht zu erhalten. Aber feierlich protestiere ich in Ihrem Interesse gegen Ihr großmüthiges Erbieten, dieselben abschreiben zu lassen; sie mögen vielleicht sehr dick sein, haben jedenfalls für einen Copisten um St. Pölten schwer zu überwindende calligraphische Eigenschaften und es ist endlich doch noch unsicher, ob etwas Größeres davon für Publication geeignet ist. So bitte ich Sie, Ihre gütige Protection meinem anspruchsvollen Verlangen nur in dem Fall noch zu gönnen, wenn es möglich ist, die Originale aus dem Familienarchiv auf etwa eine Woche zu erhalten.

Daß Willib. Alexis Sie noch immer beschäftigt, ist mir doch in seinem Interesse eine Freude. Freilich hat er kaum etwas geschrieben, was im Stande wäre, einen reinen Eindruck zu machen, aber überall sind disjecta membra poetae zu erkennen. Das Ganze macht nur zu häufig den Eindruck rohen Dilettanthums. Woher kommt es doch, daß dem Deutschen Composition und saubere Arbeit so schwer wird? ihm, der doch in anderweitiger Technik z. B. im Handwerk durch Jahrhunderte die emsige liebevolle Sorgfalt in Detail und Construction so glänzend bewährt hat. Ist es ein Fehler unserer Bildung? Ist die Zuchtlosigkeit in der Kunst eine Folge unserer lyrischen Isolirung zu Einzelleben? Fehlt der „Gemeinsinn", das feste Empfinden eines Gemeingültigen in der Kunst deßhalb, weil es in unserer Gesellschaft, unserem Staatsleben noch zu wenig ausgebildet ist. Dieses scheinen mir wohl aufzuwerfende Fragen, und ich fürchte, wir Deutsche werden noch manches Jahr Brombeeren essen, bevor wir so weit kommen, daß wir diese Fragezeichen nicht mehr zu erheben nöthig haben.

Frankreich drängt durch Rußland die Preußen zu einer Tripelallianz, gegen England. Dann käme die türkische Frage daran. Man ist in Berlin dagegen fest. Und so ist noch zweifelhaft, ob die Rheinfrage nicht vorher studirt wird. Für diese Eventualität hat Oestreich in tiefverletzender Weise erklärt, daß auf seine Hilfe so wenig zu rechnen wäre, als in Italien Preußen secundirt hätte. Unterdeß wird an einem Rheinbund gearbeitet, und Preußens einzige Hoffnung ist, daß die Whigs sich unterdeß bei dem englischen Volk discreditiren.

Die Schweizer Diplomaten haben herausgebracht, daß Palmerston der Vater der Kaiserin der Franz.[osen] ist, oder sich doch dafür zu halten berechtigt ist. Dunker war auf 3 Stunden hier, es fügte sich so, daß ich um mit ihm zusammenzusein, darauf verzichten mußte, Frau Lotte zu sehn, die unterdeß bei der immer noch kranken Frau Mathy ein wenig pflegte.

Mit großer Betrübniß haben wir gehört, daß Sie, meine gnädige Freundin, so lange leidend waren. Von allen zahllosen Mitteln giebts doch keines, das so hilfreich ist, als warme frische Luft und die Nervenstärkung, welche sie schafft. Wenigstens ein Paar Tage haben wir gehabt, in denen wir den Sommer nahe träumen konnten, ich hoffe auf Ihren Weinberg. Unterdeß haben hier die Osterfeiertage auch eine unvermeidliche Messe nach sich gezogen — Leder, Bukskin, und das Schmerzlichste von Allem, Krebse, rasseln auf Lastwagen, versperren die Treppen, begeistern die Phantasie und drängen sich anspruchsvoll in jede Unterhaltung. Dazu weht ein schneidend kalter Wind und alles schimpft auf Napoleon, dem zugeschrieben wird, daß die Geschäfte flauen. Es ist nicht übermäßig schön hier, und auch wir erwarten ungeduldig die Tage, in denen wir aus Wagenrasseln und Staub der Promenaden in die Einsamkeit ziehen dürfen. Es wird doch vor Anfang Mai nicht geschehen.

Möchte dieser Gruß Sie beide recht wohl antreffen, und in heiterer Frühlingsstimmung und wohlgesinnt

Ihrem
treu ergebenen
Freytag.

dessen Frau die artigsten Empfehlungen beilegt.

Freytag an Baudissin.

Hochverehrter Herr und Freund!

Nehmen Sie den innigsten Dank für die gütige und erfolgreiche Verwendung bei Ihrem Herrn Neffen. Meine Sach steht so: ich reise Donnerstag d. 3ten nach Schlesien, bleibe dort etwa bis zum 13ten Mai, und komme dann hierher zurück, um nach Siebleben überzusiedeln. Falls Sie mir nun erlauben wollten, zunächst bei Ihnen selbst die angenehmen Schätze düstrer Vorzeit einzusehen, so würden Sie mich sehr glücklich machen. In diesem Fall würde ich mir die Ehre geben, Ihnen den Tag meiner Ankunft von Breslau aus näher anzugeben; ich denke mir nämlich, daß ich Sie vielleicht bereits in Wachwitz finden dürfte, und möchte Sie nicht verfehlen.

Wir waren die Zeit über nicht ohne Sorge um das Befinden von Frau Gräfin, ist der arge Feind aller herzlichen Freude am Leben geschwunden? Der letzte und kleinste Teufel welchen der geschwundene Satan vor der Erde fliehend zurückgelassen hat, ist Dentillus furiosus, der schreckliche Zahnteufel. Fluch ihm.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Frau Gräfin zu freundlicher Erinnerung; Arthur, der auf eine Woche nach Berlin gereist ist, hat mir noch vor seiner Abfahrt aufgetragen, Ihnen beiderseits seine Huldigung zu Füßen zu legen.

Bleiben Sie hold

Ihrem
treu ergebenen
Freytag.

Lpz 29 Apl 60.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine gnädige Freundin!

Ihre herzliche Einladung trifft mich beim Einpacken, zu dem ich mich aus der Entzifferung fürtrefflicher, aber nicht leicht zu enthüllender Selbstbekenntnisse eines seligen Grafen Zinzendorfii aufgerafft hatte.

Tausend Dank zunächst für Ihre gütige Erlaubniß Ihnen zu erscheinen. Möchte dies aber doch auf der Rückreise in etwa 8—10 Tagen erfolgen lassen, da ich mir für die Hinfahrt schon unterwegs Quartier besorgt habe. Ich würde mir dann die Ehre geben, von Breslau Ihnen den Tag zu schreiben. Da ich nur einen Tag in Dresden verweilen dürfte, so wird es nicht lohnen,

daß die dienenden Geister mir in Ihrem Salon ein Prachtzelt aufschlagen, ich würde bescheiden in dem öfter erwähnten Hotel „Nahe bei Ihnen" zur Nacht bleiben und Ihnen den Tag über so lästig fallen, als Sie nur immer erlauben.

Während meiner Abwesenheit ist mir bedenklich, die Manuscripte, welche ich der Güte Ihres Herrn Gemahls verdanke, in dem Quartier zurückzulassen. Ich vermindere das Gewicht meiner Pflicht, dieselben zu retten, indem ich mir das auswähle, in welchem etwas für meine Zwecke vorhanden zu sein Aussicht ist, und die übrigen mit zwar nur vorläufigem, jedennoch sehr warmen Dank zu den Füßen des Hrn Grafen zurücksende.

Das von mir zurückgelegte ist

Das deutsche Tagebuch des Fr. v. Teufel;

Alles Uebrige liegt in der Kiste.

Die Pergamenths sind die Statuten einer frommen Bruderschaft zu Uebs, bestätigt durch den Bischof v. Passau Mitte des XV Jhrh.

Herrn Grafen meine herzlichsten Empfehlungen, Ihnen alle Dankbarkeit und Verehrung

Ihres

treu ergebenen

Lpzg 3 Mai 60. Freytag.

Freytag an Baudissin.

Dresden 4 Mai früh
Gasthof am Bahnhof.

Die Stunde, welche mir nach einer mit Klee halbdurchsessenen Nacht übrigbleibt, kann ich nicht besser anwenden, als Ihnen über die Elbe diesen schnellen Morgengruß zu senden. —

Was nun Bruck[1]) betrifft, so war in Leipzig schon lange vor den letzten, durch die Familie veranlaßten, Enthüllungen über sein Vermögen ruchbar, daß er nur c. ½ Million schwer sei. Er hat erst in den letzten Jahren als Minister angefangen, seine Stellung für seinen Privatvortheil auszubeuten, wie der Berichterstatter, sein Agent in manchem Gesch., vertraulich meinte: als er sah, daß es Alle thun. Jahre lang hatte er sich intact gehalten. Daß ein Finanzminister nicht nöthig hat, Landesverrath mit Ochsenhandel zu üben, ist auch mir einleuchtend. Es giebt so viele Wege für ihn, welche vom Gesetz durchaus nicht angegriffen werden können. Und wer vollends polit. Neuigkeiten eher erfährt als andere. Wahrscheinl[ich] haben auch Sie das Gerücht vernommen, Grund der kaiserl. Ungnade seien Geldgeschäfte des Ministers mit einem der verhafteten Triestiner gewesen, in denen der M. Silber aus dem Land gegen Wechsel etc. verkauft habe; eine Operation über deren Berechtigung sich wenn man nicht Näheres weiß, gar nichts sagen läßt.

[1]) Karl Ludwig Freiherr v. Bruck, geb. 1798, gest. 1860, österreichischer Finanzminister.

Mir ist wahrscheinlicher, daß in seiner vertraul.[ichen] Correspondenz mit seinem Schwager der Name des Kaisers ohne die nöthige Ehrfurcht genannt worden ist. Das ist benutzt worden. So mag er ja 1/2 oder 3/4 unschuldig sein, indeß ein wenig Schwindler war er, Protestant war er, Preuße war er, und ging zu den Oestreichern, so habe ich trotz alledem nicht mehr für ihn, als ein kühles Bedauern. Er hat noch einen Rest norddeutschen Wesens sich bewahrt, er hatte für Oestreich ein zu lebhaftes Gefühl der Ehre und Schande. Daß er sich umbringt, weil sein Landesherr ihn ausgequetscht wegwirft, ei ei, das hätte ein Oestreicher schwerlich gethan, dort thut das nichts.

Man wird schlecht durch Politik. Leben Sie wohl behalten Sie lieb

Ihren

treuen Verehrer

Freytag.

Baudissin an Freytag.

Dresden, 3. Juli [1860].

Lieber verehrter Freund,

Ich zähle zu meinen besondern Glücksfällen dß ich Ihren reizenden Brief an meinen Bruder noch hier erlebt habe, der mir sehr leicht hätte entgehn können, da wir sämtlich mit Einem Fuß im Bügel stehn um heut mit einander nach Bamberg zu reisen: mein Bruder wird sich von dort nach dem Ammergau begeben, um nächsten Sonntag das Passionsspiel anzusehn, u. die Nacht auf Stroh zu schlafen; wir dagegen „machen" nach Frankfurt, Freiburg und Luzern. Verzeihen Sie also wenn ich mich sehr kurz fasse, denn es ist noch allerlei zu versorgen. Doch muß ich Ihnen oder Ihrem Duumvir noch meinen Dank für den Artikel über die Zusammenkunft in Baden aussprechen, der mich sehr erfreut hat. Die kleinen Leute hätten wahrhaftig alle Ursache gehabt, dem Regenten die Hand zu küssen.

Nun noch eine Bitte: ich hoffe gegen Ende des August wieder in Wachwitz zu sein. Wollen Sie mir dann, sobald ich mich bei Ihnen gemeldet haben werde, die Wasserburger Manuscripte wieder schicken (oder noch besser bringen) so kann ich sie dann mit den übrigen zurückbefördern.

Der Löwe von Dresden war „alleweile" die Goßmann[1]), die wirklich ein allerliebster Kobold ist. Sie mußte aber mit dem nichtswürdigsten Comödiantenvolk dritten u. vierten Ranges zusammenspielen, weil alle besten Schauspieler verreist sind, u. sich mit Liebhabern wie Herr Seiß begnügen. Dawison ist vor einigen Wochen sehr ernstlich krank gewesen, so dß man ihn in der Stadt sogar schon todt gesagt hatte; jetzt geht es ihm aber besser.

In größter Eile, u. mit herzlichem Gruß

Ihr treuer Verehrer

W. Baudissin.

[1]) Die Schauspielerin Friederike Goßmann.

General Otto Baudissin an Freytag.

Verehrtester Herr Hofrath!

Selten oder nie hat ein Brief durch Innhalt und Einlage so freudig mich überrascht als Ihr liebenswürdiges Schreiben vom 2. d. M., ein Brief der den geistreichen Schreibenden Selbst amüsiert haben muß wie Alle denen ich diesen Brief habe mittheilen können ungetheilt ihre Freude daran gehabt.

Sollte ich mich jemals entschließen, irgend eine Ansicht, eine Beurtheilung oder Relation zu veröffentlichen, so würde die Aussicht einen ebenso liebenswürdigen Brief zu erhalten gewiß einer der Beweggründe sein alle Bedenken zu überwinden. Das ganz unerwartete Honorar werde ich gewissenhaft verwenden in München irgend eine geschmackvolle Kleinigkeit in einem Kunstladen auszusuchen und in meiner Stube aufzuhängen um tagtäglich an den liebenswürdigen Verfasser erinnert zu werden.

In Dresden im Begriff abzureisen um in Ob. Ammergau den Passions Spielen beizuwohnen und den Bregenzer Wald zu durchwandern konnte ich unmöglich gleich antworten und benutze hier den ersten ruhigen Morgen eine gern erfüllte Schuldigkeit abzumachen, Ihnen geehrtester Herr Hof Rath meinen Dank auszusprechen und Ihrem freundlichen Angedenken bestens mich zu empfehlen.

Hochachtungsvollst und ergebenst

O. Baudissin

Nürnberg d. 5t Juli 1860.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Leipz. 29 Nov 60.

Meine holde gnädige Gräfin!

Nachsicht, Schonung, Verzeihung edler Menschenfreunde in fortwährenden Anspruch zu nehmen, ist des Schriftstellers trauriges Loos. Natürlich auch meines. Habe keine andere Entschuldigung als das innre Unbehagen, welches auf mir liegt, solange ich mit einer Arbeit nicht im Reinen bin; in solcher Zeit schreibe ich allen lieben Freunden gar nicht, bei den allerliebsten vermag nur eine solche Beschwörung wie Ihr letzter Brief zur Antwort zu bringen. Es ist kein liebenswürdiger Zustand, das können Sie mir glauben, diese Zeit der Schreibefaulheit, wo man tagtäglich sieht, wie die Berge herzlicher Verpflichtungen höher um einen auffsteigen, bis sie zuletzt so hoch werden, daß sie Luft und Licht nehmen und ein unangenehmes Gefühl eigener Nichtswürdigkeit hervorbringen. Gut. Also ich bin ein Bischen im Arbeiten, und doch nicht so tief und so freudig als ich wollte. Es war ein bequemer Winter zum Einspinnen, ich habe mich wenig aus dem Garten in S. gerührt. Vor 4 Wochen zogen wir hierher und die Bücherballen und Druckerjungen stellten sich als regelmäßige Gespenster meiner Träume ein.

Um aber auf der lieben Freundin gütige Anfrage verständig zu antworten, so geht es uns ziemlich gut; meiner Frau bis auf die armen Augen. Junker Arthur[1]) aber hat sich durch Nächstenliebe und Reiselust verführen lassen, diesen Herbst einen hectischen Freund nach Genua u. Florenz zu bringen. Wir erwarten ihn nach Weihnachten zurück, wo er dann nicht verfehlen wird, seine Huldigungen Ihnen zu Füßen zu legen, denn wenn ich ihn recht verstanden, schwebte ihm der Plan vor, den letzten Theil des Winters in Dresden Studien darüber zu machen, ob Beust[2]) die Brühlsche Teraſſe auch ihres bisherigen Namens zu entheben gedenkt, und eine Teraſſe Beust zu substituiren, ein Wechsel der Namen, welcher wie der zwischen Leſſel und Opfentopf dem ansehnlichen Ort kaum zur Verschönerung gereichen würde.

Lange hatten wir im Sommer gehofft, Sie selbst in Siebl.[eben] oder dessen Nähe begrüßen zu können, und widerwillig haben wir der Hoffnung entsagt.

Anfang October war es mein Geschick, auf einige Tage nach Coburg citiert zu werden. Ach es waren schwarze Kniehöschen nothwendig und dito Strümpfe, dazu ein recht artiges, bescheidenes Wesen, verbindlich nach allen Seiten, voll Ehrfurcht gegen Gekrönte, alles nicht meine Force, endlich mehr fremde Zungen als Deutsch. Sonst waren die Tage verklärt durch eine Quantität Huld und außerdem ein wenig lehrreich. Man sah so, wie das Völkchen unter einander verkehrt u. konnte ihm ein wenig ins Herz sehen. Die Königin[3]) einfach, gescheut, offen, eine hübsche Mischung von Würde und Heiterkeit gefiel am meisten. Und sie selbst gefiel sich so sehr, daß sie seitdem in Windsor wie eine Tigerin gegen ihren Hofhalt wüthet, weil er nicht so bequem ist, wie der Coburger, schon ist ihr Hofbäcker nach Coburg geschickt, das dortige Brod backen zu lernen, ihre Stallmeister und Furire werden nächstens auch hingehen, um zu lernen, wie man es macht, um 10 Equipagen 10 Minuten nach ausgesprochenem Wunsch vor die Thür zu zaubern, und ein Diner nebst Hofstaat ohne tagelange Vorbereitungen an jeden beliebigen Ort zu verpflanzen. Sereniſſimus (Coburg) hatte allerdings als Tausendkünstler auch hierin das Unmögliche geleistet, seine Kutscher erschienen in einer Livrée die genau dem Charakter des Wagens entsprach und täglich wurde 1 Ct. 40 ℔ Wachslichter verbrannt. Kurz es war wunderschön.

Mir waren am interessantesten die jungen Herrschaften aus Berlin[4]). Sie gescheuter noch und bedeutender, als ich sie mir gedacht, weiß ganz genau, was sie will, auch von ihrem Mann als künftigem König. Er ist ein recht liebenswürdiger Lieutnant, hat das Bedürfniß auf Preußen stolz zu sein und

[1]) Freytags Stiefsohn.
[2]) Minister v. Beust.
[3]) Königin Viktoria von England.
[4]) Kronprinz Friedrich Wilhelm, später Kaiser Friedrich der Dritte, und Gemahlin Kronprinzeſſin Viktoria.

sehr viel in bildenden Unterhaltungen gesammelten Liberalismus, den er wieder als behagliche Scheidemünze in der Unterhaltung ausgiebt. In ihren polit[ischen] Ansichten sind beide sehr tapfer u. avancirter, als das jetzige System. Doch davon mündlich, wills Gott, mehr.

Meine Frau trägt mir auf, Ihnen die herzlichsten Empfehlungen beizupacken. Ich aber flehe noch einmal, daß Sie hold und freundlich bleiben

Ihrem
treu gehorsamen
Freytag.

Einen Brief an Herrn Grafen im Paket

Freytag an Baudissin.

Leipzig d. 29 Nov. 60.

Mein hochverehrter Herr und Freund!

Anbei sende ich mit artigem Dank zurück 1. das MS. Wasserburg — alles Uebrige ist doch in der bewußten kleinen Kiste schon in Ihren Händen. 2. den Irwisch — Fritze, ebenfalls mit großem Dank, es war ein alter Bekannter. Und packe einiges dazu 1. eine Correspondenz über die Warschauer Zusammenkunft, deren Notizen zum Theil nicht neu, aber authentisch sind. 2. einen Brief an Bethmann-Hollweg [1]) in Angelegenheiten der Fabier. Da Sie dem Stück so viel gütiges Wohlwollen geschenkt haben, halte ich für erlaubt, Sie auch mit seinen Faten zu bemühen. Die Commission hatte sich ihre Arbeit viel zu schwer gemacht u. war von dem Gesichtspunkt ausgegangen, man müsse so hoch als möglich spannen, sie konnte sich über kein Stück vereinigen, die Fabier hatten 3 Stimmen (Devrient, Mommsen zuletzt Gervinus) andre je 1, zuletzt wurde auf Devrients u. Gervinus Antrag ein Vermittlungsvorschlag acceptirt. Es war darauf nicht einzugehen, den Preis mag man wohl annehmen, wenn der Fürst sonst achtbar und einem nicht unpassend ist, eine Abfindung mit 1000 Th. ist nicht zu acceptieren. Hr. v. Beethmann-H. hat mir beistimmend darauf geantwortet, der Preis ist nicht ertheilt worden. Ich fürchte aber, die Commission wird in drei Jahren keine größere Auswahl haben. Es ist nicht glänzend mit der poetischen Production, der Preis wirds schwerlich blühend machen.

Unterdeß wird in Berlin viel Schmutziges zu Tage gebracht. Aber das Unglück ist, daß die Minister in ihrer unseligen Halbheit sich nicht entschließen können, dem Prinzen zur Energie zu rathen. Zedlitz u. Simons, welche sich durch ihre Clienten Stieber u. Schwarck befehden, müßten beide fort. Schwarck ist bei den Beamten von reiner Ehre fast eben so schlecht angeschrieben, als die Leute der Polizei, er hat seit 58 die Fahne gewechselt. Unglück ist, daß diese Corruption fast alle ergriffen, die mit dem System in irgend eine Ver-

[1]) Moritz v. Bethmann-Hollweg, Professor der Rechte (geb. 1795, gest. 1877), 1858 bis 1862 preußischer Kultusminister.

bindung kamen. An sich waren alle diese Männer — die schlechtesten ausgenommen — kaum weniger werth, als hundert Andere die jetzt Repräsentanten besserer Zeit sein müßten und ihre Stellen erhalten würden, es fehlte ihnen vielleicht nur ein kleines Bruchtheil Stolz, Ehre, Selbständigkeit. Aber diese Betrachtung darf den Prinzen doch keinen Augenblick zurückhalten, an ihnen ein ernstes Exempel zu statuiren, denn er straft in ihnen das fluchwürdige System und er reinigt sein eigenes Haus von dem Fluche den seine Vorgänger darauf gelegt. Thut er nicht, was er thun muß, so zieht er eine neue, höher berechtigte Democratie herauf. Und er und sein Haus mögens einst büßen. Es wird für Preußen ein unerfreulicher Winter.

Gestern Abend war Adr. Reiche der Schleswig-Holsteiner bei uns. Ich bitte Sie, Hrn General zu sagen, daß ich H. Reiche ersucht habe, uns in einem Memorial einen Ueberschlag zu machen, was von Unterstützungsgeldern (ordentl. und außerordentl.) überhaupt noch nöthig, ferner ob die dortigen Institute zu Altona u. Kiel genügen, welche Reform ihrer Statuten wünschenswerth etc. In Leipzig sind jetzt c. 1000 Thl jährlicher Beiträge zusammen, die Summe wird aber größer werden. Es wird keine Schwierigkeiten haben, die Beiträge in Deutschl. durch eine bessere Organisation zu vervierfachen, ja höher zu bringen. Sobald das Memoire hier angelangt ist, nehme ich mir die Freiheit es Ihnen zu senden.

Unterdeß bitte ich Sie, Ihrem getreuen Verehrer Wohlwollen und Freundschaft zu bewahren und in gewohnter Güte zuweilen zu gedenken

Ihres

Freytag.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine gnädige Freundin!

Tausend Dank für Brief und Nachricht. Ich werde in der Nacht vor Donnerstag ankommen, und in einem alten Absteigequartier, Stadt Rom, absteigen, die wahrscheinlich jetzt wenig Empfehlenswerthes hat, als den Umstand, daß ich dort von früher her bekannt bin. Die paar Schritt zu Ihnen sind mir ganz gesund; den Hirsch kenne ich auch, aber er ist das Generaltanz und Hochzeitslocal für halb Dresden, und da die Ballzeit noch nicht ganz vorüber ist, könnte es grade in dieser Woche eine oder mehrere stürmische Nächte geben.

Wenn Sie mir erlauben, nach der Donnerstagprobe mich einzustellen, so würde ich sehr erfreut sein.

Und so gutes Wiedersehn. Ich bin doch neugierig. Herrn Grafen meinen herzlichen Gruß. Ihnen, meine holde Gönnerin die Huldigungen

Ihres

treuen Verehrers

Leipzig 6 Dec 60. Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

d. 8. December 1860.

Lieber Herr Hofrath,

Mancherlei läßt sich verschlucken, nur nicht Dank! Daher müssen Sie sich den unsrigen für zwei so liebe u. reizend geschriebene Briefe schon gefallen lassen. Der an mich gerichtete, mit der unvergleichlichen Schilderung der Hoftage u. die Characteristik der einzelnen höchsten Herrschaften ergötzte uns ganz besonders, am allerbesten aber gefiel uns das „doch davon mündlich mehr" das uns als Schuldverschreibung angenehm im Ohr klingen wird bis Sie den Wechsel kassieren.

Sehr freuen wir uns auch den Grafen Arthur hier erwarten zu dürfen u. hoffen Ihre liebe Frau Hofräthin wird dann die Dritte im Bunde sein.

Einstweilen sind die Tage einförmig, stürmisch u. katarhalisch — wohl dem der ohne Masern davon kommt welche Stadt und Hof heimsuchen.

Gestern noch sagte Geh. Amonn „S. Majestät der Alles verstehn will u. nebenbei auch Arzt ist — behauptet mir in's Gesicht der Kronprinz würde die Masern bekommen während kein einziges Symptom dafür spricht" heut muß der arme Mann der Wissenschaft, dem König recht geben. Es scheint dieser Herr ist in den Sachen die er neben der Regierung treibt glücklicher. — Wir vertreiben uns die Stubenarrestzeit auf das Erfreulichste mit den Grenzboten — Wolf rief einmal über das Andere aus „vortrefflich!" u. ich empfand es in bescheidener Stille eben so. Nebenher haben wir gelesen what will you do with it? von Bulwer der trotz vieler Manier doch ein fesselnder Schriftsteller ist. Man kritisirt wenigstens trotz vieler Unwahrheit die sich hinterher aufdrängt nie *während* des Lesens, so wie z. B. bei Auerbachs neuster Geschichte „Edelweiß" die gleich auf der Zunge so verdächtig u. jedenfalls unangenehm schmeckt. Ich frage nicht haben Sie's gelesen — aber die Hofräthin die mehr Zeit hat ließ sich's vielleicht von ihrem Sohn vorlesen. Wie er immer ausgeht um Stoff zu sammeln, stets mit der Schmetterlingsfange u. doch zuweilen ganz andre Käfer heimbringt hat der arme gute Auerbach hier eigentlich die Erfahrungen seiner Ehe benutzt um aus den sauren Trauben den unangenehmsten Most zu pressen. Der Titel Edelweiß ist ihm auch ganz gelegentlich zugekommen u. ich kann nachweisen wie, da ihm meine Schwester in der Zeit da er die Geschichte schrieb ein Märchen mittheilte das mit der Blume viel zu schaffen hat. Wenn ihm doch einmal nicht die immer zu herb wirkende Kritik, aber ein Freund dem er eben ganz untergeordnet sich fühlen muß, offen sagt daß er mit dieser Fabrik immer mehr sich um den ursprünglichen poetischen Gehalt seines Talentes bringt! Sie wären der Mann dem er *glauben* würde.

Sie wissen daß Dawison heirathet, wie auch der Dresdner darüber schimpft, ich finde die Wahl macht seiner Ehrlichkeit doch Ehre. Ich kenne die Braut übrigens so gut wie garnicht.

Jetzt drücke ich Ihre Hand u. die der lieben Frau Hofräthin u. lasse nun den leeren Platz für Wolf. Ihre herzlich ergebene

Sophie Baudissin.

Die „besondere Freude" über die Grenzboten, deren Sophie erwähnt, machten mir die Betrachtungen über Herr v. Schleinitz überflüssige Abhandlung, — dann Ihre Recension des Büchleins „So spricht ein Fürst", — u. endlich die Notiz über die Großmuth der Leipziger für Holstein. Sie sehen aus dem beigefügten Blättchen, d[a]ß wir bemüht gewesen sind, Ihre gute Aussaat weiter zu verbreiten. Zwei Glückwünsche habe ich Ihnen noch abzustatten: einen zum Maximilians-Orden, den Sie wenigstens wie mir scheint, in sehr ausgezeichneter Gesellschaft tragen, — und einen noch herzlicher gemeinten zu den ausgeschlagenen Tausend Thalern. Das Berliner Comité hat sich Ihren Fabiern gegenüber nicht mit Ruhm bedeckt, u. kann lange warten bis ihm wieder etwas so Vortreffliches geboten wird.

Eben heut erhalte ich das 38te Heft der Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Es enthält eine nicht eben glatte Uebersetzung des Gedichts der Roswitha über die Gründung von Gandersheim (das aber auch trocken genug ist.) Der Uebersetzer, Dr. Pfund, wirft Ihnen in seinem Vorwort einen, wie mirs scheint, weder gegerbten noch gewirkten Handschuh hin, den Sie ihm vielleicht die Ehre erzeigen aufzunehmen.

Wenn Sie nach Dresden kommen, muß Ihnen Dawison eine Aufführung von Viel Lärm um Nichts veranstalten; der Benedict in diesem Lustspiel gehört zu seinen allerbesten Rollen.

Beim Durchlesen des Briefs meiner Frau sehe ich, daß sie in ihrem gerechten Unwillen über Auerbachs letzte Novelle in der Kölner Zeitung, zu der ihm seine eigene Frau unbewußter Weise hat Modell stehen müssen, eine Erzählung erwähnt, aus der der Name Edelweiß entnommen sei. Da Sie sich dieselbe schwerlich würden verschaffen können so erlaube ich mir, (ohne erst Sophiens Consens dazu eingeholt zu haben, der mir wahrscheinlich verweigert worden wäre) Ihnen dieses von ihr verfaßte hübsche Märchen zu schicken, das Ihnen gefallen wird, u. sich in einer Viertelstunde durchlesen läßt. Es wird Sie an Ihren Aufsatz über die Hoffähigkeit im ersten Heft der Grenzboten d. J. erinnern.

Mit angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin u. herzlichem Gruß

Ihr ganz ergebener

W. Baudissin.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Meine holde Gönnerin.

Durch eine Autorität, welcher ich mich verehrend füge, ist mir neulich offenbart worden, wer Verfasserin einer sehr anmuthigen Novelle in der Hauschronik sei „die Prinzessin auf dem Abendstern". Da ich die anonyme Ver-

fasserin nicht erreichen kann, ihr persönlich meine Freude auszusprechen, so mache ich meinem vollen Herzen in einer nicht ganz unerhörten Weise Luft, ich adressire meine Empfindungen und Dank an Sie, als eine Dame, welche 1) mir eine der liebsten Repräsentantinnen Ihres Geschlechts ist, 2) ebenfalls literarische Thätigkeit und poetisches Schaffen protegirt. Indem ich Sie also zunächst bitte, sich die Bekanntschaft dieser Novelle zu gönnen, welche ich in einem gedruckten Exemplar beizulegen mir die Freiheit nehme, versichere ich Sie, daß mir selten eine freie Erfindung in diesem Genre so herzliches Behagen gemacht hat, als die allerliebste, so schalkhafte und feine Arabeske wirklicher Zustände. Ich habe sie sogleich meiner Frau vorgelesen und die Lecture wurde oft durch fröhliche Beistimmung und freudigen Beifall unterbrochen.

Ich würde jedoch meiner Stellung als literarisches Scheusal übel entsprechen, wenn ich einem natürlichen Drange lobzupreisen selbst hier unbedingt nachgebe. Deßhalb, beeile ich mich, selbst diesmal — und Sie können mir glauben, mit Selbstüberwindung — etwas aufzumutzen. Verehrte, liebe, meine gütige Freundin! Zwerge haben keine Flügel. Ein geflügelter Zwerg ist ein unnatürliches Ding. Allerdings giebt es geflügelte Mäuse, geflügelte Hunde, und noch einiges andere naturgeschichtliche Unerhörte, aber von den Zwergen kann das unmöglich zugegeben werden. Es ist gegen ihre Natur. Allerdings ist es Zwergen möglich eine Wand hinauf und in ein Fenster hineinzuklettern, wie sie auch in der erwähnten Erzählung thun, aber sie bewirken dieses Einsteigen durch verschiedene bergmännische Kunstgriffe, nicht durch Flugwerkzeuge. Denn sehen Sie, ein Zwerg ist ein kleiner massiver, stämmiger Kerl, mehr dick, als schlank, mit großem Kopf und ganz kleinen Beinchen, der am liebsten in Erdlöchern haußt und von Kindsgebeinen an im Berg- und Hüttenwesen beschäftigt ist. Haben Sie je einen geflügelten Bergmann gesehen? Es ist mir höchst unwahrscheinlich. Folglich giebt es auch keine geflügelten Zwerge. Und noch eins. Daß die Heldin gegen das Ende der Erzählung so oft nach den Bergen und wieder zurück wandern muß, das hat doch etwas Künstliches. Man läßt sich im Märchen mit Behagen einmal oder dreimal solche Fahrten gefallen, dann ist die Reise besonders zweckvoll und nützlich, u. dann freut es einen, daß das Hinderniß der Entfernung kein Hinderniß ist. Aber bei dem gegenwärtigen Zustande der Heldin würde vielleicht ein näheres Asyl ihrer Poesie wünschenswerth sein. Ich wage dazu den hintern Theil des Schloßgartens vorzuschlagen, der dann in früherer Stelle etwas besser fortkommen könnte. Dort würde ebenfalls ein wenig Feerei, aber sehr bescheiden, angebracht werden können. Dort könnte der Prinz sie überraschen, u. dann vielleicht nicht im Dialoge mit dem unerhört seufzenden Schäfer, sondern in Unterhaltung mit einem Vogel, etwa Nachtigall, Drossel, oder im Schlafreden, oder in etwas was die Verfasserin viel hübscher selbst erfinden würde. Denn wie gesagt, Zauberei ist sehr angenehm, aber sie darf für die Betheiligten nicht strapaziös werden.

Dieses wären leise Wünsche für eine neue Ausgabe mit mehreren Märchen zusammen, und mit hübschesten Illustrationen, welche Ausgabe ich baldigst zu erschauen begierig zu sein die Dreistigkeit zu besitzen nicht zu verschweigen wage.

Im Uebrigen ist es eine nichtsnutzige Welt. In neurer Literatur werde ich täglich unwissender, nur ganz dunkel erinnere ich mich, daß der Germane auch in den letzten Jahre tüchtig Romane gebacken haben soll. Es ist unrecht, aber die Zeit fehlt, das Gebäck zu kosten! Die Lewaldin[1]) aber hat zwei Bändchen Selbstbiographie edirt, die Privilegien höherer Weiblichkeit stark in Anspruch nehmend. Sie ist ja eine schwerfällige, magre, pretensiöse Seele von sehr geringer Gestaltungskraft, aber sie hat etwas respectables, sie ist ehrlich. Ihre Ehrlichkeit ist nicht liebenswürdig, denn sie ist nicht unbefangen, es ist der Trotz und die Originalitätssucht eines scharf Verständigen, aber es ist doch ein respectabler Freimuth und dabei zwar ein ungeschicktes u. anspruchsvolles Weib, aber doch ein Weibliches, was sich Achtung erzwingt.

Ich lese jetzt meiner Frau aus dem Tacitus vor, wobei ich das ausführlicher Erzählte auswähle. Arminius u. Germanicus, Neros allmäliger Cäsarenwahnsinn; in solcher Zusammenstellung ist es eine bezaubernde Lecture, furchtbar ergreifend.

Von Dunkers wenig Kunde, er hat mir vor einiger Zeit einen eifrigen Brief geschrieben. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen artigst u. herzlichst zu gütigem Andenken, und ich bin, bleibe und verharre, meiner holden Freundin

getreuster Verehrer

Lpzg 27 Jan. 1861. Gustav Freytag.

Freytag an Baudissin.

Leipzig 27 Januar 1861.

Mein hochverehrter gütiger Freund!

Durch Zufall erfahre ich, daß Sie leidend waren und daß Ihnen erst jetzt und allmälig die Freude der Genesung kommt, und ich schelte mich hart, daß ich eingesponnen wie eine Raupe, von Dritten erfahren muß, daß Ihnen Wochen lang das Leben schmerzlich und das stille Behagen der Stunde geschwunden war. Es war ein harter, schwerer Winter, jetzt soll mit dem Schnee auch das Misbehagen schwinden, welches auf unserem Leben lag. Es wird doch Frühjahr auch im Leben der Deutschen und jeder von uns hat sein Theil an der stillen Erhebung, welche über allem Aerger des Tages in die Gemüther gekommen ist. Besser wirds, stärker wird, einiger muß es werden, der letzte Grund ist gesund, und sind wir nicht im Ganzen Leutel, welche verdienen, daß es ihnen besser geht, weil wir ein Vaterland im Herzen tragen, das uns mehr gilt, als egoistisches Behagen.

Diese weise Betrachtung versüßt mir die Lectüre der Zeitungen, in denen es grade jetzt confus genug aussieht, Sie verlieren nichts, wenn Sie dies un-

[1]) Fanny Lewald.

ordentliche Wellenschlagen ohne starke Strömung sich in der Reconvalescenz noch eine Weile fern halten. Wenn mirs in diesen Tagen zu unerfreulich wurde, habe ich ein recht fröhliches Lachen in Fritz Reuter's „Olle Kamellen" gefunden. Das ist ein allerliebstes Buch, solche frische Laune, hübsche Characteristik, fröhliche Schilderung. Habe mich nach dem Verfasser, der in Mecklenburg lebt, eifrig erkundigt, aber nicht viel Förderndes gehört, und doch müßte man solche Burschen kennen, es ist ein viel größeres Talent, als Klaus Groth. Diesem letztern ist seine Anstellung in Kiel nicht nach jeder Richtung zum Heil gewesen. Der harte Kampf, den er mit seinem Leben zu bestehen hatte, um unsere Bildung in sich hineinzuarbeiten, hat einen leider nicht seltenen Uebelstand großgezogen, er hat ein unsicheres Selbstgefühl zu üppig hervorgetrieben, die gute Seele ist zu eitel geworden, seine Freunde klagen bitter, es soll schwer mit ihm zurecht zu kommen sein. Dem Fritz Reuter will mein kleiner Rhadamanth Schmidt[1]), der einem geheimen Bedürfniß zu bewundern alle 2—3 Jahre einmal nachgiebt, eine Ehrensäule in den Grzb. aufrichten. Er, nämlich Schmidt, wird in solchen Fällen äußerst liebenswürdig, der Löwe schnurrt dann wie ein Kätzchen, und aus seinem schweigsamen Munde tönt ein herzlicher Lobgesang. Möchte er auch auf dem Papier sich so gut ausnehmen.

Aus der kleinen Arbeit, welche ich vorhatte, ist eine längere geworden, der 3te Theil der Bilder, ich bin mitten darin, die wohl aufzuwerfende Frage zu ventiliren, ob wir armen ehrlichen Deutschen jung oder alt, im Aufsteigen oder Absteigen zu existiren das Vergnügen haben, warum wir so sind, wie wir sind, was uns fehlt und noch ein halbes Dutzend solcher verzweifelten Fragen an das Schicksal, welche ordentlich zu beantworten auch einem zehnmal klügern Mann, als ich zu sein mir einbilde, viel Kopfzerbrechen machen würden. Ja unser Herrgott selbst würde manches verstäubte Actenbündel im himmlischen Archiv nachlesen müssen, um darüber ganz aufs Reine zu kommen. Aber so gehts. Leichtsinnig fängt man mit etwas an, meint, mit etwas Behendigkeit wird man wohl durchkommen, u. ehe man sichs versieht, hängt der Geist fest, wie ein Rothkelchen an der Leimruthe, und man bekommt von solchem verdammten Stoff nicht los, wie bitter man dabei die eigene Schwäche empfinde. Jetzt muß ich durch, bis Mai muß alles fertig sein. Und dann schreibe ich eine ganz dumme Novelle. Um mich wieder lustig zu machen. Denn mit Schrecken sehe ich, daß ich täglich ernsthafter werde, grämlich gegen andere politische Farben, gleichgültig gegen schöne Kunst, nichtswürdig gegen Thee und höhere Weiblichkeit. Ein gräulicher Pedant. Es ist lange her, daß ich in keinem Koncert war, und wie ein Bild in Oel gemalt, aussieht, ist mir ganz dunkel geworden. Ein Bild in Oel! — Kaum weiß ich noch, wie Oel selber aussieht, und nur dämmrig erinnere ich mich noch, (daß sie,)

[1]) Julian Schmidt, der Literarhistoriker und Publizist, Freytags Mitherausgeber bei den „Grenzboten".

nein daß es zur Kartoffelsalat verwendet wird. So trostlos verstäubt, verbistert, verkommen machen einen die 50 Bücher, die man dummerweise durchliest um ein 51stes zu schreiben. Es ist widerwärtig. Wenn einer einen Roman schreibt, braucht er gar nichts zu lesen; und was noch besser ist, er braucht sich gar nicht darum zu kümmern, wie etwas wirklich gewesen ist, was jedenfalls ein ungeheurer Vortheil ist. — Ernsthaft schreit es in Ihrem treuen Verehrer nach einer andern Arbeit, ich muß wieder heraus aus der Geschichte, in ein Land, wo man die Mütze aufs Ohr setzt und dem Pabst und Kaiser Zöpfe anhängt. Aber ich sitze noch fest bis zum Frühjahr.

Unterdeß sende ich Ihnen alle innigen Grüße und Wünsche herzlicher Ergebenheit. Sehr bitte ich um eine Zeile Nachricht, wie Ihre Gesundheit u. Winterstimmung ist und ob sie noch gütigen Antheil bewahren

Ihrem treu ergebensten
Freytag.

Hrn General bitte ich meine respectvolle Empfehlung auszurichten.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresd. 3t Feb. [1861].

Geehrter Herr Hofrath u.
sehr lieber Freund,

Sie haben Wolf mit Ihren liebenswürdigsten Briefen an uns Beide ein Festgeschenk gemacht, u. zwar ein Geburtstagsgeschenk. Seit recht langer Zeit hatte ich ihn so erfreut nicht lächeln sehn. Wir haben 5 sehr böse Wochen durchgemacht. Wolfs Gesundheitszustände haben mir zwar oft Sorge gemacht — aber ich hatte ihn doch nie dabei leiden u. ernsthaft leiden sehn! Und nun ist auch die reconvalescenz noch von schmerzhaften Gefühlen begleitet. Aber ich will Sie davon nicht unterhalten. Wir sitzen bereits wieder in dem Saal den Sie einst in guten Zeiten bei uns bewohnten u. der an unser Schlafzimmer stößt. Vom sich Vorlesenlassen leichter, ja leichtester lecture, (sogar Paul de Kock einen halben Band,) aber nun, ist Wolf schon zum selbst lesen fortgeschritten u. hat gleich Olle Kamellen vorgenommen, er findet sie Ihrer Empfehlung würdig, nur das Plattdeutsch lang nicht so hübsch als das Holsteinische. — Seit einigen Tagen empfängt Wolf auch schon Besuch u. ist so heißhungrig nach Menschen daß ihm selbst Hettner gestern als ein halber Engel erschien weil er doch mit ihm andere Gebiete der Unterhaltung als mit seinem täglichen Brode von Frau betreten konnte. Diese bildliche Redensart, zu der die flieg. Blätter gleich ein Bild liefern könnten, ist doppelt bildlich bei uns, denn der arme liebe Wolf kann seinen rheumatischen Fuß fast noch so wenig gebrauchen als die Rosekranke Hand. Das Alles kam so auf einmal! Doch still! u ich danke Gott daß wir wieder so weit sind! — Von Dunkers habe ich durch meine an Güte u. Liebe unvergleichliche Lotte fast täglich Briefe, weil sie weiß, daß Briefe von lieben

Freunden u. die von den Politischen Zuständen zugleich Kunde bringen seine liebste Nahrung sind.

Sie belehrt mich, daß ich mit dem Grenzboten Artikel über Lord John nicht zufrieden sein dürfe. Recht verstanden hab' ich's nicht da ich gerade viel Tröstliches herausgelesen hatte. In einem der letzten Briefe hieß es: ich will Dir nicht sagen welche Freunde jetzt Marxens Politische Gegner sind um Dich nicht zu betrüben! Sind Sie es? Es fiele mir sehr schwer wenn ich Sie aus Liebe zu meiner Lotte schuldigermaßen hassen müßte!?

Wann erscheint der längst ersehnte 3te Band? ach u. die Novelle!! An der könnte sich Wolf gewiß gesund lesen. Wäre sie nur schon da! —

Und jetzt will ich in Eile noch danken, für die Langmuth mit der Sie die Prinzessin Edelweiß nicht nur wirklich hinunter geschluckt sondern sogar eine Kritik darüber geliefert haben, die die Existenz des Märchens rechtfertigt, weil es zu den allerliebsteften Zeilen Veranlassung gab! — Jawohl jawohl haben Zwerge keine Flügel eben so wenig als meine Phantasie. Ich wußte das übrigens beim Schreiben schon, aber dachte mir durch diese Willkühr ein Gefolge von Elfen oder einen Wolkenwagen der Fee zu sparen, weil ja die Zwerge unmöglich per pedes apostolorum die Treppe des Schlosses ersteigen dürften. Was aber die Sehnsucht der Prinzessin nach der freien Luft der Alpen betrifft so scheint mir die zu innig, als daß sie durch die Phantasmagorien der geschicktesten Fee — im Schloßgarten Befriedigung finden könne. Aber das ist wieder wahr der Vogel wäre besser! Und nun lassen wir's laufen oder maculatur bleiben. Denn ich schreibe keine neuen Märchen; für Erwachsene hab' ich überhaupt nur zweimal mich herausgewagt in diesem Märchen u. einer noch ungedruckten Novelle wenn man das Ding so nennen darf u., das Beides zusammen herausgegeben, was Wolf mir räth, wäre doch wohl ein Zwiegespann von Fuchs u. Schimmel? — Die Kinderlitteratur der ich mich ergeben ist viel geheurer. Man wird da niemals unter die Blaustrümpfe gezählt, es gilt als weibliche Handarbeit u. man risquirt nicht daß Einem das in (Lewaldin) angehängt wird, daß freilich bei meinem Namen weil es schon drin ist, schwer anzubringen wäre. Ich kenne noch nichts als Iduna von der Lewaldin. Und nun behüthe Sie Gott wollen Sie ein gutes Werk thun so schreiben Sie uns bald einmal wenn Sie zu guten Werken derart Zeit finden. Apropos von Ihrem nicht Bilder sehn — ich habe Wolf zum Geburtstag Schwinds 7 Raben in der Photographie geschenkt. Die kennen Sie doch? — Wenn man so ein Kinderlitteratur-Honorar in ein Schwindsches Bild verwandeln kann, ist's doch eine Rechtfertigung des Handwerks? — Mit den allerherzlichsten Empfehlungen der lieben Hofräthin bleiben wir Beide

Ihre Getreusten

Wolf u. Sophie.

Haben Sie Nachsicht — ich kann nur schreiben, wenn conversirt wird dabei.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Schweizerische Erneuerung?

Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland. Von Professor Dr. Hermann Bächtold. Basel 1916, Verlag von Benno Schwabe.

Der europäische Krieg und unser Schweizer Krieg. Von Roman Boos. Zürich 1915, Schweizer Druck- und Verlagshaus.

Mit den nationalen Problemen der Eidgenossenschaft setzen sich unter vielen ihresgleichen zwei schweizerische Broschüren auseinander, die, aus der Menge ohne besondere Wahlabsicht herausgegriffen, für diesmal über innere Vorgänge orientieren mögen: „Die nationalpolitische Krisis in der Schweiz und unser Verhältnis zu Deutschland" und: „Der europäische Krieg und unser Schweizer Krieg", jene von dem Geschichtsprofessor Dr. Hermann Bächtold in Basel, diese von einem jungen Akademiker, Roman Boos. Wenn irgendwo eine Hoffnung auf Besserung alter Übel aufschimmern möchte, so wäre es in gewissen Kreisen der schweizerischen Studentenschaft. Jedenfalls erscheint dort das Gefühl der Gegenwart und die Forderung der Zeit als sittliche Beunruhigung am lebendigsten, und während die offizielle Schweiz, ob sie will oder nicht, damit beschäftigt wird, den alten Sauerteig weiterzukneten, und das Bürgertum, noch kaum in seinem materialistischen Opportunismus beunruhigt, sich zwischen dem Tagesgespenst des Hungers und dem Irrlicht der „europäischen Mission" so schwankend durchflickt, haben dort junge Köpfe Trieb und Hingebung, die lange vergessene Seele des Vaterlandes wieder zu bedenken. Neue Ideale sind dort natürlich noch nicht handgreiflich als Forderungen gestaltet, dergleichen tut sich nicht über Nacht und nicht ohne ernsthafte Reife, aber die alten Götzen sind erkannt und bei ihren schlechten Namen gerufen, und das ist schon etwas. Auf diesem Weg scheinen die Basler und die Zürcher die Führung zu haben.

Bächtold, der Mann, der schon viele Verderbnis gesehen und die Dinge als absolute Gewordenheit begriffen hat, stellt sich skeptisch und kritisch ein, auch zu den gegenwärtigen lokalen Wortführern von den Dingen, welche sollten und müßten und meistens so wenig können. Er meint, über die Geschicke des Landes und die Besserung der Gegenwart dürften nur die berufenen Politiker und die Historiker von Verständnis reden. Formal hat er ganz unrecht, denn gerade in den sogenannten berufenen und in Wahrheit so wenig berufenen Zunftpolitikern sieht die Jugend das götzendienerische Personal ziemlich rein ausgewählt, und die zweite große vaterländische Regeneration haben nicht die Historiker und Politiker eingeleitet, wenigstens nicht die zünftigen, sondern Männer wie Haller, Bodmer, Breitinger, Iselin, patriotisch begeisterte Individuen, und was Johannes von Müller dazu tat, das war weniger historische Gelehrsamkeit als sittliches Temperament und der Zorn des Gerechten. Aber in der Sache trifft er den Nagel auf den Kopf; wer eine Zeit bessern will, den muß politische Leidenschaft auf die Gegenwart und historische Anschauung der Vergangenheit durchaus beherrschen. Aus diesen Er-

wägungen wendet er sich gegen Spitteler, den einige schiefe Schlagworte über Nacht zum nationalen Mann machten und der sich so wenig wie kaum einer (nach seinen neuesten Mitteilungen zeit seines Lebens eine Stunde und zehn Minuten!) mit Politik beschäftigen mochte. Er besitzt eine ganze Gefolgschaft von Ästheten und Literaten, die mit ihm nur den innern politischen Dilettantismus, nicht aber die Persönlichkeit und den Geist gemein haben, und erscheint übrigens als der Leitstern der neuen helvetischen Gesellschaft, die seine ominöse Rede neu herausgegeben hat als „politisches Vademekum", das „während des ganzen Krieges in den Taschen eines jeden Schweizerbürgers sein sollte". Nun, man kann sich Besseres hineinwünschen; schon desselben Spitteler „Prometheus und Epimetheus" wäre als hoffnungsvoller Ersatz anzuführen. Ich weiß nicht, wie er sich bei dem Umstand fühlt, daß auf der „allgemeinen Stange" heute ausgerechnet sein eigener Hut baumelt; vielleicht gibt er ihm schwer zu denken, wenn er sich dazu an die bisherige Haltung desselben Bürgers seinem besten und eigensten Geist gegenüber erinnert. Inzwischen werden seine Werke ins Französische übersetzt, und dazu darf man ihm und den Franzosen gratulieren.

Es werden nun von allerlei Literaten und Ästheten allerlei Vorschläge zur Nationalitätenfrage gemacht. Der eine befürwortet den Stil der welschen Schweizerzeitungen als national zu erstrebendes Mittel der innern Verschmelzung. Der andere ist für dreisprachige Zeitungen und Lesebücher, für welche Lektüre ein dreisprachiger Volksschulunterricht mit gleicher Stundenzahl für alle drei Sprachen zweckmäßig vorbereiten soll. Es wird nach einem nur nationalen Feuilleton gerufen; ist's nicht viel wert, so ist es „wenigstens unser Geist". Man arbeitet mit Symbolen und Kunstforderungen, und vergessen wird dabei nur, daß „der Schweizer kein Übermensch ist". Alles läuft daraus hinaus, den Eidgenossen klüglich im Norden zu entdeutschen und im Westen und Süden zu entwelschen, und dann den rechten echten schweizerischen Schweizer herzustellen, bei dessen Anblick sofort jedermann in den Ruf ausbricht: „Das ist der wahre Jakob!" Davon will nun Bächtold nichts wissen. Nützen, meint er, können wir dem Gesamtstaat viel mehr durch die Entwicklung unserer Rassetugenden und unserer spezifisch gefärbten echten Fähigkeiten als durch die Entfernung unserer nationalen Geschlechtsmerkmale und eine allgemeine ästhetisch-patriotische Einkleidung ins modern schweizerische Musterknabenhöschen. Er spricht durchaus dem fruchtbaren Rasseindividuum das Wort, und vom Kampf kann er sich, wie jeder ganze Mann, nur Gutes versprechen. Aber die Vorbedingung dazu und was er mit aller Strenge fordert, das ist die Stärkung des Staates. „Wir müssen eine um so stärkere Staatsnation sein, weil wir keine einheitliche Kulturnation sein können." Auch diese Worte sind nicht historisch gefunden, wie Bächtold glaubt, sondern vor allen Dingen von einem klardenkenden, opferwilligen Individuum deutschen Ursprungs, das auf Selbstachtung hält und Lust zu Disziplin und Subordination empfindet; der Historiker kam dann und begründete die Sache näher, und das ist auch nicht gerade vom Übel.

Ganz richtig sieht er, daß „das staatsnationale Prinzip wieder in siegreichem Vordringen gegen das nationalstaatliche sich befindet". Dem Nationalitätsprinzip der individualistisch-liberalistischen, doktrinären Aufklärung „wollen wir die politische Gefolgschaft versagen", eben deshalb, weil „wir den geistigen Zusammenhang mit den Stammböden unserer Kulturen und Sprachen nicht aufgeben dürfen". Wir stehen in „einer Periode neu anschwellender Gemeinschaftsmacht . . . Unsere Gesinnung aber und unsere . . . Haltung . . . stehen noch in auffallendem Maß in der vorhergegangenen liberalen Umsturzperiode drin". In diesem Krieg ist nach Bächtold in jedem Fall der Staat Sieger. Der Krieg wird einen „mächtigen Niederschlag

positiver Staatsgesinnung hinterlassen". „Aus der Verwurzelung im Höchsten, im Religiösen, erwächst nach meinem Glauben die Kraft dafür, daß die Umwandlung des Individuums zur wahren Persönlichkeit radikal zustande kommt." Die Persönlichkeit ist hier als Staatsmensch dem egoistischen Individuum gegenübergestellt; die Worte sind bedeutsam, besonders in einem demokratischen Volkswesen, wo der Partikularismus mit dem ganzen Schweif von Utilitarismus, Opportunismus und individualistischer Geschäftspolitik — Bächtold beruft diese Mächte immer wieder — bisher als die rechte und eigentliche Freiheit angesprochen, und jeder Versuch des Staates, seine Machtfülle gegenüber dem Einzelnen, Individuum oder Kanton, zu stärken, mit dem nackten egoistischen Imperativ ganz unverfroren pariert wurde. Hier erscheint das ganze Staatselend einer extremen Demokratie. „Unsere Verwaltung und Beamtenschaft marschiert an technischer Geschäfts- und Sachbeherrschung ganz gewiß nicht an der Spitze." „Der Staatsdienst wird bei uns in zu geringem Grad als qualifizierter Dienst angesehen." „Der freie Schweizer gehorsam? Eine Autorität anerkennen? Disziplin üben? Veraltete Auffassung!" „Der Offizier, der Beamte, der den Mut hat, eine Anordnung strikte durchzuführen, wird als ein unausstehlicher Preuße oder Bürokrat angesehen." „Unsere Gesetze beweisen in den Händen der Beamten . . . eine bedenkliche Biegsamkeit vor einflußreichen Einzelnen und Gruppen." Wenn dann als Mittel auch gegen diese Krankheiten die Verstärkung des Staatsbewußtseins erkannt wird, so sieht jedermann den Autor auf dem rechten Weg, und es ist nun bloß die Wahl übrig, ob man ihm darauf mit Hoffnung oder mit Pessimismus folgt. Da es sich um einen gesunden, einsichtigen Schlag handelt, der, besonders in der deutsch-protestantischen Städtemehrheit, mehr als einmal den Staatsgedanken in ansehnlicher Weise aufgehoben und weitergebracht hat, so kann man rechterdings an einem neuerlichen Gelingen der politisch-moralischen Erneuerung nicht zweifeln. Über allem Gelingen wird aber die große Frage stehen bleiben: Was ist die besondere Aufgabe und die besondere Existenzberechtigung dieses besondern Staates? Diese Frage hat sich der Historiker Bächtold nicht gestellt, oder jedenfalls nicht vom Standpunkt der Weltgeschichte, sondern bloß vom allgemein christlich-moralischen. „Eine Aufgabe (des Staates) soll es sein, den Brüdern in ihm vorwärts zu helfen." Wir werden aber die Frage größer anfassen müssen, um den Schwung zu der Erneuerung zu bekommen, die uns zugemutet wird.

Der Historiker sagt freilich: „Die Schweiz ist einmal da, geworden nach bestimmten Gesetzen und vermittelst bestimmter Vorgänge, und muß weiter bestehen, körperlich, eben weil sie besteht, und geistig, erhalten durch das Studium und die unabläßige Erneuerung jener Gesetze und Vorgänge." So kommt er dazu, als die erste Stufe zum Aufstieg der gegenwärtigen Generation einen vertieften und bis auf die Gegenwart subtil und eingehend fortgeführten Geschichtsunterricht zu empfehlen. Daß uns die ewige Sempacherei und das Tellenspiel auf die Dauer nicht vor den Maden schützen werden, das haben schon viele Leute bei uns eingesehen. Wir leben heute einmal unter anderen Verhältnissen, auch arithmetisch, und ein erweckter moderner Geschichtsunterricht wird nicht nur nicht schaden, sondern manches nützen. Der Blick wird offen werden und die Gesinnung etwas bescheidener, und zum Fortkommen wäre damit schon viel getan. Aber wenn Bächtold ganz richtig mit der Weisheit der Ästheten, daß die Kunst am Ende doch das letzte sei, was ein Volk zusammenhalte, gründlich aufräumt, so darf man andererseits daran erinnern, daß hinter und neben seiner Stufenplatte zum Aufstieg auch sehr viel leerer Raum bleibt; die Fragen sind geschichtlich, also wissenschaftlich, ebenfalls nicht zum ganzen Genügen zu lösen. Die kritische Methode ist sehr geeignet, eine

gewisse heilsame Ernüchterung zu bewirken, aber das ist eine Negative; der Geist allein tut's nicht, es braucht Begeisterung, und die springt nicht aus der wissenschaftlichen Methodik.

Der Angelpunkt des modernen eidgenössischen Staatswesens, die Neutralitätsfrage, wird in einem besonderen Kapitel untersucht. Es handelt sich da um den seltsamen Seelenzustand, der etwas fiktiv als existent behauptet, was praktisch nicht existieren kann. Das lebendige Individuum kann nicht neutral sein, weil es durch seine gerade, gesunde Natur zum Teilnehmen getrieben wird; ist ein Individuum wirklich Neutrum, so ist es nicht lebendig und schöpferisch. Es darf also nicht neutral sein, wenn der Staat mit ihm gut fahren soll. Dagegen soll der Staat selber nach seiner Konstitution neutral sein; mehr, er soll die Neutralität mit seiner Existenz identifizieren. Die moralische Spannung zwischen Staat und Individuum würde künftig nach Bächtold aufgehoben durch die vermehrte Staatsautorität und das Staatsgefühl. Artikuliert lautete das beim Individuum: „Ich sympathisiere vollkommen mit den Franzosen, aber ich bin ein Schweizer." Für europäische Ohren mag dergleichen seltsam klingen, am seltsamsten für französische, denn wer so spricht, das ist nicht ein unbeteiligter Schwede oder ein Spanier, sondern ein französisch sprechender, liebender, denkender, leidender und hoffender Mensch, ein Mensch, der seinen ganzen seelischen und geistigen Gehalt von seinem französischen Muttervolk hat und scheinbar bloß durch eine gewisse politische Konvenienz im Zufallsstaat festgehalten wird. Im bürgerlichen Leben erwachsen uns aus verwandtschaftlichen Bindungen, besonders wenn sie so stark gefühlsbetont sind, moralische Verpflichtungen, die niemand umgehen könnte, ohne der Ehrlosigkeit zu verfallen. Man leidet heftig, man verletzt stündlich durch Gedanken und Worte die auferlegte Neutralitätspflicht, aber man unterdrückt die natürliche Wallung seines Blutes und sieht ohne beizuspringen zu, wie der starke Gegner französisches Lebensgut in Menge vernichtet. Das erscheint im besten Fall als Gefühlsakrobatie, im gewöhnlicheren als Charakterlosigkeit und Verrat.

Politisch und geschichtsphilosophisch läßt sich die Sache ganz befriedigend erklären; praktisch besteht vielfach die Furcht, daß der Fall endlich beim Psychiater einlaufen wird; moralisch ist nichts daran zu beschönigen. Man hat hier den Fall einer Vernunftehe ohne unüberwindliche Neigung zueinander, wo der Vater des Mannes die Mutter der Frau dem Untergang zudrängt. Bürgerlich ist der Fortbestand der Ehe undenkbar und höchstens in Rücksicht auf die vorhandenen Kinder diskutabel. Die Formel ins Politische übertragen, bringt uns aufs neue jene große Frage vor die Augen: Was nötigt oder berechtigt diesen uneinigen Staat zur Forteristenz? Was sind seine Kinder? Worin besteht seine Fruchtbarkeit? Das Dilemma, ob man den Grundsatz der konstitutionellen Neutralität aufgeben solle, um die Verantwortlichkeit des Einzelnen zu erhöhen — und damit die allgemeine *private* Neutralität — oder ihn vertiefen und verstärken, um unter der Staatsgewalt dem Einzelnen größeren Spielraum zu verschaffen und zugleich seiner Initiative die Wirksamkeit zu nehmen, ist neben der Hauptfrage nebensächlich und hat keinen anderen Wert als sophistischen, im besten Fall einiges juristisch-wissenschaftliche Interesse. Bächtold läßt als Wissenschaftler das Objekt an sich unbefragt bestehen und untersucht bloß die Wirkungen, die davon aus- und dahin zurückgehen; übrigens stimmt er für die verstärkte Staatsneutralität, und da er ein vertieftes Staatsgefühl beim einzelnen voraussetzt, so kann es ihm auch wirklich nicht fehlen. Störend in der Rechnung wirkt, daß er zugleich das Gefühl der Stammeszugehörigkeit betont und vertieft, und so kann man auf den Verdacht kommen, daß bei einem nächsten Krieg die gleichen Ruten wieder den gleichen Staub aufpeitschen werden.

Praktisch ist zu sehen, daß die Demarkationslinien zwischen den schweizerischen Volksstämmen sich unter aller streng gehandhabten Staatsneutralität während dieses langen Krieges zu Abgründen aufgerissen und das Volk uneiniger gemacht haben, als es seit langem war. Es fehlt dieser Nation das sinnenfällige äußere Ziel oder der einigende äußere Feind. Dergleichen Objekte ersetzen sich schwer durch Fiktionen und politische Prinzipien; in ungünstigen Zeitläuften versagen diese ganz. Der Krieg traf die deutsche Nation auch nicht in der idealsten Verfassung, aber er rief sie bei ihrem tiefsten Namen, und augenblicklich war sie einmütig wach und präsent. Die Grenzbesetzung hatte nicht denselben Effekt in der Schweiz. Es gibt klarsehende Eidgenossen, die bedauern, daß wir nicht auch in den Krieg verwickelt worden sind; ein Waffengang nach einer Richtung hin hätte uns, meinen sie, einmütig und homogen gemacht; gewisse Vorgänge und Staatsgeschäfte brauchen einmal Blut und Eisen. Anstatt des einmütigen Krieges nach einer Seite bekamen wir die Demütigungen von allen, und das moralische Bewußtsein erscheint nicht sehr gesteigert. Es wird langsam sichtbar, daß die Großmächte kein lebendiges Interesse an der Existenz dieses Sonderstaates mehr haben. In dem Zustand sind starke Zerfallselemente enthalten, zumal nicht alle Eidgenossen der Meinung sind, daß die nationale Würde genugsam gewahrt worden sei. Das Wort des sonst vielgeliebten Schiller: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre," gehört jedenfalls nicht zu den Zitaten, die man an allererster Stelle in die Wirklichkeit umsetzen würde. Und so wächst das Unbehagen; wäre nicht die Hoffnung auf die Jugend, so möchte man das Spiel geschichtlich verloren geben.

Die Broschüre beschließen Betrachtungen und wissenschaftlich geklärte Sachdarstellungen deutscher und europäischer Verhältnisse, Ausführungen, bei welchen sehr gerechte und einsichtige Urteile gefunden werden; der deutsche Leser kann sie mit dem Gefühl der Genugtuung akzeptieren und der schweizerische nicht genug beachten. Die modernen Erscheinungen Imperialismus, Kosmopolitismus, Pazifismus, Militarismus, Monarchie und Demokratie sind untersucht und alles in allem dahin richtiggestellt, daß es der Geist ist, der lebendig macht. Die verschiedenen Scheindemokratien und der abgewirtschaftete europäische Liberalismus, hinter dem sich die krasseste Mammonarchie verbirgt, werden ja im nächsten Jahrzehnt Entwicklungen erleben, die sie nach ihren großen Siegen der letzten Epoche nicht mehr für möglich hielten. Besonders die überaus selbstgerechten Demokratien und Kleinstaaten werden finden, daß der Idealismus und der Geist des heiligen Gemeinsinns zunächst in den vielbemaulten Imperien seine verschönerte Auferstehung feiert, und den Kleinen wird es obliegen, hinter dem sozialen und politischen Fortschritt der Großen herzuhinken, wobei es in ihrem wohlverstandenen Interesse liegt, den Zwischenraum nicht zu groß werden zu lassen. Jedem Pfingsten geht ein Kreuz voraus, aber die Demokratien haben das Kreuztragen abgeschworen. Zur großen Liebe kommt man durch das große Leiden. Die nächste Zeit wird die kleinen Völker und Demokratien sichtbar machen, die sich ihre Leidensfähigkeit erhalten haben.

Auch Roman Boos handelt von dem Ding, dem Staate, und will nichts vom Aufgeben der innern Stammeszugehörigkeit wissen, im Gegenteil, wie Bächtold verlangt er ihre Vertiefung und ihre Fruchtbarmachung. Auch ihm liegt der religiöse Gedanke sehr nahe, wie überhaupt die wirkliche eidgenössische Jugend — etwas anderes sind jene jungen alten Männer, die nichts Besonderes im Sinn haben — die gegenwärtigen Vorgänge zunächst religiös erweckt miterlebt, ehe sie zur Anschauung vordringt. Aber der abstrakte Staat schwebt dem jungen Mann

nicht so im Vordergrund wie dem älteren, dagegen steht er leidenschaftlicher vor dem sinnfälligen Vaterland, das er nicht als ein „Gemüsevaterland" begreift, sondern als Objekt des unsterblichen schöpferischen Willens im Menschen. Auf die eidgenössischen internationalen Hilfeleistungen (Gefangenenaustausch und so weiter) gibt er mit Recht nicht viel; es sind doch ziemlich gefahr- und mühelose Mittel, sich in ein gutes Licht zu setzen und den Glorienschein der Humanität zu erwerben, zu welchem man allgemein viel leichter kommt, als der Glorifizierte selber erwartet hatte. Der verehrungswürdige und lebendig göttliche Mensch beginnt erst beim Schöpferwillen; von diesem Fundament geht Boos nicht ab. Und da der Schöpferwille den Leidenswillen voraussetzt, so erweist sich auf diesem Feld die größere Beschwerde, zum Lorbeer zu kommen.

Das Leiden setzt Feindschaft voraus, und schon steht man wieder mitten in der Neutralitätsfrage. Sind die Deutschen Mörder? (Spitteler wird auch hier kritisiert und abgelehnt.) Wenn nicht, wie ist ihr Töten moralisch und göttlich zu rechtfertigen? Christus sagt: „Liebet eure Feinde!" Er sagt aber nicht: „Habt keine Feinde!" Der Begriff der Feindschaft wird von ihm nur auf den höchsten und göttlichsten Sinn gebracht. Feind ist, wer den Gott in uns bekämpft. Pflicht des Gott-Trächtigen ist, diesen Feind zu bekämpfen mit den Kräften seines Gottes; daß der Feind unterliegen wird, ist unzweifelhaft, moralisch jedenfalls. Damit ist freilich noch keine Erlaubnis, zu töten, gegeben. Sie tritt dann als heilige Pflicht ein, wenn der moralisch geschlagene Feind zu rohen, physischen Mitteln greift, um mit der Stätte zugleich den Kult des Gottes zu zerstören, die Kultur, die ohne einen Gottesbegriff nicht möglich ist und zur Zivilisation herabsinkt. Das ist nun genau das Gegenteil zu den Vorgängen, die die modernen Kleinstaaten zeigen. Sie beschränken sich auf die Erhaltung der physischen Unangetastetheit, und der Gott mag sehen, wie er mit den Demütigungen, die ihm moralisch zugefügt werden, allein fertig wird. In der Zeit findet sich wohl eine „europäische Mission", hinter der man sein Gewissen solange ganz erfreulich verschanzt. Eine Niederlage des Feindes bedeutet es schon, sich selber zu besiegen, präziser gesagt, diesen Feind in sich selber, indem man ihn zu lieben fortfährt. Nach der Erfüllung dieser strengen und heiligen Bedingung ist die Autorisation des so gesteigerten Individuums und Volkes unermeßlich und auch seine äußerste Tat gerecht und göttlich. Die deutsche Nation kann aus solchen Worten — sie hat von den Neutralen schon andere vernommen, die weniger menschlich klingen — manchen Trost ziehen, wenn sie ihn nötig hat. Indessen geht die große eidgenössische Schicksalsfrage ungehemmt davon ihren Weg.

Die großen Nationen haben nach Roman Boos vor ihrem Feind und ihrer Gefahr eine allgemeine Erschütterung zur Größe und Opferwilligkeit erlebt, die kleinen nicht; sie sind innen und außen klein geblieben. Doch sind auch die Schweizer erschüttert; die heftige Bewegung der Volksteile gegeneinander beweist es. Aber wo ist ihr Feind, die dunkle Gewalt, die den „versammelten heimlichen Schatz in ihrem Herzen" bedroht? Die geweckte Jugend von heute findet ihn nicht draußen, sondern drinnen. Boos spricht ihn mutig an als die „Gemüsevaterländerei", den kleinen, egoistischen Materialismus, die ideenlose, partikularistische Ichsucht der Individuen und Regionen, die kosmopolitische Heuchelei oder Charakterlosigkeit der Leute, die ihre kindliche Dankesschuld gegenüber den mütterlichen Stammgebieten in ein plattes, unverbindliches oder zuckerbäckerig idealistisches Europäertum verwaschen. „Ich fühle mich ganz und gar Europäer," verkündet einer dieser Propheten, „weil ich ein Schweizer bin, der keine Kantone mehr kennt und für den die Schweiz eine ganz besondere Aufgabe in der europäischen Kultur hat. Unsere Schweiz ist ein

Vorbild für das, was Europa ... sein wird, wenn dieser Krieg nicht die Arbeit vieler Jahrhunderte zerstört." Nun, wer die Schweizer Zustände mit offenem Auge bisher betrachtet hat, wird sich von dieser Aussicht nicht allzuviel Größe und Schönheit versprechen können. Das Wort ist auch eine ausgemachte Selbstbezauberungsphrase, und selbst die Voraussetzung des Europäertums ist eine Unwahrheit, denn der Sprecher ist, und das schlägt ihm durch alle Knopflöcher, ein enragierter Franzose, der am deutschen Wesen wenig zu loben findet. Das mag nun jeder halten, wie er will, wir in unserem Teil werden uns aber nicht die Augen verkleistern lassen.

So ist es schon eine Hoffnung, daß die Jungen die rechte Witterung für die falschen Propheten haben. Der Feind heißt diesen Jungen weiter Opportunismus, Utilitarismus, Geschäftemacherei, Schnödigkeit vor ethischen Forderungen und Erscheinungen, Unwissenheit, Selbstgefälligkeit, Undisziplinviertheit. Der hellsehende deutsche Leser erkennt leise errötend die Masken der deutschen Gesellschaftsgötzen von vorgestern und dankt seinem Gott für den europäischen Sturm, der sie von vielen Altären gestürzt hat. Der holländische, dänische, schwedische Patriot bedarf auch keines besonderen Hinweises auf die eigene Abgötterei; er weiß genau, wie die Namen der genannten Götzen in seiner Sprache lauten. Doch gehört es zur Sache der Erkenntnis, zu wissen, daß beim Mangel an transzendentaler Atmosphäre die Kleinstaaten und Demokratien von diesen Leiden besonders heftig ergriffen und am schwersten am Leben bedroht sind; einige davon sind spezifische Krankheiten der sogenannten Volksstaaten. Ich sage ausdrücklich der „sogenannten", denn es ist eine Borniertheit, zu glauben, daß die modernen großen Monarchien keine Volksstaaten seien. So geht der schweizerischen Jugend auch bereits das Licht auf über die öde Gedankenlosigkeit des gegenwärtigen Kosmopolitismus, die ideenarme Plattheit des westeuropäischen „Liberalismus" jüdisch-freimaurerischer Observanz, das so überaus seichte Geschwätz von Demokratie und Aufklärung, mit dem die Ententepresse die Welt überschwemmt — und nicht bloß die Ententepresse! —, die ganze geistlose Misere der „revolutionären" Gleichmacherei, den geschmeidigen Phrasenschatz jener Leute, die ein Interesse daran haben, eine allgemeine Stimmung von ethischer Unentschiedenheit, moralisch-politischer Indolenz und sozialer Verlogenheit herzustellen, worin dann freilich ein ausgezeichnetes Fischen und Krebsen ist. Die Gesellschaft hat sich von der Herrschaft der Aristokratie befreit, um in die Hände der Plutokratie zu geraten; den Comté löst der Advokat ab, den König der Börsenjude, nicht bloß ethnographisch zu verstehen. Also in diesen gottverfluchten Revolutionsschwindel gewinnt die neue Jugend einen erleuchteten Einblick, und das ist eine Erscheinung, die nicht bloß für die Schweiz Gültigkeit und Bedeutung hat; andererseits beweist sie, daß der Anschluß an die deutsche, moralisch-nationale Bewegung bereits erreicht ist.

Innerpolitisch ist die Aufgabe wenigstens negativ klar abgesteckt; die Übersetzung in positive, politisch-schöpferische Ziele steht noch aus oder ringt sich erst in Gestalten hinter den Geistern empor. Die vielberufene und nachgerade berüchtigte „europäische Mission" will nun so verstanden sein, daß sie nicht in der anmaßlichen oder pharisäischen Friedenspredigt: „Einigt euch, wie wir geeinigt sind!" und in der Ermahnung zur demokratischen Gesinnung an die Imperialisten bestehen soll, sondern in der lebendig pulsierenden Verbindung des eidgenössischen Individuums mit seinem persönlichen Stammboden, und dann einer fruchtbringenden und kinderzeugenden Vereinigung der Kulturen in *einer* einmütigen politischen Sonderseele, einer im besten Sinn partikularistischen Neuschöpfung und Variation großnationaler Themen im kindlichen Gemüt des Kleinstaates. Dabei können in der Tat reizende

und wertvolle Dinge entstehen, die auch den unterm Schwert lebenden großnationalen Brüdern Stunden der Erquickung, Erbauung und Vertiefung versprechen. Sobald sich der Deutsche dann die Frage stellt: „Kommen mich Gottfried Kellers, Conrad Ferdinand Meyers, Böcklins, Pestalozzis, auch (wir reden von Kunst) Hodlers Werke mit ihren innern Kräften schweizerisch, ausgesprochen schweizerisch, an?" und sie mit Ja beantwortet, so ist auch die andere nach der Existenzberechtigung der Schweiz für ihn bejaht. Für ihn, aber damit noch nicht für seinen Staat und für den Schweizer selber. Und es ist ja auch noch nicht ausgemacht, daß er unbedenklich mit Ja antworten wird. Es kann sehr schwierig werden, Kellers und Böcklins Werke und Werte aus ihrer Zugehörigkeit zu einem nationalgemischten Staatswesen zu erklären. Von Keller jedenfalls besitzen wir Äußerungen über das französische Wesen und Tun, die keineswegs erbaut klingen und auch im Reich getan sein könnten. Man lese das in seinen nachgelassenen Schriften; dort findet man auch seine Gedanken über die Wiedervereinigung der deutschen Schweizer mit dem Reich. Keller gilt aber als der geistigste und schweizerischste Schweizer, obwohl er zeit seines Lebens als ein südlich schöner und klarer Mond der deutschen Sonne zugewandt blieb. Dagegen läßt sich nicht bestreiten, daß Meyer, Böcklin und Hodler mit starken romanischen Seelenbeständen arbeiteten, aber die besaßen sie nicht, weil sie zu einem rassegemischten Staat gehörten, sondern weil sie an der Kultur- und Sprachgrenze der großen deutschen Nation geboren waren, wo die ethnographischen Mischungen nicht zu vermeiden wären, selbst wenn man es wollte. Sondern die Sache steht so, daß ihr spezifisch schweizerisches Kostüm ihnen allen, vom Reich aus gesehen, einen gewissen provinziellen Habit gibt, der ihnen vielfach bei der ganz großen Wirkung im Weg steht. Die großen Männer der Schweiz hängen mit ihren Stammvölkern durch ihre Kraft zusammen und mit ihrer Zufallsnation durch ihre Schwächen und Beschränkungen, durch ihren Partikularismus. Darin gleichen die schöpferischen Deutschschweizer aufs Haar den schwäbischen Dichtern, mit denen sie desselben Stammes sind und die sich ihre „Eigenart" bis heute erhalten haben, obwohl sie zum Reich gehören, wo dem liberalisierenden Vernehmen nach die Originalität vernichtet wird. Dieselbe Erscheinung trifft man in allen deutschen Stämmen. Die Schweizer haben da also gar nichts voraus, und ihre „Unabhängigkeit" läßt sich kulturell jedenfalls nicht beweisen, besonders deshalb, weil sie hier nicht existiert, so wenig in der deutschen Schweiz wie in der welschen.

Damit schiebt sich also die Frage rein aufs staatliche Gebiet. Soll die eidgenössische Republik einen anderen Zweck haben, als daß man eben gut partikularistisch „unter sich" und keinem „Kaiser untertan" ist, so müssen sich bei einigem Betrachten nationale Tatsachen und Werke einstellen, die es sonst nirgends gibt. Es wäre großmütig, darüber hinwegzugehen, daß ein solcher Musterstaat nicht einmal selber leben kann, sondern wirtschaftlich fast vollständig von seinen Elternstaaten abhängig blieb; aber es ist nicht politisch und reinlich. Man muß also dennoch darüber reden. Die Gegenwart zeigt in wörtlich schlagender Weise die geradezu erschreckende Abhängigkeit dieser unabhängigkeitsfreudigen Nation vom Brot und Boden der umliegenden Großstaaten, aus deren Partikeln sie sich zusammensetzt, man weiß nicht, mehr künstlerisch oder künstlich. Sie zeigt auch die politisch-moralische Korruption, die ein solches Verhältnis, in idealer Konkurrenz mit der Neutralität, im Fall einer Gefahr unter den Begriffen anrichtet; der offizielle Kuhhandel mit tausendfach besungenen und berühmten patriotischen Idealen ist längst nicht nach dem Geschmack aller Schweizer. Ein Staat nach modernen Anschauungen ist das aber nicht, weder wirtschaftlich noch moralisch. Seine Ehre ist von seinem

täglichen Brot abhängig. Es ist ihm nicht erlaubt, seinen Stolz zu behaupten, wenn es Ernst gilt. Diese bittere Erfahrung macht die innerlich zerrissene Schweiz gerade so wie das innerlich einige Holland. Und das ist nicht zu leugnen: es ist dem Angehörigen einer großen Nation heute leichter, seinen Mannesstolz und sein Freiheitsideal zu fühlen, als dem Bürger einer kleinen Demokratie. Ich kenne das Aber des europäischen Provinzialen und brauche die Antwort nicht schuldig zu bleiben: Die Pflege von Idealen ist immer mit Mühe und Gefahren verbunden, wenn man mit ihnen Ernst machen will. Ich habe freilich aus dem Mund eines angesehenen eidgenössischen Notablen das Wort gehört, daß Ideale schön seien abends beim Herd, und daß er Ideale sehr schätze, aber die Wirklichkeit brauche eben banalere Ware. Das klingt, in jede kleinstaatliche Sprache übersetzt, landläufig und glaubhaft. Und es klingt ohne Wenn und Aber korrupt. Dahin hat nun die Kleinstaaterei — und die konstitutionelle Neutralität um jeden Preis — geführt. Nun, man wird ja sehen, mit welchem moralischen Überdruck die imperialistischen Wirtschaften im nächsten Menschenalter wirken, und inwieweit die kleinen zornmütigen Ausfälle der Demokratien diesen an gewissen Konsequenzen vorbeihelfen werden. Einer aufrechten Haltung sind die Verhältnisse jedenfalls nicht günstig.

Übrigens ist die Schweiz nicht sicher, daß das Spiel der Entente mit Griechenland sich nicht in irgendeiner Form bei ihr repetieren wird. Klar erkennbar ist bereits das Bestreben der Entente, die eidgenössische Ökonomie in ihr wirtschaftliches Kampfsystem gegen die Mittelmächte einzubeziehen. Die Schweiz ist eine der neutralen Türen nach Deutschland, und es liegt durchaus im Interesse der Entente, sich ihrer zu bemächtigen, um sie gegen den Feind zu schließen. Die eidgenössische Wirtschaft wurde bis ungefähr 1870 drüben als eine französische Filiale betrachtet und scheint, von dort aus gesehen, seither immer mehr zu einer deutschen zu werden. Diese Entwicklung würde man also noch nebenher umwerfen, und für die Schweiz, denken manche Gewalthaber, sei es im Grunde gleichgültig, wer sie kommandiert. Nun wäre eine derartige historische Reaktion an sich nicht absolut unerhört. Kleinstaaten sind immer Objekte von Einflüssen gewesen und werden es bleiben. Aber nun hat Deutschland in den Kampf um das schweizerische Wirtschaftsgebiet aktiv eingegriffen, und damit gewinnen die Dinge für die Eidgenossenschaft ein todernstes Gesicht; die bisherige geschickte Equilibristik unter Deutschlands langmütigem Zusehen steigert sich möglicherweise zum Spiel um die Existenz. Man muß immer die innere Gegensätzlichkeit im Auge behalten. Eine romanische Schweiz ginge ohne große Erschütterungen ins Lager der Entente über, eine rein deutsche mit der gebotenen Vorsicht zu den Mittelmächten — wirtschaftlich, nicht politisch. (Vielleicht macht dies Exempel nächstens ein anderer Kleinstaat den Großmächten vor.) Die Schweiz scheint durch ihre innere Zusammensetzung und durch die von beiden Seiten streng bewachte Neutralität verhindert, sich nach links oder rechts zu schlagen, abgesehen davon, daß sie im einen Fall ihre Industrie, im andern ihr tägliches Brot riskierte, und die Frage ganz offen bleibt, ob die Entente im ersten Falle gültigen Ersatz für das gute und billige deutsche Rohprodukt geben kann und will und das Reich im zweiten die Verproviantierung der Schweiz übernehmen wollte und könnte.

Dieser Krieg geht aber, wie es scheint, der Neutralität überhaupt zu Leibe; bei jeder großen Katastrophe auf der Erde sterben überlebte Tiere aus. Entweder sie wird zur gräßlichen, verlogensten Farce, zur verkappten Leichenfledderei wie in Amerika, zum Unglück des Staates, wie in Belgien und Griechenland, oder man versteht sie sonstwie lautlos zu strangulieren, wie die dritte Phase des großen

Kampfes an Beispielen noch studieren lassen wird. Der Wirtschaftskrieg muß in seinen Konsequenzen unerbittlich zur Stellungnahme, zum Parteibekenntnis zwingen; dagegen hilft auf die Dauer, wie zu fürchten ist, auch nicht die ehrwürdigste und sublimste Neutralität. Wer diese Entwicklung beizeiten erkennt und als unausweichliche geschichtliche Tatsache begreift, bewahrt sich vor einer schlimmen moralischen Erschütterung. Manchen Kleinstaatern wird nachher, wenn sie den neutralen Blasenstein los sind, vielleicht wohler sein, und viele, wenn sie einmal begriffen haben, daß die Leisetreterei jetzt nicht mehr nötig ist, werden tief aufatmen und sich zu ihrer wahren Größe recken. Indessen ist für die Schweizer bei diesen Vorgängen doch richtiges Unglück im Verzug, denn Partei zu nehmen bedroht ja eben ihre Forteristenz als Staatswesen. Die Erlösung, denken viele Leute in Europa, werden sie nie mit- und beieinander finden, außer durch ein Wunder, sondern nach aller menschlichen Voraussicht nur gegeneinander oder auseinander. Noch bliebe die romantische Möglichkeit, die Sache militärisch auszufechten. Man ist da besser daran als Griechenland, und man braucht vielleicht nicht an der Abneigung aller Kriegführenden zu zweifeln, sich noch eine neue Armee von dreimalhunderttausend Mann auf den Hals zu ziehen, obwohl auch dagegen Hilfe zu schaffen wäre. Aber diese Armee ist nicht einmütig, wie ganz Europa weiß, und würde unter Umständen zuerst dazu dienen, sich selber am Schlagen zu verhindern. Auch kann sich bisher der Schweizer keinen andern Kriegsfall vorstellen, als den rohen physischen Vergewaltigungsversuch, und es ist auch fraglich, ob ein anderer populär würde. Militärische Unternehmungen als Fortsetzung einer aktiven Staatspolitik sind dem Volk vollends aus dem Gesichtsfeld der Möglichkeit gerückt, seitdem man auf Aktivität grundsätzlich verzichtet hat. Zu prophezeien ist in diesen Dingen nichts. Der bodenlose griechische Landes- und Seelenjammer kann sich leichtlich an der Schweiz unter der nun einmal bestehenden innern Verfassung zur offenen Korruption steigern, und ob ihn die Republik überdauern wird, weiß niemand. Eine entschlossene Verachtung und Mißhandlung von einer Seite würde vielleicht die Volksteile zur Einmütigkeit zusammentreiben; leider werden sie von allen Seiten gepreßt. Macht aber ein Volksteil die großen politischen Konzessionen, so wird es, wie immer, der deutsche sein, weil er das wachste Staatsgefühl hat; es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß ihn das inzwischen verstärkte Rassegefühl daran hindern wird.

Klar geworden ist jedenfalls aus alledem, daß sich auch wirtschaftlich keine eidgenössische Unabhängigkeit behaupten läßt, sondern es besteht im Gegenteil eine starke kindmäßige Abhängigkeit vom elterlichen Haushalt und sogar übers Kreuz; der deutsche Schweizer ist nicht nur vom großdeutschen Wirtschaftsgebiet abhängig geblieben, sondern er ist jetzt auch noch gegenüber dem westeuropäischen inferior geworden, und zwar eben durch seine Bindung mit französischen Landesteilen. Jetzt begrenzt sich die schwebende Frage rein innerpolitisch, und damit kommen wir wieder zu Roman Boos und zur Schweizer Jugend. Nach der Regeneration des Wortes: „Liebet eure Feinde!" nimmt er auch eine Erneuerung des stolzen Ausspruches vor: „L'État c'est moi!" und zwar im Sinn des höchsten Verantwortungsgefühls. Hier trifft er also wiederholt mit Bächtold zusammen. Gut, aber diese Wandlung finden wir auch in den echten Staaten. Was weiter? Nun, wir müssen eben werden, was wir noch nicht sind. Wir sind eine Nation durch das Bewußtsein, genau wie die Deutschen! Anstatt Verwesung — Verwesentlichung! Schweizerische Wesenheit! Selbstdurchdringung mit eidgenössischer Wirklichkeit. Die Hochschulen müssen politische Zentren werden. Die Wissenschaft muß aus dem Formalismus herauskommen. Nieder mit den faulen Krämern, den faulen

Idealisten und Frömmlern! „Selbsterkenntnis, auf dem Weg über Welterkenntnis gewonnen, ist schon Tat.“ Originalität müssen wir hervorbringen. Und der innere Krieg wird leidenschaftlich gesucht. Ganz wie beim großen deutschen Vatervolk. Was also die Existenzberechtigung des Staates angeht, so berechtigt er sich, und das kann man nicht oft genug sagen, durch sein Bewußtsein. Jeder Staat existiert, für den der Bürger Opfer zu bringen bereit ist. Ein Staat wird von der Staatspersönlichkeit sanktioniert, innerlich, in seinem tiefsten Grund, mit seinen schmerzlichsten und hoffnungsvollsten Gedanken. Mit dem ergriffenen und frommen Gefühl des Vaters, der spricht: „Das ist nun meine Zeugung und mein Kind dem Leib und dem Gemüt nach. Besonders original ist's nicht. Ein imposantes Wesen hat's nicht. Eine ausgesprochene, detaillierte Existenzberechtigung nimmt man nicht wahr an ihm. Aber es lebt, atmet, blickt aus fragenden und vertrauenden Augen zum allgütigen Himmel auf. Und wer ihm zu nahe tritt, der bekommt's mit mir zu tun!“

Um das letzte Wort zu sprechen: eine innerpolitische Existenzberechtigung besonderer Art gibt es für die schweizerische Eidgenossenschaft auch nicht mehr. Wahlrecht, Initiative, Referendum und das ganze Inventar der nachrevolutionären Staatsauffassung sind über Nacht aus gefährlichen Waffen zu Spielzeug geworden. Was vor einem Menschenalter original und lebendig in der Geschichte erschien, ist juristisch und formalistisch erstarrt, aber hier nicht grundsätzlich schlimmer als im ganzen Europa, und manches ist in der Schweiz sogar besser und gesunder als in andern Kleinstaaten, nur daß sie vielleicht die meisten und peinlichsten Fiktionen hat. Mit diesen und den zeitlich hineingeworfenen Korruptionsherden wird man redlich fertig zu werden suchen. Andere Zeiten werden andere Stimmungen bringen. Die achtundvierziger Epoche gebar die neue innere Verfassung, der Siebziger Krieg den sittlichen Auftrieb zu deren Revision. Die napoleonischen Erschütterungen stürzten die alte und schufen die neue Eidgenossenschaft; etwas Geringeres als eine von Grund auf erneuerte Eidgenossenschaft, physisch und geistig, kann auch das gegenwärtige Beben nicht bringen, wenn es in der Zukunft die Antwort auf die große Frage enthalten soll. Bewiesen hat die Schweiz bisher ihre Existenzfähigkeit, und die Berechtigung ist auf natürliche Weise darin begriffen. Der Krieg zeigte dann, daß sie die letzten Jahrzehnte falsch gewirtschaftet hat und materiell zu abhängig geworden ist; in der Folge kam mit der geschwundenen Fähigkeit auch die Berechtigung in Frage. Dieser Schaden scheint reparabel; man wird mit aller Anspannung daran arbeiten. Indessen haben wir freilich in unserm Teil diesen Krieg verloren. Ob die zu erwartende Renaissance den Staat vor dem Einschlingen in die großen und unerbittlichen Nachbarwirbel bewahren wird, das ist neben der Entwicklung der Dinge und einigem Glück vor allem Frage des Geistes, der da lebendig macht. Und so finden wir denn die Jungen entschlossen, es mit Gottes Hilfe und allem gläubigen Ernst noch einmal zu versuchen.

Jakob Schaffner.

Ältere und neuere Wallenstein-Literatur.

Es gibt Erscheinungen, an denen die Sense des Todes zerbricht, die nur greifbarer und lebendiger werden, je mehr Zeit über ihr leibliches Sterben hingegangen ist. Aus dem Grabe heraus erwecken sie, wie ehemals, Liebe und Haß, zwingen Gedanken und Phantasie der Nachlebenden in ihren Bann. So Albrecht von Wallenstein, der Herzog von Friedland.

„Wer hätte jemals sich auch nur oberflächlich mit dem Dreißigjährigen Krieg beschäftigt, ohne den Wunsch zu empfinden, über Wallenstein unterrichtet zu werden, wohl die außerordentlichste Gestalt, die in der weitausgreifenden Bewegung der Epoche auftritt" — hat Ranke gesagt. Wie rege dieser Wunsch war und ist, wie starken Widerhall er gefunden hat, davon legt eine ins Riesenhafte angeschwollene Literatur Zeugnis ab. Eine Literatur, die unmittelbar nach des Friedländers Tode beginnt und sich bis in unsere Tage, also durch 282 Jahre, fortsetzt. Die umfassendste Übersicht über die Wallenstein-Literatur ist enthalten in den „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen". Von Georg Schmid im ersten Heft des siebzehnten Jahrgangs genannter Zeitschrift angefangen, von Viktor Loewe nach Schmids Tode weitergeführt, gibt sie fortlaufende Rechenschaft über alle literarischen Erscheinungen, die mit Wallenstein in Zusammenhang stehen. Wir finden da sämtliche auf ihn bezügliche Bücher und Hauptwerke, sämtliche Einzelveröffentlichungen in Zeitschriften und Sammelwerken, sowohl historische als belletristische, dann die gesamte Literatur über Schillers Trilogie, die Vertonungen von Texten, die Wallenstein zum Gegenstand haben, die Bildwerke, die ihn darstellen usw. — Der ersten Übersicht war als Motto Schillers Ausspruch vorangestellt: „Des Stoffes ist gar zu viel; es ist ein Meer auszutrinken." Die neueren Ergänzungen tragen sämtlich das Motto: „Das Meer erschöpft sich nie." Der letzte Eintrag der jüngsten (fünften) Ergänzung im Jahre 1911 schließt mit der Nr. 2524 [1]).

Diese Zahl ist seither schon wieder überschritten. Immer neue Behandlungen des Stoffes tauchen auf, immer neue Gesichtspunkte und Funde. Keine Literatur, außer der über Napoleon, ist so vielgestaltig, denn kaum jemals hat eine Persönlichkeit dem Verständnis so große, ja unüberwindliche Schwierigkeiten geboten wie die Wallensteins. Eine Natur voll unergründlicher Widersprüche, verwirrend durch ihren Reichtum und ihre Seltsamkeiten, — dazu stets bestrebt, sich zu verbergen: im Leben verhüllt, stumm im Sterben. Kein Wunder, daß das Bild des rätselvollen Mannes eine magische Anziehung auf die Einbildungskraft der Nachgeborenen ausübt, daß jede Generation auf ihre Weise die Lösung des Rätsels versucht hat.

Kürzlich ist abermals ein bemerkenswertes Buch über Wallenstein erschienen, das an dieser Stelle besprochen werden soll. Da es sich jedoch als Glied einer ganzen Kette geistiger Kundgebungen anreiht, schien es geraten, wenigstens einen flüchtigen Rückblick auf das Vorhergegangene damit zu verbinden. Von einem näheren Eingehen auf einzelne Veröffentlichungen oder auch nur Epochen kann natürlich keine Rede sein: weder der verfügbare Raum noch die Geduld des Lesers würden dafür ausreichen.

Als die Kunde von Wallensteins blutigem Tode sich verbreitete, wurden, trotzdem fünfzehn Jahre voller Kriegsgreuel die Gemüter abgestumpft hatten, Stimmen des Entsetzens und der Anklage laut. Das Entsetzen zu beschwichtigen, die Anklage zu entkräften, war dringendste Notwendigkeit für diejenigen, die zu des Herzogs Fall mittelbar oder unmittelbar mitgewirkt hatten. Flugblätter im kaiserlichen wie im friedländischen Sinne kamen damals in Umlauf, einige mit Abbildungen, die tendenziös gleich dem Inhalt, das Äußere des Gemordeten und sein Verhalten im Augenblicke des Todes verherrlichten oder entstellten [2]). Ein großer Dienst geschah

[1]) Einen guten Überblick gewinnt der Leser auch bei Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Achte Auflage. Leipzig 1912. Seite 517 ff. enthält das Zeitalter Wallensteins.

[2]) Vgl. F. Steuer, „Zur Kritik der Flugschriften über Wallensteins Tod". Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Dreiundvierzigster Jahrgang, zweites Heft, und a. a. O.

der antifriedländischen Hofpartei, da nach Jahresfrist der „Gründliche und wahrhafte Bericht" des Unterhändlers Sezyma Rašin von Riesenburg bekannt wurde, der Wallenstein durchaus als Verräter erscheinen ließ. Somit hatte die Literatur über Wallenstein begonnen in Form eines nachträglich eingeleiteten Rechtsverfahrens, bei dem der Angeklagte von vornherein schwer belastet war. Diesen juristischen Charakter, dies Prozeßartige sollte sie durch mehr denn zwei Jahrhunderte behalten.

Von den zeitgenössischen und nachfolgenden Historiographen, die sich in der Mehrzahl auf Rašins Bericht stützten, besaß ein jeder seine besondere Parteilichkeit [1]). Verhältnismäßig am günstigsten für Wallenstein ist der etwas schönrednerische Graf Gualdo Priorato, der unter ihm gedient hatte, außerdem Chemnitz, später Pufendorf; durchaus ungünstig sind die ganz kaiserlich Gesinnten, wie Khevenhiller oder das Theatrum Europaeum und die bayrischen Geschichtschreiber von Adlzreitter bis nachmals zu Aretin. Es rächte sich nun an dem Friedländer, daß er von keiner Partei oder Konfession ausschließlich Dank verdient, mit allen gelegentlich sein Spiel getrieben hatte. Selbst da, wo man einen gewissen guten Glauben voraussetzen kann, wo unmittelbar gesehene, charakteristische Züge von ihm berichtet werden, gebricht es den Schreibenden am zeitlichen Abstand; sie sind zu befangen im Persönlichen. Man darf auch nicht vergessen, daß Wallenstein das Empfinden der Zeitgenossen stark genug mit sich beschäftigt hatte, um sie schließlich zu ermüden, daß dem Lebenden mehr gehuldigt worden war, als dem Toten verziehen werden konnte. — Angesichts der Zahl gewichtiger Belastungszeugen mußte vielen seine Schuld erwiesen dünken; mancher, der diesen Glauben vielleicht nicht hatte, schützte ihn doch aus eigennützigen Gründen vor. Jedenfalls hatte das Luziferische an dem Manne, das einsam Herrscherhafte in ihm seine Strafe gefunden; und die kleinen Überlebenden empfanden das mit einer gewissen Genugtuung.

Früher noch als die Geschichtschreibung über Wallenstein hatten die gereimten Nachrufe und Epitaphien auf ihn eingesetzt. Es gab solche, die ihn rühmten und in Schutz gegen seine Ankläger nahmen; ein elegisches Gedicht hat der Prediger und Poet Joh. Rist, Autor eines verloren gegangenen Wallenstein-Dramas, verfaßt. Ein Epitaph von Loredano lautet in freier Übersetzung etwa:

„Fürs Reich und für den Glauben stritt mein Schwert,
Der Freunde Tücke ließ mich meuchlings morden.
Ob ich verraten, ob Verräter worden? —
Die Wahrheit ist den Toten selbst verwehrt." —

„Verräter bin ich nicht, doch wohl verraten!" — läßt auch ein anderes italienisches Gedicht vom Grafen Fulvio Testi den Getöteten ausrufen. Viele Epitaphien jedoch ergehen sich in gehässigen Verhöhnungen voll zynischer Schadenfreude wie das des Theatrum Europaeum:

„Hier liegt und fault mit Haut und Bein
Der große Kriegsfürst Wallenstein,
Der groß' Kriegsmacht zusammenbracht,
Doch nie geliefert recht ein' Schlacht.
Groß Gut that er sehr vielen schencken,
Dagegen auch viel' unschuldig hencken.
Durch Sterngucken und lang' Traktieren
That er viel Land und Leut verlieren.

[1]) . . . „Auch diese alten Zeiten haben ihre blauen oder gelben, das heißt in die Parteifarbe getauchten Bücher." (Ranke, Geschichte Wallensteins, Analekten, S. 339.)

Gar zart war ihm sein böhmisch Hirn,
Konnt' nicht leiden der Sporen Klirrn,
Hahnen, Hennen, Hund er bandisiert
Aller Orten, wo er logiert.
Doch mußt' er gehn des Todes Straßen,
D' Hahn krähn und d' Hunde bellen lassen."

Oder das andere:

„Hier liegt der Friedland ohne Fried,
Des Reiches Fürst und doch kein Glied . . .
Gut römisch und ein Mameluck,
Aufrichtig, voll der Untreu Stuck,
Mit Krieg im Sinn ein Friedemann,
Voll süßer Worte ein Tyrann" usf.

Die ganz rohen Knittelreime, die den Toten mit Schimpfnamen belegen oder gar mit Judas vergleichen, mögen hier wegbleiben. Es ist ein Fluch langwährenden Krieges, daß die Empfindung: es sei sündhaft, über erschlagene Männer zu jubeln (wie der zweiundzwanzigste Gesang der Odyssee das schön ausdrückt), darin verloren geht.

Eigentümlich zwiespältig lauten im achtzehnten Jahrhundert die politischen und historiographischen Äußerungen über Wallenstein. Zu dem, was die Geschichtschreiber seiner Epoche von ihm ausgesagt hatten, war kein neues Material hinzugewachsen; es blieb jedem überlassen, sich skeptisch oder gläubig zu jener Überlieferung zu stellen. Der Zweifel an Wallensteins Schuld bestand trotz aller Belastung noch in sehr maßgebenden Kreisen: so heißt es von Kaiser Leopold dem Ersten, er habe einem Höfling, der Wallenstein als „Rebellen" bezeichnete, mit der Frage entgegnet: „Weißt du's gewiß, daß Wallenstein ein Rebell war?" [1]) — Ebensowenig waren, so scheint es, Josef der Zweite und Leopold der Zweite feindlich gegen den Friedländer gesinnt. — Ein besonderer Anteil an Wallensteins Person und Schicksal wird Friedrich dem Großen von Preußen nachgesagt. Chr. G. v. Murr, dessen leidenschaftlicher Verehrer, erwähnt diese Vorliebe mit sichtlichem Wohlgefallen und betont bei Wallenstein die freidenkerische Gesinnung. Nur den abergläubischen Hang zur Astrologie beklagt er an ihm. Unter den aufklärerisch und tolerant Gesinnten fand also Wallenstein milde Beurteiler, was jedoch andere nicht hinderte, das von ihm überkommene ungünstige Bild noch mit greller Übermalung weiterzugeben. Derjenige Biograph, der Wallenstein am übelsten mitgespielt hat, Herchenhahn, bekundet offen, daß er mit seiner „Geschichte Albrechts von Wallenstein" (1790—1791) den Zweck verfolge, „gute Regungen in guten Herzen zu entflammen und unartige Herzen auf bessere Wege zurückzuführen". Das klingt, als habe er eine Art Struwwelpeter auf historischer Grundlage schreiben wollen! — Übrigens ist die Gepflogenheit, Wallenstein als einen verbrecherischen Charakter hinzustellen und ihn aus sittlichen Gründen zu verurteilen, in viele spätere ernste Geschichtsbücher, namentlich die für den Schulunterricht bestimmten, übergegangen. Es hängt das zusammen mit dem Einfluß einer Lebensanschauung, die zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht etwas gar zu reinlich scheiden wollte. In der Literatur gab es deshalb lange Zeit Tugendbolde und Bösewichter, derengleichen die Wirklichkeit nicht kennt. Ihre groteske Form hatte jene Anschauung längst gefunden in den

[1]) Friedrich Förster, „Wallensteins Prozeß". — Murr, „Beiträge". — Hallwich, „Wallensteins Verrat". Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Achtzehnter Jahrgang. Erstes Heft.

Volks-, auch Puppenspielen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, in denen Wallenstein unter der verzerrten Form eines gewöhnlichen Wüterichs fortlebt.

Bereits wenige Jahre nach seinem Tode wurde von sächsischen hochdeutschen Komödianten in Bremen „Der verratene Verräter oder der durch Hochmut gestürzte Wallenstein" tragiert, mit der am Schlusse des Theaterzettels gedruckten Nutzanwendung:

„Der Himmel kann Tyrannen nicht vertragen.
Der Hochmut muß sich selbst darniederschlagen!"

Von einem anderen Stück, „Die weltbekannte Historie von dem tyrannischen General Wallenstein", in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, gespielt auf dem Berliner Rathause, später zu Lüneburg und Hamburg, ist gleichfalls der Theaterzettel sowie die Inhaltsangabe erhalten. Dieser zufolge sieht man Wallenstein fortgesetzt mit Ermordungen und Hinrichtungen beschäftigt, worunter die seines Sohnes — (in Wirklichkeit starb Wallensteins einziger Sohn im Alter von zwei Monaten). Kurz, er beträgt sich wie etwa der Herodes im Weihnachtsspiel, bis ihm endlich selbst der Garaus gemacht wird, nachdem ihm noch, gleich Richard dem Dritten, die Geister seiner Opfer erschienen sind. Die Stelle der lustigen Person, die damals in keinem Komödienspiel fehlen durfte, vertritt der zu Eger mitermordete Rittmeister Niemann. Johannes Bolte hat die Beziehung dieses Stückes zu einem englischen zeitgenössischen Drama von H. Glapthorne (The Tragedy of Albertus Wallenstein) nachgewiesen (Zeitschrift für deutsche Philologie, Band 19, Halle 1881. Vgl. auch Th. Vetter: Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes", Frauenfeld 1894). Unbekannt ist der Inhalt von „Der wunderlich General Wallenstein, dessen Leben und Tod", gleichfalls bei Bolte angeführt, und „Das große Ungeheuer der Welt oder Leben und Tod des ehemals gewesten kaißerlichen Generals Wallenstein, Herzog von Friedland mit ‚Hans Wurst'. Eine Haupt- und Staatsaktion". Gespielt durch die Hochfürstlich Waldeckschen privilegierten Hochdeutschen sächsischen Hofkomödianten unter J. H. Becks Direktion zu Hamburg 1735. — In jener Form war die Auffassung von Wallenstein bei ihrem Tiefstand angelangt.

Es hätte seltsam zugehen müssen, wenn nicht der noch in solcher Entstellung eindrucksvolle Stoff auch die ernsthafte Dichtung angeregt hätte.

Schon bei seinen Lebzeiten war Wallensteins Person und Wirken Gegenstand dramatischer Bearbeitung gewesen. Als Gegner Gustav Adolfs, unterm Namen Lastlev kommt er vor in dem lateinischen und deutschen Spiel vom siegreichen Helden Agathander von Parrhasiastes-Micraëlius (1631—1633). Ein anderes Stück, das seine Siege und Taten verherrlichte, war — nach den Angaben des württembergischen Kammerrates Hieronymus Welsch — soeben 1634 mit großem Beifall in Madrid aufgeführt worden, als die Kunde seines Sturzes und seiner Ermordung dort eintraf. „Umb solcher einkommenen Zeitung willen" — meldet der erwähnte, damals in Spanien weilende Berichterstatter — „hat man die obvermelte Kömödi... (so den Sonntag wieder gehalten werden sollen) freilichen nicht mehr halten dörfen, sondern es ist sein Lob in die allergrößte Schmach und Verachtung verändert worden." Wie aus dem Bericht des toskanischen Gesandten Serrano (abgedruckt bei C. Justi „Diego Velasquez und sein Jahrhundert", Bonn 1888, erster Band) hervorgeht, handelte es sich wohl um ein Stück von Calderon und Coëllo „Le prodezze del duca di Frisland" (sic!), das mit anderen zeitgenössischen Dramen auf der Bühne des Buen Retiro in Szene ging.

Bald danach erschien die erste eigentliche Wallenstein-Tragödie „Fritlandus", die Nicolaus de Vernulz (Vernulaeus) zum Verfasser hat.

Zwar wird Wallensteins Abfall vom Kaiser darin als unzweifelhaft, aber doch als die Folge eines schweren inneren Kampfes dargestellt. Das englische vorgenannte Drama Glaphthornes mit seinen shakespearischen Nachklängen folgte zunächst. Unter den Jesuitenspielen im Besitz der Münchner Staatsbibliothek befindet sich eine „von dem Churfürstlichen Lyceo und Gymnasio zu Landshut" 1761 aufgeführte Tragoedia „Fridlandus"; ein anderes Jesuitenstück „Albertus Fridlandiae dux" ging um jene Zeit zu Würzburg in Szene. Eine Wallenstein-Aufführung in Nürnberg um 1750 erwähnt A. v. Eye in der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, zweiter Band. Außerdem erschienen im achtzehnten Jahrhundert noch die Dramen „Albrecht Waldstein" von Steinsberg, „Der Baron von Wallenstein" (anonym) und ein Wallenstein-Drama von Komarek. Verloren ist, gleich dem schon erwähnten Drama von Rist, ein „Wallenstein" von A. A. v. Haugwitz, der vor 1690 von kursächsischen Hofkomödianten unter Joh. Veltheim zu Torgau gespielt wurde, und ein „Graf Wallenstein", aufgeführt 1781 von den Militärzöglingen am deutschen Theater zu Laibach. Ungedruckt blieb auch ein böhmisches Trauerspiel „Albrecht Wenzel von Waldstein, Herzog zu Friedland" von Wenzel Tham (um 1790).

Eindrucksvoller als diese heute vergessenen Versuche war der auf uns gekommene, 1788 entstandene „Wallenstein" des Dichters G. A. v. Halem, eines Freundes der Brüder Stolberg. Halem hat über die Art von Wallensteins Schuld milde gedacht, er nahm sogar an, daß Wallenstein dem Kaiser viel länger treu gewesen als man glaube und nur durch dessen Mißtrauen zum äußersten getrieben worden sei.

Das Stück erschien zehn Jahre vor dem Werke dessen, der zuerst das Dunkel um des Friedländers Gestalt gelichtet, der ihm das unvergänglichste Denkmal gesetzt hat.

Schiller! —

Nichts Eigentümlicheres, nichts Zwiespältigeres im Grunde als Schillers Stellung zu Wallenstein. In seinem „Dreißigjährigen Krieg" (1791—1793) übernimmt der Historiker Schiller von seinen Vorgängern das meist absprechende Urteil über den Herzog, nennt ihn „Unmensch", „Frevler", „schuldbefleckt", schildert den Ausdruck seiner Züge als furchtbar und den Ton seiner Stimme als „widrig". Aber stärker denn das verstandesmäßige Haften an überlieferten Urteilen ist die hellseherische Dichternatur. Er beginnt sich in das rätselvolle Wesen des von ihm Mißbilligten zu versenken; er fühlt und gesteht, „daß es nicht ganz treue Federn sind, die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben". — Mehr und mehr nimmt der Plan zu seinem „Wallenstein" ihn gefangen, obwohl der Stoff und Gegenstand ihn „beinahe kalt läßt" und er von seinem Helden aussagt, „sein Charakter sei niemals edel" — „seine Leidenschaften, Rachsucht und Ehrbegierde seien von der kältesten Gattung". So gestaltet Schiller, der alle Dichtung als „eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes" bezeichnet hat, fast widerstrebend das Bild des Friedländers, das für alle Zeiten unsterblich bleibt; das Bild des geborenen Herrschers, dessen auf gesetzliche Weise nicht zu befriedigender Herrscherdrang sein Verhängnis wird.

Zum erstenmal sprach Wallensteins Schicksal von der Bühne herab überzeugend zu den Hörern; welche Wirkung es tat, ist bekannt. Der Erdenrest, der, Schillers früherer Auffassung entsprechend, der Wallensteinfigur anhaftet, dient nur, deren Lebenswärme zu erhöhen. Obgleich als Verräter dargestellt, wird der Herzog durch den seelenkündenden Dichter wunderbar entlastet. Allerdings muß der Wallenstein Schillers manchen Zeitgenossen und Späteren noch als ein Idealbild

erschienen sein; in Lemberts Taschenkalender für Schauspieler auf das Jahr 1821 liest man das Haugsche Epigramm:

„Erstünde Wallenstein, er müßte sich bequemen,
Des Schillerischen Denkart anzunehmen,
Wo nicht, sich ob dem bessren Bruder schämen."

Doch bewirkte, von der künstlerischen Erhebung abgesehen, die gewaltige Trilogie, daß der Prozeß Wallenstein sozusagen einer Revision unterzogen wurde. Wenigstens ward, im Gegensatze zu bisher, der Wunsch laut nach persönlichen Äußerungen des Beklagten selbst.

In den Jahren 1811—1813 hatte zuerst das K. K. Kriegsarchiv zu Wien in der „Neuen militärischen Zeitschrift" zahlreiche auf Wallenstein bezügliche oder von ihm herstammende Schriftstücke herausgegeben. Es folgte Friedrich Förster mit seinem Buch: „Ungedruckte vertrauliche Briefe und amtliche Schriftstücke Albrechts von Wallenstein". In Förster war ein leidenschaftlicher Verfechter von Wallensteins völliger Unschuld erstanden; er fand Nachfolger in Schottky, Gfrörer und anderen; viel später in Schebek und vor allem Hallwich. Aber auch der Rückschlag blieb nicht aus: Röpell, Helbig, Hurter — letzterer allerdings vom dynastisch-konfessionellen Standpunkt aus — traten ebenso entschieden für des Friedländers Schuld in die Schranken. — Der Kampf zwischen Anklage und Verteidigung entbrannte aufs neue, nur gründlicher und mit aktenmäßigen Belegen geführt. Aber noch immer spielten subjektive Gesichtspunkte — religiöse und politische — eine große Rolle, noch immer trat die Tendenz des „Richtens" oder „Rettens" zu sehr hervor, obgleich der letzte Beweis der Schuld oder Unschuld von keiner Seite erbracht werden konnte. Wieder war es 1869 ein einzelnes Werk, das die ganze Sachlage veränderte und klärte: Leopold v. Rankes „Geschichte Wallensteins".

Man hat es das „klassische" Buch über diesen Gegenstand genannt, um seiner formalen Vollendung und großartigen Sachlichkeit willen. Ranke vollbrachte darin die befreiende Tat, kurzweg die bisherige prozeßartige Behandlungsweise beiseite zu schieben, indem er einzig die historische Entwicklung und die Stellung der Persönlichkeit innerhalb derselben ins Auge faßte. Klar und einheitlich zeichnete er mit sicherer Meisterhand das merkwürdige Charakterbild seines Helden, die Gestalten der Gegenspieler, divinatorisch auch das ergänzend, was aktenmäßig noch nicht aufgehellt war. So gab es denn ein wissenschaftliches Werk, das sich als Seitenstück zu Schillers unsterblicher Dichtung darstellte, das die Quelle eines neuen Verständnisses und der Wegweiser zu neuen Bahnen ward. Ein unfruchtbares Gebiet war damit verlassen und ein fruchtbares betreten; der Grund war gelegt für einen künftigen stolzen Bau. Die eigentliche Periode der historischen Wallenstein-Forschung, die mehr zu erkennen als zu richten, das von Ranke Überkommene auszubilden und zu erweitern strebte, brach an[1]). Reiche Ausbeute aus den sich öffnenden Archiven ward gewonnen; immer mehr begann eines der merkwürdigsten Menschenleben sich zu entschleiern, von der in Dämmer gehüllten Kindheit bis zum märchenhaften Aufstieg des Mannes, der höchsten Machtfülle des Heeresfürsten bis zum jähen grausigen Phaetonsturz und schließlich den gespenstischen Irrfahrten des Leichnams. Daß der Streit der Meinungen, der nun einmal in der Natur des Gegenstandes begründet liegt, deshalb nicht verstummte, sich gelegentlich polemisch äußerte, und daß auch das Tatsächliche mit verschiedenen Augen angesehen ward,

[1]) Nochmals sei hier auf die bereits angeführten Bibliographien verwiesen. Der Überreichtum an bedeutsamer Literatur, zumal vom Ende der siebziger bis zu Beginn der neunziger Jahre, macht das Herausgreifen einzelner Werke unmöglich.

ist allzu natürlich. Wer sich mit einer Persönlichkeit wie derjenigen Wallensteins andauernd beschäftigt, muß Stellung zu ihr nehmen; er kann es kaum vermeiden, sich angezogen oder abgestoßen zu fühlen. Die Atmosphäre, die diesen Toten umgibt, ist gleichsam von Elektrizität erfüllt; nach dritthalb Jahrhunderten können seine persönlichen Äußerungen noch etwas von der zitternden Unruhe erregen, in die der Lebende die Mitlebenden versetzte. Es hieße zu viel fordern, sollte der Historiker hiervon gänzlich unberührt bleiben.

Dennoch ging der Grundzug Rankescher Objektivität nicht wieder verloren. Immer mehr trugen die Veröffentlichungen zeitgenössischer Dokumente dazu bei, die ineinander verschlungenen Fäden der Handlungen und Motive zu entwirren, das Zeitbild nach allen Seiten abzurunden. Eben dadurch, daß Ranke den Mut gehabt, die als so brennend erachtete Schuldfrage offen zu lassen, hatte sie auch für Spätere an Wichtigkeit verloren; ein neuer Historiker[1]) hat sie als „für den Historiker geradezu gleichgültig" bezeichnet. Für uns Laien und unbefangene Leser ist sie das erst recht.

Man muß bedenken, wie sehr unser staatliches und menschliches Empfinden sich verändert hat. Gerade in die Jahre eifrigster Wallenstein-Forschung fielen die Gründung und der Ausbau des geeinten Deutschen Reiches. Wir haben zu Ansichten Wallensteins, wie: daß Gewissensfreiheit das Privilegium der Deutschen sei oder daß ein deutsches Kaisertum auf einem deutschen Heer beruhe — zu seinen Plänen von der Erschaffung einer kaiserlichen Flotte und der Anlegung eines Nordostseekanals eine ganz andere innere Beziehung, als sein Zeitalter haben konnte. Und die ganze Bedeutung namentlich des Herrschers und Organisators Wallenstein ist uns durch Jahrzehnte rastloser Forscherarbeit so klargestellt worden, daß er daraufhin den Heutigen unverlierbar ist. Es kann nicht wunder nehmen, neben so starkem Licht auch starke Schatten zu erblicken. „Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist es sehr dunkel", hat Goethe gesagt. Der Mann, der inmitten der Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges sich den Sinn für geistige Dinge so bewahrt hatte, daß er eine interkonfessionelle deutsche Hochschule gründen wollte mit Hugo Grotius als Geschichtslehrer und Martin Opitz als Lehrer der Poesie, der in seinen Herzogtümern für Rechtsprechung, Armenpflege und Schulwesen, für Unterstützung von Kunst und Gewerbe unermüdlich sorgte, berührt unser Empfinden nahe genug, um uns über jene „dunklen Ecken" mit Schillers Ausspruch hinwegzuhelfen: „Was er war, löscht kein Verbrechen aus."

Der Name Schiller führt uns auf das Gebiet der Dichtung zurück. Nach ihm hat es niemand gewagt, den Friedländer abermals zum Helden eines Dramas zu machen. Allerdings hat Otto Ludwig, im Widerspruche zu Schiller, eine Wallenstein-Tragödie geplant, deren ausführlicher Entwurf erhalten ist[2]). Sichtlich unter dem Einflusse von des Dichters Shakespeare-Studien erscheint Wallenstein darin als eine Art Macbeth, eine dämonische Verkörperung der alles Göttliche und Menschliche verhöhnenden Ehrsucht. — Im Banne von Schillers Auffassung steht dagegen der einzige Dramatiker, der Wallenstein wirklich nochmals auf die Bühne gebracht hat: Grillparzer. In seinem nachgelassenen Schauspiel „Ein Bruderzwist in Habsburg" tritt gegen Ende des letzten Aktes der fünfunddreißigjährige Oberst Wallenstein auf, der das Drama mit dem Ausblick in eine schicksal-

[1]) H. v. Zwiedinek-Südenhorst.

[2]) Vgl. Erich Schmidt, Otto Ludwigs nachgelassene Schriften, IV. Ferner „Otto Ludwigs Wallensteinplan", Inauguraldissertation von H. E. Eick. Greifswald 1900.

schwere Zeit abschließt. Alles, was Grillparzer ihn sagen läßt, ist gewichtig und charakteristisch, zumeist die Verse:

. . . „Und wie im Feld der Heeresfürst gebeut,
Nicht fremde Meinung oder Tadel scheut,
So sei auch in des Landes Regiment
Ein Gott, ein Herr, ein Wollen ungetrennt" . . .

Leider äußern die handelnden Personen, zumal der junge Oberst selbst, sich bereits prophetisch über die nachfolgenden historischen Ereignisse, und vor solcher Absichtlichkeit schwächt der künstlerische Eindruck sich ab[1]). —

Was Romane betrifft, so ist in erster Reihe Heinrich Laubes „Der deutsche Krieg" zu erwähnen, in dessen Mittelpunkt Wallenstein steht — dort mit der ursprünglichen Namensform „Waldstein" genannt. Der Roman ist im ganzen von einer Breite, die wir Heutigen nicht recht mehr vertragen, auch wirkt die Sprache nüchtern und nicht eben zeitecht. Aber gerade über den „Waldstein" hat Laube offenbar eingehende Studien gemacht und die Gestalt merkwürdig plastisch herausgearbeitet mittelst des scharfen Naturalismus, der seine Kunstanschauung kennzeichnet.

Aus den Novellen, in denen Wallenstein handelnd auftritt, sei hier im Hinblick auf ihres Verfassers Namen auch nur eine angeführt: „Gustav Adolfs Page" von Conrad Ferdinand Meyer. Allerdings ist des Friedländers unvermitteltes Auftauchen in der Novelle etwas unwahrscheinlich; dagegen hat das (erfundene) Motiv, daß Wallenstein Gustav Adolfs Tod als den Vorläufer seines eigenen betrachtet, etwas psychologisch Einleuchtendes. — Noch sei vorgreifend das 1910 in einem Wettbewerb für deutsche Romane preisgekrönte Buch Bruno Willes „Die Abendburg" erwähnt. Durch dies Werk eines ausgesprochenen Neuromantikers geht zwar Wallenstein nur episodisch als leuchtende Schattengestalt hindurch; aber das Ganze atmet eine so leidenschaftlich friedländische Gesinnung, wie sie im siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert unmöglich gewesen wäre.

Bemerkenswert ist, daß in der Literatur gegen Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts besonders stark die mit der Steigerung des tschechischen Volksbewußtseins zusammenhängende Nationalitätenfrage betont wurde. Frühe böhmische Volksdichtungen hatten Wallenstein, fast im Stile der alten Heldenlieder, als Nationalheros gefeiert; dessenungeachtet traf ihn von etlichen seiner Landsleute der Vorwurf, zu wenig Tscheche gewesen zu sein. Hinwieder galt er den Deutschböhmen als zielbewußter Germanisator, während deutsche Forscher sich dagegen verwahrten, ihn als deutschen Helden betrachtet zu sehen.

Die Raschheit, mit der, bis in den Anfang der neunziger Jahre, bedeutsame Veröffentlichungen der historischen Wallenstein-Literatur aufeinander gefolgt waren, ließ gegen deren Ende etwas nach; von der Jahrhundertwende bis auf unsere Tage hat diese Literatur sich nach Wert und Vielheit abermals beträchtlich vermehrt. Inzwischen war in der allgemeinen Lebensanschauung ein starker Wirklichkeitssinn vorherrschend geworden. Man gewöhnte sich, jeden menschlichen Vorgang von physiologischen und psychologischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Man erweiterte und festigte den Begriff vom „Recht der Persönlichkeit". Als das Zeitalter der Psycho-Analysen, des ausgebildeten Individualismus beschritt das zwanzigste Jahrhundert den Plan.

[1]) Vor 1914 wurde übrigens zur Sommerszeit in Altdorf bei Nürnberg ein „Wallensteinspiel", das seine Studentenstreiche verewigt, als Volksfestspiel aufgeführt. Und früher schon, 1882, ward zu dem Preisausschreiben für die Eröffnung des Prager tschechischen Nationaltheaters eine Tragödie „Valdštyn" eingereicht, die, wie ihr Verfasser, unbekannt blieb.

Zur Weihnacht 1915 nun erschien im Insel-Verlag zu Leipzig „Wallenstein". Eine Charakterstudie. Von Ricarda Huch. — Die eigentümliche Mischung des poetischen und historischen Elementes in Ricarda Huch ist bekannt. Ihr Werk, das wohl eine Art Epilog zu ihrem 1910 veröffentlichten „Großen Krieg" bildet, ist die erste größere Darstellung Wallensteins vom rein psychologischen Gesichtspunkt aus. Grund genug, um näher darauf einzugehen!

Ein neues Element tritt durch Ricarda Huch in die Wallenstein-Literatur: sie erfaßt ihre Aufgabe mit modernem Empfinden und mit dem einer Frau. Sie sieht in Wallenstein das, was ihr selbst gemäß ist: das Differenzierte und das Weibliche. Hierbei fußt sie auf den Ausspruch Keplers, der ihm das Horoskop stellte und von ihm sagte: er sei Mann und Weib zusammen. Die Dichterin betont in ihm das „Sichselbstauflösende", sein ausgeprägtes Nervenleben, seine Einbildungskraft, die den ungemessensten Flug nimmt, während seine schwankende Entschlußlosigkeit ihn am rechtzeitigen Zufassen, an beherzter Tat verhindert. So erklärt sie ihn und sein Schicksal aus dem „tragischen Geheimnis seiner Seele". Nämlich daraus, daß sein Wollen nicht im Verhältnis zu seinem Können stand und „seine große Kraft durch eine ebenso große Schwäche aufgehoben wurde".

Auf jeder Seite fesselt das Buch durch die Feinheit und Eindringlichkeit, womit hier ein problematischer Charakter zergliedert ist. Der kindliche Zug, der dem Geniemenschen fast immer anhaftet, tritt deutlich hervor, verbunden mit dem gefährlichen Mangel an Menschenkenntnis, einer Folge der Gewöhnung, die anderen nur als Werkzeuge für die eigenen Zwecke einzuschätzen. Man hat das Gefühl, daß diesem sich oft so unbesonnen und unbekümmert äußernden Manne unrecht geschah, indem man jedes seiner Worte als tief durchdacht aufnahm und daraus Anklagen gegen ihn schmiedete. Auch manche seiner schriftlichen Kundgebungen war jedenfalls mehr ein Stimmungsniederschlag als ein Aktenstück; bei bedeutenden Menschen wird leider beides häufig verwechselt. Sehr treffend ist die Bemerkung, daß Wallenstein nicht ahnte, wie bitteren Haß er erregen konnte, „weil sein Selbstgefühl und seine verhältnismäßige Geringschätzung der anderen ohne seine Absicht und ohne sein Wissen zum Ausdruck kam". — „Für den Druck, den er ausübte, für die kühle Verachtung, die von ihm ausging, rächte man sich gelegentlich wie man konnte." Ebenso die Definition von dem unheimlichen Zug in Wallensteins Wesen: daß er es liebte, Menschen und Mächte abwechselnd anzuziehen und abzustoßen, gleichsam zu seinem Vergnügen mit ihnen zu spielen. „Wenn dieser Zug auch aus der Unfähigkeit, sich zu entschließen, hervorgeht, so scheint doch auch eine grausame Lust dabei im Spiele zu sein, die Wollust des Machtgefühls, welche den letzten Genuß, die Tat hinausschiebt, die sie zugleich enden würde." — Man denkt unwillkürlich an die ähnliche Stelle bei Schiller:

„Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen" —

Höchst feinsinnig schildert das Huchsche Werk den Zustand, den man als Wallensteins geistige Schlaflosigkeit bezeichnen möchte. Das „Verlegen der Handlung in die Phantasie", das immerwache Grübeln, Anschlägeschmieden, dem kein Walten ungebrochener Triebe das Gegengewicht hält. Jeder glücklichen Dumpfheit entbehrend, hatte er die Möglichkeit unbekümmert naiven Handelns nicht; er war dafür „viel zu wissend, viel zu entrückt". — „Das Überwiegen eines großen, reifen Intellekts über die instinktiven Kräfte, wie es bei Menschen einer hohen Entwicklungsstufe vorkommt" und das „als Entartung oder Krankheit aufgefaßt werden kann, weil es den Ablauf des normalen Lebens erschwert" — stempelte ihn zur tragischen Figur, ebensosehr wie sein Schicksal.

Nicht zu vergessen das eine, das sein Bewußtsein lähmte und zuletzt wie mit dunklen Schwingen überschattete: das Vorgefühl des nahen Todes. Er war zu scharfsinnig, um nicht die grausame Ironie zu erkennen, die darin liegt, vom Schmerzensbette aus, an dem der Tod schon steht, noch gewaltige Pläne verwirklichen zu wollen. Dies Bild des sterbenden Wallenstein kommt bei Ricarda Huch so klar und erschütternd zum Ausdruck, daß man unwillkürlich an eine andere, von Todesweihe umleuchtete Dichtung gemahnt wird, an Kleists Fragment „Robert Guiscard".

Reich ist das Buch auch an tiefgründigen Gedanken, die als Sentenzen ganz für sich stehen könnten. Zum Beispiel die an Gustav Adolfs Einzug in Naumburg geknüpfte Bemerkung: „In seinem Innersten spürt der Mensch, wenn er seinen Gipfel erreicht hat und ihn der kühle Anhauch aus der jenseitigen Tiefe trifft." Schon solche Sätze, ausgedrückt in der goldenen Sprache, die jedes Werk der Verfasserin aus dem Gewöhnlichen heraushebt, genügen, den Wert dieses ihres jüngsten darzutun. —

Da jedoch das Buch eine „Charakterstudie" und nicht eine „Geschichte Wallensteins" benannt ist, werden die Hauptereignisse seines Lebens nur skizzenhaft wiedergegeben. Ricarda Huch kann diese füglich als bekannt annehmen; derjenige, der mit einem Gegenstande völlig vertraut ist, pflegt die Kenntnis anderer davon sogar zu überschätzen. Aber es folgt daraus, daß der Leser nicht oft genug an Wallensteins positive Seiten und Leistungen gemahnt wird, daß er also stellenweise mehr von dessen Nichtkönnen als seinem Können erfährt und daß er geneigt wird, des Herzogs Sturz nur auf innerliche, nicht auch auf äußere Gründe zurückzuführen. Man möchte sagen, es fehle dem Buche an Realität.

Indem Ricarda Huch das Intellektuelle und Feministische in Wallenstein betont — welch ein Gegensatz zu dem blutschnaubenden Gewaltmenschen früherer Darstellungen! — bringt sie ihn den Heutigen bedeutend nahe. Manche Züge in ihm muten ja wirklich als „modern" an. Und es ist das Recht eines jeden Zeitalters, sich, so gut es die vorhergehenden getan, das Bild eines Geschichtshelden auf seine Weise zu konstruieren. Das neueste literarische Bildnis des Friedländers zeigt ihn jedenfalls schwächer, unsicherer, auch liebenswürdiger als die bisherigen; es ist geeignet, eine weiche Empfindung für ihn zu wecken, es strahlt einen unleugbaren magischen Reiz aus. Allein die Ecken und Härten des Charakters verschwinden dagegen; nur nebenbei erfahren wir von seiner zähen Festigkeit und gelegentlichen Furchtbarkeit. Ebenso ist es, wie schon gesagt, mit dem, was er tat und konnte. Zumal sein Verhalten in der zweiten Hälfte des ersten Generalats kommt im Vergleich zu der letzten schwankenden Periode nicht stark genug heraus. Es befremdet etwas, wenn man den Mann rastloser Aktivität als „überwiegend passiv" bezeichnen hört. Wer nicht Bescheid weiß, erhält keine Vorstellung von demjenigen, der allein den Siegeslauf Gustav Adolfs aufhielt, der in seinen Herzogtümern Muster der Verwaltung aufstellte, der noch heute als Begründer des österreichischen Heeresweſens gilt. Eher sieht man einen nervösen Phantasiemenschen, der seinen interessanten Seelenzuständen lebt.

Ricarda Huch erklärt die von ihr betonte Unentschlossenheit Wallensteins teilweise als eine Eigentümlichkeit seiner Zeit. „Dies Symptom einer seelischen Krankheit, eines Schwächezustandes der Nerven, machte sich überall bemerkbar und trug weit mehr Schuld an der langen Dauer des Krieges als etwa Tatendrang." Die äußere Lage, nämlich das Fehlen eines einheitlichen Willens in dem zerrissenen, auseinanderfallenden Reiche trug doch wohl noch mehr Schuld daran. Hier ist die verinnerlichende und individualistische Anschauung von dem einzelnen Mann auf

die ganze Epoche ausgedehnt. — Für künftige Schriftsteller, die auf dieser Anschauung weiter bauen, besteht hinsichtlich Wallensteins die Gefahr, daß sie dahin gelangen, ihn lediglich zum Neurastheniker zu stempeln. Er verführt ohnehin zu dieser Folgerung: seine Reizbarkeiten und jähen Umschläge scheinen es zu beweisen; auch daß er auf viele seiner Zeitgenossen den Eindruck des Unnormalen machte, ist uns bezeugt. Natürlich würde mit der Anerkennung eines solchen Momentes jede Anschuldigung gegen ihn hinfällig. Aber es wäre dennoch nicht wünschenswert, daß die anfänglich nur juristisch, dann historisch behandelte Frage am Ende noch in das medizinische Gebiet hinüberspielte. Der Zug, alles Ungewöhnliche für psychopathisch anzusehen, geht in unseren Tagen etwas weit. Menschen, die aus dem Durchschnitt herausragen, sind eben infolge ihres gesteigerten Geistes- und Nervenlebens starken Rückschlägen und Abspannungen unterworfen; das läßt sich an zahlreichen Beispielen bis in die jüngste Vergangenheit nachweisen. Den Bruchteil der Menschheit, der gemeinhin als ganz normal gilt, wird man wohl nicht unbedingt als den leistungsfähigsten bezeichnen.

Daß Wallenstein da, wo er als Alleinherrscher, von widerstrebenden Einflüssen ungehindert, sich schöpferisch betätigen konnte, klar und ungebrochen in seinen Entschlüssen war, steht ja fest, auch für Ricarda Huch. Von seinem einjährigen Aufenthalt in Güstrow sagt sie: „... hier ganz der Herrscher, der Diktator, der zielbewußte Mann, als der er in der Vorstellung der meisten Menschen fortlebt." —

Es ist tatsächlich jedes Motiv, das in dieser Frage mitspielt, bereits als das ausschlaggebende hingestellt worden. Auch das Pathologische hat man gelegentlich schon ins Feld geführt. Hermann Hallwich, der Nestor der Wallenstein-Forschung, der sich wohl am längsten und treuesten mit dem Gegenstande beschäftigt hat, bezeichnet sehr richtig Wallensteins Untergang als „das Produkt einer Summe von Potenzen, deren keine unterschätzt werden sollte". Obgleich eines Menschen Charakter eng mit seinem Schicksal zusammenhängt, darf man den Einfluß der äußeren Lebenslage nie vergessen. Eben die Nähe, in der dem zwanzigsten Jahrhundert der Herzog von Friedland erscheint, ist eine Bestätigung seines Mißverhältnisses zu seiner Zeit. Was er war, verstanden die meisten Mitlebenden nicht, was er zu geben hatte, würdigten sie nicht: sein Streben nach Zentralisation und nach Stärkung der höchsten Staatsgewalt widerstrebte dem Selbstgefühl der einzelnen Stände; seine teilweise Duldsamkeit in religiösen Dingen empörte den herrschenden Glaubensfanatismus. Er hinwieder verachtete die Beweggründe der anderen, sah die Notwendigkeit des Krieges, an dem er als Haupthandelnder mitwirken mußte, nicht ein. So erschien er allen fremdartig, unheimlich, mißtrauenerweckend; so ward er einsam.

Die „gottähnliche Gabe zu herrschen" — wie Ricarda Huch es ausdrückt — eignete ihm in höchstem Maße. Das Machtbedürfnis eines wirklich geborenen Herrschers ist genau so begründet und unwiderstehlich wie das Schönheitsbedürfnis eines geborenen Künstlers. Aber Wallenstein hatte keinen Thron ererbt — und das hat sein Schicksal besiegelt mehr als seine dualistische Natur. Die Stellung, in der er sich, zumal während der letzten Zeit des zweiten Generalats, befand, bot keinen Ausweg, der seiner Veranlagung völlig entsprach und sicheres Gelingen verhieß. Es bedarf keines ausgesprochenen Willensdefektes, um angesichts einer eigentlich hoffnungslosen Wahl zu erlahmen. Zumal wenn Jahre unausgesetzter Höchstanspannung, körperlicher wie geistiger, vorausgegangen sind, und die physische Kraft erschöpft ist.

Daß sie das war, dürfte keinem Zweifel unterliegen. Die greuliche Roheit von Wallensteins gewaltsamem Sterben wird für unser Empfinden gemildert durch die Einsicht, daß der Hellebardenstoß, der ihn niederstreckte, ihn nicht nur vor ruhm-

loserem Ende bewahrte, sondern auch seinen langsamen und qualvollen Todeskampf abkürzte [1]). Aus dem trostlosen Sichaltfühlen, dem Sichtreibenlassen von anderen, dem müden Versickern einer ehemals ungewöhnlichen Begabung in seinen letzten Wochen ergibt sich die Todesreife, an der nichts mehr zu ändern war. Ein leises Staunen nur regt sich in uns über die Hypnose, die diesen verlorenen Mann den einen noch als künftigen Herrscher, den anderen als gefährlichen Feind erscheinen läßt.

Für die kurze Spanne, um die ihn jene Mordnacht zu Eger verkürzt hat, ist ein unaufhörliches Fortleben, eine beständige Wiederauferstehung ihm beschieden gewesen. Jede Zeit hat sich in ihrer Weise mit ihm beschäftigt, sein Wesen irgendwie festzuhalten gesucht. Wir können heute noch nicht wissen, ob die Auffassung von Wallenstein sich weiter nach der Seite entwickeln wird, die Ricarda Huchs fesselndes Buch anzukündigen scheint. Vielleicht bringt uns das Ungeheure, das wir jetzt durchleben, in eine völlig neue Beziehung zu ihm. Wir haben ja so viel lernen müssen von den grausigen Notwendigkeiten des Krieges, von seiner Wirkung auf das Seelenleben. Wir sehen, daß es vergeblich ist, ihn seiner Schrecken entkleiden zu wollen, daß der beste Wille, die vorgeschrittenste Kultur da nichts vermag. Zu gerechter Beurteilung eines Heeresfürsten aus dem Dreißigjährigen Krieg hilft das sehr. Bei manchem, was wir heute lesen, gedenken wir fast mit Lächeln der Vorwürfe, die man gegen Wallenstein wegen der Härte seiner damaligen Kriegführung erhoben hat, während man ihm gleichzeitig die furchtbare Strenge seiner Heereszucht verargte. In einer Epoche, wo unsere wirtschaftliche und militärische Organisation unser einziges Bollwerk ist, erinnert man sich unwillkürlich bisweilen an ihn, die stärkste organisatorische Begabung seiner Zeit. Ob die heutigen Erfahrungen im Defensions- und Stellungskrieg auch auf seine Kriegführung ein neues Licht werfen werden — wie gesagt: wir wissen es nicht. Ein eben jetzt nicht unlohnender Hinweis auf des Herzogs Stellung zu den verschiedenen Nationen und ihr teilweises Verhalten bei seinem Tode mag füglich unterbleiben. Nur eine Stelle sei angeführt, die Ricarda Huch mit glücklichem Gefühl aus der Menge der Überlieferungen herausgreift, die, wo Wallenstein anordnet, daß ein sicher unhaltbarer Posten nicht mit Deutschen besetzt werden soll. „Weil es den Deutschen allzu spöttlich sei, wenn sie sich mit Flucht salvieren müßten" [2]). Er wußte bereits aus Erfahrung, daß Standhalten eine deutsche Haupteigenschaft ist. Wir halten stand auch heute, umtost von einer dunklen Flut, wie diejenige war, in der er kämpfend stand und versank.

Nicht versank! In beinahe drei Jahrhunderten ist sein Bild nicht verstaubt, noch verblaßt; es ist vielmehr lebendiger, menschlicher, greifbarer geworden. Bis auf den Rest von magischem Dämmer, der nie ganz schwinden wird, weil eben „das Dämonische mit dem Verstande nicht aufzulösen ist". So gleitet er von einem Zeitalter in das andere hinein, näher kommend, doch nie wirklich nahe, trotz aller scharfsinnigen Zergliederung im letzten Grunde unverstanden, geheimnisvoll — rätselhaft.

Helene Raff.

[1]) „Wie ist es möglich, daß der Herzog so jählings sich und die Seinen habe verderben wollen für die paar Tage, die ihm zu leben bleiben!" — schreibt Pater Basilio, der Beichtvater des Kardinals Harrach, an diesen unterm 22. Februar 1634. (Hallwich, Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins, viertes Buch, S. 619.)

[2]) Einen trefflichen Beleg dessen, was Ricarda Huch über Wallensteins Verhältnis zu den Deutschen sagt, bietet ein Brief H. L. v. Hatzfelds an Wallenstein im ersten Buch der „Briefe und Akten zur Geschichte Wallensteins" von Hermann Hallwich, S. 252, und ein Brief von demselben an Joachim Craatz (ebenda S. 182).

Russische Köpfe. Von Professor Theodor Schiemann. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Obschon es seit mehr als fünfundzwanzig Jahren nicht an warnenden Stimmen gefehlt hat, die Deutschland anriefen, sich zum unausbleiblichen Kampfe mit dem gefährlichen Widersacher im Osten zu rüsten und sich dementsprechend eingehender mit ihm zu beschäftigen, so wurden doch noch in den letzten Jahren die russischen Dinge in Presse und Literatur hier recht stiefmütterlich behandelt. Auch beschränkten sich gerade die umfangreichsten und gründlichsten Werke meist auf das offizielle oder „papierne" Rußland, ohne das eigentliche Wesen, die Bedeutung und Entwicklung der russischen Sphinx dem Verständnis des deutschen Lesers näherzubringen. Das vorliegende, soeben erschienene Buch, das in knapper, leicht faßlicher und dabei fesselnder Form den Entwicklungsgang des modernen Rußlands in hochinteressanten Streiflichtern beleuchtet, entspricht deshalb einem lebhaft empfundenen Bedürfnis und ist jetzt, wo aller Augen nach Osten gerichtet sind, doppelt willkommen zu heißen. — Der erste und längste Abschnitt handelt von Peter dem Großen, dem Schöpfer des modernen Rußlands, der zugleich der absoluteste Despot und der größte Demokrat und Fortschrittler unter allen Zaren gewesen ist. Der Verfasser gibt hier ein sehr anschauliches und fesselndes Bild von der psychologischen Entwicklung dieses gewaltigen Kraftmenschen, der mit eiserner Faust, mit Knute und Richtbeil, das alte orientalische Rußland in europäische Formen zu zwängen wußte. Seine Fehler und Laster, die uns auch Mereshkowsky in seinen Romanen so anschaulich geschildert hat, erscheinen hier als die fast natürlichen Ausflüsse einer genialen Kraftnatur, die bei aller asiatischen Wildheit doch ihrer Zeit und ihrem Lande weit voraus war. — Die folgenden Kapitel beleuchten die mit dem Tode Peters des Großen beginnende Frauenherrschaft, zunächst die Epoche, in der drei deutsche Abenteurer, der Kurländer Biron oder Bühren, der Westfale Ostermann und der Oldenburger Münnich, mit fester und sicherer Hand das russische Staatsschiff lenkten, dann das eigenartige Verhältnis der Kaiserin Katharina der Zweiten zu ihrem Liebhaber und Günstling Potemkin. — Der vierte Abschnitt gibt ein Charakterbild des Zaren Alexanders des Ersten, dieser „Sphinx auf dem Zarenthron", wie ihn der Verfasser, dieses „Talma des Nordens", wie ihn andre genannt haben. Der bestrickend liebenswürdige, von seinen Zeitgenossen so sehr überschätzte Monarch, dem die Unwahrheit zur zweiten Natur geworden war, erscheint hier völlig unverhüllt, in seiner unergründlichen Verschlagenheit und Falschheit. — Ein ganz besonderes psychologisches Interesse darf die Studie über Michail Bakunin beanspruchen, diese markanteste Gestalt unter den russischen Revolutionären, weil sie dem deutschen Leser am ehesten einen Schlüssel zum Verständnis der russischen Volksseele zu bieten vermag. Denn Bakunin ist seinem Wesen nach keine vereinzelte Erscheinung, sondern ein echtrussischer Typus in seiner potenzierten Entwicklung. Er ist ein echter Vollrusse — körperlich und geistig stark, gewandt, liebenswürdig, hochbegabt — aber ohne eigentliche Vernunft, ohne feste Moral- und Ehrbegriffe, und vor allem ohne jede Fähigkeit des Maßhaltens. Auch sein Ausspruch „Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust" ist weniger in seinem philosophischen Anarchismus, als vielmehr in dem russischen Untergrunde seiner Natur geboren. — In dem Schlußabschnitt entwirft der Verfasser, nach einer psychologisch sehr feinen Charakteristik des in gewissen Kreisen ebenfalls sehr überschätzten Autokraten Nikolaus des Ersten, in großen Zügen ein Bild der politischen Entwicklung Rußlands von 1855 bis zur Gegenwart. Die wenig bemerkenswerte Persönlichkeit Nikolaus des Zweiten, den der Verfasser mit Recht als „verschlagen und falsch wie Alexander den Ersten" bezeichnet, wird hier nur flüchtig berührt. — Das kleine, hübsch ausgestattete Buch ist mit der Klarheit und Übersichtlichkeit geschrieben, die wir an Schiemann gewöhnt sind, dabei sehr unterhaltend, ohne dadurch an wissenschaftlicher Sachlichkeit etwas einzubüßen. *ph.*

Persien und die Persische Frage. Von Professor Th. Zaeger. Deutsche Orientbücherei Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Die von Ernst Jäckh herausgegebene Orientbücherei ist durch Zaegers Persien um ein wertvolles kleines Bändchen bereichert worden. Man möchte sagen, alles, was im öffentlichen Leben und besonders auch dem speziell für dieses Land Interessierten wissenswert erscheint, ist hierin in übersichtlicher Form gegeben. Wir dürfen das Buch mit um so größerer Freude begrüßen, als unsere Literatur über Persien, das durch die neueste politische Entwicklung mehr denn je uns nahe gebracht ist, wahrhaftig nicht groß ist, und die meisten der ausschlaggebenden Werke in englischer Sprache, wenn nicht gar vom englischen Standpunkt aus geschrieben worden sind. Gut ist vor allen Dingen die wirtschaftliche Bedeutung Irans betont und dargelegt. Den ständig steigenden Annexionsgelüsten Rußlands und Englands gegenüber kann Deutschlands Wunsch, wie der Autor

sehr richtig betont, nur sein, „nicht etwa sich als dritte Macht zwischen die beiden Brüder Rußland und England zu schieben, um unter Umständen einmal dort von beiden überfallen zu werden, sondern Deutschlands Ziel kann, wie in allen ähnlichen Fällen (Türkei, Marokko), allein ein starkes, unabhängiges Persien sein, mit gleichem Recht für alle." Für Deutschland und die Türkei müßte es nicht nur politisch, sondern auch kommerziell und auch militärisch ein kaum in seinen Folgen auszudenkender Fehlschlag sein, wenn etwa vom Kaukasus nach dem Persischen Golf ein russisch-englischer oder ein rein russischer Vorhang vorgezogen wäre. Schon die Bagdadbahnfrage wird heute für uns zu einer persischen Frage. Wenn wir um den Platz an der Sonne kämpfen, so müssen wir auch in Persien um ihn kämpfen. Ob allerdings für uns schon jetzt derartige Positionen zu erreichen sein werden, wie Jaeger sie wünscht — zum Beispiel S. 142 — „der Endpunkt der Bagdadbahn müßte nicht Basrat und nicht Koweit sein, sondern er müßte mindestens Bender-Abbas werden" —, steht bei der bekannten Golf-Politik der Engländer auf einem andern Blatte. Doch dies ist ja schließlich auch nur Zukunftsmusik. Eins steht fest — Persien ist für uns und unsere türkischen Bundesgenossen wichtig und wird es von Tag zu Tag mehr. Deshalb sollen wir nicht versäumen, uns in jeder Weise über dies Land zu orientieren. Eine gute Hilfe dazu finden wir in Jaegers Buch. *πφ.*

Die wirtschaftlichen Fragen der Zeit. Von Ökonomierat Dr. phil. h. c. Hoesch, M. d. H. d. A. Berlin, Reimar Hobbing. 1916.

Ein Buch, das zur rechten Zeit kommt und in verständiger und verständlicher Weise unsere wirtschaftliche Lage vor und im Kriege darlegt! Es will vor allem das Mißverstehen, das zwischen den einzelnen schaffenden Ständen des Reiches obwaltet, durch ruhige gründliche Darlegung der Tatsachen klären. Es bekennt, daß wir im Vergleich zu früheren Kriegen und zu unsern Gegnern uns im allgemeinen auch wirtschaftlich unverhofft gut gehalten haben, spart aber auch nicht mit einer gesunden Kritik an den Fehlern, die begangen wurden. Es kritisiert diese ausführlich, um positive, praktische Vorschläge daraus zu folgern, die zu Besserung der Lage dienen können. Beherzigen sollte man vor allem den Satz: „Vieles wäre anders, wenn an Stelle aufreizender Schlagworte und nicht begründeter Anschuldigungen dem deutschen Volke ein rein sachlich bearbeitetes wirtschaftspolitisches Material vorgelegt würde, welches, der allgemeinen und der politischen Vorbildung angepaßt, zur Bildung eines richtigen Urteils bei jedermann wesentlich beitragen dürfte. Denn der Mann des praktischen Lebens weiß im allgemeinen, wenn er sich nicht getäuscht fühlt und nicht in Erregung versetzt wird, mit schlichten Tatsachen gut abzufinden" (S. 84). Mit Recht sieht er im Unterlassen der wirtschaftlichen Vorbereitungen für den Fall eines Krieges (obwohl sie der Sozialist v. Vollmar schon 1879 anregte und der Konservative v. Kanitz sie 1894 dringend beantragte), die Wurzel alles Übels und fordert — wahrlich eine dringende Forderung! — eine gründliche Sammlung des wirtschaftlichen Materials, damit die Produktion der Nahrungsmittel für die Dauer des Krieges und darüber hinaus sichergestellt werde. Was hilft eine noch so musterhafte Nahrungsmittelverteilung, wenn die Nahrungsmittelproduktion erschwert und lahmgelegt wird! Denn „es nutzt in der Stunde des wirklichen Mangels kein Reichtum der Welt, die fehlenden Nahrungsmittel herbeizuschaffen, auch wenn man dann, wie es jetzt schon im beschränkten Maße geschieht, die Millionen und Milliarden ins Ausland zu werfen bereit sein wird. Mit einem Bruchteil solcher Summen könnte bei rechtzeitiger Anregung der Produktion eine weit größere Nahrungszufuhr aus dem Inlande sichergestellt werden". Es ist ein hoher Vorzug des Buches, daß es Landwirtschaft, Industrie und Handel, Nährstand, Wehrstand und Verkehrsstand gerecht in ihrer Bedeutung für das Volk und Vaterland abwägt, von einer höheren Warte als von den Zinnen der Partei! *ενσ.*

Von der Hacke zum Pflug. Von Professor Dr. Ed. Hahn. 124 S. in 8°. Leipzig, Quelle und Meyer.

Wie Bücher und List gemeinhin als Verfechter und Begründer der sogenannten Wirtschaftsstufentheorie gelten, so möchte man Ed. Hahn als Begründer einer neuen Stufenleiter der Bodenbewirtschaftung ansprechen. In einem handlichen Büchelchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" entwickelt der bekannte Gelehrte in knapper Form seine Theorie. Er widerspricht zunächst der Anschauung, die den Feld- und Ackerbau auf die unterste, das heißt früheste Stufe der Bodenbewirtschaftung setzt. Nicht der Ackerbau kann mit seinen immerhin schon komplizierten Gerätschaften (Pflug), für deren Betätigung nicht selten sogar tierische Kraft in Anspruch genommen wird, die Urstufe sein. Er setzt den Gartenbau vielmehr an seine Stelle und begründet diese Ansicht nicht nur durch Zitate aus der Bibel, sondern auch durch Lebensbeschreibungen von Völkern,

deren Bodenwirtschaft heute noch auf einer der primitivsten Formen steht. So kommt auch, was hochinteressant ist, die Kunde der Jesuiten wieder zur Geltung, die Südchina einst als ein paradiesisches Gartengefilde schilderten, wogegen namentlich der Göttinger Kulturhistoriker Meiners (um 1800) scharf Front machte. Was Hahn uns sonst über die frühesten Formen der Bodenwirtschaft berichtet, was er von der originellen Tätigkeit der Sammler (Buschleute) und von der alten geachteten Stellung der Frau (Matriarchat) erzählt — wie er mit verschiedenen überholten und eingewurzelten Anschauungen aufräumt, das ist alles höchst lehrreich zu lesen. Wir möchten dem Büchelchen namentlich in den gebildeten Kreisen unserer landgesessenen Bevölkerung weiteste Verbreitung wünschen. *nyd.*

Romantische Porträts aus Niedersachsen. Von Joachim Kühn. (Hannoversche Volksbücher, Band 7.) Hannover, Friedrich Gersbach.

Diese Porträts aus der hannöversch-braunschweigischen Geschichte hat eine feine Feder gezeichnet, der man, hie und da sogar in einzelnen Wendungen des Stiles, die französische Schulung anzumerken glaubt. Wir sehen in bunter Folge manch ein außergewöhnlich bewegtes Menschenleben gedeihen und enden, das sich an die niedersächsischen Fürsten und Lande knüpft, sehen Eva v. Trott, die Geliebte Herzog Heinrichs von Wolfenbüttel, auf des Herzogs Burgen sich bergen, um nach langen Jahren heimlicher Liebe und nach Geburt von zehn Kindern von ihm verlassen zu werden, sehen die Hugenottin Eleonore Desmier d'Olbreuse ihre ehrgeizigen Pläne verwirklichen (ihre Enkel und Urenkel bestiegen Preußens und Großbritanniens Throne) und sehen Türken und Türkinnen an welfischen Höfen zu Ehren kommen — wenn auch nicht alle. Demgegenüber berührt tragisch das Schicksal einer welfischen Prinzessin, Charlotte von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Schwiegertochter Peters des Großen — viel tragischer und so ganz anders, als es nachmals in Le Bossus Legende und in Zschokkes „Prinzessin von Wolfenbüttel" der Nachwelt weitergedichtet wurde. Den „Fall Linsingen", der eine Zeitlang ebenfalls für eine Tragödie gehalten wurde, auch von ernsthaften Gelehrten, und die bizarre Figur des Dominus Vincentius de Magno Cavallo, Civis Curlandiensis, Civis Schöpfenstadiensis usw., verweist der gewissenhafte Forscher und Erzähler dagegen ins Gebiet der Pathologie. Den Schluß bildet eine ausführliche Darstellung Klindworths, des geschmeidigen Glücksritters und politisch-erpresserischen Abenteurers, der allen möglichen Potentaten immer neue und immer größere Geldsummen durch seine Manöver zu entlocken wußte — gewiß das bunteste und bewegteste Gemälde in dieser bunten Sammlung interessanter Gestalten, die der Verfasser nach vielen, zum Teil bisher unerschlossenen Quellen sorfältig wiedergegeben hat. *evσ.*

Vlämische Dichtung. Eine Auswahl im Urtext und in Übersetzung. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Man kann darüber streiten, ob es eine politische Klugheit war, diese Sammlung gerade jetzt und gerade in dieser Form herauszugeben. Sie wird in weiten vlämischen Kreisen die Befürchtungen vor hochdeutscher Auffaugung, die schon in reichlichem Maße bestehen, noch lebhafter machen. Dem ist entgegenzuhalten, daß die unglaubliche Gleichgültigkeit der Deutschen gegen die vlämische Sprache und Eigenart kaum besser und schöner behoben werden kann als gerade durch diese Form, die neben die hochdeutsche Übersetzung den vlämischen Urtext in gotischen Lettern setzt. Wenn denn einmal das Interesse der Deutschen auf die Vlamen gelenkt werden darf, so könnte es zu keiner Zeit und durch keine Form wirksamer und würdiger geschehen. Die Übersetzung (wohl größtenteils von dem ungenannten Herausgeber stammend) wird den verschiedensten vlämischen Dichtern der Gegenwart und Vergangenheit (wie René de Clercq, Guido Gezelle, Emanuel Hiel, Ledeganck, Pol de Mont, Albrecht Rodenbach u. a.) gerecht und ist nach Klang und Sinn gut ausgefallen. Selbst der niederdeutsche Leser, dem im ganzen der vlämische Urtext tiefer zu Herzen spricht, wird an der geschickten und feinfühligen Verhochdeutschung seine Freude haben. Dem Buch ist eine weite Verbreitung und eine baldige Neuauflage zu wünschen, für die eine genaue Durchsicht der vlämischen Texte zu empfehlen wäre. *evσ.*

Uhlands Briefwechsel. Im Auftrage des Schwäbischen Schillervereins herausgegeben von Julius Hartmann. Teil 3. 4. (Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins, Band 6. 7.) Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1914. 1916.

Es sind vier Jahre, seit wir den zweiten Band von Uhlands Briefwechsel in diesen Blättern anzeigen konnten; jetzt, nach fünf Jahren von seinem Anbeginn an — und was für Jahren —, liegt das große Unternehmen mit seinem vierten Bande vollendet vor

uns; über dreitausend Nummern samt allem reichlich bemessenen Zubehör auf über achtzehnhundert Seiten ausgebreitet, typographisch unter Weglassung von allem Überflüssigen. Das ist alles geleistet worden unter den erschwerenden Umständen des Riesenkrieges, der wenige Wochen nach Vollendung des dritten Bandes begonnen hat. Man kann davon nicht ohne Dank, der schwäbische Landsmann nicht ohne Stolz reden. Wenn jeder der vier Bände durch die Zeiten, die er umfaßt, bei aller Einheit des Grundgepräges sein eigentümliches Interesse erhalten hat, so dreht sich die Korrespondenz des dritten, der von 1834 bis 1850 reicht, großenteils um die Studien teils noch für den ersten Band der „Sagenforschungen", teils, und noch mehr, um die ausgedehnten Studien für die Volksliedersammlung und die Reisen durch ganz Deutschland, die Uhland für dieses große Werk gemacht hat, bis im letzten Viertel des Bandes dieses Interesse durch das politische der Jahre 1848 bis 1850 verdrängt wird. Die Stürme dieser Zeit wehen auch noch in den vierten Band hinein, vor allem durch das Nachspiel der Ablehnung des preußischen und des bayerischen Ordens; dann aber das Idyll der ruhigen Jahre rüstigen Alters, auch durch den Krieg von 1859 nicht wesentlich gestört, der ganz Süddeutschland aufwallen ließ, ausgefüllt vor allem durch die prächtigen Studien zur schwäbischen Altertums- und Sagenkunde, in denen der Fleiß des Forschers sich mit dem Blick und Gemüt des Dichters paart; bis dann der fünfundsiebzigste Geburtstag 1862 die Verehrung von ganz Deutschland vielstimmig zum Worte kommen läßt. Von dem hier ausgebreiteten Reichtum war manches schon bekannt, das bedeutendste durch das unverwelklich frische Gedenkbuch von Uhlands Witwe; manches davon ist aber jetzt vollständiger gegeben, anderes ist ganz neu, und alles ist mit einer Genauigkeit und Sicherheit erläutert, die einem immer wieder Staunen abnötigt, auch wenn man längst weiß, welch genauer Kenner auch der entlegensten schwäbischen Dinge der Herausgeber ist. Es ist schwer, und es ist auch hier nicht der Ort dafür, Einzelheiten aus dem großen Reichtum herauszuheben. Auf einiges darf kurz hingewiesen werden. Das sind einmal die vielen glänzenden Namen von Männern, mit denen wir Uhland, wie nicht anders zu erwarten, im Verkehr sehen: Männern der Dichtung wie Lenau, Freiligrath, Hebbel, oder der Forschung wie Laßberg, die beiden Grimm, Lachmann, Haupt, F. Wolf, und andere mehr; dazu Uhlands Verleger Cotta, der nicht nur alljährlich, öfters häufiger, eine neue Auflage der Gedichte anzukündigen hat, sondern auch rein gelehrte Werke willig in seinen Verlag übernimmt. Ein schöner Zug, den wir schon früher hervorzuheben hatten, ist Uhlands bereitwillige Mildtätigkeit; auch in den zwei letzten Bänden erfahren wir von Wohltaten, die er gespendet hat, von bekannteren Namen an Maßmann und an Helmine von Chézy; für öffentliche, zumal politische Zwecke ist er immer unter den freigebigsten Schenkern, öfters auch mit an der Spitze der Sammler. Um so zurückhaltender ist er, und dazu ist ihm gewiß zu seiner stillen Verzweiflung immer mehr Gelegenheit geworden, wenn junge Dichter oder solche, die es sein wollen, sich an ihn wenden. Grob, verletzend ist er nie, höflich ablehnend oft, einfach lobend selten; die Aufforderung, einen Verleger zu gewinnen, lehnt er zumeist bestimmt ab; vor allem aber rät er stets zu einem bürgerlichen Berufe. Gescholten hat ihn gewiß mancher dafür; solche, die ernsthafter zu nehmen waren, werden's ihm gedankt haben. Nicht minder weigert er sich stets, erschienene Bücher zu rezensieren; auch den Beitritt zum Deutschen Dichterverein und zu Gervinus' Deutsche Zeitung hat er abgelehnt. Mit der strengen Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit verbindet sich da bei ihm eine gewisse Scheu, nachdem er oft genug mit Einsetzung der ganzen Person seine Schuldigkeit getan, nun auch noch in Kleinigkeiten sich zu zersplittern und seinen berühmten Namen als Lockvogel auszuhängen. Es ist derselbe Mann, der an den bewährten Patrioten Frisch, der ihn 1849 auffordern wollte, an Duvernoys Stelle Minister des Innern zu werden, geschrieben hat: „kein Zoll zu einem Minister"; derselbe große Dichterkünstler, der sich nicht scheut, auf dem Gebiet andrer Künste seine Laienschaft zu betonen, und mehrmals sagt, er sei nicht einmal der Musiknoten kundig. — Wie die früheren Bände, so enthalten auch die zwei letzten mehrere bildliche Darstellungen. Es sind zumeist Bildnisse Uhlands selbst (in Band 3 und 4 ein Dutzend), auch seiner Frau; dann solche von Kerner, Mayer, Schwab, von G. v. Cotta, Franz Pfeiffer, Varnhagen; eine Ansicht von Uhlands letztem und langjährigem (1836—1862) Tübinger Wohnhaus. — Diese Anzeige gestaltet sich ungezwungen zu einer Huldigung für den greisen Herausgeber Julius Hartmann. Er hat in den letzten Jahren öfters die Besorgnis ausgesprochen, ob es ihm wohl gegeben sein werde, das Werk zu vollenden. Nun ist er am 22. Mai 1916 ein Achtziger geworden und hat es vollendet. Für den Schwaben ist es mehr als ein Werk über Uhland: eine unermeßliche Fundgrube von Kenntnissen über alle möglichen schwäbischen Dinge und Personen; für den Verehrer Uhlands ist es die Krönung des Werkes, das Hartmann 1898 in seiner Ausgabe von Uhlands Tagbuch und in der mit dem unvergeßlichen Erich Schmidt unternommenen

kritischen Ausgabe der Gedichte begonnen hat. Ὦ χαῖρε, χαῖρε! Es darf aber auch ein Wort gesagt werden über den jungen Beihelfer Walter Reinöhl, der vor fünf Jahren über Uhland als Politiker gehandelt und seither bei Hesse eine Ausgabe Uhlands mit Berücksichtigung der verschiedensten Seiten seiner schriftlichen Äußerung veranstaltet hat. Von ihm stammt auf zweiundsiebzig eng bedruckten Seiten das sehr notwendige Register zu allen vier Bänden der Briefsammlung. *qo.*

Aus sonniger Kindheit. Briefe von Moritz Seebeck. Mit acht Bildertafeln. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 1916.

„Diese Briefe sind ein Bild deutschen Familienlebens, wie es schöner nicht gedacht werden kann," heißt es in der Einführung des gemütvollen Büchleins, dessen Ertrag zur Schaffung einer Freistelle in der Kaiserin-Augusta-Stiftung verwendet werden soll. General Gustav v. Seebeck, gestorben 1914, war Kurator dieser Stiftung. Die Briefe seines Vaters, des bekannten Pädagogen und Staatsmannes Moritz Seebeck, der den Prinzen Georg, späteren Herzog in Meiningen, erzog und von der kleinen Residenz aus an seine Mutter nach Berlin berichtete, haben eine geradezu volkstümliche Bedeutung; hat doch das deutsche Volk von jeher für die Entwicklung seiner hervorragenden Männer Interesse übrig gehabt. Die ernste Zeit, in der wir stehen, lehrt uns mehr denn je die Wurzeln unserer Kraft erkennen. Deutsches Gemüt und deutsche Bildung, deutscher Fleiß und deutsche Treue, wenn sie so gewissenhaft, so liebevoll und unermüdlich in die jungen Seelen verpflanzt werden, wie das Moritz Seebeck bei seinen Kindern tat, so ist es kein Wunder, daß dabei ganze Persönlichkeiten vorbildlich heranblühten. Das reizendste Kinderbuch ist aber doch ein ernster pädagogischer Wegweiser; gerade durch die Lichtfülle, die ihm entströmt, läßt es die Schatten unserer jetzigen Erziehung mehr hervortreten. Kenntnisse allein geben noch nicht die wahre Bildung, Wissen allein gibt noch nicht die wahre Wissenschaft, sondern Bildung „ist ein Geschenk, welches wir aus warmer Hand empfangen, ist Tradition, lebendige Überlieferung, Erbe und Besitz, und dazu braucht es die Familie, das Zusammenwirken von Vater und Mutter, die die Grundpfeiler bilden von Heimat und Vaterland. *βσ.*

Heinz Kirchner. Roman von Adalbert Meinhardt[1]). Fünfte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Adalbert Meinhardts kleiner Roman „Heinz Kirchner", der zuerst 1893 in der „Deutschen Rundschau" erschien und eben zum fünften Male neu aufgelegt wird, ist niemals ein Modebuch gewesen. Aber er wirkt nunmehr ein Vierteljahrhundert lang stetig fort, weil seine Grundmelodie, das Lied vom hohen Mutterglück, lauter und stark ist. Frau Emma Kirchner berichtet ihrer Mutter, wie sie das Leben ihres Heinz mitlebt von seinem ersten sonnigen Lächeln über Jahre des mühelosen Lernens, des gottgesegneten Gelingens im eigenwillig erwählten Beruf und der ebenso eigenwillig erkämpften Liebe bis zu dem Tage, da der weltberühmte junge Arzt, der Märchenprinz aus Sonnenland, seine hellen Augen für immer schließt. Mag sein, daß dieser Heinz allzusehr als Traumheld geraten ist und seine Erfolge den Skeptiker lächeln machen; aber was an mütterlicher Kraft in den Frauen lebt, ahnendes Schauen in die Zukunft, jauchzendes, selbstvergessenes Mitleben, verständnisvolles Beiseitetreten und stets hilfsbereites Beichtigertum, jubelnder Stolz und demütige Resignation: sie wachsen hier zu einem brausenden Akkord zusammen. So eindringlich und echt, daß man angesichts dieser Dichtung, deren Briefform künstlerisch notwendig aus dem Thema hervorwächst, an ein köstliches Kunstwerk der Wirklichkeit denken muß, die stolz-demütigen Briefe der Frau Rat. Daß just ein alterndes Fräulein (Marie Hirsch-Meinhardt wurde am 12. März 1848 in Hamburg geboren und starb dort am 17. November 1911) dieses mütterliche Buch geschrieben hat, zeugt klar von ihrem Vermögen, sich in ein fremdes Schicksal kraftvoll einzuleben. Meinhardts ganzes Schaffen mit ihren Vorzügen und Mängeln leitet sich aus dieser Kraft

[1]) 1. Reisenovellen, 1885. 2. Reise- und Heimatsnovellen, 1891. 3. Das blaue Buch, 1892. 4. Heinz Kirchner, fünfte Auflage, 1916. 5. Mimen, 1895. 6. Das Leben ist golden, 1897. 7. Stilleben, 1898. 8. Allerleirauh, 1900. 9. Mädchen und Frauen, 1903. 10. Frau Hellfrieds Winterpost, 1904. 11. Glücksuchende Menschen, 1907; sämtlich bei Gebrüder Paetel, Berlin. 12. Vier Novellen, 1887. 13 Weshalb? 1888; beide bei George Westermann, Braunschweig. 14. Norddeutsche Leute, 1895. 15. Catarina, 1901; beide Verlag Concordia, Berlin. 16. Favara, 1907 bei Georg Wigand, Leipzig. 17. Wie Mona Lisandra ihr Kind lieb hat, 1910 in Westermanns Monatsheften. 18. Reim Richers, 1912 bei Hesse und Becker, Leipzig. 19. Aus aller Herren Ländern, 1912 im Xenienverlag, Leipzig.

Die eingeklammerten Ziffern des Textes verweisen auf die Nummern der vorliegenden Fußnote.

ab. Ihr hoher Stoffreichtum wurzelt hier, ihre Fähigkeit, unsere Teilnahme stets aufs neue zu wecken, ihre Lust, mit der eigenen Zeit verständnisvoll und künstlerisch angeregt mitzugehen. Wenn es ihr andererseits nur selten gelingt, im tiefsten zu erschüttern, weil man das Herz des Dichters kaum je bloßliegen sieht, wenn sie uns wohl helles Glück und lastendes Weh, nie aber aufwühlende Not oder stürmenden Kampfestrotz vorzuführen vermag, Leidenschaften, die insgemein aus des Dichters eigener Brust strömen, so fließt die Schuld daran aus der gleichen Quelle. Auch der Stil und die Kunstform der Meinhardtschen Dichtung, die Novelle, hängen mit dieser ihrer Schaffensweise zusammen: Wie sie von der Anschauung, sei es eines Ortes, einer Situation oder eines Menschen ausgeht, so hält sie die Anschauung auch in der Darstellung fest; Sprachklang und Satzbau, die Art zu reden und sich zu geben sind, was das örtliche und zeitliche Kolorit anlangt, echt und wahr, zugleich aber auch warm und persönlich, weil eben die Dichterin das fremde Geschick wie ein eigenes fühlt. Beispielsweise mutet uns eine ihrer ersten Erzählungen, die in Heyses „Novellenschatz" aufgenommene „Frau Antje" (1), wie eine Verdichtung des Erlebnisses „Holland" an, so treu sind die steife Zierlichkeit und die sachliche Verstandeskühle dieses Volkes in Handlung und Stil eingegangen. Andere Erzählungen wieder, Erstling „Schloß Polia" (1) 1884 oder ihre letzte Dichtung „Mona Lisandra" (17), verankern ein Liebesgeschehnis nicht nur äußerlich, sondern mit allen Seelenwerten in der Renaissance, und noch mehr beherrscht von dem Charakter jener großen Zeit sind die beiden merkwürdigsten Werke unserer Dichterin, die Heiligenlegende „Catarina" (15) und das Trauerspiel „Favara" (16). Die Glut frommer Hingabe dort und die Leidenschaft unheilvoller Liebe hier haben, trotzdem Adalbert Meinhardt der eigentlich lyrischen Begabung ermangelte, eine dichterisch anmutende, objektive Lyrik gezeitigt, die vom Rhythmus der Ereignisse und des innerlich erlebten Zeitalters getragen wird. — Derart befähigt, sich in ferne Gegenden und Jahrhunderte zu versetzen, gestaltet die Dichterin begreiflicherweise auch die Stimmung ihrer eigenen Gegenwart und Heimat zwingend und farbensatt; ja hier erwuchsen, weil sich Selbst- und Miterleben notwendig miteinander verbanden, ihre besten Leistungen: außer dem „Heinz Kirchner" die Novellen „Weshalb?" (13), „Im Nonnengarten" (13), „Ein Regentag" (2), „To Hus is best" (14), „Seine Frau" (9), „Eine Trauung" (11) und der Roman „Reim Richers" (18). Nicht nur Schauen, auch Wollen und Wirken sind in diesen Heimatdichtungen zu spüren, die beiden Romane leisten nach Art andrer starker Frauenbücher, etwa der „Letzten Reckenburgerin" oder des „Gemeindekindes", auch ordentliche Männerarbeit: Der Kirchner tritt fest und mit guten Gründen in seinem wie in Meinhardts Namen für die Gründung einer Universität in Hamburg ein. Reim Richers aber möchten die reichen Kaufmannssöhne lehren, wie man sich sein Erbe auch erarbeiten müsse, um wahrhaft reich zu sein. Seit der Jahrhundertwende ungefähr wendete sich Frau Meinhardt, von modernen Mustern angeregt, auch der Darstellung zusammengesetzter oder brüchiger Charaktere zu [„Ein Kopf von Hellen" (8), „Der Besuch" (8), „Wilhelm Brandts Ehe" (11)]. Nicht zu ihrem Vorteil, muß man sagen. Wo sie aber die ihrer Art angemessenen Themen behandelt, das Verhältnis von Mutter und Tochter, von Freunden und Geschwistern, das rätselvolle Keimen und oft noch rätselhaftere Welken der Liebe, die seltsame Relativität des Glückes, Verzichten und Zurseitestehen, Kraft und Schwäche des Weibes — da ist sie Menschenschöpferin wie der Besten eine; mag auch (und als Novellistin hat sie das Recht dazu) über die Herausarbeitung des Reinmenschlichen die soziale Bedingtheit der Gestalten unbeachtet bleiben. Ihre eigenen Schicksale liegen zwar nur der einen Erzählung „Stilleben" (7) merklich zugrunde, trotzdem aber fühlen wir aus den Gestalten die Persönlichkeit der Dichterin deutlich heraus: um in der Darstellung so sachlich zu bleiben und dabei doch den Unterstrom warmer Teilnahme nicht zu unterdrücken, um einen so weiten Kreis von Stoffen künstlerisch zu beherrschen, dazu gehört eine freie, klarblickende Frau. Adalbert Meinhardt „lehrt" ebensowenig wie ihre große Freundin Ebner-Eschenbach; aber indem sie jenes tief-mütterliche Verstehen, das Frau Kirchner ihrem Heinz beweist, auf alle ihre Geschöpfe, die Guten wie die Strauchelnden, Erfolgreiche und Geschlagene ausdehnt, verkündet sie uns am eindringlichsten jenes Begreifen, das die wahre Güte ist. Freilich würdigt man sie nur unvollkommen, wenn man sie lediglich als Erzählerin beachtet. Die Grundlage ihres Wesens und ihrer Bildung tritt eigentlich erst in ihren Aufsätzen ganz zutage, die sie besonders in der „Nation" veröffentlicht hat, und die jetzt in der knappen Auswahl „Aus aller Herren Ländern" (19) in Buchform vorliegen. Ihr rastloser Eifer, auf Fahrten durch alle Welt, aus Kunst und Wissenschaft aller Völker und Zeiten zu lernen und sich immer Neues zu erobern, paaren sich hier mit der leichten und anmutigen Darstellung zu dem Gesamteindruck, daß Adalbert Meinhardt als Mensch und Künstlerin Echtes und Dauerndes zu geben hatte und es verdient, dankbar in Ehren gehalten zu werden. «x.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Otto. — Dipika des Nivasa. Eine indische Heilslehre. Aus dem Sanskrit. Von D. Rudolf Otto, Professor an der Universität Breslau. 84 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Petzet. — Der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. Mit zwei Bildnissen. 206 S. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1916.

Pietsch. — Deutscher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zum Werden und Wesen unserer Muttersprache gesammelt und erläutert von Paul Pietsch. Zweite, erheblich erweiterte Auflage. 715 S. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 1915.

Probst. — Belgien. Eindrücke eines Neutralen. Von Eugen Probst, Architekt in Zürich. Mit 6 Stadtplänen und vier Ansichten nach alten Originallithographien. 86 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Raché. — Wofür kämpfen die Engländer? Englands Politik im Urteil der Neutralen. Von Dr. Paul Raché. 28 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Ratzka. — Blaue Adria. Eine Symphonie der Jugend. Roman von Clara Ratzka. 275 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1916.

Reiner. — Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. Von Dr. Julius Reiner. 80 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbandlung. 1916.

Rohan. — Die richtige Ansicht über die Entstehung der menschlichen Handlungen. Von Karel J. Rohan. 78 S. Prag, J. Pelcl. 1916.

Roelli. — Verse des Hans Roelli. 60 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Römling. — Wie verhalten wir uns nach dem Kriege? Zeitgemäße Betrachtungen von Rolf Römling. 61 S. Oldenburg i. Gr., Schulze'sche Hof-Verlagsbuchhandlung. O. J.

Rüderer. — Das Erwachen. Ein Münchener Roman bis zum Jahre 1848. Von Josef Rüderer. 430 S. München, Süddeutsche Monatshefte. 1916.

Salomon. — Britischer Imperialismus von 1871 bis zur Gegenwart. Von Dr. Felix Salomon, Universitäts-Professor in Leipzig. 36 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. O. J.

Salus. — Sommerabend. Neue Prosa. Von Hugo Salus. 151 S. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1916.

Scapinelli. — Von der Adria bis zum Ortler. Kriegsberichte von der österreichisch-italienischen Front. Von Carl Graf Scapinelli. Mit 8 Bildern. 136 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Schaube. — Kriegs-Epigramme. Denkzettel für England und sein Gefolge. Von Dr. Schaube-Brieg, Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. 167 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1916.

Schiemann. — Russische Köpfe. Von Dr. Theodor Schiemann, Professor der Geschichte an der Universität Berlin. 247 S. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Scholz. — Reise und Einkehr. Von Wilhelm von Scholz. Mit acht Bildern. 160 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1916.

Schramek. — Vierzig Wochen Heimatkunde. Von Josef Schramek. 129 S. Prag, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Schremmer. — Die deutsche Schule auf deutscher Grundlage. Von Wilhelm Schremmer. 171 S. Leipzig, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. 1916.

Schulter. — Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten. Mit einer Karte. 17 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Schulz. — Arbeiterkultur und Krieg. Von Heinrich Schulz, M. d. R. 32 S. Berlin, Buchhandlung Vorwärts Paul Singer G. m. b. H. 1916.

Sebring. — Meine M. G. K. Kriegserlebnisse in Ostpreußen. Von Herbert Sebring. 198 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Solomonica. — Herr Heckfisch. Erzählung von Alexander Solomonica. 185 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Spiero. — Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero, Dozenten der Literaturgeschichte an der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu Hamburg. Zwette Auflage. 161 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Steindorff. — Kriegstaschenbuch. Ein Handlexikon über den Weltkrieg. Herausgegeben von Ulrich Steindorff. Mit 5 Karten. 346 S. Leipzig, B. G. Teubner. 1916.

Strauch. — Gesundheitspflege des Schulkindes. Ein Vortrag von Dr. Friedrich Wilhelm Strauch. 32 S. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, Verlag m. b. H. 1916.

Strupp. — Ausgewählte diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage. Zusammengestellt und erläutert von Dr. Karl Strupp, Mitherausgeber des Jahrbuchs des Völkerrechts. 319 S. Gotha, Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1916.

Sulger. — Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. Emil Sulger-Gebing, München. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Bildnis des Dichters. 146 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner 1916.

Tews. — Die deutsche Einheitsschule. Freie Bahn jedem Tüchtigen. Im Auftrage des Geschäftsführenden Ausschusses des Deutschen Lehrervereins. Bearbeitet von J. Tews. 104 S. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1916.

Thimme. — Vom inneren Frieden des deutschen Volkes. Ein Buch gegenseitigen Verstehens und Vertrauens. Herausgegeben von Friedrich Thimme. 2 Bände. 574 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Thoma. — Das Aquarium und anderes. Von Ludwig Thoma. 117 S. München, Albert Langen. O. J.

Thüringen. — Thüringen. Ein Berater für Wanderungen, bei Auswahl von Sommerfrischen und Kurorten, sowie bei dauernder Ansiedelung in Thüringen. Mit 170 Abbildungen und einer Karte. 116 S. Gotha, Thüringer Verkehrs-Verband. 1916.

Torge. — Kaiser, Volk und Totentanz. Gedichte von Elie Torge. 70 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1916.

Trentini. — Unser Verhältnis zu Italien. Von Albert von Trentini. (156. Flugschrift des Dürerbundes.) 23 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Vaërting. — Der Tod des Prinzen von Vitala. Drama von M. Vaërting. 59 S. Berlin-Zehlendorf, Hermann Krüger. O. J.

Viebig. — Kinder der Eifel. Von C. Viebig. 201 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Vowinckel. — Die göttliche Antwort. Tragödie von Ernst Vowinckel. 84 S. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1916.

Vowinckel. — Echo der Stille. Gedichte aus der Kriegszeit. Von Ernst Vowinckel. 58 S. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1916.

Vowinckel. — Der falsche Prophet. Tragödie von Ernst Vowinckel. 75 S. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1916.

Vowinckel. — Die graue Wolke. Zwei Novellen. Von Ernst Vowinckel. 94 S. Berlin, Leonhard Simion Nachf. 1916.

Walzel. — Ricarda Huch. Ein Wort über die Kunst des Erzählens. Von Oskar Walzel. 116 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Warneck. — Klänge aus dem bayerischen Hochland. O du Heimatflur! Naturstimmungen. Von Eugen Warneck. Heft 2. 30 S. Danzig, A. W. Kafemann G. m. b. H. 1916.

Wasmann. — Ernst Haeckels Kulturarbeit. Von Erich Wasmann S. J. 54 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1916.

Wassermann. — Die irrende Sehnsucht des Valentin Just. Ein Künstlertraum. Von Stefan Wassermann. 42 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Niederdeutsche und Niederländer. II.

Von

Franz Fromme.

7.

Trotz ihrer Verteilung auf verschiedene Bundesstaaten und bei aller Verschiedenheit ihrer Mundarten lassen sich die Plattdeutschen in der völkischen Politik doch eher als eine Einheit ansehen denn die Niederländer: Die Niederdeutschen, die zwei bis drei Jahrhunderte Zeit hatten, sich in das Hochdeutsche als ihre Kultursprache einzuleben, die ihr Denken an sie gewöhnten und an ihr schulten und in dieser Einheitssprache lange den Vorläufer und das Sinnbild vaterländischer Einigkeit sahen, haben unter diesem einenden Gedanken zu lange gelebt, um nicht durch seine Verwirklichung — mag sie auch 1871 anders gekommen sein, als sie früher wünschten — sich zu einer Einheit verschmolzen zu fühlen. Und das Bewußtsein dieser Reichseinheit ist durch das feinnervige Gewebe der sozialen Gesetzgebung, durch die Armee und Reichsflotte und vor allem durch die konzentrierte Bedrohung von seiten der Ententemächte in der kurzen Zeit dieser letzten Jahrzehnte gewaltig erstarkt — besonders nach außen hin.

Anders die Niederländer. Sie gehören heute drei verschiedenen Staaten an, und diese drei Gruppen, Holländer, Vlamen und Südafrikaner, sind zu sehr voneinander getrennt, um in absehbarer Zeit ein Staatswesen zu bilden. Niederdeutsch-niederländische Beziehungen bedeuten daher ein dreifaches: Beziehungen zwischen Holländern und Plattdeutschen, Beziehungen zwischen Vlamen und Plattdeutschen und Beziehungen zwischen Buren und Plattdeutschen. Diese drei Fäden sind recht verschieden voneinander, obschon der großniederländische Gedanke anfängt, einen einzigen Faden aus ihnen zu spinnen.

Holland, als Kolonial- und Handelsmacht groß geworden und auch heute noch als Handels- und Kolonialmacht tätig, seit drei Jahrhunderten im Besitz einer eigenen Kultursprache, eigener Universitäten, steht in diesen Jahrhunderten als eigener Staat da mit seinen eigenen Formen. Die Beziehungen zwischen ihm und den Niederdeutschen sind bei aller Verwandtschaft und allen Handelsverbindungen nie wieder so intim geworden wie vor Entstehung dieses Staates, als noch Kampen, Stavoren, Amsterdam u. a. mit Lübeck, Wismar, Danzig

ihr Bündnis hatten und die Hansekriege führten. Der Niederdeutsche vor und nach Gründung des neuen Deutschen Reiches blickte wohl zu Holland empor wie zu einem erwachsenen und etwas fremd gewordenen Bruder, sah in den Rembrandt, Ruysdael, Everdingen, Pieter de Hoogh und anderen etwas wie den künstlerischen Ausdruck seines eigenen Fühlens, benutzte sogar im gemeinsamen Grenzgebiet eine Zeitlang die ausgebildete Beschavingstaal dieses älteren Bruders als Kirchensprache —, aber von Holland zu den Plattdeutschen herüber kam selten ein Ton, der zu gemeinsamer Arbeit ermuntert hätte. Der holländische Bruder hatte sich sein eigenes Haus gebaut, mit allen Bequemlichkeiten und größter Sauberkeit eingerichtet, und wenn sich der plattdeutsche Bruder einmal unterfing, diesem Hause zu nahen, mit einem Bauernkittel angetan, und etwa gar zur Tür hereinkam und dabei vergaß, sich die Füße abzutreten, so zog der Hausherr meist vor, nicht zu Hause zu sein; es war ihm natürlich peinlich, solch einen Bruder zu haben, der beim hochdeutschen Rivalen in die Lehre gegangen war und sein Niederdeutschtum, wenn er es überhaupt zeigte, mit gewissen ungeschliffenen Ausdrücken und Manieren verband. Auch den ihm näher stehenden vlämischen Bruder, der 1830 unbrüderlicherweise sein Haus verlassen hatte, erkannte übrigens der Holländer nur ungern als so nahen Verwandten an, wenn er auch in Zeiten der Not, zumal jetzt während des Krieges, sich seiner barmherzig angenommen hat.

Schon mit dem Südafrikaner hätte sich der Plattdeutsche, wenn die örtliche Entfernung nicht gar zu groß gewesen wäre, brüderlicher stellen können. Ist doch der Anteil deutschen, zumal plattdeutschen Blutes am Burentum ein viel größerer, als man heute aus der Sprache und den Namen der Buren erraten kann[1]). Hier ist alles Plattdeutsche im ähnlichen Niederländischen aufgegangen. Seit aber England sich das Kapland aneignete und den Schutz der kleinen Nationen hier in seiner bekannten Weise durchführte, gehört die Geschichte dieses niederländischen Zweiges auf ein besonderes Blatt und hat zu den Plattdeutschen nur noch mittelbare Beziehungen. Nur darin besteht eine Ähnlichkeit zweiter Hand zwischen den südafrikanischen und den plattdeutschen Dialekten, daß sie sich selbständig weiter entwickelt haben, ohne eigene Universitäten und ohne Gelehrtenliteratur, mit Anläufen verschiedenster Art.

Auf ganz anderem Fuße haben die Vlamingen mit den Plattdeutschen gestanden. Hier hat noch in neuerer Zeit der Schwerpunkt aller völkischen niederländisch-niederdeutschen Verbindungen gelegen. Hier gilt es daher, länger zu verweilen, und sei es nur, um eine Illusion zu zerstören, die sich aus vergangenen Jahrzehnten bis in die unmittelbarste Gegenwart erhalten hat und noch vielerorts von Deutschen gehegt und verbreitet wird.

[1]) Vgl. „Die Brandwaag", VI, 7. Heft (1. Dezember 1915), S. 199 f.

8.

Der größte Teil der germanischen Stämme, die wir heute unter „Vlamingen" zusammenfassen, ist anderthalb Jahrhunderte länger beim Römischen Reiche deutscher Nation geblieben als die Nordniederländer. Dazu kam der nahezu drei Menschenalter währende österreichische Einfluß. So sehr sich auch der Bau des alten Reiches gelockert hatte, so international wohl gewisse Tendenzen der habsburgischen Macht waren, so gern auch österreichische Beamte in Belgien dem modischen Hange zur französischen Sprache folgten (gebärden sich heute die deutschen dort deutscher?) — das Gefühl des alten Zusammenhanges mit dem Deutschen Reiche hegte der konservativ veranlagte Vlame, insbesondere in Brabant (Antwerpen) und Limburg, noch lange in die Franzosenzeit hinein. Das Wort „Nederduitsch" wurde, zumal in diesen östlichen Landschaften, auch unter holländischer Herrschaft beibehalten. Ohne Zweifel haben sogar die Geistlichen dies Wort wie auch die alte Schreibweise gegen das Holländische ausgespielt, um den Gegensatz gegen den protestantischen Norden hervorzukehren. In welcher Weise 1830 Frankreich diesen Gegensatz zu seinem Vorteil ausnutzte, sah das schwerfällige vlämische Volk erst viel später ein. Als hie und da einige Einsichtige erkannten, welche Folgen die von Paris aus inszenierte „belgische Revolution" für ihre Muttersprache hatte, und einige führende Geister unter niederdeutschem Banner sammeln wollten, ist die belgische Regierung gegen sie eingeschritten. Jan Frans Willems, der noch unter holländischer Herrschaft seine „Verhandeling over de Nederduytsche Taal- en Letterkunde, opzigtelijk de Zuydelijke Provintiën der Nederlanden" geschrieben hatte, wurde zur Strafe für seine unfranzösische Gesinnung 1831 von Antwerpen nach dem kleinen Nest Eekloo versetzt [1]). 1836 stiftete er in Gent die „Maatschappij tot bevordering der Nederduytsche Taal- en Letterkunde". Und es handelte sich nicht lediglich um die Sprachforschung weniger Gelehrter oder die philologische Spielerei weniger Liebhaber, es ging um mehr als den bloßen Namen „Nederduytsch". Man sah und horchte nach Osten hinüber und wünschte mancherorts die Einigung des großen Vaterlandes fast ebenso feurig wie die Deutschen selbst. Und vor allem waren die Augen nach Niederdeutschland gerichtet. Als Klaus Groths „Quickborn" erschienen war, schrieben ihm Vlamen aus Brüssel, die Sprache des „Quickborn" sei ihre „dierbare Modersprak" [2]). Hoffmann von Fallersleben, der mehrfach in Holland und Vlandern weilte, hat vlämische Lieder gedichtet, die viel gesungen wurden und zum Teil noch jetzt gesungen werden;

[1]) Diese Strafe gegen den Orangisten, der heute infolge eines Druckfehlers beharrlich als „Organist" durch viele deutsche Zeitschriften und Zeitungen wandert, dauerte bis 1835.

[2]) So wird es geschrieben bei Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch (Hamburg, Verlag der Quickbornbücher), S. 30.

Conſtant Jacob Hanſen in Antwerpen entwarf allen Ernſtes den Plan eines „Aldietschen“ Staatenbundes von Riga bis Dünkirchen.

Recht ſchnell iſt dies alles in Vergeſſenheit geraten. Wie anders klang den Vlamen das Wort „niederdeutſch“ zwei Menſchenalter ſpäter! Dem Schreiber dieſer Zeilen ſind zwar noch einzelne Vlamen begegnet, die es anwendeten. So traf er im Jahre 1910 am traſimeniſchen See einen Mönch, der ihn fragte: „Lei, signore, non è Italiano?“ — „No, son' Tedesco!“ — „Bravo!“ rief der Mönch lebhaft, „dann können wir auch deutſch ſprechen! Ik ben ook Duitsch! Ik ben Nederduitsch, omdat ik Vlaming ben!“ Und 1913 gab ihm ein Eiſenbahnſchaffner bei Dendermonde einen ähnlichen Beſcheid. Die modernen Führer der vlämiſchen Bewegung aber, zumal in den weſtlichen Landſchaften, liebten zumeiſt den Ausdruck „niederdeutſch“ nicht und trafen mit jener Antwort, die ſie vor 1900 an die Alldeutſchen richteten, mittelbar auch die Niederdeutſchen, indem ſie erklärten, „daß ſie wohl Germanen, aber keine Deutſchen ſeien; daß ſie die Deutſchen wohl für Stammesverwandte, aber nicht für Landsleute“ hielten. Und 1915 ſpricht Guſtaaf Vermeerſch, einer der deutſchfreundlichſten Vlamen und einer ihrer mutigſten und aufrichtigſten Wortführer, ausdrücklich von der Sprache Klaus Groths und Johann Hinrich Fehrs', vom holſteiniſchen Platt als von einer „verwandten, doch ausländiſchen Sprache“ [1]). Und wenn dies noch das Empfinden eines deutſchfreundlichen, ſprachkundigen, bewußten Flaminganten iſt, wie ſehr wird erſt die große Menge das Wort „niederdeutſch“ für ſich ablehnen!

1844 ſprach der Antwerpener Hendrik Conſcience in einer öffentlichen Rede aus, daß die Vlamen ſich als „voorwacht der Germaansche volksstammen“ gegen die „Romaansche overweldiging“ anſähen [2]). 1911 oder 1912 geſchah es in demſelben Antwerpen, daß das vlämiſche Volk mit franzöſiſchen Kriegsſchiffen ſympathiſierte, die einem deutſchen Kriegsſchiff gegenüberlagen, und ſeinen Abſcheu gegen franzöſiſche Deſerteure ausdrückte. Und 1914 fanden hier Schmähſchriften gegen die „Germaansche Ras“ Anklang bei Leuten, die doch ſelbſt zu dieſer Raſſe gehörten!

Wie iſt ein ſolcher Wandel in der völkiſchen Geſinnung möglich?

Die Vlamen ſagen: „Ihr, Niederdeutſche, ſeid nicht mehr die Niederdeutſchen von 1848. Wofür wir uns damals mit euch begeiſterten, das war ein einiges Deutſches Reich, durch den freien Willen eines freien Volkes geſchaffen. Dies Reich iſt nicht gekommen, ſondern ein ganz anderes. Ihr ſeid Preußen und Hochdeutſche geworden, und ſtatt aus der Begeiſterung geboren, iſt das neue Deutſche Reich mit Gewalt, mit Blut und Eiſen geſchaffen. Und die Gewalt und das Eiſen wurden gerade gegen euch Niederdeutſche angewendet, ihr wurdet blutig unterworfen. Ihr habt weder ein

[1]) „Dietsche Stemmen“, Jahrgang I, Heft 1 (November 1915), S. 34.

[2]) Rede über die „Vlaamsche beweging“, am 11. Februar 1844 in Brüſſel gehalten.

Königreich Hannover mehr noch ein Herzogtum Schleswig-Holstein, sondern ihr seid allesamt Knechte des preußischen Militarismus!"

Das ist nicht schlechthin das kritiklose Nachplappern von Drei- und Vierverbandsgerede. Es rührt auch nicht nur von der Furcht her, Deutschland, das seit 1870 so viel stärker zugenommen hat, als Frankreich, sei nun an Stelle des geschwächten Erbfeindes der Bedroher der vlämischen Freiheit geworden. Gewiß haben französisch-englische Schlagwörter und die emsige Einkreisungsarbeit der Entente viel Unheil in Belgien angerichtet, viel mehr und viel nachhaltiger als unsere Offiziösen öffentlich zugeben wollten. Aber gerade bei den besten Vlamingen war es noch etwas anderes, das mitsprach: Die alte vlämische Tradition, die alte vlämische und die alte — niederdeutsche. Passiv und konservativ, wie die vlämische Rasse nun einmal ist, blieb sie — soweit sie ihr Vlamentum bewahrte und nicht durch Bastardierung französiert wurde — auf jenem Standpunkte stehen, auf den sie durch die Ereignisse von 1830 und 1848 geschoben worden war. Damals, in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, haben Leute wie Hermann Allmers, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath und Emanuel Hiel sich ungefähr zu den gleichen freiheitlichen Idealen bekannt.

Aber während die Vlamen stehen blieben, sind die Niederdeutschen im Reiche von dem allgemeinen Fortschritt mitgerissen worden. Sie haben eingesehen, daß dieser etwas gewaltsame Fortschritt innerlich unvermeidlich und nach außen hin notwendig war. Auch sie empfanden, daß man *ohne* bureaukratischen und militärischen Zwang behaglicher leben kann als *mit* diesen Notwendigkeiten, aber sie ertrugen die unangenehmen Begleiterscheinungen mit derselben Geduld, mit der die Vlamen die noch viel größeren Unannehmlichkeiten des „freien" belgischen Staates ertrugen (der zwar weniger unterm Banne des „Militarismus", aber um so schlimmer unterm Zeichen sozialer Ausbeutung und ungerechtester Sprachtyrannei wucherte). Die Plattdeutschen waren und sind von der Notwendigkeit einer geschlossenen, wohldisziplinierten Organisation durchdrungen. Wer im letzten Jahrzehnt die niederdeutschen Lande mit offenem Auge durchwanderte, der konnte gewahr werden, gegen welche Gefahr wir den „Militarismus" haben *mußten* und haben *müssen*. Wer zur Herbst- oder Sommerszeit durch Mecklenburg und Ostholstein ging, der konnte sehen, von welcher Übermacht her dem europäischen Denken und Leben die Knechtung und Versklavung drohte. Da hörte er kaum noch germanische Laute, da hörte er weder Hoch- noch Plattdeutsch. Und in jedem Jahr kehrte ein größerer Schwarm der slawischen Fronarbeiter wieder, die von Haus aus an den echten dumpfen Kadavergehorsam gewöhnt waren. Nur 1914 kamen weniger; aber statt dessen erschienen sie bald als feindliche Soldaten, jahrelang auf den Krieg vorbereitet, durch französische Anleihen bewaffnet und instand gesetzt, unser Land zu verheeren. Und diese Gefahr, die unaufhaltsame Volksvermehrung des moskowitischen Rußland, der wir nicht

eine gleiche entgegenstellen können, ist einer der Gründe, warum gerade der Niederdeutsche, dem sie am anschaulichsten vor Augen getreten ist, die straffe militärische Organisation für nötig hält und es nicht bereut, durch Blut und Eisen mit dem Hoch- und Mitteldeutschen zu einer Einheit zusammengeschmiedet zu sein.

Daß der feste militärische Zusammenschluß Deutschlands gerade gegenüber dieser russisch-französischen Angriffsdrohung geboten war, ist auch einigen gebildeten Vlamingen schon vor diesem Kriege ganz klar gewesen. Aber die große Masse des vlämischen Volkes wußte nichts davon. Was wußte es überhaupt von seinen östlichen Brüdern? Es zog ja nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten nach „Ostland", wo es einst das Alte Land, den Fläming und andere Teile des niederdeutschen Kolonialgebietes mit freien Bauern besiedelt hatte. Es zog nach Westen, als verachteter „Quarante-cinq-sous", um sich als gebückter Lohnsklave französischer Industrieherren abzuschinden, des Schreibens und Lesens unkundig und ohne eine Ahnung davon, daß seine Dichter noch 1870/71, nach Osten gewandt, die „Duitsche broederschaar" jubelnd und dankend begrüßt hatten. Aber ebensowenig Ahnung hatten die Plattdeutschen vom Vorhandensein und wahren Lose ihrer westlichen Brüder. Beziehungen von Volk zu Volk gab es da so gut wie keine mehr.

Daß man sich gegenseitig nicht mehr kannte, ja, nicht mehr kennen wollte, und daß Plattdeutsche und Vlamen nichts mehr miteinander zu tun hatten, daran ist ein anderer Staat wahrhaftig schuldiger als der deutsche Einheitsstaat; das ist jener Staat, der alles andere war als ein Einheitsstaat und sich doch so gebärdete und von andern Mächten auch so behandelt wurde, als wäre er ein einheitlicher Nationalstaat: Belgien! Dies Staatswesen mit dem Netze seiner französischen Beamten, dem Druck seiner tonangebenden Schichten und seiner französisch geleiteten öffentlichen Meinung hielt die Vlamen so in seinem Griff, daß es ihnen gar nicht möglich war, ihren Geist mit den verwandten niederdeutschen Stämmen in Fühlung zu bringen. Wie sollte das vlämische Volk, tagtäglich von einer französisch gefärbten Presse gespeist, jeder eigenen Bildungs- und Erkundigungsmöglichkeit beraubt, in einer Luft atmend, die mit Deutschenfeindschaft gesättigt war, wohl zu der Erkenntnis kommen, daß seine Stammverwandten wahrlich europäische Gründe hatten, sich gegen das „preußische System" nicht zu sträuben!

Hier darf man einen besonderen Riegel nicht außer acht lassen, der seit der Existenz Belgiens die Vlamen auch äußerlich gegen ihre östlichen Stammverwandten abschließt. In früheren Zeiten, auch noch im achtzehnten Jahrhundert, gehörte das Übergangsgebiet von Maastricht wie das Bistum Lüttich zum Reiche. Die belgische Revolution riß dies ganze Gebiet an sich; „belgische Truppen" hielten es besetzt (obwohl sich eine holländische Besatzung in Maastricht lange verteidigte), bis die Londoner Konferenz entschied, daß Lim-

burg östlich der Maas (mit Maastricht und Roermonde) an Holland zurückgegeben wurde. Das geschah im niederländischen, vielleicht damals auch im gesamtgermanischen Interesse, zur Sicherung gegen Frankreich, das in den Jahren 1830/32 nicht weniger als dreimal mit ansehnlicher Heeresmacht in Belgien einmarschiert ist; Maastricht hatte vormals größere strategische Bedeutung als heute. Besonders auch der preußische Bevollmächtigte v. Bülow setzte sich dafür ein, daß Holland im Besitze dieses wichtigen Punktes blieb; das holländische Gebiet rechts der mittleren Maas gehörte bis 1866 als Herzogtum Limburg zum Deutschen Bunde.

Seit der Zeit stehen die Vlamen, gerade dasjenige niederländische Element, das sich am längsten „nederduytsch" genannt hat, nicht mehr in unmittelbarer Grenzberührung mit den Niederdeutschen des neuen Reiches. Wie eine neue Brandmauer trennt Holländisch-Limburg diejenigen beiden Gruppen niederdeutschen Blutes, die in den völkischen Beziehungen zwischen Niederländern und Plattdeutschen die wichtigsten sind. Das welsche Lüttich wurde die bevorzugte, die beinahe einzige Tür, durch die der Deutsche in Belgien eintrat. Schon um sich an den doppelten Zollschranken der deutsch-holländischen und der holländisch-belgischen Grenze nicht aufhalten zu müssen, zog der deutsche Reisende meist den Weg über Lüttich vor, zumal das belgische wie das deutsche Staatsinteresse hier die direkte Zugverbindung ohne holländische Zwischenstrecke begünstigte, und so wurde es dem Vlamen wie dem Plattdeutschen nahegelegt, sich des welschen Pförtners zu bedienen.

Neben diesem welschen Portal und Zugang zeigt uns die Landkarte aber noch einen andern Verschluß. In der Grenzmauer von 1838/39, die den Vlamen vom Niederdeutschen trennt, ist nämlich ein Spalt geblieben, durch den sich die verwandten Stämme wie Pyramus und Thisbe beinahe berühren könnten. Dieser germanische Korridor — teils hochdeutsch, teils vlämisch — beginnt an der deutsch-belgischen Grenze mit einer lichten Weite von nahezu drei deutschen Meilen zwischen Gemmenich und dem Herzogenwald. Auf belgischem Gebiet liegen in dieser Breite Montzen, Welkenraedt und andere Gemeinden, die vormals vlämisch waren, aber bereits vor der Entstehung des „Königreichs der Belgen" unter kirchlichem Einfluß verhochdeutscht worden sind. Weiter nach Westen verengert sich dieser germanische Spalt, da das wallonische Gebiet von Süden her vorspringt, indem die Sprachgrenze von Südosten nach Nordwesten verläuft. Bei Aubel beträgt seine südnördliche Breite bis zur holländischen Grenze kaum noch eine deutsche Meile. In Aubel spricht man teils Hochdeutsch, teils Vlämisch, teils Wallonisch; von hier ab nach Westen ist der schmale germanische Spalt vlämisch. Die Grenzregelung von 1839 hat diesen Spalt zur Sackgasse gemacht; die beiden wallonischen Gemeinden Lixhe und Lanayze schließen ihn ab, und das holländische Staatsgebiet ergänzt diesen Abschluß zapfenähnlich an der einzigen Stelle, wo sonst (der Sprache nach) eine germanische Verbindung zu den Vlamen von Belgisch-

Limburg offen wäre. Selbst in dieser Gegend also, die für den großen Verkehr keine Bedeutung hat, ist die Scheidewand sorgfältig mit Zahn und Falz gefestigt.

So hat das Königreich der Belgen Grenzen, die es geradezu hermetisch gegen jeden direkten niederdeutschen Einfluß vom Reiche her abschließen. Es hat die Vlamen so eingekapselt, daß ihre Kraft zu nichts anderem verwendet werden konnte, als zur Züchtung der belgisch-französischen Frucht. Diese Bastardfrucht ist bitter, und keiner mag sie. Die Franzosen verachten sie und gönnen ihr die zweifelhafte Ehre, als Dung für Frankreichs Rasse untergepflügt zu werden; Holland hatte zu Beginn des Krieges mitleidige Anteilnahme, ist jetzt aber froh, wenn es mit diesen Früchten nichts mehr zu schaffen hat; England erachtet sie gerade gut genug zum Kanonenfutter und Stoff für Leitartikel und Bankettreden. Einzig Deutschland müht sich ernstlich, gegen sein Interesse, diese Kapsel wieder herzustellen, in der die „belgische Seele" zu reifen beginnt, mit Keimen zu neuen Bastarden . . .

Die großen Vlamen, Conscience voran, haben die Idealgestalten ihres Volkes geschildert, hochgewachsen, blond und blauäugig. Und von der älteren Generation kann man noch genug im Lande finden, die so aussehen. Wie viele traf man unter der jetzt aussterbenden Generation, die dem germanischen Ideal entsprachen, die blond und blauäugig, gemütvoll und gleichmütig, zuverlässig und ehrlich waren! Stiller Gastfreunde erinnere ich mich, bei denen ich einkehrte, gediegener, durch und durch germanischer Menschen, jedem welschen Flitter abhold. Mächtiger Arbeitergestalten gedenke ich, die manchmal mit mir im Zuge fuhren, blond, schwerfällig und wortkarg. Aber schon die jüngere Generation war ungermanischer im Aussehen und Denken. Man konnte es oft unter einem Dache beobachten: der Vater noch „nederduytsch" in seinen Ausdrücken und Urteilen, der Sohn schon „beulemansch", und wenn auch nicht gerade Franskiljon, so doch schon in seiner Haltung, seinen Handbewegungen und seinem Mienenspiel romanisiert — die Folge der französischen Zucht, der einzigen, die in dieser belgischen Abkapselung möglich war und ist; und die Enkelkinder in ihren Gedankengängen noch viel deutschenfremder und französischer.

9.

Der Einbruch der deutschen Heeresmassen in Belgien fand zwar keine genügend gerüstete feindliche Armee, aber ein mehr als genügend verhetztes feindliches Volk. Es war nicht nur durch die laute Arbeit der Dreiverbandsmächte verhetzt; die stille, nachhaltige Verwelschung, die der belgische Staat zwei Generationen hindurch betrieb, war eine viel wirksamere Vorbereitung gewesen. Das Unkraut der französischen Phrase kann da auf dem Grunde des germanischen Gemütes besonders wuchern, wo dieser Boden von der germanischen Bildung ferngehalten wird. Das war bei den Vlamen der Fall.

Der heimliche Deutschenhaß konnte darum bei ihnen immer mehr Wurzel fassen, weil der belgische Staat sie mit allen Mitteln von der germanischen Bildung abkapselte.

So konnte nicht nur die Weltpresse, sondern kann auch die Weltgeschichte von einem einigen belgischen Volk berichten, das im August 1914 dem deutschen Eindringling entgegentrat.

Man könnte sich eine deutsche Staatskunst denken, die hier seit Jahren den altbewährten völkischen Unterschied gepflegt, die den Vlamen vor dem Wallonen begünstigt, die vlämische Sprache in den deutschen Schulen Belgiens gefördert, die vlämische Bewegung ohne Geräusch und Aufdringlichkeit unterstützt oder doch zum mindesten mit Aufmerksamkeit verfolgt hätte. Das Ergebnis wäre dann vielleicht gewesen, daß nicht ein belgisches Volk sich erhoben, sondern der Vlame sich vom Wallonen geschieden und sich nicht am Kampfe beteiligt hätte, zumal der Durchbruch nach Frankreich ja meist über wallonisches Gebiet führte. Das hätte der alten vlämischen Überlieferung eher entsprochen, als der nutzlose Kampf gegen das Brudervolk, und das Blut von Löwen und Aerschoot und so vieles andere Entsetzliche stünde heute nicht zwischen Vlamen und Deutschen.

Die derartiges von der deutschen Staatskunst erwarten (besonders Franzosen[1]) und Franskiljons haben sich in dieser Richtung allerlei Phantasien geleistet), die schweifen in die Irre. Die deutsche Staatskunst wandelt solche Pfade nicht. Die Franzosen im Elsaß und die Russen in Galizien machen es so, die Italiener im Trentino, die Amerikaner in Panama und die Engländer auf der ganzen Welt — die deutsche Staatskunst hat andere, pädagogischere Methoden befolgt. Sie rechnete korrekt mit Staatsbürgern. Sie schrieb jedem Staate, auch dem feindlichen und gefährlichen, gewissenhaft seine Bürger zugute. Und anscheinend hat sie auch heute noch die Neigung, die deutschfreundliche Gesinnung beim Bürger eines deutschfeindlichen Staates als vorschriftswidrig anzusehen und zu rügen. Oder sollte sie heute zu der Erkenntnis gekommen sein, daß die deutschfreundliche Gesinnung bei einzelnen Vlamen in viel heiligeren und gesunderen Überlieferungen wurzelt als der durch eine künstliche Revolution entstandene belgische Staat?

Man könnte sich auch ein deutsches Zeitungswesen denken, das zumal im letzten Jahrzehnt den französischen Rivalen die Spitze geboten und den Lauf der belgischen öffentlichen Meinung ein wenig gebremst hätte, die so dem Abgrund des niedrigsten Deutschenhasses zugejagt wurde. Das hätten freilich nur niederdeutsche Zeitungen zuwege bringen können. Bei dem Stande

[1]) Fernand Passelecq (Zeitschrift „Le Correspondant", Paris, 10. September 1915, S. 339/372) wähnt, die vlämische Bewegung sei eine deutsche Mache; die Reihe der während des Krieges erschienenen deutschen Publikationen über die Vlamen hält derselbe erfindungsreiche Autor für einen Professorenfeldzug, der von der deutschen Regierung angeordnet sei und kommandiert werde (!!).

des Plattdeutschen war das aber eine Unmöglichkeit. Dem plattdeutschen Bauern, dem plattdeutschen Arbeiter und dem friedlichen, künstlerisch gerichteten Liebhaber der plattdeutschen Literatur wird niemand den Horizont und die Durchschlagskraft zumuten, um etwas zu betreiben und zu erreichen, was letzten Endes in das schwer zugängliche Gebiet unserer äußeren Politik gehört.

Bei dem Gang, den die Dinge genommen haben, wäre es ein müßiges Beginnen, auszudenken, wie glücklicher alles gekommen wäre, wenn zwischen Vlamen und Plattdeutschen die alten innigen Beziehungen bestanden oder wenn es gar politisch geschulte, bewußte Niederdeutsche gegeben hätte. Es ist gar nicht wieder gut zu machen, daß Deutschland vor Beginn des Krieges so gut wie nichts vom vlämischen Volke und Vlandern nicht viel mehr vom deutschen und niederdeutschen Volke wußte.

Aber nicht genug damit, daß beide einander fremd geworden, sie sollten einander völlig feind werden. Und nicht in einem ritterlichen Kriege, dessen Notwendigkeit beide einsahen, sondern in einem Kampfe, der unter Verkündigung eines Völkerrechtsbruches begann und in den scheußlichsten Franktireurkrieg ausartete.

Wer angesichts dieser beklagenswerten Erscheinungen ein moralisches Urteil über Schuld und Unschuld abgeben will, der wird noch manches Jahr warten müssen. Der verantwortliche Staatsmann des Deutschen Reiches hat die Schuld am Völkerrechtsbruch auf seine Person genommen. Sein Wort war geeignet, dem deutschen Volke die ungeheure Notlage des Augenblicks in Fleisch und Blut zu bringen. Ein so menschliches Wort kann dem eigenen Volke gegenüber Wunder tun. Dem Ausland gegenüber hat es uns ins Unrecht gesetzt. Wir wissen heute, daß der belgische Staat, vor allem Herr de Broqueville, alles andre als ein unschuldiges Opferlamm war, daß er sich durch die eigene innere und äußere Politik an die Seite des Dreiverbandes begeben hatte. Aber die „Moral von der Geschicht" ändert sich, wenn man die Staaten als das ansieht, was sie wirklich sind. Michel neigt dazu, sie als unveränderliche Ewigkeitsgebilde anzusehen. John Bull behandelt alle Staaten — außer dem eigenen — als recht vergängliche Wesen; Marianne denkt und handelt ähnlich; wie oft hat sie Belgien annektieren wollen (Polignac 1829, Talleyrand 1830, Soult 1831, Ledru-Rolin 1848, Napoleon 1851, 1860, 1866, Thiers 1871 und 1877, Etienne 1906)! Demgemäß mischen sich England, Frankreich und die übrigen Großmächte in die inneren Angelegenheiten anderer Staaten ein und erzielen dadurch ihre größten Erfolge. Deutsche Staatsmänner pflegen die Integrität und innere Sicherheit anderer Staaten zu achten.

Dies ist die „Moral von der Geschicht" in Belgien. Frankreich und England sahen Belgien nicht als ein unvergängliches Staatsgebilde an, sondern nur als ihr Kampffeld, das zur Zeit einmal durch eine staatliche Einfassung umfriedigt war. Daß es hier zum Kriege kommen würde, wußten

sie, und danach bearbeiteten sie das Gelände und sein Volk an Ort und Stelle. Sie öffneten mit freundlicher Miene oder mit verbindlichem Zwange die staatliche Einfriedigung und betätigten sich innerhalb derselben. Der Franzose brachte seine Zeitungen hinein, ließ die belgischen Kinder nach französischen Revanchelehrbüchern unterrichten, er befestigte überall seinen Standpunkt, daß der Deutsche ein böser Störenfried sei und Elsaß-Lothringen geraubt habe. Er brachte seine Lichtbildtheater mit, die es allen, groß und klein, vor Augen führten, wie die Männer mit den Pickelhauben Länder erobern, Städte verwüsten, Häuser plündern, Frauen schänden und Kinder verstümmeln. Sie zeigten es mit denselben Kinematographen, wie groß und klein, jung und alt diese barbarischen Pickelhauben vertilgen, wie der friedliche Bürgersmann zum Helden werden kann und das schlichte Mädchen aus dem Volk zur Heldin, wenn man diese preußischen Unholde aus dem Hinterhalt erschießt, beim Gelage ermordet oder sie in die Kammer lockt und im Schlafe tötet. Das wurde die Meinung derer, die auf dem Schlachtfelde wohnten. Tat der Deutsche etwas dagegen? Legte er sein Geld in Zeitungen des Landes an, damit auch ein wenig Gutes von ihm verkündet würde? Veranstaltete er Lichtbilder- und andere Vorstellungen, die sich neben denen der Franzosen sehen lassen konnten, die Verleumdungen entkräfteten und wenigstens einen Teil des geschürten Hasses wieder auslöschten? Nein, er hatte gewaltigen Respekt vor der Einfriedigung des Schlachtfeldes, er war froh, daß er sein Geld verdienen und, wenn es hoch kam, Schiller rezitieren, Wagner singen und Französisch sprechen durfte. Daß die Zivilbevölkerung systematisch gegen die Pickelhauben aufgehetzt, daß Pfadfinder von englischen Offizieren angelernt wurden, war eine innerbelgische Angelegenheit — bis es für die deutsche Notlage keinen Ausweg mehr gab als den „Völkerrechtsbruch".

War's ein Wunder, daß die so bearbeitete Zivilbevölkerung sich erhob, als der Deutsche die vertraglich geheiligte Einfriedigung durchbrach, um mit seinen Waffen das Kampffeld zu benutzen, das von der Natur dazu bestimmt ist? Daß Bauer und Bürger auf die Pickelhauben schossen, daß sich die Weiber in mittelalterlicher Weise am Kampfe beteiligten? War es ein Wunder, daß nicht allein die Wallonen, nach Rasse und Sprache fremd, den Franktireurkrieg mit allen Mitteln führten, sondern auch in mancher vlämischen Ortschaft die Zivilisten auf die deutschen Truppen schossen? War es ein Wunder, daß selbst diejenigen Vlamen, die ihr germanisches Blut bis dahin nicht verleugnet hatten, auf diesen offen verkündeten Bruch einer völkerrechtlichen Abmachung einen Strich durch ihre bisherige Freundschaft mit Deutschland machten? Bus de Warnaffe hatte ja recht behalten mit seinen Warnungen vor Deutschlands Durchbruchsplänen, und sie, die Vlamen, die Deutschland gegen solche Verdächtigungen in Schutz genommen hatten, waren in ihrem Vertrauen auf deutsche Rechtlichkeit gröblich getäuscht worden.

Nein, ein Wunder ist es eher zu nennen, daß trotz der langjährigen Vergiftung der belgischen Volksmeinung, trotz der ebenso langjährigen politischen Enthaltsamkeit der deutschen Staatskunst, trotz der summarischen Verständnislosigkeit der deutschen öffentlichen Meinung, trotz des Fehlens zuverlässiger niederdeutsch-niederländischer Volksbeziehungen, trotz des deutschen Einbruchs, trotz der Greuel des Franktireurkrieges und der blutigen Kette von Vergeltung und Wiedervergeltung überhaupt noch einige Flaminganten den Mut hatten, ihre germanische Gesinnung zu bekennen.

10.

Derer, die den Mut dazu gefunden haben, gibt es schon jetzt eine stattliche Reihe; nur muß sich die vorliegende Betrachtung aus naheliegenden Gründen auf diejenigen beschränken, die mit ihrem vollen Namen in der weitesten Öffentlichkeit aufgetreten und heute meist schon — historisch geworden sind.

Gent war eine Stadt, in der die Stimmen der Flaminganten sich frühzeitig wieder vernehmen ließen, nachdem der Lärm des Krieges einige Monate lang alles übertäubt hatte. Hier, wo sich seit Jahrzehnten ein Brennpunkt für die vlämischen Hochschulbestrebungen gebildet hatte, wo die orangistischen Sympathien stets, wenn auch nur in vereinzelten Köpfen und Herzen, seit 1830 wach geblieben sind, hier bildete sich schon im Oktober 1914 wieder eine radikal-vlämische Partei, die ein altes Losungswort wieder aufnahm. Dies Losungswort, das schon vor dem Kriege deutlich ausgesprochen wurde, hieß: „Weg met België!" Diese jungvlämische Partei entstand also keineswegs aus dem Nichts, sondern wenn sie eine Auflösung des belgischen Königreichs und einen vlämischen Staat unter Ausschluß der Wallonen forderte, so erneuerte sie nur Wünsche, die bereits vor dem Kriege bekannt waren. Aber während sie vor dem Kriege verschiedene, nicht immer unter sich einige und nicht durchweg regelmäßig erscheinende Organe hatte, scharte sie sich jetzt um ein neues Blatt.

In diesem, das sich „De Vlaamsche Post" nannte, kamen verschiedene ausgesprochene Persönlichkeiten zu Wort — so verschiedene, daß manchmal, besonders zu Anfang, das innere Gleichgewicht dieser Zeitung dadurch gefährdet wurde.

In der ersten Zeit war es besonders der Gegensatz der Domelisten und Picardisten; so hießen die beiden Parteien nach ihren Führern Domela Nieuwenhuis Nyegaard und Leo Picard. Von beiden ist an dieser Stelle schon die Rede gewesen, zu einer Zeit, als man von offizieller deutscher Seite noch nicht klare Stellung zu ihnen genommen hatte. Da sich diese inzwischen offenbar entschieden hat und die „Vlaamsche Post" im Frühjahr 1916 eingegangen ist, so gehört dieser Widerstreit bereits einer schnell enteilten Vergangenheit an und kann schon heute einer ruhigen Betrachtung unterzogen werden.

Domela Nieuwenhuis Nyegaard gehört einer niederländischen Familie an, in der sich holländisches und dänisches, friesisches und vlämisches Blut gekreuzt haben. Ein starkes Stammesbewußtsein ist stets ein Hauptbestandteil seiner politischen Überzeugung gewesen; seine Tätigkeit als Seelsorger gab ihm aber auch nachhaltigen Einblick in die wirtschaftlichen Nöte der Vlamen. Starke Betonung der germanischen Zusammengehörigkeit findet sich schon in allen Kundgebungen, die er vor dem Kriege veröffentlicht hat; dem entspricht auch seine Haltung während des Krieges. Die deutschen Elemente, die zu Friedenszeiten sich in Belgien breit machten, waren nicht geeignet, ihn mit Bewunderung für deutsches Wesen zu erfüllen; erst durch diesen Krieg lernte er, wie so mancher Vlaming, das deutsche Volk kennen. Nachdem die Welle des Krieges Gent berührt und ihm, dem Neutralen, Gelegenheit gegeben hatte, mannigfache Not auf allen Seiten zu lindern, konnte er seinem Charakter nach nichts anderes tun, als für die so ausgeprägt germanische Macht Partei ergreifen. Mit mutiger Entschlossenheit und festem Gottvertrauen brach er alle Brücken hinter sich ab und entschied sich mit Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit unzweideutig für die deutsche Sache.

Einen ähnlichen Schritt, wenn auch nicht den gleichen, tat Leo Picard. Er ist moderner, fruchtbarer und vielseitiger als Domela und ein sehr fähiger Journalist. Aber während Domela Nieuwenhuis, nachdem er einmal Partei ergriffen, das feste Ziel vorgezeichnet und ausgesprochen hat, das im vlämischen und allgemein-germanischen Interesse erreichbar scheint, und immer wieder mit derselben Unzweideutigkeit darauf hinweist, hat sich Picard weniger klar darüber geäußert. Er hält sich mehr an das, was erreicht werden kann, und hat angesichts der so mannigfaltigen Möglichkeiten, die im Schoße der Zeiten schlummern, und angesichts der so lange unklar gebliebenen Haltung der deutschen Regierung es lange Zeit vermieden, Forderungen und Ziele klar zu formulieren. Er ist sich der ungeheueren Komplikation des vlämischen Problems bewußt; er kennt die wirtschaftlichen, historischen, sozialen und sprachlichen Verhältnisse, mit einem Wort, die unendliche Verwicklung, die dies Problem innerhalb der europäischen Kultur und Politik darstellt, und während Domela diesen gordischen Knoten durch einen machtvollen Hieb zugunsten des Germanentums zerhauen sehen möchte, hält Picard dafür, daß man den Knoten zunächst von allen Seiten gründlich betrachten und nach Erkennung aller Verschlingungen versuchen sollte, ihn mit feinfühliger Hand ohne Gewalt aufzumachen. Dabei stellt er die moderne Kultur und den modernen Menschen mehr in den Vordergrund, während Domela Nieuwenhuis auf das Volk in seinem rassigen und sprachlichen Wesenskern als den Urgrund baut. Es fehlt Picard nicht an demokratischen Sympathien, während Domela als Anhänger eines wirklichen Volkskönigtums von der westeuropäisch-französischen Demokratie weniger geschätzt wird.

Es ergab sich von selbst, das zwei so entgegengesetzte Persönlichkeiten nicht lange nebeneinander ein und dieselbe Zeitung lenken konnten. Die ein-

fachere Auffassung mit den klareren Zielen siegte über die kompliziertere; Picard schied aus, und der „Geuzenpastoor", stark angefeindet, aber in seiner Überzeugung unerschüttert, war nun unbestritten der Hauptförderer der jungvlämischen Partei zu Gent. Obwohl Protestant, fand er doch auch Anhang unter gläubigen Katholiken; verhaßt wurde er nur den Deutschhassern, und die Hälfte seiner Gemeinde verließ ihn aus diesem Grunde; so gab er unter schweren Opfern den ersten fühlbaren Anstoß, daß die gut vlämischen Kreise sich nach den Ausbrüchen der Kriegspsychose wieder auf sich selbst besannen. „Jong-Vlaanderen" gründete in andern belgischen Städten Ortsgruppen, und hie und da wagten sich trotz der Macht der Franskiljons die alten Flaminganten wieder hervor. Die „Vlaamsche Post" mit ihrer ausgesprochen germanischen Färbung verbreitete sich, und der alte Gegensatz gegen das Franzosentum lebte wieder auf — dank auch dem herrischen und unduldsamen Auftreten der Franskiljons, die das vlämische Volksempfinden genau so weiter verletzten wie zu Friedenszeiten.

Gegenüber so manchem irreführenden Bericht, der durch die Presse gegangen ist, muß aber hervorgehoben werden, daß diese Jungvlamen sich energisch gegen jede Art der Verdeutschung aussprachen. Sie haben das in jeder ihrer Kundgebungen auf das Unzweideutigste getan. Hierüber haben sogar führende deutsche Blätter unzutreffende Darstellungen gebracht, weil sie sich offenbar auf parteiische Berichterstatter verließen und nicht aus der Quelle selbst geschöpft haben.

Aber nicht nur darum ist es von Wichtigkeit, das klar ausgearbeitete Programm der Jungvlamen näher kennen zu lernen. Es liegt noch ein anderer Grund vor, um länger dabei zu verweilen. Obwohl nämlich Domela Nieuwenhuis Nyegaard den Ausdruck niederdeutsch für sich und die Niederländer im weiteren Sinne ziemlich schroff abgelehnt[1]) hat, deckt sich sein Programm mit dem Plane, der von der wohl berufensten niederdeutschen Autorität unter offenbarer Billigung offizieller und offiziöser Stellen veröffentlicht worden ist. Professor Borchling[2]) hat da der überwältigenden Mehrheit aller bewußten Niederdeutschen aus der Seele gesprochen, als er sagte, daß „auf jeden Fall die unselige Verbindung zwischen dem wallonischen und vlämischen Volksteil aufgehoben werden" müßte und daß von allen eintretenden Möglichkeiten ein selbständiges „niederdeutsches" Staatswesen, bestehend aus Vlandern, Brabant und Limburg mit der Hauptstadt Antwerpen, ihm die sympathischste Lösung sein würde. „Ein selbständiger vlämischer Staat würde dabei besser noch als eine vlämische Provinz Deutschlands jener höheren Aufgabe dienen, aus der Mehrheit der germanischen Staaten den großen germanischen Bund erstehen zu lassen, der die Hoffnung unserer Zukunft ist."

[1]) „Vlaamsche Post", Nr. 288 (5. Dezember 1915).

[2]) Conrad Borchling, Das Belgische Problem. Hamburg, L. Friederichsen. 1914.

Domela Nieuwenhuis' Gedanken gingen in derselben Richtung. Auch er äußert diese letzte, in die weite Zukunft schweifende Hoffnung. Aber das Nächstliegende bleibt für ihn, wie für Borchling, die Hauptsache. Und da fordert er nicht (wie man aus einigen deutschen Kommentaren herauslesen konnte) die Einverleibung Belgiens durch Deutschland, sondern die Vernichtung Belgiens unter einem ähnlichen Gesichtspunkt wie Borchling. Er forderte klar einen selbständigen vlämischen Staat außerhalb des Deutschen Reiches.

Die Erörterungen zum Programm der Jungvlamen beginnen mit den Worten: „Verschwinden muß[1]) der Staat und Name ‚Belgien'[1]). Sollte ein solcher Staat bestehen bleiben, dann würde er, selbst als deutsche Provinz[1]), wegen des starken französischen Einflusses, Deutschland feindlich gegenüberstehen. Nur durch vollkommene Scheidung von Vlamen und Wallonen kann das verhindert werden."

Sie kannten die französische Tendenz des belgischen Staates gut, diese Männer von „Jong-Vlaanderen". Eine ihrer Ortsgruppen, der unter andern einer der angesehensten altbewährten Flaminganten vorstand, hat ihre Auffassung in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

„Fünfundachtzig Jahre lang wurde die eine Hälfte unseres Landes zum Vorteile der andern sittlich erdrosselt, der Vlame entvlaamscht.

Fünfundachtzig Jahre liegt Vlandern, geistig dahinsiechend, zwischen Leben und Tod.

So kann es, so darf es nicht länger bleiben; der Augenblick ist da, wo dem Vlaming das volle Leben wiedergegeben werden muß.

Dies Leben ist allein möglich in dem Falle, daß Vlandern wieder es selbst werde, daß der Vlame nicht länger — öffentlich oder durch schlecht verhehlte Zwangsmittel — dazu gebracht wird, seine Eigenart zu entkräften, um in unnatürlicher Bundesgenossenschaft mit einem Volk von anderer Sprache, anderer Denkart, anderen Neigungen, einem Volk anderer Rasse, weiter nichts zu werden als der Untergebene seines Teilhabers.

Bleibt er länger in dieser Geschäftsgemeinschaft, dann geht die von höherer Macht gewollte und bezweckte Erniedrigung weiter ihren Gang, dann ist Vlandern, ehe fünfzig Jahre um sind, als Land der Vlamen tot. Überall, im ganzen Lande, tagt es immer mehr in den Gedanken, erwacht bei den Klarsehenden in unserm Volk immer mehr das volle Bewußtsein dieser unumstößlichen Wahrheit.

Darum glauben wir Unterzeichneten, da wir an einem Wendepunkt unserer Geschichte stehen, einer dringenden Pflicht zu entsprechen, wenn wir als Dolmetscher dieser erwachenden Wünsche und Sehnsuchten auftreten und die feste Hoffnung also ausdrücken, daß uns Vlamen, wenn die schweren Zeiten, die wir jetzt erleben, durchkämpft sind, gegeben werde:

1. ein selbständiger Staat, unabhängig und abgetrennt von dem uns fremden, uns bisher beigefügten, uns beherrschenden Wallonentum;

2. ein vlämischer Staat, mit einer in allen Verzweigungen ausschließlich vlämischen Regierung und in allererster Linie — als unentbehrlichem Grundstein

[1]) Im Original nicht gesperrt.

unseres Wissens — mit einem Unterschriftsrecht des niederländisch-stämmigen Volkes und nennt das germanische Jung-Flandern zu einem natürlichen, gut entwickelten, gesunden und edlen Volk — wie es früher war — kommen möge, eine wichtige Bürgschaft für ein kräftiges und altes Flandern und der Zukunft einen dauernden Sieg des flandrischen, alten germanischen Stammes.'

Nun haben die Jungflamen auch erkannt — und gerade dieser vor diesem Kriege, daß die Führer und Verteidiger der ‚Lime belge' auch viel gefährlicheren Verräter des Germanentums sind als die Franzosen selbst und die ohne Maske kämpfenden Feinde sind. ‚Die Lime belge ist,' sagen die Erkenntnisse zum ungekürzten Programm, ‚nur die mildere Form für Lime française. Diese Gesinnung will Belgien gewinnen — als Übergang zu Frankreich. Auf diese Weise wird die heilige flämische Rasse für Frankreich gewonnen.' Auf das Flandrischtum wird in diesen ‚Erkenntnissen' verzichtet. ‚Jedes Belgien — selbst ein Belgien, das dennoch Provinz wäre — würde an seinem einheitlichen Widerstande gegen Deutschland bleiben. In jedem Belgien würden die französischen Interessen stets Feinde haben. Jedes Belgien wäre wieder ein Bollwerk für England. Jedes Belgien bedeutet einen Feind auf Leben und Tod gegen den Flamen.'

Unter der Voraussetzung, daß den Deutschen noch weitere Siege im Westen gelingen und wurden die ‚Erkenntnisse' den gutwilligen Verräter, ein Königreich Flandern zu wollen, indem sie das Los der Wallonen unter Verwaltung hofen und für unverantwortlich erklären: ‚Ein Königreich Flandern würde nie ein französisch-flandern sind verwandt Millionen Seelen haben, ungefähr Millionen mehr als Norwegen oder Dänemark. Solch ein Königreich würde als germanisch-niederländischer Staat lebensfähig sein und einen Ehrenplatz unter den germanischen Staaten einnehmen. Ein eigener König von Flandern würde mächtig auf die flämische Bevölkerung wirken, vor allem, wenn es ein echt germanischer, heimischer Fürst wäre, der niemals Französisch spräche, sondern in seinem Hofe die Landessprache pflegte. Solch ein König würde zur Stunde das Herz der Flamen gewinnen und eine große Bedeutung haben für die Schaffung germanenfreundlicher Stimmung, das dann den französisch-belgischen Einfluß jenen Kulturkreise und seine für Deutschland gefährliche Anregung zu Frankreich völlig würde.'

Von besonderer Einfalt zeugt die Forderung, daß Brüssel nicht die Hauptstadt dieses Staates sein dürfe. ‚Brüssel als Hauptstadt wäre eine gewaltige Gefahr, da die romanisierenden Einflüsse dort zu stark sind. Als Hauptstadt wird Brüssel schnell seinen rein flämischen Charakter wieder annehmen — die französisch-wallonischen Elemente werden weichen. Die Arbeiter sind noch flämisch, und die ganze Umgebung Brüssels ist rein flämisch. So wird die Verflamung schnell erreicht werden, besonders wenn in den Schulen, bei Regierung und Gericht das Französische ausgeschlossen und die niederländische Sprache überall eingeführt wird.'

Militärisch wünscht „Jong-Vlaanderen" den Anschluß an Deutschland, denn es ist „für den germanischen Vlamen widernatürlich, mit dem Feinde seiner eigenen Sprache, seiner eigenen Sitten zusammenzugehen. ... Daß der Vlame in diesem Kriege auf französischer Seite steht und unter wallonischen und französisch gewordenen Offizieren gegen seinen Verwandten von jenseits des Rheines streitet, ist ungeheuerlich und darf niemals wieder vorkommen. Viele unserer besten, echt germanisch gesinnten Vlamen sind, von der Not gezwungen, im Kriege gegen ihren geliebten deutschen Bruder gefallen. Andere großgermanische Vlamen stehen an der Yser gegen Deutschland im Felde und können jeden Augenblick fallen für eine Sache, der sie mit innerlichem Abscheu dienen müssen. Wenn man die geographische Lage der vlämischen Gemeinwesen betrachtet und der Volksstimmung nachgeht, ist nichts natürlicher, als daß Vlandern an der Seite Deutschlands steht in zukünftigen Weltkriegen. ... Ein militärisches Zusammengehen mit Deutschland ist, von allen Seiten besehen, ein Erfordernis für Vlandern."

Natürlich wird ein Hauptgewicht auf die sprachliche Neugestaltung gelegt: „Die herrschende Sprache in diesem neuen Staat soll ausschließlich die niederländische sein, sowohl in Regierung, Gericht und Unterricht (in niederen, mittleren und höheren), wie allen öffentlichen Stücken und Akten. Die erste Sprache, die nach dem Niederländischen gelehrt werden darf, ist das Deutsche." Aber auch dies darf nicht zur herrschenden Sprache werden. „Bei dem ersten Versuch, auf bürgerlichem oder militärischem Gebiet, das Deutsche an Stelle der Landessprache zu setzen, wird Vlanderns viereinhalb Millionen zählende Bevölkerung erbittert werden und mit altgermanischer Dickköpfigkeit sich zäh und ausdauernd zur Wehre setzen. Der Germane läßt sich leider viel leichter durch den schlauen höflichen Franzmann verlocken und steht mit gewaltig zähem Stolz seinem Stammesbruder gegenüber und gibt ihm nicht nach."

Ferner wird die Einführung der Schulpflicht verlangt, eine Verbesserung der Fabrikgesetzgebung und ein vlämisches Volksheer — dies letzte einstweilen unter deutschen Lehrmeistern. Ebenso erwarten die Jungvlamen die Hilfe deutscher Beamter, bis die neue Staatsmaschine so eingelaufen und so germanisch-vlämisch ist, daß sie keiner Hilfe von außen mehr bedarf. Das Endziel bleibt immer: „Das vlämische Volk darf nur von Vlamen geleitet werden. Die Vlamen haben schon zu lange unter fremden Beamten gelitten. In der belgischen Zeit standen je einem vlämischen vier wallonische Beamte gegenüber."

Hier wird also nirgends einer deutschen Annexion das Wort geredet, deutsche Lehrmeister, deutsche Ratgeber werden nur für die Übergangszeit gewünscht, bis Deutschland der Vertrauenswürdigkeit des neuen vlämischen Staatswesens sicher ist, das Losungswort bleibt im übrigen das einheimische, seit Jahrhunderten gerufene und niemals verstummte „In Vlaanderen Vlaamsch".

moderner ausgedrückt etwa „Vlandern den Vlamen!" Dem Deutschen Reiche wird nicht zugemutet, ein fremdes Land mit fremder Kultur aufzusaugen; es wird im Gegenteil davor gewarnt, den geringsten Versuch zur Verhochdeutschung zu machen.

Es lassen sich aber andere Einwände gegen das Programm hören, einer von praktischer und einer von theoretischer Art.

Vom praktischen Gesichtspunkt aus konnte man geltend machen, daß die Mehrheit des vlämischen Volkes noch nicht hinter diesen Forderungen stand und infolge der blutigen Ereignisse noch immer den Deutschen zu wenig freundlich war. Der Lauf der Dinge hat aber, wie man weiter unten sehen wird, die Stimmung der Vlamen im Laufe eines Jahres gründlich geändert.

Vom theoretischen Standpunkt läßt sich sagen, daß dies Programm reichlich summarisch war — das Programm eines radikalen Flügels. Die Erfahrung lehrt indessen, daß bei fast allen völkischen Bewegungen die radikalen Richtungen schließlich den Sieg davontragen. Wenn wir nach Norwegen, nach Böhmen, nach Island blicken, überall haben die radikalnationalen Parteien sich gegen die gemäßigten durchgesetzt, — und mag das Häuflein derer noch so gering gewesen sein, die sich zu Anfang um das radikale Banner scharten. Selbst wo der radikale Nationalismus wie in Finnland oder Irland durch eine ungeheure Übermacht mit Gewalt und List an der Verwirklichung seiner Ziele gehindert wird, läßt er sich nicht brechen und macht gemäßigteren Parteien nur scheinbar Raum, um in den Tiefen des Volkes um so heißer weiterzuglühen und immer wieder in verheerende Feuersbrünste auszuschlagen, zum Verderben des eigenen Volkes und der Unterdrücker. Es ist besser, man gibt ihm die Formen, die anderen Nationen eine glücklichere Fügung der Geschicke längst gegeben hat.

Auch in Vlandern, wo freilich die Dinge viel verwickelter liegen und die Hemmnisse schwerer zu überwinden sind als in anderen Ländern, kann ein radikaler Nationalismus siegreich sein und in segenbringende Formen gebracht werden, wenn nicht der Fanatismus des Volkes auf ein anderes Feld abgelenkt wird und dort seine Orgien feiern darf, zur Zerfleischung der eigenen Volkskraft.

Wir wollen uns hier jedes Urteils enthalten, ob es klug oder nicht klug war, einen Nationalismus, der die Freundschaft mit Deutschland auf seine Fahne geschrieben hatte, in seiner Bewegungsfreiheit zu hemmen, ob es klug von deutschen Beamten war, belgischer zu sein als mancher belgische Staatsbürger, oder ob sich diese Klugheit mit Gründen, die noch nicht öffentlicher Erörterung unterliegen, vollauf rechtfertigen läßt. Wir dürfen uns hier auf die Feststellung beschränken, daß der tapfere Genter Prediger zum mindesten unsere dankbare Erinnerung verdient, weil er durch sein mutiges, entschlossenes Auftreten, unter Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit, viele angefeuert hat, sich zur germanischen Sache zu bekennen, viele, die ohne dies Beispiel wohl nicht den Entschluß gefaßt hätten, sich auf einen so ungewohnten Weg zu begeben.

11.

Auch für die Klärung der vlämisch-plattdeutschen Beziehungen hat die „Vlaamsche Post“ viel getan. Wieder ging es nicht ohne Reibungen und heftige Gegensätze der Persönlichkeiten ab; aber gerade das freie Wort und die herzhafte Aussprache klärten die Frage doch gründlicher, als es mit vieldeutigen und gewundenen Sätzen möglich gewesen wäre.

Den Anlaß dazu gab eine kleine Flugschrift, die im Frühjahr 1915 das Licht der Öffentlichkeit erblickte[1]). H. Fr. Blunck, ein niederdeutscher Dichter dithmarsischer Abkunft, dem schon mancher kecke Wurf gelungen, war verwundet von der Front nach Brüssel gekommen und hier in der deutschen Verwaltung tätig. Die Klänge der vlämischen Mundarten hatten ihm, wie so manchem andern Plattdeutschen, ans Herz gegriffen. Schnell erfaßte er die Vergangenheit, die Literatur und die Bestrebungen des nahverwandten Volkes und brachte ebenso schnell zu Papier, was ihm an Ähnlichkeit und Verschiedenheit auffiel.

Er ging von dem alten Niederdeutschland im weitesten Sinne aus und verglich dessen meistumstrittene Grenzmarken, Schleswig-Holstein und Vlandern. Er zeigte, wie jenes an Dänemark, dies an Frankreich seinen übermächtigen Feind hatte. Er streifte die Tatsache, daß in beiden Landschaften das germanische Interesse durch britisches Eingreifen stets in kritischen Augenblicken beeinträchtigt wurde. Er verweilt länger bei den „Aldietschen“ Plänen von Constant Jacob Hansen; er läßt ausdrücklich jene politischen ganz beiseite, die einen Staatenbund aller Dietschen und Niederdeutschen ausmalten, und sagt wörtlich: „Hansens Gedanken sind gerade heute noch — ich meine hier einzig die Sprache und Lautfrage — gelegentlich verbreitet, und man muß rechtzeitig Stellung dazu nehmen.“ Er beschäftigt sich also nur mit den sprachlichen Plänen und nimmt dazu folgendermaßen Stellung (S. 18/19):

„Ich weiß, daß einzelne ‚niederdeutsche‘ Dichter das Heil aus dem Sprachenwirrwarr der wuchernden niederdeutschen Mundarten allein im Anschluß an die holländische Schreibweise (nach vlamischem Vorbild) suchen. Das mag indes verfrüht sein, meines Erachtens sogar verkehrt. Denn die niederländische Kritik will unbarmherzig ihre Sprache reinigen und formen. Dazu ist eine Beschränkung nötig, und schon heute (vgl. Vermeylens gesammelte Aufsätze) wird ihr von vlämischer Seite eine gewisse Vereinsamung, ja Verarmung der Ausdrucksmöglichkeit vorgeworfen. Der unsägliche Schatz germanischer Wortstämme, der reichste der Welt, den die Niederdeutschen hegen und bewahren, darf nicht eingezwängt werden, weder ins Holländische noch ins Hochdeutsche.

[1]) Hans Friedrich Blunck, Belgien und die niederdeutsche Frage. Tat-Flugschriften Nr. 9. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena.

„Daß wir ‚Niederelber' uns heute der holländischen Schriftsprache nicht mehr beugen oder nähern werden, etwa ‚verschmelzen', wie einige meinen, darüber sind wir uns im wesentlichen einig. Auch werden wir unsere Sonderart niemals, wie einst die Vlamen, bedingungslos dem literarischen Einheitsgedanken opfern. Dafür ist unser junges Schrifttum zu reich und zu stark, stehen wir zu selbständig, während die Vlamen vor der Verfranschung einen stärkeren Rückhalt suchen mußten . . . Übrigens hindern schon politische Gründe — die Stellung Hollands außerhalb des Reichs und die Hinneigung einzelner Kreise dort nach England — Abhängigkeiten zu schaffen, die nicht durch die Geschichte begründet sind."

Blunck bekämpft also nachdrücklich die Verschmelzung auf sprachlichem Gebiet und schließt die politische noch nachdrücklicher aus. Das einzige, was ins Politische hineinspielt, steht auf den Seiten 19 ff. Da wird betont, daß eine Unterstützung der vlämischen Forderungen gegen das übermächtige Franzosentum durchaus im Interesse aller Deutschen liege und daß der Reichsgedanke zu jung wäre, sich über die politischen Grenzen zu wagen. Zwischen den Zeilen zwar glimmt noch manches wie verhaltene Wünsche, aber sie sind künstlerischer, nicht politischer Natur. Möge der Reichtum unserer niederdeutschen Sprache nicht untergehen, weder im Holländischen noch im Hochdeutschen, noch im international-französischen Schema! Möge dieser lebendige Born nie stille stehen, nie zu einer eisigen, überall gleichen und glatten Fläche gefrieren, nicht bei Niederländern und nicht bei den Plattdeutschen! Und möge sich die Mannigfaltigkeit der niederländisch-niederdeutschen Kunst stets erneuern, indem innerhalb dieser großen Familie ein Stamm sich am andern bereichert.

Und als fürchte er selbst, dem Gefühle zu sehr nachgegeben und sich im Überschwang unklar geäußert zu haben, schließt er die Schrift mit den Worten:

„Alle diese Gedanken sollen ruhen während des Krieges. Es ist, als solle unsere Zeit und Zukunft eine Spanne verweilen, solange andere, gewaltigere Ereignisse dazwischen traten. Aber dereinst müssen wir weiter schaffen, rastlos aufbauen von allen Seiten. Wer weiß, wie fern oder nahe wir einer Zeit stehen, die sich der gemeinsamen, fast vergessenen Landschaftskultur wieder erinnert und aus ihr Anregungen zu neuem, künstlerischem Gedeihen schafft — für die Größe aller und des Ganzen."

Die Kraft des kleinen Werkes kam aus einer kurzen, sozusagen magnetischen Berührung mit einem verwandten Volkstum. Kein Wunder daher, daß es einen Strom enthielt, der anziehen oder abstoßen mußte. Kein Wunder auch, daß es noch schwache Stellen aufwies. Es rechnete nicht genug mit der niederländisch-vlämischen Empfindlichkeit gegen Bezeichnungen wie großdeutsch und niederdeutsch, die nun einmal auch in orangistischen Kreisen, ja, gerade in diesen, leicht politisch mißdeutet werden, rechnete vielleicht auch nicht genug mit dem — Druckfehlerteufel.

Auf diese schwachen Stellen richtete die „Vlaamsche Post", damals noch von Leo Picard geleitet, einen ziemlich heftigen Angriff[1]), indem sie allerhand Verschmelzungsabsichten herauslas und auf den Sack schlug, in dem gar keine Katze steckte — mit dem Erfolg, daß verschiedene Vlamen, insbesondere zwei, für den angegriffenen Plattdeutschen in die Schranken traten.

Der eine war Gustaaf Vermeersch, ein Westvlame von gesundem Volksempfinden und starker Intuition, die er nicht nur auf literarischem Felde bewiesen hatte. Er begründete in einem offenen Brief[2]) an die „Vlaamsche Post", warum und in welcher Weise die niederdeutsche Bewegung dem Vlamentum unter allen Umständen eine unschätzbare Stütze werden könne, und vertrat die Meinung, „daß die alten Freundschaftsbande zwischen Niederdeutschen und Vlamen, sobald die Ereignisse das zulassen, wieder angeknüpft werden können und wieder angeknüpft werden müssen, daß wir einander stützen und helfen und von großem Nutzen sein können ... Ja, ich gehe weiter und behaupte, daß unser wohlverstandenes eigenes Interesse uns dazu anspornen muß, aus dem jetzigen Entgegenkommen von jener Seite Vorteil zu ziehen. Man wird doch nicht behaupten, daß wir plötzlich so stark geworden sind, daß wir keine Hilfe mehr nötig haben. Andererseits erwarten die Niederdeutschen auch unsere Unterstützung und den Reichtum unserer Erfahrung als kämpfendes Volk."

Der andere, der für den „taalbroeder" auf die Schanze sprang, war E. van Bergen. Er bekannte[3]), daß er „seit fünfzehn Jahren für die Ideale des „Algemeen Nederlandsch Verbond" Propaganda mache und die niederdeutsche Bewegung erst seit der letzten Zeit kennen zu lernen beginne". Daraus gehe hervor, daß er in erster Linie die niederländische Kultur für alle Teile des niederländischen Stammes als Grundlage verteidige. „Zuerst müssen wir natürlich fest dastehen, damit der erste beste Wind uns nicht umblase, und es gibt noch wohl einiges zu tun, ehe es soweit ist: doch alsdann müssen wir Türen und Fenster weit öffnen (nach dem Wort von Vermeylen) für die Kulturströmungen von allen Seiten. Niemand wird nun bestreiten, daß die Niederdeutschen oder Plattdeutschen uns näher stehen nach Sprache und Kultur als irgendein anderes Volk oder irgendein anderer Volksteil. Es wird somit für uns nur natürlich sein, daß wir zuerst und vor allem den Wind von dort kommen lassen. Man hat doch das Recht, Plattdeutsche, Holländer, Vlamen und Südafrikaner mit dem Namen „Niederdeutsche" zu betiteln. Früher taten wir uns darauf zugute, daß unsere Sprache von Dünkirchen bis Riga gesprochen wurde, und wir haben selbst noch einen niederdeutschen Bund in Antwerpen! Müssen wir denn nun auf einmal in unser Schneckenhaus kriechen unter dem Vorwande, daß wir mit den einmal

[1]) „Vlaamsche Post" vom 28. Juli 1915, S. 1.
[2]) „Vlaamsche Post" vom 7. und 11. August 1915 (Nr. 169/171), S. 3.
[3]) „Gazet van Brussel" vom 7. August 1915 (Nr. 202).

als Sprachbrüdern (taalbroeders) bezeichneten Millionen nichts zu schaffen hätten?" Er hält sich streng und nüchtern an das Reale: „Es kann nicht genug darauf gedrungen werden, daß alles Trügerische schleunigst verschwinde vor der Erkenntnis der Wirklichkeit. Herr Blunck sieht selbst klar darin, daß der Traum von Hansen keinen praktischen Wert hat. Er zitiert Hansen mit Genugtuung einfach wegen seiner Sympathie für die plattdeutsche Sache und die niederdeutschen Kulturinteressen. Diese Interessen bestehen nicht allein in der gemeinsamen Sprache, sondern auch in der Art, den Sitten, dem Geist, der Kunstrichtung und der allgemeinen Kulturströmung." Auf eine warme Fürsprache läßt dieser Vlaming eine dringende Warnung folgen: Man solle sich nicht feindlich stellen gegen „einen mächtigen Volksstamm, den man gut benötigen kann bei der Verteidigung unserer eigenen Rechte in einer nahen Zukunft. Wir haben schon nicht allzuviele Freunde in unserm eigenen Land und täten gut daran, diejenigen, die wir anderswo besitzen, nicht abzustoßen".

Die „Vlaamsche Post" war nicht kleinlich und nahm beide Kämpen in ihre Reihen auf, und sie blieben nicht die einzigen, die für die Plattdeutschen eintraten. Es zeigte sich dabei der Unterschied, daß man in Brüssel für ein kulturelles, unpolitisches Zusammengehen mit den Niederdeutschen wärmere Empfindungen hegte als in Gent, während die Genter umgekehrt mehr den Wunsch nach politischer Freundschaft mit dem Deutschen Reiche geltend machten.

So warfen die zielbewußten „Genter" und die weniger politischen „Brüsseler" bedeutende Gewichte auf die Wagschale; sie senkte sich davon noch nicht; noch harrte sie schwererer Massen, die den Ausschlag für die Gesinnung des vlämischen Volkes gäben und es auf die germanische Seite zurückbrächten. Noch saßen in Holland, Frankreich und England Tausende von Vlamen, mit der Mehrzahl der Vlamenführer, unterm Zeichen des Burgfriedens gegen den äußeren Feind des Staates zusammengeschart; und diese da draußen blieben, zum Teil unterm Zwang der Ententebehörden, zum Teil im Gefühl germanischer Mannentreue, und nicht zuletzt ob der Ungewißheit der kriegerischen Entscheidung, „loyal" ihrem Könige und Staate treu.

1866.

Kriegstagebuch des Generalleutnants Kurt Haubold von Einsiedel,

1866 Hauptmann in der königlich sächsischen Leibbrigade.

Herausgegeben von

Wittich von Einsiedel.

(Schluß.)

Marsch durch die Kleinen Karpathen vom 18. bis 22. Juli. Wir schlugen die Straße ein, die in rein südlicher Richtung in das Gebirge zwischen Mähren und Ungarn, die sogenannten Kleinen Karpathen, führt. Dieses Grenzgebirge ist vollkommen slowakisch bevölkert, die Heimat der Topfstricker, Kesselflicker und Mausefallenverkäufer, welche als „Schlawaken" unsere Landstraßen und Jahrmärkte in mehr als einer Hinsicht unsicher machen. Wer hätte wohl bei unserem Abmarsch von Dresden uns zu prophezeien gewagt, daß wir in wenig mehr als einem Monat uns hier herumtreiben würden, hierin an jene ungebetenen Gäste erinnernd, welche die Heimat von dieser Gegend aus erhält!

Das Boznatal nimmt Gebirgscharakter an. Die Wände steigen hoch auf, mit Wald bedeckt, der Fluß schäumt in raschem Lauf als echter Gebirgssohn, der Feldbau hört auf, die ärmlichen schindelbedeckten Dörfer nähren sich nur von Viehzucht und dem Ertrag der Wälder, der, wie die Anstalten am Flusse beweisen, mittels Flößen nach der Niederung abgeführt wird. Wir erreichten das Städtchen Wsetin, bei welchem das Biwak bezogen wurde. Meine Biwakhäuslichkeit hatte jetzt sehr gewonnen. Ich ließ mir in Olmütz ein kleines Zelt fertigen, das, wenn es auch gegen die Vorschrift war, auf dem Wagen transportiert wurde. Mit Hilfe einiger Äste und Stöcke schlugen es die Zimmerleute in der ersten Viertelstunde auf. Dieses Sichabschließen im umschränkten Raum gegen die Unendlichkeit der freien Natur ist ein besonderes Bedürfnis des Kulturmenschen. Von nun an schlief ich erst fest und erquickend, wenn auch das Obdach einen mehr illusorischen als faktischen Schutz gewährte — es war aus der durchlässigsten groben Leinewand hergestellt, welche es gibt!

Die Nähe des Städtchens lockte zu verführerisch, um sich nicht von der Biwakskost zu emanzipieren. In der Apotheke erkundigte ich mich nach einem Gasthof. Das ganze Treiben im Orte ließ aber gleich erkennen, daß er nur zu viel in der nämlichen Absicht besucht wurde, in der ich kam. Im Gasthof fand ich eine Menge preußischer Postarmeebeamter und österreichische Offiziere,

ein Gefangenentransport an leergegeſſener Tafel. Die Kellnerin hatte auf alle Fragen keine andere Antwort als ein ausdrucksvolles Achſelzucken und Auseinanderſpreizen der Hände. Im Begriff, verdrießlich wieder abzuziehen, ſtand plötzlich der Apotheker vor mir. „Ich ſehe," ſagte er, „Sie finden hier nichts. Wollen Sie nicht zu mir kommen? Meine Frau hat ſich auf einen ſolchen Fall vorbereitet." Ohne Schwanken nahm ich dieſe Einladung ebenſo dankbar an wie ſie herzlich erfolgte. Ich ſaß bald bei einem prächtigen Mahl, das die Frau Apothekerin auftrug, während ich mich mit ihrem Manne über die Zeitverhältniſſe und die Eigentümlichkeiten des hieſigen Landſtriches unterhielt. Ich muß hier wohl notieren, daß es eine Bouillonſuppe, Rindfleiſch mit Meerrettich, ein gebratenes Huhn und eine große Schüſſel ſchönſter Walderdbeeren waren, welche mir einen ſo unerwarteten und außergewöhnlichen Genuß bereiteten. — Von meinem liebenswürdigen Wirt erfuhr ich, daß Wſetin ein Hauptſtapelplatz für fabelhaft billige Meſſer ſei, die in der Umgegend aus ſteyriſchem Eiſen gefertigt werden. Ich erſtand einige Dutzend ganz brauchbarer Einſchlagemeſſer für die Kompagnie, das Stück zu drei Kreuzer, die aber, wie mir mein Apotheker verſicherte, der Händler mit achtzig Kreuzern das Schock von den Arbeitern erkaufe.

Teils von Olmütz, teils von Prerau und Ungariſch-Hradiſch aus waren noch drei öſterreichiſche Armeekorps, infolge der Beſitznahme der Marchlinie durch den Feind, von der geraden Richtung auf Wien abgedrängt worden. Sie ſuchten nunmehr dasſelbe Ziel zu erreichen, dem wir zuſtrebten. Es handelte ſich um das erſte Korps — früher Clam-Gallas, jetzt Gondrecourt —, das ſechſte — Ramming — und ein drittes, das uns nicht näher bekannt war. In dieſer größeren Anſammlung von Truppen lag einerſeits ein Troſt, anderſeits eine Befürchtung. Wir brauchten nicht in Betracht zu ziehen, durch eine vorgeſchobene Abteilung an irgendeinem Defilee, deren es ſo viele gab, aufgehalten zu werden, hingegen lag aber die Vermutung nahe, daß gerade dieſes größere Objekt auch eine umfaſſendere Unternehmung des Feindes hervorrufen könne. Wie gegen eine ſolche die öſterreichiſchen Truppen in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung beſtehen würden, vermochte man nicht vorauszuſehen. Wir waren die letzten der Kolonne, jedes Vorſtoßen des Feindes gegen das Waagtal, mochte es auf einem Wege geſchehen, welchen es wolle, mußte ſich uns am eheſten bemerkbar machen, beſonders wenn es ſtattfand, ſolange wir noch in den langen Gebirgsdefileen der Kleinen Karpathen befangen waren. Die beiden Märſche, die wir noch vor dem Waagtal zurückzulegen hatten, ſchienen daher ziemlich gefährdet. Sie gingen der nur wenige Meilen entfernten Marchlinie parallel, die die Preußen ſeit vier Tagen beſetzt hielten, und mehrere Straßen mündeten von dort in unſere Linien.

Das Gebirge wurde öder, die Dörfer, nur aus elenden Holz- und Lehmhütten beſtehend, nahmen den langgeſtreckten verſtreuten Charakter der höheren Gebirgsdörfer an. Die Gegend hat etwas lieblich friſches, ohne großartig zu ſein;

sie erinnert an das Erzgebirge. Diesen Gedanken an das Vaterland zerstörte aber jeder uns begegnende Bewohner. Wir waren im Herzen der Slowakei; die auffälligen braunen Gesichter, von denen eines dem anderen wie ein Ei dem andern ähnelt, mit dem langen, straff herabhängenden schwarzen Haar, die Männer mit den breitkrempigen, runden Filzhüten, den weißen Leinwandkitteln und engen Leinwandhosen bildeten eine fremdartige Staffage, die uns gemahnte, wie weit wir verschlagen waren und in welchem unerfreulichen Verhältnis wir uns befanden.

Am ersten Abend erhielt die erste Kompagnie Befehl, in der Nähe von Klobauk Feldwache zu beziehen. Nach verschiedenen Richtungen wurden auch andere Truppenkörper vorgeschoben, um die Zugänge zum Gebirge zu beobachten, da die Nähe des Feindes vermutet wurde. Es ist keine angenehme Aufgabe, in einer schwer übersichtlichen Gebirgsgegend Vorposten ausstellen zu sollen, ohne die geringste Instruktion zu erhalten. Dazu fehlten uns genügende Karten, welche in solchen Fällen eine Richtschnur zu geben vermögen. Ich besaß nur die betreffende Sektion der großen Stielerschen Karte von Deutschland in fünfundzwanzig Blättern, die ich zum Glück ganz mitgenommen hatte. Die meisten anderen waren schon bei Lobositz über die Grenze ihrer Blätter hinausgekommen und hatten dem Mangel oft auf komische Art abzuhelfen gesucht, indem sie aus den Schulen die alten, großen, schwarzgeräucherten Wandkarten von Böhmen gekauft hatten oder sich mit wahren Miniaturausgaben begnügten. Von dem Abdruck der sogenannten Schetaschen Karte, die der österreichische Generalstab als Kriegskarte zum speziellen Gebrauch der Offiziere hatte anfertigen lassen, waren, da sie sehr spät ausgegeben wurden, nur wenige Exemplare in unsere Armee gelangt. Überdies erstreckte sie sich zwar bis jenseits Berlin, erreichte aber ihre südliche Grenze in Mähren.

Da sich keine bessere Lokalität vorfand, legte ich die Kompagnie in eine Wiesenmulde, während eine Sektion als Feldwache vorgeschoben und an geeigneten Punkten drei oder vier Doppelvedetten ausgestellt wurden. Von irgendeiner Verbindung mit den anderen Kompagnien war nicht die Rede.

Ich sah mit meinem kleinen Fernglase viel nach den Bergen, aus denen ein Vorstoß des Feindes erwartet werden konnte, vermochte aber nichts Beunruhigendes zu entdecken. Schien es sich daher in dieser Richtung friedlich gestalten zu wollen, so zogen sich hingegen an anderer Stelle immer ernstere Wolken zusammen, nämlich am Himmel. Die aus Südwest kommenden, sich in ungeheuren Massen übereinandertürmenden Wolken strichen buchstäblich auf der Erdoberfläche hin und gewährten mit den sie fortwährend durchzuckenden Blitzen ein wahrhaft großartiges Schauspiel. Der von einem rasenden Sturm gepeitschte wolkenbruchartige Regen, der über uns losbrach, entsprach vollkommen den Erwartungen, die man von diesen mauerfesten Wolken hatte hegen können. Meine armen Leute schwammen förmlich im Wasser — nur mir und Leutnant Kallenbach ging es besser, die wir uns in meine Gummidecke eingewickelt hatten.

Für die Nacht veränderte ich die Aufstellung, indem ich die entfernteren

Vedetten einzog und nur zwei detachierte Posten von je sechs oder acht Mann unter zuverlässigen Unteroffizieren vor uns ließ, deren jeder eine Doppelvedette hielt. — Regeln und Vorschriften müssen sich im Felde manche Abweichung gefallen lassen. Da ich hier ohne jede Anlehnung vollständig in der Luft stand, hätte eine dichte Vedettenlinie nicht das mindeste genützt. So genossen aber jedenfalls meine Leute mehr Ruhe, und im Falle einer Alarmierung hatte ich die Kompagnie besser in der Hand.

Andern Tags traf der mit der gestern laut gewordenen Befürchtung wenig harmonierende Befehl ein, daß wir Rasttag haben sollten. Ich benutzte die vergönnte Zeit, um meinen Rapport über zu verleihende Auszeichnungen zu verfertigen. Das Material hierzu hatte ich bereits gesammelt, eine schwierige Arbeit. Da man das wenigste selbst sieht, muß man sich auf die oft urteilslosen oder gefärbten Berichte anderer verlassen, und bei einem so ausnahmslosen guten Verhalten, wie ich es meiner Kompagnie nachrühmen muß, wird die schließliche Auswahl ungemein schwer.

Statt der Rast fand mittags der Abmarsch statt. Wir verließen das Gebirge und stiegen den nach Süden gekehrten Hang hinab. In scharfer Weise unterscheidet die Natur diese Ungarn zugewendete Seite gegen die mährische. Alle Formen werden bedeutender, die Bewaldung kräftiger, die Gruppierungen auffälliger, und die intensiveren, lebhafteren Farben zeigen bereits den Einfluß einer reineren, südlicheren Luft. Die Veränderung erweckte ein lebhafteres Interesse als der bisherige Wechsel von Berg und Tal, Stadt und Dorf, der im Grunde immer nur verschiedene Kombinationen der alten Grundelemente bot. Dieser Eindruck des Fremdartigen steigerte die abenteuerliche Erscheinung der Bewohner, der fortwährende Wechsel ihrer wunderlichen Tracht. Kaum eine Meile weit blieb sie ohne Veränderung. Besonders war es die Farbe der Westen und des an den Röcken überreichlich angebrachten bunten Ausputzes von Tuchstreifen und Borten, die dem Wechsel unterlagen, ohne daß hierin der Willkür des einzelnen Spielraum gelassen wäre. Nach gewissen Terrainstrichen, innerhalb derer die peinlichste Gleichförmigkeit herrscht, schien jede Kleidung vorgeschrieben, so daß es den Anschein gewinnt, als seien es Militärkolonien, in denen sich die Strenge des Dienstes sogar bis hinter den Heuwagen erstreckt.

Wir passierten Landstriche mit hellblauen Westen, mit roten Westen, mit dunkelblauen Westen, mit roten Lederhosen, mit schwarzen Lederhosen, mit Leinwandhosen, mit breitkrempigen Hüten, mit schmalkrempigen Hüten, mit Röcken, mit Jacken und mit allerhand Kombinationen dieser unterscheidenden Merkmale, ohne daß je ein auf solche Weise gekennzeichneter Mensch die Grenze zu überschreiten schien, welche er von der Natur selbst für die blauen und die roten Westen, die großen und die kleinen Hüte gezogen glauben mochte.

Hinter Brumow mündet von Westen her die Straße von Ungarisch-Brod auf die unsere. Dieser Ort war von hoher Wichtigkeit, da wir hier noch

leicht aufgehalten werden konnten. — Es scheint im ersten Augenblick unbegreiflich, warum die Preußen unseren und den Marsch der übrigen nach Ungarn verschlagenen Korps unbehelligt ließen, denn es hat sich vielleicht selten eine so günstige Gelegenheit geboten, eine in mehreren Echelons marschierende, in Gebirgstälern eingeschlossene, durch Terrainhindernisse aufgehaltene und zum Teil entmutigte Truppenkolonne in Front und Flanke anzufallen, zu durchstoßen, aufzurollen oder wenigstens von der beabsichtigten Marschrichtung abzudrängen. Es bedurfte hierzu nur weniger Truppen, etwa einer Division. So lange wir in diesen Gebirgsengen befangen waren, hätte auch unsere Überzahl kaum Gelegenheit finden können, sich geltend zu machen.

Der günstigste Punkt für einen solchen Angriff der Preußen war die Gegend von Billnitz und der Warpaß. Von hier nach der March — Ungarisch-Hradisch — sind nur sechs Meilen. Seit mindestens drei Tagen mochten die Preußen sich im Besitz des letztgedachten Ortes befinden. Auch bot die Örtlichkeit alle Sicherheit für den Feind, sich im Falle eines Mißglückens der Unternehmung vollkommen gesichert wieder zurückziehen zu können. Demnach war es ein Glück für uns, daß man im feindlichen Hauptquartier dem Grundsatz huldigte, nur *eines*, dieses eine aber mit ganzem Willen zu wollen — statt mehrere Absichten zugleich zu verfolgen, welche leicht einander beeinträchtigen. Der mit allen Kräften ausgeführte konzentrische Stoß gegen Wien nahm die preußischen Bewegungen einzig und allein in Anspruch. Die March schien sich der Feind dabei als östliche Grenze gesteckt zu haben. Für den Augenblick gab er sich dadurch Vorteile aus der Hand, ob aber durch dieses Zusammenhalten der Kräfte nicht der schließliche Erfolg gesichert wurde, ist kaum zweifelhaft. Besonders wenn man berücksichtigt, daß den Preußen kaum bekannt sein konnte, ob der Hauptteil der österreichischen Kräfte in den Karpathen oder bei Wien gesucht werden sollte, und das Herannahen der Korps der Südarmee in Berechnung gezogen werden mußte. Überdies gab es noch einen zweiten Weg, die Trennung der österreichischen Heere zu erhalten, ohne sich selbst zu zersplittern: die Besitznahme von Preßburg. Wie sich ergeben sollte, wurde dies als Hauptaugenmerk vom Feinde auch festgehalten.

Zu dem fast peinlichen Zusammenfassen der Kräfte preußischerseits mag wahrscheinlicherweise auch der Umstand mitgewirkt haben, daß man sich bewußt geworden ist, am Tage vor der Schlacht von Königgrätz, am 2. Juli, in großer Gefahr geschwebt zu haben, einzeln geschlagen zu werden.

Das einen bedeutenden Charakter tragende enge Tal des Wlar, von schroffen Bergwänden eingeschlossen, ist durch einen niederen Riegel, der für einige durch Infanterie gedeckte Batterien eine wahre Festung gebildet hätte, vollständig gesperrt, so daß Fluß und Straße gezwungen sind, sich längs des Fußes dieses Walles hinzuziehen, um endlich einen schmalen Durchbruch zwischen ihm und der gegenüberliegenden Talwand zu gewinnen.

Jenseits des Passes wurde die Szenerie immer origineller. Die reichen,

sich selbst überlassenen kulturlosen Wälder boten Bilder von naturwüchsiger Wildheit und urkräftigem Gedeihen. Der schäumende Fluß zog sich breite, willkürliche Bahnen, oft das ganze Tal mit seinen kahlen Kiesfeldern füllend. Die wenigen elenden Lehmhütten der Menschen, in allen Stadien des halben und ganzen Verfalles, deuteten auf einen Menschenschlag, denen das Besitztum von weit geringerem Wert sein muß, als wir es zu verstehen vermögen. Der slowakische Charakter der Bewohner prägte sich immer entschiedener aus; die Indolenz, der geringe Sinn für Wohlleben, die Gewohnheit an Schmutz und Elend inmitten dieser herrlichen Natur verwunderten unsere Landeskinder ganz ungeheuer.

Wir überschritten die Grenze Ungarns und betraten somit das dritte Kronland des Kaiserstaates. Waren wir einmal nach Ungarn verschlagen, wer konnte uns zusichern, daß wir den Weg nach Preßburg und Wien noch offen finden würden? Es lag viel Wahrscheinliches darin, daß wir gezwungen sein konnten, uns nach Komorn oder Pest zu wenden, und wenn oft der eine den andern fragte, ob er schon einen Plan von Konstantinopel habe, so war das wohl ein Witz, aber ein recht bitterer, über den zu lachen unmöglich war.

Mit der schönen Natur stand wieder das elende baufällige Dorf in schreiendem Kontrast, bei dem wir nächtigten. Der unergründliche Schmutz auf der Dorfgasse, während die Straße trocken gewesen war, vollendete die Ähnlichkeit dieser Wohnstätten mit einer Reihe Schweinekoben. Eine große Zahl Besucher, die meist in leichten, kleinen Wagen angefahren kamen, fand sich ein. Tracht und Wesen zeigten sogleich die Trennung der Bevölkerung in zweierlei Nationalitäten. Wer sich zu den Besitzenden oder Gebildeten rechnet — obwohl oft bei sehr zweifelhaften Ansprüchen —, kleidet sich ungarisch und trennt sich dadurch scharf von den niederen slowakischen Bewohnern. Der tonangebenden Stellung des ungarischen Elementes wird dadurch ein sehr bestimmter Ausdruck verliehen. Von den sich ungarisch Kleidenden ist nur ein sehr geringer Teil Ungar von Geburt, die meisten sind Slowaken oder andere Slawen und Deutsche.

Als wir am äußersten Rande der Terrasse standen, welche den letzten Abfall zum Tal bildet, hatten wir nicht nur den jenseitigen imponierenden Gebirgszug, das Weiße Gebirge, in einer Ausdehnung von etwa zehn Meilen vor uns, sondern auch den vollen Blick auf die breite, lachende, von der wasserreichen Waag in unzähligen Armen und Windungen durchströmten Talsohle, während hinter uns sich die mächtigen Berge der eben durchschrittenen Kleinen Karpathen in phantastischen Formen erhoben. Besonders mußte wiederum die tiefe, gesättigte Färbung aller Formen und die durchsichtige Helle der Luft auffallen, die an den malerischen Reiz der südlichen Alpenlandschaft erinnerte. Tiefer herabsteigend, erhielt das Bild eine immer reichere Belebung durch den Strom. Oft eine mächtige Fläche bietend, oft wieder sich zu Engen zusammenziehend, in denen er pfeilschnell dahinschießt, trägt er große Flöße und Mengen von Kähnen zum Übersetzen des Viehes nach den

Inselweiden. Wasservögel aller Art füllen seine Gewässer. Die aus unansehnlichen Häusern von Lehmwerk mit Strohdach gebildeten, eng aneinander gerückten Dörfer sind mit einer Anzahl von Ziehbrunnen besetzt, deren Schwengel, sich wunderlich durchkreuzend, wie drohend auf den breiten Dorfgassen zum Himmel zeigen. Den Boden bildet eine Mosaik von lehmigen oder mistigen Pfützen und durchknetetem Kot, der den Schweinen zum Tummelplatz bestimmt ist. Den Mittelpunkt der Straße nimmt aber ein kleiner, merkwürdiger Holzbau ein, bald wie ein Galgen, bald wie eine chinesische Pagode gestaltet. Er trägt die Glocke, welche in Ermangelung einer Kirche die Gebetszeiten ankündigt. Jede Ortschaft zählt eine ganze Reihe von Branntweinschenken. Außerdem standen längs der Straße Weiber, Kinder und Männer mit Flaschen, die dem Vorüberziehenden das edle, in schönster Rosenfarbe prangende Getränk kredenzten. Die letztere Einrichtung war vielleicht nur zu unserer Annehmlichkeit durch eine sich schnell entwickelnde Privatindustrie getroffen. Sie kann sich aber nur schlecht rentiert haben; denn so verlockend der Nektar sich von außen darstellte, so miserabel war sein innerer Gehalt und so enorm der dafür geforderte Preis. Unsere Leute schimpften und lachten über die Bande, die mit ihren rotleuchtenden Flaschen neben der Kolonne herlief und umsonst Absatz zu ertrotzen suchte. Oft wurde der Spaß wiederholt, diese Spekulanten weit nach vorn zu rufen und sie dann, wenn sie keuchend angelangt, mit einem schlechten Wunsche wieder fortzuschicken.

Eine ganz neue Erscheinung bildete das Heer der gewerbsmäßigen Bettler, welche die Straße bevölkerten. Es war widerlich und malerisch, verächtlich und wunderbar zugleich, und übertraf fast das, was ich in dieser Art in Italien gesehen. Es scheint, daß in Ungarn wie in Italien nach dem allgemeinen Volksempfinden ein Recht des Bettelns und des Raubes besteht, welches zu den unveräußerlichen Grundrechten der Menschheit gezählt wird. Wer irgendein Gebrechen an seinem Körper besitzt, darf das Recht des Bettelns ausüben; wer kühn und gesund ist, aber nichts hat und nicht dienen will, darf vom Raube leben. Räuber sind — Poesie und Literatur bestätigen es — die populärsten Helden Ungarns, und wenn die Bettler nicht derselben Ehre teilhaftig werden, liegt es wohl nur daran, daß sie eine weniger interessante, weniger einflußreiche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen.

Man sah merkwürdige Gruppen, welche nur auf den Maler zu warten schienen, um den Pifferari Roms gefährliche Konkurrenz zu machen. Da stand oder saß mehr als ein Belisar mit langem, weißem Bart, von einem schönen, schwarzäugigen Jungen gestützt, manche Hexe von Endor krümmte sich über ihren Stab und ließ das zerzauste Haar im Winde fliegen, und manche braune Judith stand neben einem elenden Krüppel, um den Gewinn zu teilen, den seine Verstümmelung abwarf. Denn Elend — mag es nun echt sein oder gefälscht — ist hier ein Kapital, das seine guten Zinsen trägt. Der beste Ernährer einer Familie ist ein Mensch, dem möglichst viele Gliedmaßen fehlen.

Doch auch hier ist die Gabe der Natur, selbst wenn in größter Vollkommenheit verliehen, noch immer einer gewissen Kultur und Ausbildung fähig, um ihren wahren Wert für den Menschen zu erreichen. Ein ungarischer Bettler muß sich nämlich, um Geschäfte zu machen, noch eine besondere Fähigkeit aneignen, mit wahrhaft Entsetzen erregender kreischender Stimme Gebete zu plärren und Stellung und Gebärden so einstudieren, daß sein glückliches Gebrechen in möglichst beleidigender Weise auffällig wird. Eine Miene leidenschaftlichster augenverdrehender Erregtheit, welche zu sagen scheint: „Einen Kreuzer oder du bist des Todes," und eine vornehme nachlässige Weise, den Geldtribut in Empfang zu nehmen, oder in der himmelstürmenden Gebetsekstase die hingeworfenen Kupferstücke auf der Erde unberührt liegen zu lassen, ohne sie sehen zu wollen, sind höhere Stufen der vollendeten Ausbildung des ungarischen Bettlers. Wer nur den Fußweg an der Seite der Straße versperrt, ist noch nicht sicher in seiner Kunst. Der Meister wirft sich mitten in den Staub oder Kot der Straße quer über den Fahrweg und strampelt schreiend mit seinem nackten Bein- oder Armstumpfe in die Luft oder wälzt sich wie ein Besessener herum. Das hingeworfene Geld zieht ihn nicht von seinem Verfahren ab, er tobt weiter, bis die Straße einen Augenblick menschenleer ist, und dann erst liest er seine Ernte auf. — Wir mußten diese Kerle mit Gewalt beiseite schieben, um marschieren zu können. Unsere Mannschaft war entsetzt über solches Volk, zumal wenn sie bemerkte, daß einem Menschen, der so furchtbar erbärmlich tat, vielleicht nichts weiter als ein Fingerglied fehlte.

Nachdem wir noch eine vorspringende Bergzunge erstiegen hatten, öffnete sich plötzlich ein neuer herrlicher Blick, — auf Trentschin mit seinem Schloß, eine der größten und schönsten mittelalterlicher Burgruinen, der Glanzpunkt des an Schönheiten reichen Waagtales. Der Anblick gewann noch an Bedeutung, als wir erfuhren, daß wir in der Stadt für heute nacht einquartiert werden sollten! Meine Kompagnie erhielt eine Gasse der Vorstadt angewiesen, und zwei Mitglieder der Gemeindebehörde besorgten die Belegung, indem sie einfach die Belegbarkeit der Gebäude nach ihrer Kenntnis des Wertes und des Raumes taxierten, und die ausgeworfene Zahl Soldaten ohne irgendwelche Weitläufigkeit in die Häuser hineinschoben. Wie sich herausstellte, war die ganze Gasse von Juden bevölkert, hier und da ging es auch mit dem Raum äußerst knapp zu. Trotzdem blieb es ein Festtagsgenuß. Ich lag bei einem jüdischen Arzt.

Im Gasthof fand ich schon alles voll Offiziere, welche in Genüssen schwelgten. Man befand sich wieder in einem Zustande, daß man glaubte, die Speisekarte herunter und wieder hinauf essen zu müssen, um einen tüchtigen Grund zu legen, der die Lücken von gestern füllte und für morgen noch im Notfall aushielt. Nach Tisch bestieg ich das Schloß, ein weitläufiger Komplex von ausgebrannten und zusammengestürzten Gebäuden, überragt von einem hohen Turm. Es ist eine großartige Anlage eines alten ungarischen Dynastengeschlechtes und hat in Türkenkriegen und Fehden die wichtigsten Dienste geleistet.

In Trentschin war ein österreichisches Hospital, in das wir die Kranken abgaben, die wir auf den letzten Märschen nur mit Mühe noch auf Wagen fortbrachten. Die armen Leute taten mir in der Seele leid, denn man brauchte sich nur auf hundert Schritt dem Lazarett zu nähern, um dessen innern Zustand zu — riechen. Trotzdem war die Abgabe eine Notwendigkeit. Noch ein einziges Biwak konnte den Ruhrkranken den Tod bringen.

Bis zur Donau. 22. bis 27. Juli. Beim Weitermarsch fielen uns als eine besondere, der Natur des Volkes aber vollkommen entsprechende Gewohnheit die häufigen alten Brandstellen auf, welche weder wieder aufgebaut noch aufgeräumt waren. Es scheint, daß sich derjenige, der seine Hütte verliert, entweder bei anderen unterbringt, oder seine vier rohen Lehmmauern irgendwo anders zusammenknetet, ohne sich ferner um die alte, herrenlos gewordene Stätte zu kümmern. — Durch die oft eleganten kleinen Stiefel mit faltigen Schäften, die kurzen bunten Röcke und die reiche Wollenstickerei der weitärmeligen Hemden, über die lange, mit Bändern durchflochtene Zöpfe herabhingen, gewann die Kleidung der Frauen an Originalität. Oft erschien sie — es war Sonntag — als eine so außerordentlich geschmackvolle und in berechneter Verbindung von Einfachheit mit Reichtum so edel durchgebildet, daß man in Versuchung kommt, diesem Volksstamme ein besonderes lebhaftes Schönheitsgefühl zuzuschreiben. Einer solchen Andichtung widerstrebt aber — als protestiere das Volk selbst dagegen — die Gesamterscheinung der Frauen, denn trotz der kleidsamen Tracht bieten sie durch die große, in ein grobes Leintuch geschlagene, sackähnliche Hocke, welche sie beständig mit sich herumschleppen, ein unschönes Bild. Da wir nur selten welche ohne diese häßliche Zugabe sahen — selbst Sonntags nicht —, scheint sie mehr des Anstandes und der Sitte wegen getragen zu werden, als aus irgendwelcher anderen Ursache. Ob es wirklich so ist, weiß ich nicht. Dem Zwang der Sitte kann man ja alles zutrauen. Hat es nicht gerade so viel Sinn, wenn sich die Slowakin einen Ballen auf den Rücken legt, als wenn sich die Pariserin einen um den Leib schnallt, und darin von der Frauenwelt des ganzen zivilisierten Europa bewundert und nachgeahmt wird?

Vor Betschkow trafen wir auf ein Zigeunerlager. Die halb und ganz nackten braunen Gestalten mit ihrer Schönheit in der Jugend und der unheimlichen Häßlichkeit im Alter, mit den schwarzen Glutaugen, die jung verführerisch und alt nur vom bösen Blick beseelt erscheinen, das elende Zelt, der Mangel jeglicher Ansprüche, die merkwürdige Mischung von schmutziger und begehrlicher Armut und von Wohlbehagen in der Bedürfnislosigkeit, von Stolz und von Bettelsucht, von Frechheit und Genügsamkeit, dieses mit wunderbarer Beharrlichkeit fortgesetzte Sichselbstausscheiden von aller Seßhaftigkeit und Kultur, — dies alles bietet ein so wunderliches, allem Bekannten und Gewohnten diametral widersprechendes Bild, daß man darüber erstaunt, als hätte man noch nie etwas davon gehört oder gelesen.

In Neustadtl erhielt die Kompagnie wieder eine Judengasse angewiesen. Wie sich herausstellte, war es kein zufälliges Zusammentreffen, denn alle Städte dieser Gegend sind fast nur von Juden bewohnt. Sie sind sehr strenggläubig, und der Konflikt, in den sie dadurch mit den Pflichten als Quartierwirte und mit der allen Juden eigenen geschmeidigen Gefälligkeit gegen Menschen, die irgendein Übergewicht geltend machen können, gerieten, war oft recht komisch. Ihr Glaube gestattet ihnen nicht, Christen an ihrem Herde kochen oder sich ihres Geschirres bedienen zu lassen. Sie stellten in den Höfen besondere eiserne Kessel auf oder improvisierten Kochherde. Bat sie ein Soldat um Messer, Gabel oder Löffel, so versagten sie es nicht, nahmen aber die Gegenstände nicht zurück, sondern forderten die Betreffenden auf, sie zu behalten, da sie nun doch nichts weiter tun könnten, als sie wegzuwerfen. Ich lag bei einem gelehrten alten Juden, der eine große hebräische Bibliothek besaß und von wahrhaft herzlicher Zuvorkommenheit und Teilnahme war. Er und seine alte, gleich gutmütige Frau duldeten aber unter keinen Umständen, daß sich mein Diener dem Herde näherte oder sich an ihm etwas zu schaffen machte; sie kochten sein Essen und meinen Frühstückskaffee selbst und setzten mir diesen in so schadhaftem alten Geschirr vor, daß sich deutlich erkennen ließ, daß es, sobald ich den Rücken gewendet, zerschlagen werden würde. Ich fürchte übrigens, ich habe den guten Alten, ohne es zu wollen, einen noch größeren Possen gespielt. Zum Frühstück hatte ich mich ans Fenster auf den Stuhl gesetzt, welcher der angestammte Thron der alten Frau zu sein schien, und einen Nähkasten und Strickkorb vom Tischchen genommen. Als die Alten herein traten, erkannte ich an ihren erschrockenen Gesichtern, daß ich ein wahrscheinlich fürchterliches Unheil angerichtet hatte. Es war aber zu spät, es ungeschehen zu machen, und die Alten waren sichtlich bemüht, mir ihre Empfindungen in keiner Weise merklich werden zu lassen.

Unsere Mannschaften erkannten weniger das Gutwillige, welches in den Anstrengungen lag, welche die Juden machten, um zugleich den an sie gestellten Forderungen und ihrem Glauben gerecht zu werden, als vielmehr das Beleidigende, das für uns dadurch zum Ausdruck kam. Bestenfalls lachten sie über die „albernen Kerls", doch blieben kleine Streitigkeiten auch nicht aus.

Je mehr wir uns dem ungarischen Flachlande näherten, desto mehr nahmen Schmuck und Buntheiten der Volkstracht zu. Die kleinen Hüte der Männer trugen einen Reichtum von bunten Bandschleifen, Immortellenkränzen, gemachten Blumen und Federn zur Schau, wie es anderwärts selbst ein Hochzeitsbitter für zu gewagt halten würde. Hier gehört es zur Arbeitstracht hinter dem Pflug oder bei der Herde. Auch die Stickereien der Hemden wurden immer kostbarer und auffälliger. Ein solcher Sinn für heiteren Schmuck im Volk hat etwas Bestechendes.

Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß im Februar 1867 eine offizielle Anfrage an uns gelangte, welche Auskunft haben wollte, wo ein paar Stiefeln

und ein Scheunentor geblieben seien, die ein ungarischer Bauer seit unserem Biwak in der Nähe seines hier gelegenen Dorfes vermisse.

Die schönen, wilden Birnbäume, die in großer Zahl vereinzelt oder zu Gruppen vereinigt über Felder und Weiden verstreut sind, tragen einen fremdartigen Charakter an sich, der im Verein mit den Kukuruzfeldern die Eigentümlichkeit des Landstriches ausmacht. Diese alten, ohne Kultur frei wachsenden Bäume mit knorrigen Ästen, breiten Kronen, dunkelgrünen glänzenden, lederharten Blättern und tiefgefurchter grauer Stammrinde sind höchst malerisch und erinnern an die italienische Steineiche.

Vor Kostelany begegneten wir einem österreichischen Offizier, der uns mit großer Ruhmredigkeit einen am 22. Juli bei Preßburg erfochtenen Sieg der Österreicher verkündigte, welcher nach seiner Ansicht dem ganzen Verlauf des Feldzuges eine neue Wendung geben werde.

War es schon an und für sich nicht sehr vielversprechend, daß die Österreicher sich genötigt sahen, sich bei Preßburg zu schlagen, wohin wir eben auf dem Marsch waren, so hatte uns überdies die bisherige Erfahrung genügenden Grund gegeben, der sanguinischen Auffassungsweise unserer Bundesbrüder zu mißtrauen. Nähere Erkundigungen schienen zwar einen Erfolg bestätigen zu wollen, vermochten aber über tatsächliche Resultate so wenig Bestimmtes anzugeben, daß uns die Nachricht ziemlich kalt ließ. Auch ein anderes Gerücht — es war stehend, daß uns das Zusammentreffen mit Österreichern allerhand fabelhafte Neuigkeiten übermittelte — vermochte nicht, uns eine andere Anschauung der Verhältnisse beizubringen: es war die Nachricht, daß der König von Preußen an der Cholera gestorben sein sollte.

Nachdem, was wir erlebt und gesehen, konnte unsere Zuversicht zum österreichischen Heer selbst nicht durch die Nachricht von der Übernahme des Oberbefehles durch Erzherzog Albrecht und von der Ankunft eines Teiles der Südarmee bei Wien wesentlich gehoben werden. Wir waren zwar gespannt, wie sich die Ereignisse bei Wien entwickeln würden, wir erwarteten aber die Entscheidung eher mit Zweifel als mit Hoffnung. Wir mußten uns sagen, daß, wie jetzt die Sachen standen, ein Erfolg, der den endgültigen Sieg Österreichs sicherte, schon deshalb nicht denkbar sei, weil Österreich nirgends Reserven besaß, eine etwaige günstige Chance mit Nachdruck zu verfolgen, während der Feind an seiner Landwehr noch ein reiches Material zur Verfügung hatte. War aber der Erfolg der Österreicher nur ein halber, so daß der Friedensschluß doch zu deren Nachteil ausfiel, so lag es auf der Hand, daß wir und die Mittel- und Kleinstaaten überhaupt, als das bequemste und billigste Kompensationsobjekt, den Hauptteil der Zeche bezahlen mußten. Der ganze Krieg handelte sich in der Hauptsache doch nur darum, wer die Hand über uns ausstrecken werde. Unter die mildere Hand Österreichs konnten wir aber nur durch einen entschiedenen Sieg desselben gelangen. Alle diese Erwägungen ließen uns zunächst wünschen, unsere Armee wieder vereint und zur freien

Verfügung unſeres Königs geſtellt zu ſehen. In eine neue öſterreichiſche Niederlage hineingeriſſen und bei unſerer gegenwärtigen Teilung da und dorthin verſprengt zu werden, um als ſächſiſches Heer aufzuhören zu exiſtieren, war leider eine nur zu leicht denkbare Möglichkeit.

Aus dieſer Stimmung mochte wohl ein anderes Gerücht hervorgehen, das ſich um dieſe Zeit verbreitete. Mit Einverſtändnis des Kaiſers, hieß es, werde der König die ſächſiſchen Truppen rückwärts in Ungarn, etwa bei Komorn, ſammeln und ſich vor der Hand der ferneren Teilnahme an den Feindſeligkeiten enthalten. Der mehr als zweifelhafte Nutzen einer ſolchen Maßregel wurde nicht in Anſchlag gebracht. Die Menge der unverbürgten Nachrichten, mit denen wir überſchüttet wurden, bewies nur, daß wir aus unſerer iſolierten Lage wieder heraustraten und dem Mittelpunkt der Ereigniſſe uns näherten.

Seit Olmütz waren infolge des anhaltenden Marſchierens ſowohl Füße als Fußbekleidungen wieder in traurigen Zuſtand geraten. Die einen konnten keine Stiefel mehr an die wunden Füße ziehen, den anderen fehlten zu geſunden Füßen die Sohlen an den Stiefeln. So kam es, daß eine Anzahl Leute, welche von Jugend daran gewöhnt waren, es vorzog, barfuß zu marſchieren. Es bewährte ſich das vollſtändig.

Am 26. Juli bekamen wir Preßburg zu Geſicht. Mein Vater hatte daſelbſt, nach dem Feldzug 1809, ſo glückliche Zeiten verlebt und ſo oft davon erzählt, daß ich mich freute, es, wenn auch nur im Durchmarſch, kennen zu lernen. Es ſollte jedoch nicht ſein. Unmittelbar vor dem Tor wurden wir auf eine Pferdebahn und auf dieſer um die Stadt herum bis an die Donau geführt. Wir hatten bei Preßburg auf einen Augenblick Ruhe gehofft, und eine gründliche Stockung bei dem Donauübergang wäre uns diesmal ganz erwünſcht geweſen. Statt deſſen wurden wir ſofort auf ſchon bereitliegende Schiffe gepackt und am anderen Ufer wieder abgeſetzt. Hier fanden wir die Straße von öſterreichiſchen Fuhrweſen vollſtändig verfahren. Trotzdem trieb man uns in die Wagenkolonnen hinein und durch ſie durch, ſo gut es eben gehen wollte. So lange die Wagen hielten, ging es ſo ziemlich; kamen dieſe aber plötzlich wieder in Gang, um nach einigen hundert Schritten wieder zu halten, ſo wirkte das auf unſere, die Wagen in unzähligen Windungen durchziehenden Bataillone wie ein Quirl. Wie oft wurde den Pferden in die Zügel gefallen, dem Fahrer mit Säbel oder Revolver gedroht! Die Erbitterung wegen dieſer unausgeſetzten Hemmungen war ſchließlich ins Ungemeſſene geſtiegen, ſo daß wir uns gar nicht mehr fragten, ob den Wagen denn nicht auch ein Recht an der Straße gebühre.

Heute verbreitete ſich die beſtimmte Nachricht von einem abgeſchloſſenen Waffenſtillſtand, in deſſen Folge ſämtliche im Waagtal befindlich geweſenen Truppen ungeſäumt über die Donau zurückzugehen gehabt hatten. Das ſächſiſche Korps ſollte bei Bruck an der Leytha konzentriert werden. Dieſe Gerüchte wurden dadurch beſtärkt, daß, obwohl ſich das bei Preßburg ge-

lieferte Gefecht immer mehr als kein österreichischer Sieg erwies, dort doch weder etwas vom Feinde, noch Anstalten zu dessen Empfang zu bemerken gewesen waren. — Bereits früh neun Uhr bezogen wir am 27. Juli bei Gattendorf an der Leytha den angewiesenen Biwak. Wir Offiziere eroberten uns im Gasthause ein Mittagsmahl, in dem stets, solange es kochte, einer von uns am Herde Wache hielt, da es sonst rettungslos den österreichischen Offizieren verfiel, welche die Küche überschwemmten.

Die größte Bedeutung sollte dieser Biwak aber erst nachträglich erhalten. Es war unser letzter im Feldzug.

Kantonnement bei Wien und Rückkehr nach Sachsen. 28. Juli bis 8. November. Marsch über Parendorf nach Bruck an der Leytha. Das Städtchen ist hübsch und erschien uns wohl noch in höherem Reiz, da es uns ein wirklich erquickendes Nachtlager bot. Die Reitbahn und die Ställe des prachtvollen, vollständig erneuten Schlosses, einem Grafen Harrach gehörig, waren in ein außergewöhnlich schönes Hospital verwandelt.

Von den Offizieren der ersten Brigade, die wir hier trafen, erfuhren wir, daß zur Besetzung sämtlicher durch Gefallene und Gefangene vakant gewordenen Stellen ein großes Avancement stattgefunden habe, durch welches ich, in die erste Klasse aufrückend, der dritte zum Major wurde. Von solchen, welche die Liste der zu verleihenden Orden gesehen haben wollten, wurde auch mein Name genannt. Ich suchte mich aber vor einem zu sicheren Glauben zu hüten, der, voreilig gefaßt, zu so bitteren selbstverschuldeten Enttäuschungen führen kann. Zudem erfuhren wir, daß österreichische Orden und auch sächsische Verdienst- und Albrechtsorden ausgegeben werden sollten, für welche zu diesem Zweck eine neue Abteilung „mit Schwertern" gestiftet worden war. Daß mir niemand die Art der Dekoration nennen konnte, war ein Grund zum Zweifel und zur Erhöhung der Spannung, denn sollte mir wirklich das Glück wohlgewollt haben, so war es auch mein inniger Wunsch, daß es mir den Orden beschere, welcher der höchste für den sächsischen Offizier ist und den mein Vater getragen.

Mödlingen, an der Südbahn bei Wien gelegen, wurde als unser nächster Bestimmungsort genannt. Nach allen Nachrichten schien eine Erneuerung der Feindseligkeiten in immer größere Ferne zu rücken. So mußte es höchst erwünscht sein, die nächste Zeit in einer so reizenden Gegend und in der Nähe der Kaiserstadt verbringen zu können. — Wie schnell sich in einem gesunden Körper die Kräfte wieder zu heben vermögen, zeigten die letzten kurzen Märsche. Die Leute begannen schon wieder den munteren Ton des Kantonierungsmarsches anzunehmen.

Am 30. Juli hatten wir bei Achau, in der Nähe von Laxenburg den Frühstückshalt. Es wurde eben mit Wein und gutem Slibowitz im Chausseegraben getafelt — jetzt hatte Schmalhans aufgehört Küchenmeister zu sein —, da kam unser König geritten! Er trat, absteigend, unter uns, um uns zu begrüßen und einzelne ins Gespräch zu ziehen. Wie herzlich er empfangen

wurde, läßt ſich ſchwer beſchreiben. Das Gefühl der Freude war ebenſo tief wie die Wehmut, die uns bei dieſem Wiederſehen ergriff. Seit Töplitz hatten wir unſern königlichen Herrn nicht wieder begegnet. Welche Bedeutung die zwiſchenliegenden Ereigniſſe für unſeren geliebten Monarchen und für uns haben mußten, das fühlte, das wußte ein jeder. Und daß die Verſchuldung nicht uns ſelbſt traf, darüber konnten wir uns ſelbſt das Zeugnis geben. Die gütige, teilnehmende Weiſe, in der ſich der König an den einen oder anderen von uns wandte, und die lobenden Worte, die er an uns alle richtete, beſtätigten es.

Als wir weiter marſchierten, erkannten wir, über Hügelwellen hervorragend, die Spitze des Stephansturmes, während Wien ſelbſt verdeckt blieb. Vor uns entfaltete ſich der unvergleichlich ſchöne Abfall des Wiener Waldes nach der Ebene der Leytha und Schwechat, an deren Talmündungen die Ortſchaften liegen, welche die berühmten Villeggiaturen der Wiener bilden, und die auch uns jetzt zum Erholungsaufenthalt werden ſollten. Ich erhielt in Mödling eine hübſche, vollſtändig abgeſonderte Wohnung, und das Gaſthaus am Markt bot uns Offizieren alles, deſſen wir bedurften, um uns wieder in einen körperlichen Normalzuſtand zu bringen. Denn erſt als wir uns der Ruhe auf einige Zeit wiedergegeben wußten, die geiſtige Spannung nachließ und der Überlegung und Betrachtung wieder Raum gewährte, ſahen wir an uns ſelbſt und gegenſeitig, wie weit wir herunter waren. Dürr und ſchlotterig, große, matte Augen, wirrer Bart und runzlige, in Fetzen ſich abſtoßende Haut, — von der Bekleidung nicht zu reden, die ſich natürlich im nächſten Moment nach dem Eintreffen des Koffers erneuerte.

Die Leute waren verſorgt, man war gewaſchen und friſch angezogen, hatte vortrefflich geſpeiſt, an immer neue Abwechſlung und fortwährende Tätigkeit war man gewöhnt, was Wunder alſo, daß es ſchon heute nach Wien ging, welches jetzt ſo nahe lag, und das uns in kürzeſter Zeit eine plötzliche Marſchorder auf Nimmerwiederſehen entrücken konnte. Ich blieb mit einigen Kameraden bis zum Abend des nächſten Tages in der Stadt. Sie wurde nach allen Seiten durchwandert, um die außerordentliche Veränderung zu bemeſſen, die mit ihr vorgegangen, ſeit ich ſie im Jahre 1851 geſehen. Im Bewußtſein des ungeheuren Kontraſtes zwiſchen der jüngſten Vergangenheit und dem, was uns die Gegenwart beſcherte, beſeelte uns der aufrichtige Wille, alle Genüſſe, beſonders auch Oper, Theater, Muſeen, Kunſt uſw. mit dem offenſten und heiterſten Sinne aufzunehmen. Es gibt wohl kaum einen Ort — wenigſtens nicht in Deutſchland —, der geeigneter ſein kann, eine ſolche Stimmung auf das reichſte zu belohnen, als Wien. Dieſe Fahrten wurden ſehr oft wiederholt und alles Sehenswerte gründlich in Augenſchein genommen.

Einige Tage ſpäter beſuchte ich meinen Schwager in Laxenburg, der als Adjutant des Kommandanten des Garde-Reiterregiments, Oberſt Graf Lippe, dort im Quartier lag. Ich fand ihn in nicht guter Stimmung. Die Rolle, welche die Kavallerie im Felde geſpielt, hatte ſeinen Erwartungen nicht entſprochen. Sein Regiment war nicht zum Einhauen gekommen.

Ich suchte noch den prachtvollen Park auf mit seinem großen Teich und der auf der Insel erbauten Franzensburg. Als ich an den Teich kam, fand ich daselbst unsern Prinzen Georg, der als Generalmajor unsere erste Reiterbrigade befehligte. Er hatte in dem kleineren Schloß in Laxenburg Quartier genommen und war eben im Begriff, in einen der Kähne zu steigen, um eine Wasserfahrt zu machen. Er hieß mich, neben ihm Platz zu nehmen und so fuhr ich in anregendem Gespräch mit ihm durch die Windungen dieses so höchst kunstvoll angelegten Wasserbeckens.

Nach dem Orte Laxenburg zurückgekehrt, erfuhr ich, daß der Kaiser und die Kaiserin von Österreich soeben im Hospital abgestiegen seien, um daselbst Offiziere zu besuchen. Beim Heraustreten sah ich das hohe Paar lange in allergrößter Nähe. Es hatte sich noch mit mehreren Herren zu unterhalten. Der Kaiser, männlich und sehr ernst, trug den Ausdruck der Schwere der Zeit im Gesicht, die Schönheit und Anmut der Kaiserin ließ sogar die vielen Schilderungen, die ich von ihr vernommen, noch hinter sich.

Was es Schönes in diesem auserlesenen Landstriche gab, besuchten wir in fast täglichen näheren oder ferneren Ausflügen. — Zu den häufigsten Spaziergängen gehörte für mich der in die wahrhaft idyllische Waldlandschaft der Lichtensteinischen Meierei in der Brühl, kaum eine halbe Stunde von Mödling. Ganz besonders reich war der Wechsel der Abendbeleuchtung über die weite Waldwiese und die amphitheatralischen, dichtbewaldeten Hänge. Auf den Bergen, welche den Waldkessel der Meierei westlich begrenzen, krönt den höchsten Gipfel der sogenannte Husarentempel. Es ist dies ein in reinen Verhältnissen ausgeführter griechischer Bau, unter welchen fünf österreichische Husaren ihr rühmliches Grab haben. Sie sind bei Wagram geblieben, als sie mit anderen, glücklicheren Kameraden ihren Führer, Fürsten Lichtenstein, aus dem Handgemenge herausgehauen und vor Gefangenschaft bewahrt haben. Der Fürst hat ihnen hier, von wo der Blick vielleicht über den schönsten Teil Österreichs, über Wien und bis zu den Blachfeldern schweift, auf denen ihr Blut geflossen, dieses wirklich edel gedachte Monument gesetzt, das sich durch die Gruppen in den Giebelfeldern zugleich als dem Andenken der Befreiung Österreichs und Deutschlands — damals war ja beides noch ein und dasselbe — vom fremden Joche gewidmet, ankündigt. Die bezaubernde Aussicht ist eine von denen, welche gerade die rechte Höhe und die rechte Weite haben, um großartig und malerisch zugleich zu sein, so daß das Panorama nur aus einer ineinander laufenden Reihe der schönsten, künstlerisch angeordneten Bilder besteht.

Die Beschäftigung mit den Leuten bestand nur darin, daß ihnen täglich so viel Bewegung gemacht wurde, um die bösen Folgen eines so plötzlichen Überganges von Aufregung und Anstrengung zur Ruhe möglichst fernzuhalten. Wir exerzierten oder marschierten daher des Vormittags mehrere Stunden. Diese Märsche wurden oft nur als Spaziergänge behandelt und die meisten ausgezeichneten Punkte der Gegend besucht. Leider war der Typhus doch nicht fernzuhalten, obwohl, wie es schien, nur solche schwer er-

krankten, die den Krankheitsſtoff ſchon längere Zeit in ſich getragen hatten. Die Seuche griff um ſich, und von meiner Kompagnie ſtarb eine Anzahl; auch mein Mundharmonikabläſer, dem ich in Dresden ein Inſtrument anſchaffte, mit dem er uns oft den Marſch erheiterte, ſo lange er noch Atem übrig hatte. Wie ſtark der Abgang auch unter den Waffen geweſen war, beweiſt der Umſtand, daß meine Kompagnie, die mit zweihundertundacht Soldaten ausmarſchierte, nach ſechs Wochen mit etwa hundertzwanzig Mann in Mödling einrückte.

In der erſten Zeit wurde auch die Marketenderin der Kompagnie, die Frau des Kompagnieſchuhmachers, mit Eiſenbahn nach Bautzen zurückgeſendet. Sie war, trotzdem ſie in guter Hoffnung, wie bisher in allen Kantonnements, der Kompagnie nach Dresden und ſchließlich mit einem Hundekarren in den Krieg gefolgt; in einer uniformartigen Kleidung, die wir Offiziere der Kompagnie ihr hatten machen laſſen. Auf den erſten Märſchen krepierte der Hund, und ſie mußte ihren Karren ſelbſt ziehen oder an den Wagen hängen, um fortzukommen. Bei der Unmöglichkeit Lebensmittel einzukaufen, konnte ſie der Kompagnie nicht von wirklichem Nutzen ſein. Im Lager bei Olmütz lag ſie eines Morgens unter dem Bagagewagen in Zuſtänden, welche meinen Feldwebel veranlaßten, mir dienſtlich zu melden, daß die Kompagnie Ausſicht auf Zuwachs habe. Ich ließ die Frau nach Olmütz ſchaffen, dort wurde ſie aber zurückgewieſen, „weil man auf derartige Fälle nicht vorbereitet ſei.“ Während des Rücktransportes ins Lager war es ihr beſſer geworden, und iſt ſie erſt ſpäter mit einem ganz geſunden Mädchen niedergekommen.

Die Verquartierung in Mödling war gut, der Empfang von ſeiten der Einwohner durchaus zuvorkommend, das gegenſeitige Einverſtändnis ließ nichts zu wünſchen übrig. Die Quartierträger lernten ſehr bald erkennen, daß unſere Leute auf einer höheren Bildungsſtufe ſtanden als die öſterreichiſchen Soldaten. Es wurde Magazienverpflegung fortgewährt. Dieſe war ganz vorzüglich, und ſo lebten, ſich mit dem billigen Wein ſtatt des Bieres ſchnell befreundend, unſere Mannſchaften ſehr gut. So manchem wird für ſein Leben lang Mödling als das Land Goſen erſcheinen, und noch als alter Mann wird er ſeinen Enkeln erzählen, wenn er ſeine trockenen Kartoffeln verſpeiſt, wie er einſt als Soldat in Öſterreich drei Monate lang alle Tage Fleiſch gegeſſen und Wein getrunken habe.

Von den öfteren, Schönbrunn abgeſtatteten Beſuchen ſei erwähnt, daß das ſtilloſe, wenn auch imponierende Schloß in ſeiner Reizloſigkeit den Beſchauer kalt läßt, dem Parke aber, möge man von Steifheit reden wie man will, eine durch und durch edle, überwältigende Größe innewohnt. Iſt es ein Zwang, der an der Natur ausgeübt iſt, ſo iſt es einer, der durch die Großartigkeit ſeines Zweckes verſöhnt. Jede der gewaltigen Hecken entſpricht dem Schillerſchen Vers: „Jenes Dienergefolge kündigt den Herrſcher mir an!“ Dieſes ehrfurchtsvolle Beiſeitetreten der Natur, die ſich vor ihrem Herrn neigt, erfüllt uns mit einem gewiſſen Selbſtbewußtſein. Fühlen wir uns vor einem Waldrieſen klein, machen uns Le Nôtres Hecken

stolz. Stellen wir uns aber auf die wohlberechneten Punkte, zum Beispiel dahin, wo die Marmorgruppen von Nymphen in der Mitte von sternförmig angelegten Alleen ihre Wasser in weite Becken gießen, so müssen wir gestehen, daß es diesen Anlagen auch nicht an malerischer und landschaftlicher Schönheit fehlt. — Das Wundervollste in Schönbrunn ist jedenfalls der Blick über das weite Parterre und die Marmorgruppen der großen Wasserwerke nach der Gloriette. Diese Gloriette ist das festlich-heiterste Bauwerk, das ich kenne. Es übt einen unwiderstehlichen Zauber aus. Es ist wie hingehaucht; und doch findet man angemessen, daß es eine so schöne, sichere Grundlage besitzt wie den Rasenhang, der es so graziös emporhebt.

In einem durch eine dichte Allee mit dem kaiserlichen Schloß verbundenen kleinen Schlößchen, dem sogenannten „Stöckel", hatte unser König Johann mit der Königin seine Residenz aufgeschlagen; ein sächsischer Doppelposten stand vor dem Tor.

Mitte August fand auf der großen Wiese in der Brühl die Verteilung der Orden und Medaillen an die Leibbrigade und das vierte Jägerbataillon statt. Mir wurde wirklich der St. Heinrichsorden zuteil. Meine Freude war nicht gering, doch ist sie auch mit einer gewissen Beschämung verbunden gewesen. Ist es dem Menschen überhaupt nicht möglich, absolut gerecht zu sein, so ist dies bei einer größeren Ordensverleihung am wenigsten denkbar. Es wird stets solche geben, die sich mit Recht oder Unrecht für zurückgesetzt halten, und ebenfalls solche, die ihrem Glück oder ihrem Mißmut mehr Worte verleihen, als erforderlich und gut ist. Außer mir erhielten der Oberst und noch drei andere Offiziere in der Brigade den Orden. Im Bataillon war ich der einzige.

Mit der Dekorierung der Unteroffiziere und Mannschaften glaubte ich volle Ursache zu haben, mich mit dem Verfahren, die dem Bataillon in gewisser Zahl zufallenden Medaillen gleichmäßig in die Kompagnien zu verteilen, nicht zufrieden geben zu dürfen. War meine Ansicht auch gewiß zu rechtfertigen, so war mein Vorgehen vielleicht nicht ganz klug. Ich hätte voraussetzen können, daß Reklamationen dieser Art von den Vorgesetzten prinzipiell abschläglich beschieden werden.

Wir erhielten jetzt auch Ersatz an Mannschaften und an jungen Offizieren oder Junkern aus dem Depot. Mit dem letzteren Zuwachs hatten wir keine Ursache, besonders zufrieden zu sein. Die Folgezeit hat auch gelehrt, daß man sich mit der Annahme dieser jungen Leute vielfach übereilt hatte. Ein großer Teil ist wieder aus der Armee geschieden und nicht immer unter ehrenden Umständen. Der vollständige Mangel eines Nachschubes an Offiziersubjekten war ein schwer empfundener Mißstand unserer Heeresverfassung.

Meinem Feldwebel und den dekorierten Unteroffizieren und Soldaten veranstaltete ich eine besondere Vergnügung, indem ich sie mit mir nach Wien nahm und ihnen die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigte, wobei natürlich ein gutes materielles Leben nicht das Letzte sein durfte. Wir

waren in Schönbrunn, beſtiegen den Stephansturm und beſuchten den Prater. Auch meinen braven Diener hatte ich mitgenommen.

Mit der Heimat war nun endlich eine regelmäßige Korreſpondenz hergeſtellt worden. Die Zeitungen wurden auch wieder geſprächiger. Nach und nach konnten wir uns eine Vorſtellung bilden, wie es zu Hauſe ausgeſehen hatte und ausſah. Es ging uns ſchwer zu Herzen, und wir mußten uns geſtehen, daß die herrſchenden Umſtände im Vaterlande viel peinlicher empfunden wurden, als für den Augenblick bei uns. Noch ſtanden wir der Frage über die fernere Zukunft ungefähr wie die Schüler auf Ferien gegenüber, die mit dem erſten Tage die Hefte in den Kaſten werfen, um die Freiheit mit vollen Zügen zu genießen, und denen erſt am Schluſſe der ſchönen Zeit das ſchwarze Geſpenſt der Ferienarbeiten auftaucht. Anfangs durch Leichtſinn gebannt, dann immer drohender mahnend, bis es zuletzt ſelbſt den Genuß der Freiheit vergällt und ſich in ſein unerbittliches Recht einſetzt. Hierzu kam anfänglich noch eine verminderte geiſtige Spannkraft und Empfänglichkeit, nach der geiſtigen Aufregung und körperlichen Anſtrengung eine gewiſſe Abtötung der Empfindung, die eine mehr als gewöhnliche Gleichgiltigkeit erzeugte. Wenn man dies an ſich und anderen ſelbſt erlebt, wird es offenbar, wie oft man wohl einzelnen Menſchen wie ganzen Heeren und Völkern unrecht tun mag, wenn man bei ihrem Verhalten dieſes Unterworfenſein der Geiſtes-, Willens- und Empfindungskraft unter das allgemeine Geſetz der Abnutzung nicht mit dem gehörigen Gewicht in Rechnung bringt.

Eine kleine Geſellſchaft von acht Offizieren, unter ihnen unſer Brigadekommandant und ich, unternahm in der zweiten Auguſthälfte einen längſt geplanten Abſtecher nach Ofen-Peſt. — Um den Abend nach unſerer Ankunft — wir hatten die Fahrt mit dem Dampfſchiff auf der Donau zurückgelegt, — noch zu nützen, ging ich mit meinem Freunde Berlepſch[1]) ſofort in das ungariſche Nationaltheater. Es wurde der „Nordſtern" von Meyerbeer gegeben, aber ohne Chöre und eigentlich auch ohne Stimmen. Trotzdem gab es Beifall genug. Was der ſogenannte Patriotismus alles vermag! Wir für unſern Teil waren nicht der Muſik wegen gekommen, ſondern um das Publikum zu ſehen. Wir fanden im Äußern ſehr wenig nationales, höchſtens ein einfacher Schnurenrock an einem alten Magnaten im erſten Rang und ein etwas auffällig geſchnittenes Mieder an einer oder der anderen „Dame" im Parterre unterſchieden das Ausſehen des Hauſes und ſeiner Beſucher von einer mittleren deutſchen Stadt. Dahingegen bemerkten wir, an einer ziemlich allgemeinen Bewegung, daß wir ſelbſt und unſere Uniformen für die Zuſchauer ein weit dankbarerer Gegenſtand der Neugierde und des Intereſſes waren. Man erkannte uns als Sachſen und flüſterte ſich die Nachricht einander zu. Auch hierin lag ein Grund, das Publikum von dem einer deutſchen Kleinſtadt nicht ſehr verſchieden zu finden.

[1]) Adolph Freiherr von Berlepſch, Hauptmann in der Leibbrigade, Verfaſſer der Gedichtſammlung „Wilder Wein". Fiel 1870 in der Schlacht von Sedan als Hauptmann im ſächſiſchen zweiten Grenadierregiment.

Anderen Tages, bei unserer Meldung bei dem Stadtkommandanten und sodann bei dem Adlatus des kommandierenden Generals in Ungarn, lernten wir den Feldmarschalleutnant Grafen Saint-Quentin kennen, den Verfasser der Bücher „Unsere Armee" und „Von einem deutschen Soldaten", welche seiner Zeit so bedeutendes Aufsehen gemacht haben. Er ist klein, schmächtig, lebhaft; Geist und Humor sprudelten schon in der kurzen Zeit, welche wir ihn sahen. Er hat wohl bei dem früheren österreichischen Regime mit zu denen gehört, welche nicht verwendet wurden, weil man ihren Geist und ihre Tätigkeit „unbequem" fand.

Man kam uns überall mit großer Höflichkeit und Zuvorkommenheit entgegen, und zwar galten sie zum größten Teil uns persönlich. Ein besonders guter Ruf war uns sichtlich vorausgegangen. Überall begegneten wir dem regsten Mitgefühl für unsere gegenwärtige Lage und Befürchtungen der Zukunft. Es mochte hierbei auch für den Ungarn das Gefühl mitwirken, daß er den Österreichern ihre Niederlage gönnte und in uns das unschuldige Opfer der Verhältnisse sah, die ihm neue Hoffnungen erweckten. Mehr wie einmal bin ich auf der Straße von Herren angesprochen worden, nur um von ihnen zu hören, welche Achtung sie vor den sächsischen Truppen empfänden. Ein jeder, den man um den Weg fragte oder um sonstige Auskunft, benutzte diese Gelegenheit, um zu versichern, wie sehr es ihn freue, einen Sachsen gesprochen zu haben. Als solche waren wir merkwürdigerweise sofort durch ganz Ofen-Pest bekannt. — Was die ungarische Sprache anlangt, so bietet sie zweifellos durch den Reichtum klangvoller Vokale und die systematische Verteilung derselben große Schönheiten; eine außerordentliche Steifigkeit, Härte und Unbiegsamkeit hebt aber nach meinem Gefühl diesen Vorzug vollständig wieder auf. Es fehlen die Übergänge, das Ausklingen, der Wechsel von schwer und leicht, von hoch und tief, der die eigentliche Melodik erst bildet und Ohr und Herz besticht. Wie ganz anders wirkt hierin das Italienische!

Unser guter Stern führte uns eines Abends in das Weinhaus zum „Zrinyi". Es war von zweifelhafter Eleganz und Reinlichkeit, die Geigenklänge, welche meinen Freund und mich zum Eintritt gelockt, stammten aber von der Bande von Ratz. So hatten wir die echteste und beste Zigeunermusik von Ungarn vor uns. Abende, wie diese sind zu den „Ereignissen" des Lebens zu rechnen. Das ist nicht zu viel gesagt, denn Ereignis ist es, wenn ein vollständig Neues und Ungeahntes in den Bereich der wirklichen Erfahrung tritt. Das Neue war, daß wir eine Musik hörten, welche aus dem innersten Menschen strömte, bei der künstlerisches Empfangen und Gebären in einen einzigen Moment zusammenfiel, bei der jede Fiber, jeder Sinn des Spielers in Tönen aufging, bei der das ganze menschliche Sein sich in Tönen aufzulösen schien — mit einem Worte also das direkte Widerspiel aller Musik, die wir bisher gehört. Erst hier wurde klar, wie viel Berechnung, Schein und Absichtlichkeit die Kunst der Musik und ihrer Ausführenden an sich hat, und wie ursprünglich gewaltig auch hier die Natur wirkt. Diese Zigeuner spielen

in der Tat, wie der Vogel singt. Wie dieser zu seinem Gesange auf dem Zweige tanzt und mit den Flügeln schlägt, so springt der Zigeuner mit seiner Fiedel auf und agiert dramatisch mit, weint mit den schmelzenden Akkorden, tanzt mit der heiteren Melodie, richtet sich zum Marsch militärisch auf, gibt mit dem ausdrucksvollsten Mienenspiel zu jeder Note den lebendigsten Kommentar. — Es waren acht oder zehn Mann, leider im gewöhnlichen bürgerlichen Gewande, wohl weil sie sich etwas Besseres dünken mochten. Die Seele von ihnen war Ratz mit seiner wunderbaren Geige. Diese Leute kennen keine Note, sie erlernen ihr Instrument nur nach dem Gehör, und der Dirigent übt ihnen ihre Weisen ebenso ein. Er ist zugleich der Komponist und Improvisator, und ist auch das, was er vorführt, vielleicht schon früher gespielt worden, so behält es doch stets den Charakter freier Erfindung, und im Detail der Ausführung bleibt es sich wohl auch nicht zweimal gleich. Wie jede aus ursprünglicher Naturgabe ohne Reflexion und Vorbild entspringende Kunst, hat diese Musik einen ganz bestimmten, sich nie verleugnenden Stil, der aber, trotz seiner Beschränkung, niemals ermüdend wirkt, wie der Gesang des Vogels. Diese Musik bewegt sich nur zwischen heftigen Affekten, elegischer Träumerei, Schmerz, bacchantischem Tanz und wildem Triumph. Die sehnsüchtigsten Melodien springen plötzlich in einen tumultuarischen Tschardasch um, mit welchem der Zigeuner fast jedes seiner Stücke beschließen zu müssen scheint. Wie wurden wir an die herrlichen Schilderungen Lenaus und Becks erinnert! Was Chopin mit seinen einzigartigen Klavierstücken will, lernt man erst verstehen, wenn man diese Musik gehört hat. Gegen sie gehalten bleiben seine Kompositionen aber doch etwas Berechnetes und Gemachtes. — Wir saßen bis nach zwei Uhr und gaben einen Gulden nach dem andern hin, Ratz zu immer höheren Leistungen anfeuernd. Die Gesellschaft, die zurückblieb, nachdem sich die größere Menge verlaufen, die bei jedem Tschardasch mit den Füßen unter dem Tisch mitgetanzt hatte, waren: der Wirt, der früher „Professor" gewesen war, sich aber 1849 um seine Stellung gebracht hatte, ein protestantischer Geistlicher und ein „Husar", das heißt ein herrschaftlicher Kutscher in der bekannten ungarischen bunten, verschnürten Tracht, der sich, während wir uns bei den beiden Ersteren vielfache interessante Auskunft holten, breit und gemächlich mit seinem Wein als vierter an unserem Tische niedergelassen hatte, voll stolzer Nichtachtung unserer Unterhaltung, von der er kein Wort verstand. —

In die Zeit unseres Pester Aufenthaltes fiel der Stephanstag, dieses Nationalfest, bei dem in feierlicher Prozession die Hand des heiligen Königs in gläsernem Schrein von der Burg nach der Kathedrale und wieder zurückgebracht wird. Auf erhaltene Einladung hin stellten wir uns an der Hauptwache auf. Vorerst kamen die Innungen mit ihren Fahnen, welche die Heiligen im Bilde zeigten, unter deren Schutz sich diese Korporationen gestellt. Der innere Bezug dieser Heiligen zu ihren Schützlingen war außerordentlich komisch. So zeigte das Banner der Lohnkutscher den Propheten Elias, wie er mit

zwei Schimmeln gen Himmel fährt. Die Pflasterer schritten unter der Ägide des Märtyrers St. Stephan, weil dieser mit Pflastersteinen zu Tode gebracht worden ist. — Während des Wartens machten wir verschiedene flüchtige Bekanntschaften. Einen alten Feldzeugmeister Dietrich, Feldmarschalleutnant Resnitschek, Generalmajor Gschiesch, früheren Adjutanten Benedeks, und andere lernten wir kennen. Bei dieser Gelegenheit bemerkten wir von neuem, wie rücksichtslos offen die Österreicher, selbst in hohen Stellungen, über ihre Gebrechen urteilen, wie ihnen Stolz und Zurückhaltung im allgemeinen fast unbekannt zu sein scheinen, mit wie geringer Zuversicht sie in die Zukunft sehen und wie viele sich zu einem wahrhaft zynischen Urteil hinreißen lassen, durch das sie sich im Auge des Hörers größeren Schaden tun, als der Sache, die sie geißeln wollen.

Nachdem wir Pest und seine Umgebung nach Möglichkeit kennengelernt hatten, widmeten wir noch einen Tag dem Plattensee und dem Badeorte Füred, ehe wir zurückfuhren. —

Ende August sprach man allgemein vom bevorstehenden Friedensschluß. Mächtig rüttelte es uns aus dem Phäakenleben auf, als wir erkennen mußten, daß Sachsen und seine Zukunft nicht in den zwischen Preußen und Österreich zu schließenden Frieden würde eingeschlossen werden. Die österreichischen Zeitungen waren in dieser bedeutungsvollen Zeit gehaltlos wie eine Dorfzeitung. Man las kein kerniges Wort, keine feste Ansicht. Es war der Zustand vollständiger Erschlaffung, die Resignation des Schlachtopfers, die Gleichgültigkeit dessen, der weiß, daß er nichts mehr hat und für ihn nichts mehr zu erwarten steht. Sachsen und seine Interessen fanden kaum Erwähnung. Wie konnte man auch erwarten, daß Österreich für uns Energie entwickeln werde, da sie ihm für sich selbst verlorengegangen schien. — Nicht minder bezeichnend waren die Nachrichten, die wir brieflich und durch sächsische Blätter aus der Heimat erhielten. Da war nur davon die Rede, wie breit sich die Preußen niederließen, wie fest sie das Land schon als ihr Eigentum ansahen, welche tiefbedrückte Stimmung allgemein herrschte. Wir mußten mithin zu dem Glauben gelangen, daß wir dem Sieger auf Gnade und Ungnade ausgeliefert seien. Diese Befürchtung wurde um so reger, als am 30. August zu Prag der Friede zwischen Österreich und Preußen in der Tat zum Abschluß kam und Sachsens dabei nur in so vieldeutiger Weise gedacht wurde, daß dieser Klausel irgendein praktischer Wert nicht beigemessen werden konnte. Das Gerücht stellte uns bald eine Abtretung Leipzigs, bald permanente preußische Garnisonen in Aussicht, außerdem den Diensteid auf den König von Preußen. Nach einem bekannt gewordenen Ausspruche Bismarcks sollte eine Teilung der Gewalt in der Richtung erfolgen, daß die Rechte des Kriegsherrn ungeteilt auf den König von Preußen übergehen und unser König nur die Zivilgewalt behalte. Die Worte, welche unser Kronprinz bei einer Revue gesprochen, konnten als Bestätigung derartiger Befürchtung aufgefaßt werden. Nachdem er höchst anerkennend die Leistungen im Feldzug erwähnt, hatte er auf die

vielleicht noch schweren Prüfungen aufmerksam gemacht, welche den sächsischen Truppen bevorstehen dürften, und zur gleichen pflichttreuen Ausdauer ermahnt.

Zu Fuß, zu Wagen, zu Pferde — mein Bruder[1]) stellte mir häufig die seinen zur Verfügung — war die herrliche Umgebung durchstreift und Landpartien in einem größeren oder kleineren Kreis von Kameraden nach den schönsten Punkten unternommen worden. Auch nach dem Semmering und einigen nicht allzu weiten Alpentälern hatte ich einen Ausflug gemacht.

Immer wieder zog es mich aber nach einem stillen Winkel, den ich schon erwähnte, nach der Waldwiese im Brühltal. Keine Woche verging, in der ich nicht diesen einzigen Ort mehrmals besuchte. Und doch war er immer neu. Dabei kann es wohl kaum ein einfacheres Bild geben. Eine Wiese von einigen tausend Schritt Ausdehnung und waldige Berge ringsum. Auf der Wiese selbst wenig einzelne hohe Bäume und kleine Gruppen von Busch. Was man sieht, ist grün. Und doch, welcher Wechsel innerhalb der einen Farbe und welche vollendete Harmonie und Ruhe, die dem Auge und dem Gemüte schmeichelt wie ein Wiegenlied aus geliebtem Munde! Ähnliches gibt es vielleicht nur noch im Thüringer Wald. Sind aber dessen Buchen und Eichen ebenso schön und dessen Wiesen ebenso sammetartig, so fehlen ihm die Kiefern, welche den Berghang bedecken, auf dessen Höhe die Mödlingburg steht. Diese Kiefern sind ganz besonderer Gattung und kommen durch die flache, breite Form der Krone fast der Pinie gleich; sie bilden durch ihr Graugrün und durch ihre südlich-klassische Gestalt einen reizenden Gegensatz zum urdeutschen Walde, der sich gegenüber tiefschattig ausbreitet. Unter ihrem leichten, die Sonnenstrahlen durchlassenden Dach blühen duftig Alpenveilchen in zahlloser Menge. — Diesen entzückenden Fleck Gotteswelt nannten wir auch „unsere Kirche". Die Wiese verdiente diesen Namen nicht nur, weil auf ihr wiederholt Gottesdienste abgehalten wurden, sondern, weil ihre eingefriedete Lage wirklich den Sinn erhob und an ein großes, weites Gotteshaus erinnerte. Ein Altar ward mit Laub und Blumen erbaut, und im offenen Karree standen wir in Kompagnien davor, die Offiziere vor der Front. Es wurden die Lieder verteilt, und der Gesang von achthundert Männerkehlen schallte mächtig an den Bergwänden wieder. Der Geistliche hielt eine kräftige Rede, dann folgte die Austeilung des Abendmahles. Kaum hat mich je eine kirchliche Feier so tief ergriffen, und mir schien, daß es allen so ging. — Eine große Anzahl von Zuschauern fand sich stets ein. Diese waren sichtlich gerührt und wußten sich nicht genug zu verwundern, daß ein protestantischer Gottesdienst so feierlich sein könne; namentlich imponierte ihnen der Chorgesang. Sie brachen sich Zweige vom Altar, um sie als Andenken zu bewahren. Bei längerer Anwesenheit hätten wir vielleicht noch Proselyten gemacht.

[1]) Hans Haubold von Einsiedel, Oberleutnant und Bataillonsadjutant in der Leibbrigade. Fiel 1870 beim Überfall von Etrépagny als Hauptmann im sächsischen Leibgrenadierregiment.

Gegen Mitte September glaubten wir aufatmen zu können. Eine scheinbar glaubwürdige Nachricht besagte, daß sich Preußen, mit Ausnahme der als Vormacht des Norddeutschen Bundes zu beanspruchenden Rechte, mit einer Reorganisation unserer Armee auf preußischem Fuß begnügen werde. Ein Eid werde nicht gefordert werden. Mehrere Tage warteten wir sehnsüchtig, aber leider umsonst auf Bestätigung dieser Neuigkeit. Dann erwies sie sich erst als voreilig, später als gänzlich falsch und schlug schließlich ins Gegenteil um. Es hieß nun, dem Könige werde selbst das Recht der Ernennung der Stabsoffiziere genommen werden usw.

Diese Zeit bezeichnet einen Wendepunkt in unserem Wiener Leben. Bis dahin hatten wir uns zwischen Furcht und Hoffen in einem Zustand zu erhalten gewußt, der noch mit einiger Zuversicht der Zukunft ins Auge sah, mochte diese auch noch so sehr verschleiert sein. Jetzt war uns dieses längst nur künstlich aufrechterhaltene Vertrauen genommen. Es folgte nun eine Periode der Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit, gegen welche selbst der Reiz alles dessen, was uns umgab, jede Wirkung verlor. Wir wurden von einer fieberhaften Unruhe ergriffen. Auf Schritt und Tritt, auch wenn man Erholung oder Zerstreuung suchte, nahm man den Wurm im Herzen mit, und wie man eine leidende Stelle nicht gern berührt, so fiel der Gegenstand, der uns vor allem im Innern beschäftigte, aus unseren Gesprächen fort.

Ende September kamen neue Ursachen dazu, daß uns der Boden unter den Füßen zu brennen begann: die Cholera und der Herbst. Die Krankheit hatte sich zwar nur erst einzeln unter den unmittelbar bei Wien verquartierten sächsischen Truppen gezeigt. Immerhin gab es schon eine ganze Anzahl Toter, auch Offiziere. Die Verluste, welche, wie wir wußten, die Preußen durch die Cholera gehabt, flößten Besorgnisse ein. Und unsere sehr eng bezogenen Quartiere waren nur für die beste Sommerzeit berechnet und zeigten sich beim Herbstwetter als durchaus unzureichend.

In diesen Tagen hatte unser König seine Residenz von Schönbrunn nach Prag verlegt. Die Lage gewann dadurch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Mai von 1813. Diese sollte noch schärfer hervortreten, als auch jetzt der erste sächsische Minister, Beust — wie damals Graf Senfft — seine Entlassung nahm, um in österreichische Dienste zu treten. Die Prinzen blieben bei der Armee, der Kronprinz in Hetzendorf, Prinz Georg in Laxenburg.

Der österreichischen Offiziere und unseres Verhältnisses zu ihnen während unseres Aufenthaltes bei Wien habe ich noch keine Erwähnung getan. Es ist dies sehr erklärlich, denn — es bestand gar kein Verhältnis zwischen uns. In unserer Nähe lagen keine österreichischen Truppen, in Wien gingen wir ziemlich kalt aneinander vorüber. Wir waren nicht frei von einem stillen Groll gegen die Armee, die wir zum Teil für unser Unglück verantwortlich machen mußten; die Österreicher hingegen, unsere Stimmung ahnend, begegneten uns mit Mißtrauen. Dies wurde später noch dadurch vermehrt, daß Erzherzog

Albrecht einen Tagesbefehl erließ — jedoch nicht an uns —, in dem er die ſächſiſche Armee von dem ſcharfen Tadel ausſchloß, den er im allgemeinen der öſterreichiſchen Nordarmee auszuſprechen ſich veranlaßt fand. — Da der öſterreichiſche Offizier an und für ſich viel weniger kameradſchaftlich lebt wie wir, gemeinſame Mittagstiſche oder Offiziersgeſellſchaften nicht kennt, ſo fehlte auch die Gelegenheit größerer Vereinigungen. Wo wir aber mit einzelnen jüngeren öſterreichiſchen Offizieren zuſammenkamen, mußten wir immer wieder den Mangel an Kenntniſſen, die Urteilsloſigkeit und Oberflächlichkeit bemerken, welche Eigenſchaften dieſe Kameraden uns wenig ſympathiſch erſcheinen ließen, mit Ausnahme der in der Regel ſehr angenehmen äußeren Form.

Am 10. Oktober ging endlich für die Leibbrigade, die erſte Brigade und Jäger der Befehl zum Abmarſch in die Gegend von Linz und Steyer ein. Die Leibbrigade war für den Fußmarſch auf der Straße über den Wiener Wald beſtimmt. Wir freuten uns und wußten doch eigentlich nicht warum. Ein Abſchluß war noch immer in keiner Weiſe erfolgt. Vielleicht hatte die Bewegung nur den Zweck, einen Teil von uns für den Winter in eine andere, von Krieg und Bequartierung noch nicht betroffene Gegend zu verlegen, während ſich die bei Wien verbleibenden Truppen dort mehr ausbreiten ſollten. Den fünfzehnten früh rückten wir aus. Auf den Ruf, den wir zurückließen, durften wir ſtolz ſein. Es war trotz der mancherlei Verführung, der die Mannſchaft bei dem geringen Dienſt ausgeſetzt war, keine Unannehmlichkeit von irgendwelchem Belang vorgekommen. Die Einwohner waren voll Verwunderung über das geſittete Benehmen unſerer Leute. Um nicht eitel und gegen die öſterreichiſchen Truppen anmaßend zu erſcheinen, hatten wir das reichlich geſpendete Lob nur immer abzuwehren. Allerdings nahmen wir aber auch ſelbſt wahr, wie ſehr der Ernſt der Verhältniſſe und die längere Dienſtpräſenz vorteilhaft auf die Haltung der Mannſchaft einwirkt. Der Soldat wird erſt gut, wenn er das, was ihm anfänglich als ziemlich willkürlicher Zwang erſcheint, als eine Notwendigkeit einſieht und dieſe nur noch als Gewöhnung empfindet. Alle Unarten junger oder ſelten und auf kurze Zeit zum Dienſt berufener Soldaten entſpringen nur daraus, daß ihnen die militäriſche Zucht fremdartig und unverſtändlich erſcheint.

Unſer Marſch ſollte uns meiſt nur in kleinen Etappen durch die ſchönſten Gebirgsgegenden führen. Denſelben Weg, den wir jetzt angewieſen erhielten, waren vor ſiebenundfünfzig Jahren auch ſächſiſche Truppen gezogen, unter ihnen mein guter Vater. War das ſächſiſche Heer damals auf ſeiten des Siegers geweſen und befand es ſich im feindlichen Lande, ſo zeigten ſich die Verhältniſſe unſeren jetzigen außerordentlich ähnlich. Wenn auch ſiegreich, ſtand ihm eine Reorganiſation nach fremdem Muſter bevor, auch ſiegreich war es nicht Herr ſeiner ſelbſt oder nur dem Landesherrn untertan, denn eben während dieſes Marſches durch die Zeller Alpen ſchwebte die Frage über ihm, ob es auf Napoleons Geheiß werde nach Spanien marſchieren müſſen, um einem fremden Intereſſe zu dienen, oder ob ihm die Rückkehr ins Vaterland

gestattet werden würde. Jede Zeit hat ihr Maß, mit dem sie mißt und mit dem sie gemessen werden muß. Bei ihrem noch so gering entwickelten deutschen Nationalgefühl werden damals die Offiziere, welche diese Straße zogen, ihre Lage nicht so beurteilt haben, wie wir heute. Da wir jetzt aber auch das Recht besitzen, mit unserem Maß zu messen, so muß ich sagen, daß jene Zeit des Trostes mehr noch entbehrte als die unsere. Wir erwarteten jetzt unser Schicksal aus der Hand des siegenden Feindes, 1809 ward es Sachsen vom siegenden Freund zuteil. Welche Erfahrung ist schmerzlicher?

Nachdem wir Heiligenkreuz berührt, den Paß von Rabenstein überschritten, traten wir am zwanzigsten bei Külb, uns der Donau nähernd, aus dem Gebirge heraus in ein fruchtbares Hügelland. Die Schwierigkeiten für die Verquartierung blieben aber dieselben wie im Gebirge. War es dort die Bodenbeschaffenheit, welche eine Vereinzelung der Wohnstätten bedingte, so war es hier die eigentümliche Besitzteilung. Mit Ausnahme weniger größerer, geschlossener Orte liegen immer nur je zwei oder drei Höfe inmitten ihrer Felder beisammen, und erst eine größere Zahl solcher Gruppen bilden eine Gemeinde als politisches Ganze. Als Unterabteilung gelten für die einzelnen Gruppen, je nach ihrer Bedeutung, die Bezeichnungen: „Ort", „Rotte" oder „Gegend".

Mölk wurde von St. Peter aus besucht. Es gibt wohl nicht viel imposantere Schlösser als diese, auf einem Felsen über der Donau gelegene Benediktiner Abtei, mit ihren für den Kaiser, für den Prälaten in königlichem Glanz ausgestatteten Gemächern und der so reichen Bibliothek und Kirche. — An diesem Abend erreichte uns die vollkommen glaubwürdig zu erachtende Nachricht von dem unter dem 21. Oktober erfolgten Friedensschluß mit Preußen. So war denn die stille Hoffnung, in der wir abmarschiert, nicht betrogen worden; wir befanden uns auf dem Heimweg.

Merkwürdig erschien es uns, daß in diesem außerordentlich fruchtbaren und reichen Landstrich häufig unsere Leute klagten, und zwar nicht über schlechte Verpflegung, sondern über schlechte Behandlung. Diese Gegenden sind noch fanatisch katholisch; man behandelte unsere Soldaten in ganz ausgesprochener Weise als Ketzer. Diese Gesinnung ist jedenfalls auf den Einfluß der vielen hier liegenden großen Stifter zurückzuführen.

In der Nähe von Kremsmünster fielen uns in einem Dorfe eine große Menge an der Kirche aufgeschichtete Totenschädel auf, welche bei der Wiederbenutzung alter Gräber dem Tageslicht zurückgegeben sein mochten. Jedem Schädel war gewissenhaft und deutlich der Name des weiland Inhabers mit Bleistift auf das Stirnbein geschrieben. Wohl um bei der Auferstehung jeder Unordnung vorzubeugen.

Nach dem, was wir bei Wien gesehen, wo den Priestern das Zepter entfallen zu sein scheint, wunderte es uns, hier noch eine ausgesprochene Bigotterie zu finden. In und bei Steyer steigen die Kutscher vor dem Venerabile noch ab, um niederzuknien, und wo jemandem ein Unglücksfall zugestoßen, bei dem

er noch mit einem blauen Auge davongekommen, da läßt er zum Beiſpiel eine Tafel aufrichten und darauf malen, wie er unter dem Wagenrade liegt, ein Heiliger aber gefällig das Rad, das ihn eigentlich zermalmen ſollte, an der Achſe aushebt und ſo die Weltordnung korrigiert; oder wie auf einem ſteilen Berg den Pferden die Kraft ausgeht und ſich Engel einſtellen, die mit aller Anſtrengung den Wagen ſchieben.

In Ebelsberg kam ich auf das Schloß zu liegen, zu einem Baron Kaſt, natürlichem Sohn des alten Fürſten Metternich, ein Mann von ungefähr ſiebzig Jahren. Mit ihm, einem ſehr wunderlichen Herrn, in dem ſich Geiz und Großmannsſucht einander die Herrſchaft ſtreitig machten, hatte ich während meines Aufenthaltes vielfache politiſche Unterhaltungen. Eigentümlich war es bei dieſem Mann, als einem Mitgliede des reichen begüterten Adels, dieſelbe Geſinnung zu finden, welche uns ſchon an Offizieren, Bürgern, niederen Beamten ſo aufgefallen war und oft geärgert hatte, nämlich einen vollſtändigen Peſſimismus, der an keine Möglichkeit der Beſſerung und Hebung für Öſterreich glaubt. Dieſe Geſinnung, zu deren Weſen es gehört, das Kind mit dem Bade auszuſchütten und alle weitere Diskuſſion dadurch abzuſchneiden, daß ſie einen Abgrund vor die Füße gräbt, über welchen keine Brücke führt, hatten wir ſo allgemein verbreitet gefunden, daß ſie uns das ganze Volk als apathiſch erſcheinen ließ, als ein Verzweifelnder, der ſich ſelbſt aufgibt, weil ihm ebenſowohl der Mut zum Selbſtmord fehlt wie die Kraft, ſich wieder zu erheben. Nun ich zufällig einem Manne nahetrat, der mehr die Verpflichtung auf ſich ruhen fühlen mußte, die Ehre ſeines Landes zu vertreten, hatte ich gehofft, eine andere Sprache zu hören. Hier ſo ganz dieſelbe Kleinmütigkeit wiederzufinden, mußte um ſo mehr als ein bedeutungsvolles Zeichen erſcheinen, als der Baron ein gründlich gebildeter Mann war, der ſich der Politik lebhaft widmete. Mit dieſer Erfahrung ging eine andere Hand in Hand, nämlich die, daß alle dieſe Schiffbrüchigen zuletzt wie nach einem rettenden Seil nach Beuſt griffen und dieſen als den einzigen bezeichneten, welcher möglicherweiſe noch einen Rettungsverſuch wagen könne, „weil er ein geſcheiter Mann und kein Öſterreicher" ſei. Was unter dieſem Rettungsverſuch verſtanden werden ſolle, ob Zentraliſation oder Dualismus oder ſonſt was, das wußte niemand; es war ſchließlich auch allen gleich, denn da alle Parteien nacheinander abgewirtſchaftet und bankerott gemacht hatten, konnten ſie ſich einander nichts vorwerfen. Es war das dunkle Gefühl, daß nur ein Mann helfen könne, der dieſe Knoten nicht mit ſchürzte, ſondern ſeitwärts ſtand und ſich den Sinn frei und unbefangen erhielt.

Ein Brief meiner Frau enthielt die Bedingungen unſeres Friedens. Die Art und Weiſe, wie ſich alles ins praktiſche Leben überſetzen werde, machte uns die meiſte Sorge; das „wie" mehr als das „was". Namentlich das Zuſammenleben mit den preußiſchen Truppen in denſelben Garniſonen, die Änderung aller unſerer Einrichtungen und ſo vieles andere!

Am 28. Oktober ging die Order ein, daß die Kriegsreserve, in Marschbataillonen formiert, nach Sachsen gesendet werden solle, um beurlaubt zu werden. Ich hatte das Marschbataillon zu führen, das aus der Mannschaft der Leibbrigade und der vierten Jäger gebildet wurde. So stand denn die Heimkehr plötzlich vor mir! Wie lange auch die Erwartung gewährt hatte, zuletzt noch überraschend.

Die Befehle waren so überaus eilig ergangen, daß mir eine ganze Reihe sehr wichtiger Fragen übrig blieben. Meine Hoffnung, in Linz, wohin ich mich begab, nähere Weisungen zu erhalten, erfüllten sich nicht, ich blieb auf das eigene Gutdünken angewiesen. Die Eile war, wie ich hörte, dadurch geboten, daß es zu den Friedensbedingungen gehörte, bereits außer Land den Beginn zur Demobilisierung zu machen.

Den nächsten Tag schifften wir uns bei Nebel und Regen, etwa achthundert Mann stark mit noch fünf Offizieren außer mir, ein. Unsere Tour ging über Passau, Regensburg, Eger, Hof, Altenburg, Leipzig, Riesa nach Dresden. An mehreren Etappen wurde Verpflegung gewährt, mit deren Beschaffung jedesmal ein daselbst stationierter sächsischer Offizier betraut war. In Regensburg fiel die Anwesenheit eines bayerischen Generals auf dem Bahnhofe auf. Er verschwand, nachdem ich mich gemeldet. Der Bahnhof war sorgfältig durch Schildwachen abgesperrt. Als wir uns wieder zur Abfahrt fertig machten, bemerkte ich mehrere Tragbahren. Einer der Männer, die bei ihnen standen, trat an mich heran und fragte fast ungeduldig: „Nun, wo sind sie denn?“ „Wer denn?“ „Die Cholerakranken, die wir fortschaffen sollen.“ — Ich bin zweifelhaft geblieben, ob das Gerücht wirklich unseren vortrefflichen Gesundheitszustand in solcher Weise verleumdet hat oder ob die angebliche Epidemie nicht etwa eine kluge Erfindung der bayerischen Behörden gewesen ist, um sich jede Empfangsunbequemlichkeit zu ersparen und der Frage aus dem Wege zu gehen, ob wir als Waffenbrüder oder als Abtrünnige anzusehen seien.

Der Morgenkaffee wurde in Hof gereicht. Wir Offiziere fanden Beglückwünschungskarten und Blumensträuße auf unseren Kuverts.

Als wir weiterfuhren, forschten wir eifrig nach der sächsischen Grenze, und siehe — eine Ehrenpforte, quer über die Bahn gezogen, bezeichnete sie. Tiefe innere Bewegung erfüllte uns, als wir hindurchfuhren und die Heimat, die viel gelitten, mit lauten Rufen begrüßten.

Ich hätte nicht geglaubt, daß man mit Dampf einen Triumphzug halten könne. Unsere Fahrt gestaltete sich aber zu einem solchen. Als der erste Truppenzug, der die Grenze überschritt, war unsere bevorstehende Ankunft überall bekannt. Die mit Girlanden geschmückte Lokomotive, die wir in Hof erhalten, und die Tücher, welche die Leute fahnenartig aus den Wagenfenstern zum Gruße hinausschwenkten, machten uns kenntlich. An jedem Bahnwärterhaus hatten sich die nächsten Bewohner versammelt, die Dörfer waren auf den Beinen, die Arbeiter auf dem Felde verließen Vieh und Pflug, um

heranzueilen, die grünweißen Fahnen flatterten in allen Lüften, und wo nur zwei zuſammenſtanden, riefen ſie uns ihr Hoch zu! Es war ein Empfang, der vom Herzen kam und zum Herzen ging. — Und wie grüßten wir unſer Vaterland! Wie freudig und wie wehmütig. Es war wohl der ergreifendſte Moment dieſer an Gemütsbewegungen gewiß nicht armen Zeit.

In Plauen, wußten wir, trafen wir die erſte preußiſche Garniſon. Es war zartfühlend, daß ſie ſich nicht ſehen ließ. Dafür ſtand die Stadtmuſikkapelle auf dem Bahnhof, und mehrere Herren des Stadtrats und der Umgegend begrüßten uns. — In Reichenbach wartete eine zahlreiche Deputation der vogtländiſchen Städte und Stände und führte uns Offiziere zu einem glänzenden Frühſtück. Kammerherr von Metzſch auf Reichenbach war der Führer der Ritterſchaft. Er hielt eine Rede, ich antwortete. — In Werdau gingen die Jäger ab, um nach Zwickau zu fahren. Ein zweites Frühſtück ſtand bereit. In Altenburg vollſtändige Leere und Totenſtille. — In Leipzig feierlicher Empfang durch den Bürgermeiſter und die Stadträte, Kommunalgarden-Kommandanten uſw., vortrefflich arrangiertes Mittagseſſen und ein zahlloſes Publikum, freudig erregt. Von der preußiſchen Garniſon wieder taktvoll gemieden. — Bei der Abfahrt wurden mehrere tauſend Zigarren in die Wagen gegeben, und irgendein Komiteemitglied händigte mir achtzig Taler für bedürftige Reſerviſten ein, die ich ſpäter an die Verheirateten verteilte.

Abends gegen neun Uhr langten wir auf dem Bahnhof in Dresden-Neuſtadt an. — Es war ein Glück, daß eine abgeſchloſſen erleuchtete Wagenhalle bereitgehalten war, um daſelbſt die Abteilungen zu ordnen und die Quartierbilletts auszugeben; denn obgleich uns, als einem Marſchbataillon, der offizielle Empfang erſpart blieb, den ſpäter das über Prag transportierte vierzehnte Bataillon als dem erſten ankommenden geſchloſſenen Truppenkörper auf dem böhmiſchen Bahnhofe über ſich ergehen laſſen mußte, ſo ſtand hier doch alles voller Menſchen, die ſich mit einer wahren Wut der Liebe auf die Leute ſtürzten und bald nach einem Sohne, bald nach einem Bruder oder Ehemanne ſchrien, um ihn womöglich aus dem Gliede zu ziehen.

Den 2. November wurden die Sachen abgenommen und die Leute beurlaubt. Von den Reſerviſten meiner Kompagnie konnte ich mit dem vollſten Lobe ſcheiden.

Welches Grüßen und Händeſchütteln die folgenden Tage des Aufenthaltes in Dresden! Die erſten ſächſiſchen Uniformen waren ein Gegenſtand der liebevollſten und harmloſeſten Demonſtration auf den Straßen. Dieſe aus der Seele kommende Wärme linderte etwas den Kummer, uns in der eigenen Reſidenz außer Beſitz geſetzt zu ſehen. Offiziell waren wir neben der preußiſchen Garniſon nur die Geduldeten.

Am 8. November, früh ſieben Uhr, traf das fünfzehnte Bataillon auf dem böhmiſchen Bahnhofe ein.

Meine brave Kompagnie ſah ich nur wieder, um von ihr Abſchied zu nehmen, ein Abſchied, der mir ſehr nahe ging und ſchwer fiel.

Die Schweizerreise.

Roman
von
Jakob Schaffner.

(Schluß des ersten Buches.)

Zehntes Kapitel.

Nebel.

Kronich hatte sich bestimmen lassen, seine traurigen Geschäfte für eine halbe Woche auszusetzen und aus der Hand des herbstlichen Gottes ein paar Spätsommertage zu nehmen, so rein und golden er sie gab und wo sie im kühnsten und freiesten Licht erschienen: in der Gebirgswelt. Erhoben und andächtig stiegen die beiden Liebenden in die Schneeregionen auf, wo das vegetative Leben um seine letzten Möglichkeiten kämpft und schließlich aller Drang und alle Lockung im feierlichen Frieden der Gletscherfelder und der milden Erhabenheit der Firne zur Ruhe kommt, wo nichts grünt als der unterirdische Glanz des Eises im Mondschein, und nichts blüht als bei Tag der Sonnenstrahl im tiefen Schneetal und nachts über dem bleichen First wie eine langgestielte Blume der weltnahe Stern. Innig empfanden sie die fromme Grenze zwischen der letzten Alpweide und dem ersten Schneegeröll am Rand des Gletschers. Lebendigstes Mitgefühl erweckte in ihnen der starke und einsame Menschenschlag, der diese Höhen behauptete und besiedelte mit aller Zartheit des Gemüts und unter dem vollkommenen Ernst der menschlichen Gesittung. Ihre Tage und Nächte waren voll von lieblichen und großartigen Erscheinungen: Felswände im Morgengrauen, Wasserfälle, Berggipfel im Nebel, Tannenwälder an Hängen, tiefe offene Flußtäler mit Dörfern und Städten, einsame Bergseen, Hütten, Paßstraßen, festliche Lärchenhaine und Geröllhalden mit kümmerlichen Zwergkiefern, märchenhafte Mondnächte und Alpenglühen von beinahe furchterregender Pracht. Die wilden und düsteren Gestalten dieser Welt über der Welt brachten sie mit ihrem zerbrechlichen Leben näher zusammen, und die milden und keuschen erregten ihnen die Lust, sich noch tiefer ineinander zu versenken und sich eins dem andern noch liebevoller hinzugeben.

Aus den vorgenommenen zwei Tagen, ohne die Anreise, wurden drei und vier, weil die Naturstationen zum Verweilen einluden und andere zur Erweiterung des Reiseplans und der Unternehmung reizten. Fortgesetzt war

man äußerlich in Bewegung und innerlich beruhigt und gefaßt im Anschauen und Begreifen. Und nie verließ den zweifelvollen Konsul ganz das Wissen um das nahe bevorstehende Ende dieser letzten schönen Liebestage und die gnädigste Epoche seines Manneslebens.

Da er überzeugt blieb, daß auch Ise nur unter dieser wehmütigen Voraussetzung die letzten Süßigkeiten und abgründigen Schauer ihrer liebenden Persönlichkeit gab, so wob sich unter seinen Augen das traurig lächelnde Spiel eines Abschieds von seltener Art. Sie wiederum nahm seine stille Heiterkeit für Vertrauen auf die Zukunft und seine Leidenschaft für voll entfesselten Manneswillen zu ihrem Leben und zu seiner erwachenden Dämonie, und beglückte sich darin so innerlich lieblich, daß sie Schranken und Reservationen aufgab, an denen sie sich bisher immer noch festgehalten hatte, um nicht von irgendeinem unerwarteten Sturm ins Wesenlose hinausgeworfen zu werden. Für ihre vermeintliche Großmut verehrte er sie dann wieder dankbar und liebte sie auf eine ganz neue, erweckte Weise. Gegenüber dem durchbrechenden, sieghaften Sommer ihres Frauenwesens war es ihm, als habe er bisher nur in ihrem März und bestenfalls April gelebt, und was er jetzt in männlich gebändigtem Leid für sie fühlte, verhielt sich zu seiner bisherigen Liebe wie der Vormittag zum Morgengrauen, wie Purpur zu Rosa, wie der Sternhimmel zur Auslage des Juweliers. Wohl hörte sie den geliebten Mann in Minuten, die er von ihr nicht bewacht glaubte, seufzen, und unter aller Heiterkeit und Liebeslaune fing sie je und je einen verfolgten, trauernden Blick von ihm auf; aber sie deutete die Unruhe auf geschäftliche Ursachen und fühlte durchaus die heitere Kraft, auch die letzten Fetzen und Trümmer seiner kommerziellen Welt und seines industrial-materialistischen Vorstellungskreises in ihrer Liebe zu verbrennen und den Rauch und Dampf davon durch ihre bessere und tiefere Kenntnis seiner Art und Berufung zu einem neuen Lebensbild zu läutern.

Es war auf einer Bergbesteigung, der unwiderruflich letzten, die Kronich zugestehen konnte. Die Waldregion lag schon unter den Wanderern, und man stieg seit einer Stunde über Alpweiden, die grün und heiter unter Stein- und Schneegeröll hervorflossen; entferntere schienen aufstrebend in Felsen und Gletschern weiß aufzubranden.

Die Firste standen heute zwischen Schleiern. Geheimnisvoll schwebten tief an Felswänden weißgraue Wolken hin. Darunter und darüber leuchtete überall das Licht doppelt beseligt auf, brannte in heiligen Kerzen auf den Firnen und floß in den Tälern liebenswürdig und golden den Flüssen und Straßen nach. Aber in allem Glanz webte Wehmut, und besonders dem Konsul schien das atmosphärisch Trübe das Heitere bedeutend zu überwiegen, an sich als erkältende und dämpfende Erscheinung, und noch mehr als Anzeichen eines sicher zu erwartenden Wetterumschlags; über einige ferne Kämme wälzten sich bereits die ersten grauen Brandungen eines anrückenden Wolken- und Regenfeldes und krochen sinkend, rauchig und mit sichtbarer Schwere den

Päſſen nach ihren tieferen Sammelſtellen zu. In gewiſſen Felsſcharten pfiff der Wind, und eben, als die Freunde eine ſolche Lücke zwiſchen zwei Steinwänden erreichten und ſich nach der andern Seite einen Ausblick verſprachen, ſtanden ſie plötzlich einem kalten Nebellager gegenüber und fühlten ſich wie mit Geiſterhänden von dem Wind gepackt, der dort hindurch pfiff. Und ſchon ſahen ſie wie Dampf und Rauch die erſten Schwaden den Saumpfad heranrücken, vor dem engen Paß geiſterhaft aufſchweben, zur Seite weichen, ſich hineinſtürzen, und dann hielten ſie ſich mit Mühe in einem ſtrudelnden Strömen der brandig riechenden, feuchtkalten Materie, in einem kaminartigen Heulen und körperlichen Stoßen der abfließenden Luft, die ſich mit der Gewalt und dem Tempo des Sturmes durch die enge Spalte zwängte. In Augenblicken waren ſie ſo dicht in Waſſerdampf eingehüllt, daß ihnen darin die ganze Welt verſank und unwahrſcheinlich wurde, und in dem Toben der Luft mußten ſie kämpfen, daß ſie nicht ſich ſelber verloren.

Mit einer Art von Bewußtloſigkeit, eins ſich eng am andern haltend, ließen ſie das elementare Ereignis über ſich ergehen, und wenn Kronich das Leben und die Wirklichkeit des geliebten Menſchen in ſeinen Armen jemals bis in die letzte ihm zugängliche Bedeutung gefühlt und begriffen hatte, ſo war es heute; geſteigert begriff er aber auch das Unglück, dem er entgegenging und das ihn gerade ſo wie dies Wetter bereits mit ſeinen erſten kalten Verdüſterungen einhüllte. Von den Felswänden löſten ſich Steine und ſchlugen klirrend neben dem Paar zur Tiefe nieder, hier einer, dort einer, von einem geheimen lebendigen Rieſeln gefolgt. Der Aufenthalt war nicht ohne Lebensgefahr, aber Iſe ſchwieg dazu, und Kronich kämpfte zwiſchen Scham und Herzensnot gegen die verräteriſchen Anwandlungen von Vernichtungsgelüſternheit, die ihn überkamen und in denen er ſchlecht verhüllt das ſentimentale Rachebedürfnis des gemeinen Menſchen erkannte. Daneben vermochte er nicht einmal die Vorſtellung zu ertragen, daß ihn jetzt ein Felsſtück erſchlüge und das junge Weib in der öden, verlaſſenen Gegend und im Unwetter mit ſeiner Leiche einſam zurückbliebe; ja er betrachtete dieſe ſeine erträumte Leiche voll verächtlicher und zorniger Abneigung, während er kummervoll bei Leben war und im feuchten Zugwind zu frieren begann. Da auch ſie ſchauerte, glaubte er gut zu raten, auf dem hergekommenen Wege einige Schritte zurück zu tun und ſich dann ſeitwärts hinter die Felswand zu ziehen, wo man gegen den Wind geſchützt das Ende der Sache beſſer abwarten konnte. Als man aber dort war, fand man den Steinſchlag, der faſt unausgeſetzt von den Kämmen niederging, viel bedenklicher als vorhin den offenen Sturm, und verſuchte zur verlaſſenen Stelle zurück zu finden. Da war aber der Pfad plötzlich wie aus der Welt verſchwunden. Kronich erkannte nichts als Geröll und Felsplatten, wenn der Nebel auf einen Augenblick lichter wurde, und zufrieden, wieder im Zug des Windes und der offenen Lucke zu ſein, gab man das unnütze Suchen auf und ſetzte ſich, wo man ſtand, um dem Wind weniger Fläche zu bieten.

Darüber kam den Konsul eine Vision an. Plötzlich sah und fühlte er seinen Vater in dem Nebelsturm. All das, was ihn jetzt unbehaglich und mit kalter Fremde umgab, die Felsen, der Zugwind, der strudelnde Nebel, das Pfeifen und Heulen der Luft in dem Kamin und das Rieseln des Steinschlags, schien ihm körperlich und in irgendeiner nicht nachweisbaren, aber desto wirklicheren Verwandlung sein hartes, unwirtliches Wesen zu sein, seine Willensstarrheit, sein Jähzorn, seine trübe, kirchliche Religiosität, seine rauhe Sinnlichkeit und sein fanatischer Materialismus. Und hier in diesem Bild erkannte er ihn zum erstenmal in seiner Gesamtheit und verstand ihn als berechtigte Erscheinung, und noch weiter als Inkarnation des nationalen Dämonismus im Reich der Materie. Aber dann geschah ihm das Allerliebste. Indem durch einen Krater in dem ziehenden Nebelschwaden auf einen silbernen Augenblick die Sonne hereinbrach, um freilich sogleich von allen Seiten grau und wild bestürmt zu erbleichen und wegzuschwanken, sah er zu seinem innigsten Schreck an der Brust des freundlicher aufdämmernden Vatergespenstes, eine mondhaft schimmernde Seele, seine schöne ferne Mutter hängen und mit einem solchen erlösten und dankbaren Lächeln herüberwinken, daß ihm das Weinen heiß in die Kehle schoß. „Auch jetzt lebt sie nur für ihn," dachte er ergriffen, doch ohne Groll und in tiefer, einfacher Kindesbescheidenheit. Dafür zeigte sie sich ihm vor dem Scheiden noch einmal in ihrer geistigsten und märchentiefsinnigsten Elfennatur, während das Vatergespenst dunkler und befriedigter grollend, beinahe schien's ihm: in der Tiefe selig donnernd, zwischen den beiden Welten einschwankend seine neue Straße einschlug und dem Sohn — und das verursachte ihm die tiefste und reifste Bestürzung — seinen Segen hinterließ.

„Es scheint, daß unsre Väter in unserm Blut wohnen," sagte er endlich. „Ich will das so ausdrücken: wenn ein Tyrann in einem Land keine Untertanen hat, so kann er darin nicht herrschen. Die Verkettung der Geschlechter ist furchtbar, aber die Lösung ist vielleicht der Höhepunkt eines Lebens. Ich will nicht rechten, am wenigsten mit meinen Eltern. Meine Mutter brachte mich ungern zur Welt. Einen Nachfolger gab sie mir nicht. Gut, wir leben nicht in der Wildnis, und bei einer so dichten Bevölkerung schwebt in aller Luft so viel freier Liebesozon, daß eine junge Pflanze zur Not fortkommen kann. Schließlich gibt es den Ausschlag, ob wir mit den paar eigenen Knechten, die uns in die Jahre bleiben, unsre Grafschaft im Süden oder im Norden erobern. Wie ist das nun? Er fand, daß ich liederlich wirtschaftete — in Wahrheit habe ich gut gewirtschaftet, nämlich — ab; für seine Grafschaft habe ich — vielleicht die Freiheit — ich weiß nicht, was ich habe. Irgend jemand ringt mit mir. Ist's der Engel, ist's der Dämon — ist's etwa — Gott selber? — Eins ist mir klar: es wird um mein Leben gerungen." Er schwieg einen Augenblick beunruhigt, und sie war zu betroffen von der Wendung, um etwas erwidern zu können. Seltsam aufgeschlossen und ergriffen fuhr er dann fort: „Merkwürdig, wie das sich öffnet! Ich

sagte schon, ich sehe zurück, wie ein — Sterbender. Plötzlich verstehe ich vieles von dem Toten, was mir am Lebenden unzugänglich war. Eben jetzt, wo mir seine herrische Kopfwendung vor den Augen erscheint, begreife ich wie im Bild, wofür er arbeitete: für meine Mutter. Siehst du, er war eine so eminent sinnliche Natur, daß es in seinem Leben nichts gab, was nicht von Sinnlichkeit durchtränkt war. Seine Fabriken, seine Millionen, sein Stand, seine Kirche, sein Staat — das waren alles nur Perlen an einer Kette, die er ihr um den feinen Hals hing. So belohnte er — sich selber, ein Souverän aus eigenen Gnaden. Ich — nur ich ging nicht in die Halskette; ich war nicht seiner Sinnlichkeit dienstbar zu machen — weil ich meine eigene Sinnlichkeit hatte.

„Ich sah vorhin ihn im Nebel — mit seiner ewig jungen Gattin an der Brust. Er führt sie wie einen Raub umher. Ich glaube, da sind noch viele andre Geister um uns. — Ich bin schwer und überreif, und mich friert auf eine eigentümliche Weise. Die Welt ist furchtbar alt, aber wir sind älter. Das da um uns herum ist greisenhaft und streift nahe am Tod vorbei, aber es erscheint mir jugendlich im Vergleich mit dem tiefsten Schmerz, der mich treffen kann, und der ist schon dagewesen, als ich noch eine Möglichkeit war. Vielleicht trifft uns auch kein Unglück, das nicht seine Provinz in uns hat. Es ist fürchterlich, mit einem letzten Funken zu hoffen. Sei nicht bedenklich, Liebste; dieser Nebel macht mich einsam und schwer. Ich muß versuchen, ob man nicht irgendwo aus diesem Treiben hinaussehen kann. Bleibe ruhig sitzen, ich komme bald wieder." Er erhob sich rasch, und schon sah ihn Ise in den Nebel wanken und darin untergehen.

„Franz!" rief sie erschreckt. „Franz! Geh nicht in den Nebel hinein! Komm zurück, hörst du!"

„Beunruhige dich nur nicht!" tönte es dumpf und schon sehr fern aus dem Schwaden heraus. „Wir können einander ja hören!"

Was ihn von ihrer Seite forttrieb, das war sein innerlicher Zerfall, den er nicht länger vor ihr zu verbergen vermochte. Hatte ihn schon die Erscheinung seiner Eltern in den Wurzeln zum Erzittern gebracht, obwohl sie ihn schließlich bestätigte und befreite, so erkannte er die bare Menschenunmöglichkeit, als so bestätigter und befreiter Mann mit leeren Händen ruhig neben seinem Verlust im Nebel sitzen zu bleiben, gesittete Gespräche führend und sich beizeiten im Verzicht übend; dafür floß doch zu viel väterliches Blut in seinen Adern, das er übrigens wie jetzt in der Zornesaufwallung noch nie so heiß gefühlt hatte. Andererseits wollte er freilich auch sehen, ob nicht auf der Abflußseite des Nebels irgendwo der Blick frei wurde; denn das Eingesperrtsein in die engste Grenze schuf ihm auf die Dauer Herzklopfen und Angstgefühle. Langsam tastete er sich mit Hand und Fuß vorwärts. Einmal hörte er noch Ise rufen, bereits in Kilometerferne, wie es schien; er ging ohne Antwort weiter. Inzwischen hatte sich der diesseitige tiefe

Kessel ganz mit Wolkenfluß gefüllt; nach einiger Zeit kam er zu einer zweiten Scharte, aus der es ebenso strömte, wie aus der ersten. Dort erblickte er auf einen Moment einen schwankenden und kämpfenden Felszacken in der Höhe und wieder einen Fetzen Sonne daran. „Nun," dachte er, „es gibt jedenfalls noch Sonne." Als er einsah, daß er mit seiner Geliebten vielleicht für Stunden, vielleicht sogar für die Nacht hier oben gefangen sein konnte, wurde er unruhig. Nach einigem Nachdenken beschloß er, die Geröllhalde etwas hinauf zu klettern, um zu versuchen, ob sich vielleicht von oben ein Überblick gewinnen und ein Ausweg erspähen lasse. Nach verhältnismäßig kurzer Anstrengung genoß er auch die Genugtuung, den ganzen kochenden und brodelnden See unter sich zu erblicken, da alles nach den Gründen wühlte, darüber hinaus die noch sonnenbeglänzten Bergspitzen, und weiterhin die ruhig leuchtenden Gletscher. Aber indessen hatte drüben der Wolkenmorast, dessen nachdrängende Materie sich vor den engen Durchlässen immer schwerer bäumte, seine Brandungsmarke an dem steinernen Wall höher hinauf geschoben. Schon flatterten die ersten grauen Fetzen von den Kämmen herunter, strichen wie Raubvögel den Runsen nach und schifften in unmittelbarer Höhe über den Talkessel. Damit kam erst die große Bewegung ins Treffen. Auf den Höhen regte es sich unheimlich und schob sich breit hervor, kämpfte, sank massig zurück, flackerte an zwanzig Stellen stürmischer auf, und dann ergoß sich unaufhaltsam auch hier der Schwaden herein.

Kronich kehrte um, bemerkte aber sogleich, daß er nun keinen verläßlichen Maßstab hatte, um zu wissen, wie hoch er gestiegen war. Doch schien ihm das nicht weiter bedenklich; wenn er sich nur an die allgemeine Richtung hielt, so konnte er Ise nicht verfehlen, zumal man sich dann durch Rufe vollends zueinander tasten konnte. Als er jedoch endlich die Stimme erhob, vernahm er keine Antwort. Er dachte, er werde noch zu hoch stehen und der Wind übertöne ihn, und stieg tiefer. Im Zug des Kamins befand er sich, das spürte er. Er stieg noch etwas ab, dann wieder auf, darauf im Zickzack und immer rufend den ungefähren Fußpfad etwa zehnmal hin und her, im Schwaden tappend, stolpernd, aus dem Nebelfluß in die Windstille und wieder in den Sturm zurück; von ihr hörte er nichts. Schließlich stieß er mit dem Fuß an etwas Weiches; als er sich hastig danach bückte, war es ihr Mantel. Er schloß daraus, daß sie ihm nachgegangen sei, also schlug er jene Richtung ein, nach Kräften rufend und schreiend. Nach zweihundert Schritten hielt er an und legte die Strecke auf- und abkletternd umgekehrt zurück. Noch einmal ging er ihrem mutmaßlichen Weg nach in den Nebel hinein und suchte erneut den Platz auf, wo er sie verlassen und nicht wiedergefunden hatte. Der Angstschweiß brach ihm aus, aber er überlegte gefaßt: sollte er denken, sie werde versuchen, diesen Platz wieder zu gewinnen, und sie hier erwarten, oder sollte er seiner Unruhe nachgeben und die Richtung am Hang entlang solange verfolgen, bis sich irgendein Hindernis fand?

Er entschied sich für das letzte und brachte sich mit frischer Erwartung wieder in Gang, fortgesetzt ihren Namen rufend. Immer vorsichtig ins Ungewisse stoßend, dem Steinschlag ausgesetzt und auf einem unsichern, verräterischen Boden kam er plötzlich an eine Stelle, wo sein Ruf einen ganz andern Klang hatte, in irgendeiner Weite oder drohenden Tiefe versank, während er bisher in der Enge zwischen Hang und Wolke erstickt war. Das Haar stand ihm zu Berg. Erfahren genug, um zu wissen, was hier zu erwarten sei, warf er sich nieder, um sich kriechend weiter zu bewegen. Er erreichte und fühlte die Bruchlinie des Absturzes, aber von der Tiefe sah er nichts als ein graues und grauenhaftes Steigen und Sinken der Nebelflüsse. Wie er auch rief und durch die hohlen Hände schrie: es schien, daß er das einzige lebende Wesen sei, denn der Sturm war nur ein Scheinlebendes und der Nebel ein wesenloser Kellerhauch aus dem Abgrund des Raumes ohne Wirklichkeit und Gestalt. Zwischen seinen Rufen dehnten sich Ewigkeiten unerträglichen und anstrengenden Schweigens hin, durch die der Wind wie aus einer andern Welt sauste und mit bleichem, rastlosem Weben die feuchte Wolkenwelt glitt.

Schließlich merkte er, daß sich der Boden samt der Abbruchlinie bedeutend senkte; mit größerer Vorsicht, eng ans Gestein gedrückt und trotzdem jeden Augenblick gewärtig, ins Gleiten zu kommen, tastete er sich immer ferner von der Hoffnung der Tiefe zu, bis er erkannte, daß sich die Bruchkante überhaupt in ein jäh abstürzendes Trümmerfeld auflöste. Schon wurde das Geröll unter ihm lebendig. Steine rollten ihm voraus und verklangen tief im leeren Abgrundnebel. Aber in der gegenwärtigen körperlichen Eigengefahr gewann er seine Fassung zurück. Bestimmt sein Herz zur Ruhe zwingend lag er noch eine Weile unbeweglich, um dann den doppelt gefährlichen Rückweg zu unternehmen. Umkehren durfte er auf dem feindlichen Boden nicht. Unter größter Anspannung mit den Füßen voran sich bergauf arbeitend, von niedergehendem Gestein umklirrt, mit schmerzenden und bald auch blutenden Händen und Knien, ein stetiges Strömen von Schutt und Geschiebe vor sich erregend und in einem Zeitraum, der kein Ende nehmen wollte, brachte er sich endlich wieder auf festerem Boden in Sicherheit. Dort blieb er liegen wie er lag und gab sich wehrlos dem vernichtenden Gefühl der Stunde hin. Wieder überfiel ihn die feindliche Kälte; es war ein Frost, der sich unter seinem Herzen zu bilden schien, um dann mit einem kurzen Schmerzanfall und einem sanfteren Nachweh ein Organ nach dem andern zu ergreifen und zu durchdringen. Er hatte durchaus die bange Empfindung, sich zusammenzuziehen, kleiner zu werden und langsam aber sicher zum Keim einzufrieren, zu einem verantwortungslosen, dumpfen, trauernden Punkt dunklen Lebens, an dem nichts sicher war als sein Unglück und seine Einsamkeit. Seine Sinne schwebten außer ihm als ein mattdämmernder Lichtkreis oder Mondhof der schauerlich über dem Horizont des Bewußtseins hingleitenden Seele. Das war sein Ich. Zum zweitenmal fühlte er's heute, aber nun nicht

nur von den vorangegangenen Geschlechtern abgetrennt, sondern auch vom ganzen organischen Mitsein der Natur und Menschheit ausgeschlossen. Diese Stille war wie die unbewegliche Qual eines schweren Traumes, jenes Traumes, in dem der Geist Gottes vor der Schöpfung lag und erwachend wimmerte: „Es werde!" Aber da rührte sich nichts, was einem lebendigen Odem glich. Das Sausen des atmosphärischen Windes in den Schrunden des erloschenen Steines, das tote, seit Jahrtausenden abgeschiedene Weben der erkalteten Wasserdämpfe, die trostlose Regung des mineralischen Baues: das war hier die höchste Offenbarung des Seins.

Plötzlich erhob er sich aber und warf das ganze Grauen wie einen Mantel ab, denn im letzten Aufleuchten lächelte seine Mutter noch einmal her und ihre Stimme klang fern wie das Zirpen einer Grasmücke: „Suche nur!" Das war unter allem abergläubischen Unwesen immer seine eigene innerste Meinung gewesen. „Es hätte auch gar keinen Zweck!" sagte er ermutigend in den Nebel hinein, und nachdem er nur einmal wieder in der kalten Unmenschlichkeit des Lokals seine eigene gute, männliche Stimme gehört hatte, faßte er neues Zutrauen zu sich selber und gab sein Blut wieder Entschlußkraft und Optimismus her. Und so fing er wieder an zu suchen und zu rufen. Die Fetzen hingen ihm von den Knien herunter, und die weiße nackte Haut schimmerte dazwischen hervor, etwas zerschunden, aber so gläubig und tüchtig, daß mancher Zweifelsüchtige gern seine heile dafür gegeben hätte. Jetzt kletterte wieder ein ganzer Mann die Hänge auf und ab, schrie im Nebel herum, pfiff gellend durch die Finger und lief erglühend seinen eigenen Einbildungen nach, die ihm bald hier eine menschliche Gestalt und bald dort einen schwachen Ruf oder das Klirren eines Fußes im Gestein vorgaukelten. Dazu hielt er sein Herz fest und ließ es nicht zu, daß noch einmal die feindlichfinstere Naturpanik darüber eine Gewalt bekam. Freilich blieben auch jetzt seine Bemühungen ohne Erfolg; aber auch als er müde wurde und die Stille wieder in seine Seele einkehrte, lehnte er jeden Gedanken ab, der ihm nicht die Erwartung nährte und das Herz stärkte. Schließlich sagte er gefaßt: „Ich muß mich gedulden, bis der Nebel weicht!" und nachdem er noch eine Weile still und denkend vor sich hin gegangen war, suchte er sich einen Platz, auf dem er jenes Ereignis abwarten konnte. Er fand ihn bei einem Felsstück, wo er sich niederließ, den Rücken gegen den Stein und von diesem gegen den Wind geschützt, und vor Ermattung schlief er sofort ein, ein Jakob zwar ohne Himmelsleiter, aber doch mit einem praktikablen kleinen Schemel.

Denn indem er so in seinen Schlaf versank, kam er in die Traumgegend. Aus einem anfänglich etwas schreckenden Gedränge von Erscheinungen trat ihm eine ernsthafte Gestalt entgegen und empfing ihn mit den Worten: „Mißtraue dem Schein!" Über diese Aufforderung verwundert blickte er auf und erkannte einen Mann, den er schon einmal gesehen zu haben glaubte; als er sich weiter besann, fand er, daß der Fremde ihm selber gleiche. „Mißtraue

dem Schein!" wiederholte dieser und sah ihn ruhig und fest an, wie jemand, der seiner Sache sicher ist. „Ich mißtraue durchaus," gab Kronich zurück. „Es ist wohl auch ein Schein, daß Sie mir so auffallend gleichen?" — „Auffallend ist nichts, von Gottes Auge aus gesehen," entgegnete der andere. „Glauben Sie, Gott fand etwas Auffallendes daran, daß Amerika entdeckt wurde? Er hatte es längst entdeckt. Was Sie zum Beispiel suchen, das ist in Gott gegeben. In Gott ist alles. Auch Ihr Vater ist in Gott. Ihre Mutter ist in Gott. Und Sie müssen nicht denken, daß Gott nicht allgewaltig sei, weil Sie schwach sind." — „Aber dieser furchtbare Nebel?" wandte Kronich ein. — „Eben dieser Nebel," nickte ihm der andere Kronich zu. „Haben Sie nicht bedacht, daß er aus Ihnen kommt? Oder konnte eine Klarheit aus Ihnen kommen? Jetzt sind wir klar, Sie und ich; es sollte ein Sommertag sein; es ist ein Wintertag geworden. Bitten Sie Gott, daß er Ihre Sonne wieder umwendet." Mit diesen seltsamen Worten schwand er weg, aber was noch seltsamer war, er sprach am gleichen Fleck weiter, mit derselben warmen, guten, menschlichen Stimme: „Sie sollten jetzt doch wohl die Augen aufmachen, denn mit den Knien werden Sie nicht viel sehen. Und noch eins: Ihre Zusammenhänge mit Gott sind sehr kärglich. Wenn sie nun abgestürzt wäre, wohin wäre sie abgestürzt? Lieber Freund, es gibt keinen andern Sturz als in Gott. Sehen Sie mich eigentlich noch?" — „Nein," sagte Kronich. „Wo sind Sie denn?" — „Wo sind denn Sie, wenn ich fragen darf? In der Schweiz, das ist keine Ortsbestimmung. Vor Gott gibt es keine Schweiz. Aber von der göttlichen Geographie haben Sie wenig Ahnung. Mein Freund, wir befinden uns in Sirodarolang; Sie werden die nächsten Jahre zu tun haben, dies ins Deutsche zu übersetzen, aber ich bin Ihre Ahnung und werde Ihnen helfen. Nun machen Sie Ihre Augen auf." In diesem Moment versank auch die Stimme wie in einem Abgrund, und aus demselben Abgrund stieg eine leere und freudlose Gestalt auf, oder etwas Gestaltetes, das aus Langeweile und verzweifeltem feuchten Gewebe bestand und einen trauervoll allgemeinen Trieb hatte, eine verzweifelte, triste Alltäglichkeit, die ihn so mit Abneigung erfüllte, daß er gequält zu wimmern begann.

Darüber erwachte er und erblickte eine so unerwartete Sache, daß er weiter zu träumen glaubte und sich verwundert mit der Hand über die Augen fuhr. Denn erstens hing drüben über dem Gletscherfeld die freie, glühende Nachmittagssonne, wenn auch in einigen leichten Windschleiern; die Nebel zogen in dichten Wolken wie Schafherden tiefer durch die Alptäler ab, und einige Wälder rauchten flockig auf. Und dann stand da vor seinen irdischen Augen seine schöne Freundin, vom Nebel befreit, von Sonnenlicht umflossen, vor dem großartigsten Hintergrund, den Gott einem unverheirateten Frauenbild überhaupt schaffen kann, und sah voll treulicher Sorge und Liebe zu ihm nieder, denn einen so heruntergekommenen Freund hatte sie noch nie besessen. Nicht nur, daß er die nackten Knie durch die Hosen steckte, sondern auch sein

Rock war zerrissen, und was nicht zerrissen war, das war schmutzig und das andere blutig. Das Haar klebte ihm in der Stirn, und es war ihm allenthalben anzusehen, daß er nicht aus der besten Affäre kam.

„Sieh mal — wo kommst du denn her?“ fragte er endlich, zitternd, weil ihn eine Nachschwäche überfiel, aber mit hellen, beglückten Augen. „Einen Augenblick dachte ich schon —“. Er brach ab, weil ihn die Erinnerung überfiel, und um sich nicht von irgendwelchen Gefühlen überrumpeln zu lassen, wollte er rasch aufstehen, aber seine zerschlagenen Glieder verlangten für diesmal eine andere Art von Bewegung. „Oho!“ machte er lachend und fiel zurück. „Das Alter will mit Bedacht begonnen sein.“ Und dann stand er etwas umständlich auf, und als er auf den Füßen war, fehlte ihm immer noch eine gute Handbreite zu seiner sonstigen Höhe. „Das sieht nun wohl etwas krumm aus,“ meinte er wohlgelaunt zu ihr, die mit seltsam ernsten Augen seinem etwas hastigen Treiben zusah, „aber es wird sich nachstrecken.“

Bevor sie nach Ises Mantel und den Weg zurück gingen, wo sie der Nebel überrascht hatte, folgten sie einem natürlichen Gefühl, das sie zum Rand des Abgrunds führte, wohinein jedes, auch Ise beim ersten Hellwerden, in der Phantasie einen warmen, lebendigen Körper gestürzt und wie in ein offenes Grab ihm die glühenden Rosen der Verzweiflung und Verlassenheit nachgeworfen hatte. Jetzt schwebten sie eine Weile sehr still über einer etwa hundert Klafter tiefen Felswand, die hier senkrecht abgerissen und weiterhin in einem wüsten Trümmerfeld nach einem Alpgrund hinunter stürzte. An die Wand angeschmiegt stand drunten eine Hütte; auf der begrünten und besonnten Weide wimmelte viel braunes Vieh durcheinander, und die Glocken läuteten wirr und mit verdünntem Klang herauf. Die Sennen bewegten sich belebt um die Herde herum, um sie nach einer bestimmten Gegend zu treiben. Ein Hund kläffte, und eine junge Kuh brüllte beunruhigt. „Sie treiben ab,“ sagte Kronich. „Der Sommer ist aus.“ Noch einen Blick warfen sie über die weite, natürliche Szene mit ihren Gründen und Höhen und den bleichen Feldern der Endlichkeit, über denen das freie Licht spielte und die stillen, weißen Kränze der Unendlichkeit hingen und zu jedem Gefühl sprachen, das ein Ähnliches enthielt. Schweigend wandten sich die Freunde und traten ihren Heimweg an. Ises Mantel fanden sie an seiner Stelle, dazu jenseits des Passes den Ausblick, den sie sich versprochen hatten. Sie kamen in einen weiten, rings eingegrenzten steinernen Kessel, ähnlich einem Mondkrater, zackig hoch umrissen und auf dem halbwilden Grund mit einigen Sennhütten bestanden; aber der Grund war schon geräumt. Sie durchschritten eine vollkommene Einsamkeit, zu zweien trostreich gesellt. Noch hingen einige Fetzen Nebel tief an den Wänden und neuer strömte bereits jenseits ein, doch erreichten sie ihren Paß, bevor er ihnen noch einmal lästig fallen konnte, und drüben gewannen sie rasch den Anschluß ans allgemeine Leben.

„Unsere Möglichkeiten sind doch sehr begrenzt und von allerlei Glück ab-

hängig," sagte Ise nach einiger Zeit, für Kronich etwas überraschend. „Im Wasser kann schon niemand leben, ohne Wasser kommen wir vollends nicht fort. Einige Grad Temperatur weniger oder mehr auf der Erde, und wir sind oder wir sind nicht. Und ein paar hundert Meter in die Höhe, und alles Sein hört auf. Und seit wir Dichter und Denker haben, ist uns auch immer wieder gezeigt worden, wie uns als einzelne und als Menschheit rings die Vernichtung umsteht und oft viel näher, als wir ahnen. Aber noch keiner hat uns bündig dargetan, warum sich die Menschen mit soviel Scheinwesen und konventionellem Schwindel umgeben und aufhalten. Du und ich, gut, das sind Wirklichkeiten, und die Nebelnacht hat sie mir noch gesteigert. Seitdem ich aber mich am Abgrund sitzen gefunden und nachher dich unter dem Stein in dem kläglichen Zustand gesehen habe, weiß ich nichts außer dem Willen, zu leben, und dem Unglück, zu sterben. Auch unsre geistigen Möglichkeiten sind sehr begrenzt, trotz all unsrer Eitelkeit. Zwischen dem Irrtum und der Lüge eingeklemmt, haben wir gar keine so große Auswahl an moralischen Entfaltungen. Wenn wir doch endlich bescheiden würden."

Sie schwieg seufzend, und Kronich sagte lange nichts zu dieser Rede. Als man schon aus dem Kessel heraus war und drüben auf dem ersten breiteren Weg ging, unter sich einen Wald und zur Seite einen Bach mit Lärchen, meinte er endlich bedenklich: „Ich kann mich in meinem Teil nicht so beschränken lassen. Mein Leben beweist mir überall, daß es nichts Ungöttliches gibt. Auch die Lüge und der Irrtum sind Wirklichkeiten, wie der Nebel droben am Paß eine war, obwohl er uns die Welt sehr bedenklich verwandelt hat. Zwischen dem Willen, zu leben, und dem Unglück, zu sterben, liegt das weite Feld des Leidens, von dem wir wenig wissen. Gleichnisweise ist mir heute manches aufgegangen, anderes, das fühle ich, ist auf dem Weg. Sieh uns an. Da haben wir durch eine Reihe von Jahren treulich und mit vieler Hingabe und Zartheit einen Weg miteinander gehabt und der gleichen Hoffnung gedient. Wir verließen uns auf unsern Boden und auf die Vernunft, die der gute Wille schafft, und stehen nun doch auch vor einem Ende. Du wirst deine Wege gehen, und ich werde die meinen gehen, und des einen Leben, was wird's dem anderen sein? Eine Erinnerung. Wer ist schuld? Niemand. Die Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit schafft die andere. Die Wirklichkeiten sehen und spüren wir; das Wirken ist uns meist verborgen, und das Verborgene nennen wir unwirklich. Es ist Gott. Das Schönste, was wir können, ist, eine Notwendigkeit redlich und einfach erfüllen. Wir hatten schöne Zeiten, und keins war so ungeschickt, daß es sich Unterlassungen und durch Unlaune verlorene Glücksmöglichkeiten vorwerfen müßte. Unsre Liebe war echt und wird nicht durch ein Schicksal um ihren Wert gebracht. Jedes sieht die Unmöglichkeit des andern und achtet sie. Ich bin an eine schlimme Frau gekettet, und du kannst nicht dein junges Leben an mein altes Unglück verlieren. Als ich dich kennen lernte, wußte ich, daß ich einen ganzen Menschen gewinne; weniger ver-

liere ich auch nicht, und das ist ein Trost, der mit dem Anstand des Lebens zu tun hat."

Darauf kam er auf jene schimmernden, duftenden Zeiten zu reden, wo aus dem Blick das Wort und aus dem Wort der Kuß erblüht war, wie der Abend aus der Wolke und die Mondnacht aus dem Abend, und mit jedem Wort zerriß er einen andern Vorhang vor der Vergangenheit. Sie aber ging mit zitternden Knien neben ihm her und hielt sich mit ihrer letzten Kraft aufrecht. Wie ein Bergsturz brach seine Rede über sie herein, und daß er sie nicht sofort zu Boden schlug, lag bloß an der schonenden Art, mit der er, wie er meinte, von ihr bereits vorausgesehene und beschlossene Dinge zur Rede brachte und einmal Unabänderliches anerkannte. Zu seinen Betrachtungen und Erinnerungen sagte sie kein Wort. Wie durch ein Kornfeld oder ein Wasser watete sie durch lebenshohe Hoffnungslosigkeit. Die Stadt wurde für heute nicht erreicht. Man kehrte in einem Touristenhotel ein, und da nach den Erregungen und Strapazen des Tages die beiden Wanderer nichts nötiger brauchten als Ruhe — Kronich schmerzten außerdem die Knie —, so zogen sie sich zeitig zurück. Ise hatte für die Nacht gesonderte Zimmer gewünscht. Sie sagte ihrem Kameraden noch freundlich und in guter Haltung „Schlaf wohl!", doch ohne selber viel Aussicht darauf zu haben. Wirklich schlug diese Nacht die Uhr auch keine Stunde, die das sonst so hochgemute Mädchen nicht mit Weinen verbrachte.

Elftes Kapitel.

Jakob geht zur Kunst über.

Als die Brüder den Bescheid im Hotel hörten, daß die deutschen Reisenden einen mehrtägigen Abstecher unternommen hätten, fand Jakob, es sei nicht nötig, daß er in diesen Tagen seinen Bruder auch hüte, zumal er sich doch nicht von ihm bestehlen ließ; dagegen schien es ihm klug, die Zeit zu einem anderweitigen Gelderwerb anzuwenden. So machte er denn im Laufe des Nachmittags dem schweigsamen Fritz klar, daß nicht immer einer dem andern auf dem Hals zu sitzen brauche; das gäbe auf die Dauer nur böses Blut und jeder sei gehindert, sich nach seiner Weise zu regen. Er meine, es sei Fritz vielleicht ganz recht, seine eigenen Wege zu gehen, und zu tun, was ihm passe, bis die Deutschen wieder da seien; dann könne man weiter sehen. Fritz hörte das nicht ungern, und so trennten sich die Brüder für den Tag, nachdem man noch zusammen zu Mittag gegessen und Jakob seinen letzten Franken angebrochen hatte; Fritz ging die Straße hinunter, Jakob hinauf, und sobald jener ganz aus dem Gesichtsfeld verschwunden war, fing dieser an, sich ernsthaft nach Verdienst umzusehen.

Was er auf der Straße erblickte, unterschied sich in zwei Klassen, die kleinen Bürger und die Fremden. Die kleinen Bürger waren dies Jahr sehr

in der Mehrzahl und sahen bekümmert und unbeschäftigt aus, die wenigen Fremden jedoch optimistisch und unternehmend, denn sie saßen tief in der Gunst der Eingeborenen und wurden bei jeder Gelegenheit geehrt, ja es hatte sich zu diesem Zweck in dem erfindungsreichen Land eine richtige Industrie aufgetan, eine Ehrungsindustrie, und wie in Deutschland für den Krieg waren hier alle Betriebe für ein gemütvolles und verdienstliches Heldenlob in Anspruch genommen. Wo der Blick des Fremden hinfiel, sahen ihm die bekannten Gesichter seiner Nationalheroen entgegen, und nicht nur seine, sondern in friedlicher Gruppierung in demselben Schaufenster auch die seiner Feinde. Es schien, als ob die guten Leute damit sagen wollten: „Nun seht einmal her, was wir gewitzigten und schlau gewordenen Eidgenossen euch für einen Anschauungsunterricht erteilen. Steht der Marschall Joffre nicht schön neben dem Marschall Hindenburg, und sind sie nicht beide lotrechte Feldmarschälle? Ja man kann sie sogar beide verehren und beide sind sie gangbare Artikel, nicht nur der Welt- und Kriegsgeschichte, sondern auch der neutralen Industrie. Und was ist der Unterschied zwischen ihnen? Wenn ein ungeschickter Weber oder Maler darüber kommt, so kann man sie nicht voneinander unterscheiden und muß darunter schreiben, welches der eine ist und welches der andere. Das ist die menschliche Größe!"

Das Schönste aber, was Jakob sah, das war in einer Friseurauslage eine Wachspuppe, ein in Jakobs Augen vielfach anziehendes Frauenzimmer mit einem sieghaften Lächeln, tief dekolettiert in violetter Seide, und mit einer wenigstens drei Hände breit in die Höhe gekämmten und oben breit ausladenden Rokokoperücke; diese Perücke trug außer ihrem eigenen Gewicht vorn in halber Höhe eine schwere violette Samtschleife, an den Seiten zwei gewaltige Schildpattkämme mit der Aufschrift: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!" und: „Sie sollen ihn nicht haben!" und oben drei steinerne Halbliterbierkrüge mit den Bildnissen des deutschen Kaisers, Franz Josephs von Österreich und anstatt des ungetreuen Vittorio Emmanuele als dritten Bundesgenossen den nie enttäuschenden Hindenburg. Zu Füßen dieser Puppe stand eine Tafel mit der ebenso trotzigen als tröstenden Aufschrift: „Man spricht Deutsch!" Dieser Friseur fragte offenbar den französischen und englischen Bärten gar nichts nach, sondern ging entschlossen nur den Deutschen um ihre.

Jakob bewunderte das Kunstwerk sehr, und zum erstenmal in seinem Leben fiel ihm ein, daß er eigentlich nichts Rechtes könne. Fische fangen und Netze flicken war gut und wohl auch nötig, aber was half ihm jetzt alles Wasser und aller Fisch? Hingegen wenn er so eine kunstreiche Sache zu machen verstände, wie man sie in vielen Schaufenstern sah, könnte er sicher in kurzer Zeit sehr viel Geld verdienen. Nun hatte er daheim wirklich hübsche Dinge aus Fischschuppen verfertigt, zum Beispiel das Schweizerwappen, das rote Feld aus den Hochzeiterschuppen des Salms und das weiße Kreuz aus Weißfischschuppen, alles säuberlich mit Leim auf einen Karton aufgeklebt und

mit weißen Tapeziernägeln eingefaßt. Aber was halfen ihm diese Kunstwerke, da er sie nicht bei der Hand hatte? Nach gründlicher Überlegung hielt er es für richtig, zu dem Friseur hinein zu gehen und sich rasieren zu lassen; sicher war er ein gewandter Mann und konnte ihm vielleicht raten.

Als Jakob in die Rasierstube trat, kam ihm ein ziemlich ansehnlicher Eidgenosse entgegen, ein Mannsbild im besten Saft, Fahnenträger seines Schützenvereins und Meisterkegler; der fragte ihn, was zu Wunsch stehe. „Rasieren," sagte Jakob beinahe eingeschüchtert, hing bescheiden seinen Hut an den Nagel und setzte sich in einen Sessel, den ihm der schöne Landsmann zuwies. Er hatte ein großes, helles Gesicht mit einem festen blonden Schnurrbart und einem kühn seitwärts herausgewichsten Schopf, in dem jedes Härchen von Brillantine glänzte. Dazu trug er ein weißes Jäckchen mit himmelblauen Aufschlägen, eine grasgrüne Krawatte, goldne Plättchen in den Ohren und an der linken Hand einen Ring mit einem gewaltigen roten Stein. Nach dem dritten Pinselschlag begann er die Unterhaltung, vom Wetter und vom Krieg und dann woher der Herr des Weges komme. Als die Frage nach seinen Geschäften ging, kam Jakob ins Fahrwasser. Ja, er möchte nämlich sehen, ob man hier auf irgendeine Weise Geld verdienen könne, sagte er offenherzig. Er wisse aber gar nicht, wie die Chancen dazu seien.

Na, die Chancen seien so und so. Was Jakob denn für einen Beruf habe?

„Ja, da bin ich nur ein Fischer, aber ich dachte, man kann ja auch etwas anderes probieren."

Nur nichts probieren, riet der Eidgenosse. Jetzt komme jeder vom Regen in die Traufe, der sich verbessern wolle. Er solle ruhig bei seinen Fischen bleiben.

„Das ist so: ich müßte geschwind zu etwas Geld kommen, weil ich etwas im Sinn habe. Es ist nämlich ein wenig pressant," versuchte sich Jakob zu erklären.

„Ach so, Ihnen pressiert es. Ja sehen Sie mal, mir pressiert es auch, und wenn ich wüßte, wo man geschwind zu einem Haufen Geld käme, so wäre ich schon dort. Die Zeiten sind schlecht, mein Herr. Gehen Sie doch nach Deutschland und helfen Granaten machen; dort gibt's jetzt hohe Taglöhne."

„Das ist nichts für mich; ich muß hier bleiben."

„Tja, haben Sie ein wenig Vermögen, um etwas anzufangen?"

„Angefangen habe ich schon lang," teilte Jakob mit. „Ich habe eine eigene Fischerei. Ich will bloß ein wenig etwas erwerben, um noch ein paar Tage hier zu bleiben."

Der schöne Mann ließ das Messer, das er gerade abzog, in die Luft schnellen und sah den fremden Fischer mißtrauisch an. „Pardon, können Sie mir denn wenigstens das Rasieren bezahlen?" Und als Jakob beteuerte: ja, er könne, wurde er ersucht, den Betrag im voraus zu deponieren. Das geschah, und der Himmel klärte sich wieder auf. „Also Sie wollen ein wenig erwerben, um ein paar Tage hierbleiben zu können, obwohl Sie eigene Fischerei

in Baſel haben. Tja, ſo ſuchen Sie ſich eine Stellung, dann können Sie viele Tage hier bleiben."

„Ich will aber nur zwei oder drei," wandte Jakob ein. „Nachher will ich weiter fahren, und das Geld dazu möchte ich auch hier verdienen."

„Na, man kann ja merken, daß Sie ein Fiſcher ſind," mokierte ſich beinahe geärgert der Bürger. „Sie glauben wohl, daß man nur ſo ein Netz auszuwerfen braucht, und dann hängen anſtatt Blaufelchen Goldſtücke und Banknoten drin. Auf anſtändige Weiſe werden Sie's nicht ſchaffen. Oder können Sie eine Kunſt?"

Jakob beſann ſich. „Eine Kunſt?" wiederholte er ſinnend. „Ja, eine Kunſt kann ich wohl. Ich kann das linke Bein über die Achſel nehmen und mit dem rechten in der Stube herum hüpfen. Iſt das etwas?"

„Sogar ausgezeichnet!" lobte der Friſeur, der vollkommen über den Fall im klaren war. „Können Sie ſonſt noch etwas?"

„Ich kann den Baumſtamm ſpielen. Man kann mich am Kopf und an den Füßen nehmen und herumwerfen, und ich rühre mich nicht. Man kann mich auch anſtoßen, und ich falle ſteif um wie ein Pfahl. Man kann mich auf den Kopf ſtellen, und ich ſchlage der Länge nach zu Boden."

„Tut denn das nicht weh?"

„Man muß dazu Polſter haben, aus Muskeln nämlich. Und man muß ſich ganz hart machen, daß man federt. Ich kann auch den Clown ſpielen und mich ſelber aus der Tür werfen; es iſt ſehr luſtig; es lacht immer alles."

„Das will ich glauben. Gehen Sie einmal den Wirtſchaften nach und fragen Sie, ob Sie Vorſtellungen geben dürfen."

„Wird denn ſo etwas bezahlt?" wunderte ſich Jakob.

„Ob das bezahlt wird? Das iſt doch Kunſt. Künſtler werden heute hoch honoriert. In drei Tagen können Sie nach Berlin fahren, ſoviel Reiſegeld werden Sie haben."

Jakob war raſiert; der Friſeur ließ ihm Waſſer ins Becken laufen, und er wuſch ſich den Seifenſchaum ab. „Scharf nachwaſchen gefällig?" Jakob ließ ſich ſcharf nachwaſchen. „Etwas Puder?" Jakob ließ ſich auch pudern. Bezahlt hatte er ſchon, und mit beſtem Dank trat er wieder auf die Straße hinaus.

Zunächſt überlegte er noch eine Stunde und drückte ſich der Reihe nach vor allen Wirtſchaften herum, die er am Weg fand. Dann begann er zu ordnen. Die einen ſchienen ihm zu fein, die andern zu kneipig. Schließlich blieben etwa ſechs oder ſieben gute Bürgerwirtſchaften übrig; in dieſen fing er nach Mittag, als ſein Magen zu knurren begann, den Umgang an. Nun hatte er freilich von vornherein nicht recht geglaubt, daß man ſich die Finger nach ihm lecken werde, aber er hatte gedacht, daß man ihn wenigſtens anhören und ſich die Sache überlegen könnte. Nun, in der erſten Wirtſchaft fand er Weiber mit großer Friſur und goldnen Ohrringen, die ihn von vornherein ſchief anſahen, weil er nicht zuerſt ein Glas Bier trank, bevor er ſein

Anliegen vorbrachte, und die hochmütig sagten, hier sei kein Varieté, und wenn man etwas gemacht haben wolle, so verschreibe man sich dazu deutsche Komiker, wie es sich gehöre, nicht hergelaufene schweizerische Tagediebe. Jakob imponierten, obwohl er einer deutschen Komtesse nachstieg, die hochfahrenden Schicksen so sehr, daß er nicht einmal gegen den Tagedieb zu mucken wagte und kleinlaut abzog. Mit einer etwas andern Melodie vernahm er in der zweiten Wirtschaft denselben Text, in einer dritten war der Text höflicher, aber die Melodie desto infamer. Da er aber bereits an seine Künstlerschaft glaubte, verbiß er sich nur tiefer in seine Absicht, zumal ihm das schöne Mädchen Zähnchen ungesehen das Geleite gab, und in der fünften oder sechsten Kneipe fand er wirklich an einem alten Witzkopf ein aufmerksames Ohr, obwohl es nicht zum besten hörte. Übrigens gehörte es einem alten, glattrasierten Spitzbuben mit glänzendem Kahlkopf, roter Nase, tückisch hängender Lippe und überlistig spielenden Augen.

Dieser erfahrene Ehrenmann hörte Jakob aufmerksam zu, dann nahm er ihn ins Hinterstübchen und ließ sich das mit dem Bein über der Schulter und dem Selbsthinauswerfen vormachen, und es gefiel ihm nicht übel; die Hinauswerferei brachte ihn sogar zum Lachen. Auch das andere Kunststück probierte er mit ihm; als er Jakob anstieß, wankte der richtig wie ein müder Pfahl, und nach einem zweiten Stoß fiel er um und schlug zu Boden, daß die Gläser im Büfett klirrten. „Es ist gut," sagte der Alte, „du kannst heut abend bei mir auftreten." Er nannte alle jungen Leute bis zu Vierzig du. „Ich werde dir eine Pritsche aufschlagen lassen, darauf kannst du dich dann produzieren. Willst du lieber etwas Festes haben oder willst du lieber einsammeln?" Jakob wollte lieber etwas Festes, und der Alte sagte ihm für das erstemal sechs Franken zu, ohne das Bier und das Nachtessen. So als Artist verließ Jakob stolz, doch besonnen die Wirtschaft, während der Alte nach seinen Buben und Mädchen schrie, die die Neuigkeit in der Nachbarschaft herumzutragen und den Stammgästen zu melden hatten; die wichtigsten suchte er selber auf, und diese merkten mehr aus seinem Augenzwinkern als aus seinen Worten, daß es den Abend ein Hauptvergnügen geben solle.

Aber Jakob dachte sich nun ein richtiges hübsches Programm aus, denn er wollte sein Geld ehrlich und redlich verdienen. Erst sage ich das und das, dachte er; dann fange ich so und so an. Er beregte sich an den Gegenständen und wurde beinahe zum Dichter darüber, vergaß sogar seinen schmerzenden Finger und faßte den Mut, gegen sechs Uhr in einer Kneipe für sein letztes Geldchen ein Glas Bier und Brot mit Käse zu kaufen. Als er dachte, es sei Zeit, machte er sich auf, um sich seinem Prinzipal zur Verfügung zu stellen. Da sich aber dort die Wirtschaft erst zu füllen anfing, so mußte er noch lange in der Hinterstube warten, und darüber schlief er sogar ein, denn er war heute viel auf den Beinen gewesen. Endlich kam der Wirt und weckte ihn; er solle sich bereit machen, damit man anfangen könne. Ob er

etwa schon geschlafen habe? Nein, gar nicht, behauptete Jakob; er habe nur über dem Programm gesonnen. Aus der Wirtschaft drang dumpfes Brausen, Schwatzen und Gelächter her. Ob er ein Kostüm anzuziehen habe? fragte der Alte. Jakob erwiderte, er brauche kein Kostüm; er sei kein Hanswurst, und den Unterschied zwischen den Personen, die er darstelle, mache er durch den Rockkragen, den er aufklappe oder umlege. Da war es auch der Alte zufrieden. Aber Jakob solle jetzt anfangen; das Podium sei gleich links von der Tür.

Als Jakob in die Wirtschaft trat, wunderte er sich, wie anders dergleichen aussieht, wenn man dazwischen sitzt und mitschreit, als wenn man's sich gegenüber hat und es bekämpfen muß, und zugleich bekam er einen ganz neuen und etwas seltsamen Begriff von der Bedeutung des nationalen Mannes, der ein solches Geschrei und Gewieher anstellt, wenn er mit seinesgleichen zusammen kommt, nicht zu reden von dem Tabakgestank und Bierdunst und dem holzbockigen Getue der Kartenspieler, wenn sie ihre Trümpfe auf die Tischplatte hauen. Ihm war, als hätte er das noch nie gesehen und als sollte i h m etwas vorgemacht werden, anstatt daß er den andern etwas vormachte. Aber dann besann er sich, stieg auf das Podium und rief einmal herzhaft Silentium! Verwundert drehten sich nacheinander die Gesichter her, bärtige und stopplige, junge und alte, und einem Kartenspieler in der Nähe blieb die Hand mit dem Trumpf in der Luft stehen. „Die Vorstellung beginnt!" rief Jakob und stellte sich in Positur. Da nahmen die Gesichter je nach ihrer Form einen lauernden oder verschlagenen Ausdruck an, manche bereits einen belustigten, und aus dem Hintergrund begrüßte Jakob einer laut mit einem Spitznamen, den die Bürger seiner Vaterstadt in der ganzen Eidgenossenschaft herum haben. Man lachte kurz und wartete wieder. Da begann Jakob sein Programm. „Nämlich da sind zwei Brüder, ich und der Fritz, und eine Jungfrau ist auch da, und wer das beste Kunststück macht, der soll sie haben," erklärte er. „Ich bin der eine und der andere steht dann dort."

Sobald er den Mund etwas weiter auftat und ihm die süße Kunstbäckerei seines heimischen Idioms entfließen ließ, begannen einige Leute zu feixen. Er zog die Vokale wie Fäden eines gewissen Zuckerteigs, den man in seiner Vaterstadt machte, zwischen den Zähnen heraus, und das R setzte er darauf wie ein gesüßtes Schmalzklümpchen, ohne es schwingen zu lassen; das Ü spitzte er zierlich zu I aus und das Ä hauchte er so genießerisch an seinen Gaumenbogen, daß ein E daraus wurde, und zwar ein in Salatöl aufgeweichtes und mit Butter beschmiertes.

„Also," fing er das Spiel auf der rechten Seite an und wandte sich dem angenommenen Andern zu: „Guten Tag, Fritz."

Dann trat er schnell auf die linke Seite, schlug den Rockkragen hoch und sagte mit tieferer Stimme: „Tag, Jakob."

Nun ging er zu seinem ersten Platz zurück und schlug den Kragen wieder

herunter. „Es ist gut, daß wir uns begegnen," sagte er. „Wir können die Sache jetzt einmal ausmachen; es regnet gerade nicht."

„Mir ist's auch recht," erwiderte er als Fritz auf der andern Seite. „Mit dir nehm ich's noch lange auf."

„Und ich mit dir noch länger. Ich bin schon dagewesen, da lagst du noch im warmen Eselsmist. Vor dir habe ich noch lange keine Angst!"

„Meinst du, ich vor dir?" höhnte er als Fritz und rückte mit vorgeschobener Schulter der rechten Seite näher.

Schnell verwandelte er sich wieder in den Jakob und rückte dem Fritz in gleicher Weise von links auf den Leib. „Komm nur her; dir will ich aufsagen, daß du das Feuer im Elsaß siehst."

„Und du den Rauch in Berlin."

„Und du den Sonnenaufgang in Peking."

„Und du den Schneesturm am Nordpol."

„So fang doch an!" höhnte Jakob.

„Ich meine, du willst mir aufsagen?" spottete Fritz.

„Du getraust dich nur nicht, drum wartest du auf mich!"

„Ich warte schon lange nicht mehr auf Affen!"

„Selber ein Affe."

„Nachschwatzen ist leicht." Er wandte sich als Fritz verächtlich von sich selber ab.

„Kann sein," erwiderte er als Jakob mit umgelegtem Kragen. „Dafür ist Nachmachen um so schwerer. Wir wollen anfangen; dort guckt gerade das Mädchen aus dem Fenster. — Kannst du das?"

Und nun begann er seine Künste. Trotz seiner Duckmäuserei war er ein geübter Kantonalturner und konnte eine ganze Reihe von Sprüngen und wunderlichen Körperstellungen, die er jetzt eine nach der andern vorführte, und zwar immer doppelt, einmal von der rechten Seite und einmal von der linken. Dazu benutzte er klug seine Erinnerungen aus dem Varieté seiner Vaterstadt, ließ jetzt sich, dem Jakob, etwas mißlingen, was er dann als Fritz spöttisch und großartig richtig stellte, um dann für eine Zeitlang dem aufgestellten Kragen die Führung zu lassen, bis Fritz etwas schief ging und der Glanz zum umgelegten zurückkehrte. Bei seinen Hoch- und Handständen fielen ihm nacheinander aus den Taschen: ein sogenanntes Soldatenmesser, ein zusammenlegbarer Taschenspiegel aus gepreßtem Weißblech, eine Streichholzschachtel in einem gußeisernen und vernickelten Schutzgehäuse, eine elektrische Taschenlampe, eine Knittlinger Mundharmonika im Futteral, ein metallener Zigarrenabschneider, ein Blechbüchschen mit Patentknöpfen, das er mit sich führte, um nicht mit Hosenknöpfen in Verlegenheit zu kommen, ein Vexierbüchschen, aus dem einem ein gerußter Pinsel ins Gesicht sprang, wenn man es öffnete, und endlich ein schwanzloser Rabe mit weit aufgesperrtem Schnabel, aus Holz, mit einer unter dem Bürzel eingesetzten Linse; wer hindurch sah,

erblickte eine verliebte Szene am Waldrand. Jedesmal, wenn ihm ein Gegenstand aus den Taschen fiel, gab es ein Gelächter. Die Uhr baumelte ihm fortwährend vor den Beinen herum oder vor der Nase, wenn er auf dem Kopfe stand.

Indessen näherte er sich unaufhaltsam dem Clou seiner Vorführung. Schon hüpfte er im Schweiß seines Angesichts auf einem Bein auf der Bühne herum, während das andere mit jeder Steigerung des Wettkampfs sich in höheren und ungewohnteren Gegenden aufhielt; jedoch Fritz war noch nicht geschlagen, ja, es gelang ihm sogar — natürlich mit Rücksicht auf die schöne Zuschauerin im Fenster —, sein Spielbein bis zur Schulternaht heraufzuschieben, aber nicht so leicht und elegant wie dem Jakob, sondern unter großem Stöhnen und mit allerlei lächerlichen Nebenumständen. Das war jedoch seine letzte Leistung; als er auch wie Jakob sein Bein auf die Schulter packen und forttragen wollte, fiel er längelang auf den Rücken, und Jakob triumphierte unter dem Fenster des Mädchens. Dazu hob er seine Mundharmonika vom Boden auf und hüpfte — auf einem Bein und das andere auf der Schulter — unter den Klängen des Liedes: „Ich bin ein Schweizerknabe!" dreimal um die Bühne herum.

Nun kam aber das Nachspiel. Der mit dem aufgestellten Kragen wollte sich nämlich nicht mit der Entscheidung durch die Kunst beruhigen, sondern ging zur rohen Gewalt über. Plötzlich rannte er mit hochgestelltem Kragen den neuen David von der Seite an, und jetzt begab sich wirklich eine sehenswerte Sache. Wie ein Wirbelwind fuhr Jakob auf der Bühne herum, bald mit dem Kragen in der Höhe, bald unten, bald Schläge austeilend, bald welche empfangend. Aber immer sicherer bekam er den bösen, selbstsüchtigen Rivalen Fritz am Hals zu packen und schließlich warf er sich selber, die Faust in seinem eigenen Genick, vom Podium herunter, um nachher mit umgelegtem Kragen als der endgültige Sieger Jakob wieder zu erscheinen und den Beifall entgegenzunehmen.

Das alles war nun manchmal ein wenig ungelenk und steif gewesen, aber doch lange nicht so dumm und unfreiwillig komisch, wie man erwartet und gewünscht hatte; der Beifall der demokratischen Brüderschaft, die nichts höher schätzt als ein Vergnügen auf Kosten des Nachbars, fiel daher bedeutend spärlicher aus, als Jakob verdiente, und da und dort wurde sogar etwas gemurrt und gemault, denn gerade für die Art von Grazie, die das törichte Kind einer alten, verwöhnten Stadt aufbrachte, hatte man in der grobschlächtigen Landschaft das geringste Verständnis. Erst als er wieder den Mund auftat, um den ersten Teil der Vorstellung zu Ende und eine kleine Pause anzumelden, ging wieder einiges Gelächter los, und während er daran ging, seine sieben oder vielmehr neun Sachen aufzulesen, die bei der heftigen Schlußnummer zum Teil zu Schaden gekommen waren, probierte der eine oder der andere, mit einem mehr oder weniger guten Witz in die gewünschte Stimmung einzuschwenken. Als Jakob sich ins Hinterstübchen oder Künstler-

zimmer zurückzog, war sie schon stark auf dem Weg und bereits einiges Gejohle hergestellt.

Nach kurzer Zeit erschien der Wirt bei ihm mit einem Glas Bier. „Da trink; du wirst Durst haben," sagte er. „Ich möchte nicht für fünf Franken so in der Welt herum springen."

Jakob horchte auf. „Wieso fünf Franken?" fragte er verwundert.

„Wieso fünf Franken?" wiederholte der Wirt, ebenfalls verwundert. „Weil ich dir fünf Franken versprochen habe für den Witz."

„Sie haben mir aber sechs Franken versprochen," erinnerte Jakob. „Sechs Franken und das Nachtessen."

„Davon weiß ich nichts," versetzte der Wirt kurz. „Das Nachtessen sollst du haben; auf einen Hungerleider mehr oder weniger kommt's mir nicht an. Aber den sechsten Franken schlag dir aus dem Kopf."

Jakob hätte sich gern gegen den alten Spitzbuben aufgelehnt; aber er wußte schon vom Hörensagen von der verschlagenen Bauernpolitik und den handgreiflichen Beweisführungen dieser Landsmannschaft und hatte keine Lust, eine Probe aufs Exempel zu machen. Als er daher traurig schwieg, setzte der Alte noch einen Trumpf darauf.

„Ich komme sowieso nicht auf meine Rechnung," beklagte er sich. „Den Leuten ist das Zeug zu langweilig; sie laufen mir weg, und ich kann froh sein, wenn ich nicht noch drauflegen muß. Ich verdiene meine Fünfräppler nicht so leicht. Mache nur nicht zu lang Pause, damit mir noch ein paar drin bleiben." Damit schob er sich hinaus.

Jakob wäre nun am liebsten weggelaufen, aber er dachte, fünf Franken seien immer noch besser als gar nichts, und suchte sich zu ermuntern. Insofern hatte er recht, denn schließlich waren seine Erfahrungen schon von Hunderttausenden vor ihm gemacht worden, und der erste Schritt in die Kunst ist immer schmerzlich und von Enttäuschungen begleitet. Nach etwa fünf Minuten, als sie draußen schon mit den Füßen stampften und mit den Gläsern auf die Tische trommelten, raffte er sich auf, drehte seine Jacke um, um sie zu schonen, weil er nun mit dem Boden in Berührung kommen mußte, und trat wieder in die Wirtschaft, von einem schon etwas bedenklichen Hallo begrüßt. Gefaßt und trotzig bestieg er das Podium, und als der Lärm sich legte, sagte er, jetzt beginne die zweite Numero, und sie bestehe da und darin, die Herren möchten kommen und ihn ausprobieren.

Zuerst gab es noch einige Witze und plumpe Anzüglichkeiten; darauf erhob sich ein halbwüchsiger Bengel und stolperte mit einem albernen und rohen Grinsen zwischen den Tischreihen nach dem Podium vor. „Du kannst mich also anstoßen," sagte Jakob zu ihm; „zuerst von vorne."

„Das will ich dir denn schon besorgen!" fletschte der Kerl mit einem Seitenblick nach dem Tisch, an dem seine Kumpane saßen, und schon empfing Jakob einen solchen Stoß vor die Brust, daß er auf einen Moment den

Atem verlor und überrascht rückwärts taumelte, anstatt nach der Ankündigung wie ein Pfahl umzufallen und steif hinzuschlagen. Doch faßte er sich rasch wieder und behielt auch so viel Selbstbeherrschung, daß er nicht seinem ersten Trieb gehorchte und sich über den Lümmel hermachte, was für ihn auch wirklich nicht gut abgelaufen wäre, sondern ganz ruhig sagte er: „Nach dieser Heldentat kannst du nach Hause gehen und dich von deiner Mutter abtrocknen lassen." In den Saal rief er dann: „Es soll ein Mann heraufkommen; mit Laufejungen will ich nichts zu tun haben."

Immerhin sah man, daß er zornig war und Haltung behielt, und aus einem erhofften Radau war abermals eine Betretenheit geworden. Aber dies Volk hatte sich noch immer dafür gerächt, wenn man es beschämte, und so stand nach kurzer Zeit anstatt des kleinen Rüpels ein großer vor Jakob, und zwar von demselben Tisch.

„Wenn's erlaubt ist, so wollen wir's einmal miteinander versuchen," sagte er, indem er sich händelsüchtig auf den Beinen wiegte. „Aber wenn ich dir auch nicht gefalle, so mußt du's nur sagen!"

Jakob war weder besonders klein noch schwächlich, aber der neue Kerl ragte überall über ihn hervor; trotzdem ließ er sich auch jetzt nicht einschüchtern.

„Du mußt nur nicht ohne Sinn und Vernunft zustoßen," erwiderte er fest. „Es soll hier keine Boxerei aufgeführt werden."

„Nun, so werde ich dir etwas sagen," verkündete der Bursch: „Dann will ich dich nur anblasen, damit dir nichts passiert, wenn du denn so zerbrechliche Ware bist."

Er sah in die Wirtschaft hinab um Beifall, und alles lachte, aber auch Jakob lachte, denn ihm ging sofort der Witz der Sache auf. Den andern wäre es lieber gewesen, wenn er sich geärgert hätte; verlegen verstummten sie wieder, um zu hören, was der Fremde dazu zu sagen wußte.

„Es ist gut," erklärte Jakob vergnügt, „du kannst auch blasen. Blase also!"

Verblüfft gehorchte der Bursch, und Jakob fiel steil um, wie er's versprochen hatte. Einige von den Gästen, die gutmütigeren, mußten lachen, aber die meisten blieben trocken; sie lauerten auf Brutalitäten.

„Auf den Kopf stellen," kommandierte der Wirt. Der Bursche tat so und Jakob enttäuschte auch da nicht; der Körper federte nach dem Aufschlag sogar einmal vom Boden auf und fiel dann auf das Gesicht.

Damit war der Kerl aber auf den Geschmack gekommen, und für Jakob wurde das Spiel zum Ernst. Der Bauernlümmel ließ seine Kräfte springen, und wenn Jakob versprochen hatte, den Baumstamm zu machen, so hielt er zwar Wort, aber er fand, daß er leider nicht die Unempfindsamkeit eines Baumklotzes habe, um einen solchen Umgang mit seinem Körper ohne ernstliche Schmerzen und Erschütterungen mitzumachen. Fortwährend dröhnte das Podium von seinen Stürzen, und der andere sorgte dafür, daß sie nicht mild fielen. Bald schlug er aus der geneigten Lage, bald aus der senkrechten, und

bald wagrecht aus der Luft herab. Schließlich winkte der Burſch einem Kameraden, und nun warfen ſie ihn zu zweien hierhin und dorthin, und Jakob, der nur immer daran dachte, daß ihm der Wirt nicht noch einen Franken abzog, hielt ſtand mit einer Kraft- und Willensanſtrengung, wie er ſie noch nie einem von ihm betriebenen Geſchäft zugewendet hatte.

Die Bauern ſahen dem Vorgang zu mit einem grauſamen Wohlgefallen, lachten viel und warteten auf den Augenblick, in dem der fremde Landsmann erledigt ſein würde. Der erſchien denn auch, als Jakob mit blutendem Mund in die Höhe taumelte und ſagte, daß es jetzt genug ſei. Die Gäſte grölten auf, denn Jakob konnte noch auf den Füßen ſtehen; die Burſchen wollten noch einmal zugreifen, aber Jakob entwand ſich ihnen und ſchwankte über das Podium hinab und durch die Tür ins Hinterzimmer. Als ihm einige Unzufriedene dahin nachdrangen, vom Wirt aufgeſtiftet, fanden ſie den armen Menſchen bewußtlos über einem Stuhl liegen; breit lachend kehrten ſie zurück, um den Erfolg den andern zu melden, und jetzt ſaß nicht einer an allen Tiſchen, der nicht zufrieden geweſen wäre. Es wurde den Abend noch viel getrunken, geraucht, geſchrieen und geſpielt; der Wirt mußte zweimal ein friſches Faß anſtechen. Um die Polizeiſtunde gab es Lärm und ſetzte es blutige Köpfe, da doch einmal die Beſtialität geweckt war; ſogar Meſſer wurden blank. Die an die Luft Geſetzten rächten ſich, indem ſie dem Wirt die Scheiben einſchlugen. Andere wollten auf die Polizeiſtunde pfeifen und waren nicht von ihren Stühlen zu bringen, ſo daß endlich der Nachtwächter einſchreiten mußte, was dem Wirt natürlich ein Protokoll eintrug. So endete der Abend würdig genug, und wenn der Wirt jetzt behauptete, nichts daran verdient zu haben, ſo geſchah es mit einem Schein von Recht, aber auch nur mit einem Schein, denn die Scheiben waren verſichert.

Jakob lag etwa eine halbe Stunde bewußtlos über dem Stuhl, ohne daß ſich jemand um ihn kümmerte; auch als er wieder zu ſich gekommen war und unter vielen Schmerzen den Rock ausgezogen, gewendet und richtig angezogen hatte, kam noch lange niemand, um nach ihm zu ſehen. Endlich erſchien der Wirt, gab ihm drei Franken und ſetzte ihn ohne Nachteſſen und gute Worte vor die Tür, und zwar die hintere. „Auf die Straße geht's rechts herum," ſagte er kurz. Dann ſchlug die Falle ins Schloß und der Riegel vor, und Jakob konnte ſich beſinnen, ob er nun mit ſeinem ſchönen Feuerzeug dem Wirt das Haus anzünden oder ſich mit der elektriſchen Taſchenlampe aus dem Hof leuchten ſolle. Da er zum erſteren zu gutmütig war, tat er das letztere. Mit einem traurigen Lichtchen traurig vor ſich hinſcheinend ſchlich er aus dem Hof, gewann die Straße und ſchlug ohne weitern Aufenthalt den Weg nach ſeinem Gaſthaus ein, häufig ſtehen bleibend und Blut ſpuckend, vor Schmerzen ſtöhnend und weinend, und ſo entkräftet und elend, daß er an jedem Gartenzaun ſtehen blieb, um ſich daran ein wenig zu halten und Luft zu ſchöpfen. Einmal zog er auch ſeinen Taſchenſpiegel heraus und knipſte

das elektrische Lämpchen an, um sich zu betrachten. Sein Gesicht war mit Blut beschmiert und zerschunden; seine Tränen brannten in den Rissen und Schürfungen wie Feuer und hatten das Blut auch auf den Hemdkragen und die Brust herabgeschwemmt. Kummervoll zog er sein blaugewürfeltes Taschentuch heraus, um wenigstens mit etwas Speichel sein Gesicht ins gröbste von Blut zu reinigen. Als er sich noch weiter visitierte, bemerkte er, daß auch seine Hose einen Riß abbekommen hatte, und das war schließlich sein größtes Leid; Schrammen heilen, aber eine zerrissene Sonntagshose wird nie wieder neu. Unter erneuerten Tränen wankte er den Rest seines Weges dem Gasthaus zu, und mit einem herzbrechenden Seufzer fiel er in sein Bett und schlief auch sofort ein.

Fritz war noch nicht da, und er hörte ihn auch nicht kommen. Er schlief die ganze Nacht mit einer tiefen, sorgenvollen Besinnungslosigkeit, bestrebt, seine Schrammen zu heilen und seine Glieder in der Bettwärme wieder weich und biegsam zu dämpfen. Dazwischen führte er einen stillen, sehr zähen Kampf gegen seine Hose, die diese Nacht alles lieber tat als zusammenhalten, und stets mit neuen Löchern und Fetzen vor ihn kam.

Mit gemartertem Hirn und mit Bleigewichten an Händen und Füßen wachte er gegen Morgen auf. Als er sich regen wollte, war an seinem ganzen Leib kein Fleck, der ihm nicht weh tat, und zu allem Übel hatte die Entzündung in seinem Finger eine bösartige Form angenommen und schmerzte, als ob ein kleiner Teufel drin säße und mit glühenden Nadeln um sich stäche. Indem er sich endlich an seinen Bruder erinnerte und vorsichtig den Kopf nach dessen Bett wandte, sah er, daß es leer und unberührt war, und ein zweiter Blick überzeugte ihn, daß auch Fritzens Köfferchen fehlte. Das wunderte ihn aber nicht einmal so sehr, und er erregte sich auch nicht darüber, da er diese Möglichkeit bereits erwogen hatte. Wenn er bloß das Hotel der Deutschen gut unterm Auge behielt, besonders wenn diese wieder da waren, so mußte er so oder so mit seinem Bruder dort zusammenstoßen. Schlimm war nur, daß er sich jetzt nicht im mindesten damit getrösten konnte, daß Fritz vielleicht seine Gasthausrechnung bezahlte, außer wenn er, Jakob, versprach, das Abenteuer mit der Deutschen ihm allein zu überlassen und heimzugehen; aber davon war auch jetzt noch keine Rede, weniger, weil Jakob bereit gewesen wäre, um die Deutsche selbst den Tod zu erdulden, als weil ein richtiger Instinkt verlangte, daß Fritz in der Unruhe erhalten blieb und auf seinem Weg von Zähnchen weg weitergetrieben wurde.

Aber plötzlich schoß ihm ein neuer Gedanke durch den Kopf, unter dem ihm ganz kalt wurde: „Wenn nun Fritz aufgepackt hätte und nach Hause gefahren wäre?" Diese Vorstellung packte ihn so jämmerlich an, daß er bis ins Mark davon erschrak und lange Zeit mit klappernden Zähnen ganz still lag, wie um die Sache ja nicht auch noch zu fördern. Entgegen seiner früheren Ansicht wurde ihm völlig klar, daß er Fritz doch nicht ganz aus den Augen verlieren durfte und jedenfalls sein neues Logis ausfindig machen mußte.

Und nach einer letzten ängstlichen Sammlung der Gedanken und Kräfte nahm er seine ganze Willenskraft zusammen, richtete sich auf, indem er tapfer den Schmerz verbiß, und stellte sich auf die Füße. Sein Kopf schwindelte heftig, und seine Beine standen unter ihm wie Kautschuk, aber er gab seiner Schwäche nicht nach, sondern griff nach seiner Hose. Da fiel ihm der Riß ein, und die Erinnerung daran versetzte seiner Entschlußkraft einen Stoß; er suchte und fand ihn und ließ sich entmutigt auf den Bettrand nieder, denn er war noch größer, als er gedacht hatte. Seine Schwäche kam ihm wieder außerordentlich berechtigt vor, und am liebsten hätte er sich nach dieser Morgenanstrengung ins Bett zurückgelegt, um weiterzuschlafen. Während er aber zwischen Streben und Widerstreben im Zimmer umhersah, fiel ihm ein beschriebenes Blatt Papier auf dem Tisch in die Augen. Sogleich dachte er an eine Nachricht seines Bruders. Neubelebt erhob er sich und tastete sich hin; es verhielt sich ganz nach seiner Erwartung. „Geh heim," stand darauf; „einer muß beim Mädchen sein." Sonst nichts, aber die paar Worte erquickten und trösteten den wunden Mann wie nichts anderes, und mit einem stillerfreuten Aufblick aus aller Blutrünstigkeit — weil er jetzt wieder ins Bett durfte — und ohne weitere Gedanken kehrte er unter die Decke zurück.

Jedoch im Einschlafen kam ihm noch ein Verdacht. Der Zettel konnte auch eine Finte sein; vielleicht war Fritz bereits bei der Deutschen abgefahren, und um Jakob ebenfalls vom Glück fernzuhalten, gab er diese Parole aus. Aber nun war er schon wieder etwas angewärmt, und wenn ihn die Möglichkeit auch neu erregte, so dachte er doch auch, daß Fritz noch viele Parolen ausgeben könne, bis er eine davon befolge. Sicher war nur eins: entweder Jakob machte nun sein Glück in der Fremde oder er machte es zu Hause; machen wollte er es jedenfalls. Dazu war aber unbedingt nötig, daß er hier durchhielt. Und auf diesem vorteilhaften Entschluß schlief er wie auf einem weichen Pfühl von neuem ein, mit leidlich gefaßtem Geist, aber mit toten und dazu noch abgeschlagenen Gliedern; sie taten ihm sogar im Schlaf weh.

Zwölftes Kapitel.

Jakob betritt die Verbrecherlaufbahn.

Als Jakob am Morgen nach seinem Debut zum zweitenmal erwachte, war es hoher Mittag und stand von neuem vor ihm groß und beunruhigend die Forderung, Geld zu erwerben, und während er seine Hose flickte, dachte er fleißig hinüber und herüber; aber mit den Künsten jener handlichen Zunft übte er nicht zugleich ihren Witz aus, und als er endlich leidlich geflickt und gebürstet die Treppe hinunter hinkte, war sein Kopf von Ideen so leer wie sein Beutel von Geld, denn die drei Fränklein trug er lose im Sack. Doch hatte er nicht den Mut, heute noch etwas zu unternehmen, denn mit seinem

zerschundenen Aussehen, dachte er, würde sich doch keiner mit ihm einlassen, und den Nachmittag saß er matt, von einer leisen Übelkeit geplagt und immer wieder schlafend, auf den Bänken der Parkanlagen der Sonne nach, und wenn er wirklich einmal ganz zu sich kam, so betrachtete und drückte er seinen schmerzenden Finger, der nun schon mehr einem bösartigen, giftigen Würstchen glich, als so einem geschickten und willigen Instrument. Beizeiten schob er sich seinem Gasthof zu, und um halb neun lag er schon wieder im Bett.

Am andern Morgen jedoch erwachte er in einer Art von tiefsinniger Verbrecherstimmung, wozu sich ohne sein Zutun alles erlittene Unrecht, alle Schmerzen und sein ganzes inneres und äußeres Unbehagen über Nacht verdichtet hatte. Nun beherrschte ihn kein anderer Gedanke als: „Geld muß her!" und in dem Ton, mit welchem er diese Forderung innerlich aussprach, lag eine gewisse Verwegenheit, die noch gestern nicht an ihm gewesen war. Auch erinnerte er sich mit einiger Bitternis an den Ausspruch des Friseurs: „Auf anständige Weise werden Sie's nicht schaffen," und indem er dem klugen Mann recht gab, fing er an, sich unanständige Methoden vorzustellen.

Darüber stand er auf und zog sich an, heftig von seinem entzündeten Finger gestört. „Wenn ich nur gedämpfte Zwiebeln hätte!" dachte Jakob. „Zu Hause ist doch alles besser!" Dann spann sich in der linken Kopfhälfte eine Zeitlang der silberne Faden des Heimwehs weiter und zog allerlei trauliche Vorstellungen ans Licht, sogar die Katze Lisbeth, die er verlassen hatte, ohne im geringsten für ihr Fortkommen Sorge zu tragen; es waren ja Mäuse da, aber was sollte sie machen ohne Milch? Auch fiel ihm ein, daß er beim Fortgehen vergessen hatte, die Küchenlampe zu löschen, und außerdem pfiff sich nun jeden Morgen der Milchmann die Finger von den Händen, und kein Mensch wußte, was mit den Brüdern Kuhny passiert war. Von Zähnchen ganz zu schweigen, das nun wohl in großer Angst herumging und an ein Unglück dachte; vielleicht war sie schon auf der Polizei gewesen, um Nachforschungen anzustellen. Aber in der rechten Kopfseite haspelte sich das schwarze Verbrechergarn weiter ab; dort überlegte er, daß er, wenn er wirklich gedämpfte Zwiebeln auflegen wollte, die Hand verbinden mußte, und das war ihm schädlich im Ansehen bei den Leuten und konnte ihn auch verraten. Denn wenn er zum Beispiel einem Kind oder Mädchen das Geldbeutelchen oder die Tasche entriß und davonlief, selbst in der Dämmerung oder bei Nacht, so war es das erste, was der Polizist erfahren würde: „Er hatte einen Finger verbunden!" Auch wenn er ein fremdes Fahrrad verkaufen wollte oder sonst einen Gegenstand, dessen man so habhaft werden konnte, würde, wie er voraussah, ein verbundener Finger schon bei der Erwerbung ärgerlich sein; wer auf dergleichen ausgehen wollte, mußte freie und geschmeidige Finger haben. Daraus schloß aber Jakob nicht, daß er solche Späße lassen solle, sondern daß man dem Finger beikommen müsse, und da seine Liebe zu sich selber heute viel geringer war als seine Abneigung, sich in den gegenwärtigen Entwicklungen

zwischen zwei Stühle zu setzen, und sogar der Schmerz in seinem entzündeten Finger noch kleiner als das Leiden, das ihm seine nun schon etwas fieberige Besessenheit verursachte, so wählte er eine lange und dicke Nadel aus seinem Nähzeug aus, zündete die Kerze an, glühte den Nadelspieß darin ab und bohrte ihn, beinahe mit geschlossenen Augen, in das gelbe Geschwür hinein, das seinen Fingernagel umgab. Er riß noch ein bißchen nach, begann dann auch, die Zähne zusammenbeißend, zu drücken und zu kneten und brachte damit einige Materie und etwas trübes Blut hervor; aber weil der Prozeß bereits über die Wirkung der Hausmittel hinaus gediehen war, vermehrte er nur seine Schmerzen, ohne eine Heilung vorzubereiten — viel eher eine Lebensgefahr —; er aber dachte, die Sache sei noch nicht reif, und gab die Bemühung auf mit der Aussicht, heute abend oder morgen früh darauf zurückzukommen.

Inzwischen löschte er die Kerze, zog den Rock an, setzte den Hut auf und stieg die Treppe hinunter, um seine neue Lebensart anzufangen. Aber schon drunten im Hausgang hielt ihn die Wirtin auf, ein Weib wie aus Kisten errichtet und mit Kleidern überzogen und dazu einem Kopf versehen, auf dem schon einmal ein Schuster sein Leder geklopft haben mußte; es war beinahe kein Haar mehr darauf, aber desto mehr an den Zähnen. Dieses brave Weib wollte heute einmal hören, wie denn das mit dem Bezahlen eigentlich stehe. Jakob, der neben ihr geradezu zierlich aussah, sagte, er werde heute abend alles ins reine bringen. Die Wirtin war der Meinung, dann könne er auch jetzt etwas ins reine bringen, so brauche er über Tags nicht mehr daran zu denken; er solle ihr ein paar Franken in die Hand legen — sie hielt sie bereits her —, damit der Frieden im Haus erhalten bleibe. Was sollte Jakob tun, zumal nach den bisherigen Erfahrungen? Kleinlaut griff er in seinen Hosensack und zog seine drei Franken Künstlerverdienst heraus. „Nun, das ist wenigstens etwas!" meinte die Alte trocken, die große Summe betrachtend. „Heute abend will ich den Rest sehen, so kann man mit der neuen Rechnung anfangen."

Da gestern Jakob aus der Not eine Tugend gemacht und den ganzen Tag die Wirtschaften gemieden hatte — teils aus Scham wegen seines blutrünstigen Gesichts, teils aus Sorge, seine Schande habe sich herumgesprochen und er könnte erkannt werden, und erst in dritter Linie aus Befriedigung über die Ersparnis, die er damit machte —, so half heute kein Bedenken dagegen: er mußte vor allen Dingen etwas essen. Mit Brot und Fleischkäse ging auch der kupferne Rest seines Geldchens drauf, so daß er den letzten Zweifel los war, was heute etwa zu geschehen habe. Ungesättigt machte er sich auf den Gang, um die Gelegenheiten auszukundschaften. Indem er aber so die Straßen auf und ab strich, merkte er, daß es gar nicht so leicht ist, vom Weg der Rechtlichkeit zu weichen, besonders wenn man eine gute und fromme Mutter gehabt hat, wie das bei ihm der Fall war. Lange Zeit sah er immer ihren grauen Scheitel zwischen den Leuten vor ihm her schweben und seine

Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so daß er ganze Strecken weit seine Absicht vergaß und an seine Kindheit und Jugend denken mußte und immer wieder an den stillen und gläubig sanften Tod seiner Mutter. „Um ihr Grab zu machen, sagte ich, wolle ich aus dem Haus gehen, und jetzt bin ich übler dran als alle Toten," dachte er. Und wieder versank er in Erinnerungen. Bei einem Haus verschwand plötzlich der graue Scheitel, wie wenn er durch die Tür hinein gegangen wäre. Als er das Haus ansah, war's die Pfandanstalt, und er dachte, wenn er seine silberne Uhr versetzte, so komme er vielleicht aus aller Not; aber im gleichen Moment erinnerte er sich daran, daß seine Mutter sie ihm zur Konfirmation geschenkt habe, und sofort war er auch entschlossen, lieber zu stehlen und zu rauben, als sich von dem Andenken zu trennen. „Außerdem, was werde ich auch dafür bekommen!" sagte er zur Rechtfertigung vor sich selber; „nein, nein, diese Sache muß man ganz anders anfassen!" Sofort versenkte er sich wieder in das Wie und war damit schon weit durch die Stadt und die Parkanlagen gekommen, ja, es tauchte schon Plan und Möglichkeit auf, da schwebte plötzlich wieder der stille, fromme Scheitel vor ihm her. Diesmal ergrimmte er darüber, und er tat einen Fluch; und dann sagte er etwas, was er für schlimm und endgültig hielt. „Teufel, verschaffe mir Geld!" flüsterte er, blaß und zu allem entschlossen. Dazu fror ihn, er meinte, vor Erregung über seine düstern Fortschritte, in Wirklichkeit hatte er Fieber, weil die Entzündung im Finger bereits das Blut angriff.

Daneben fiel ihm wieder ein, daß er den Aufenthalt seines Bruders in Erfahrung bringen wollte, und der Gedanke beunruhigte ihn, weil er sich dadurch von seiner Hauptabsicht abgezogen fühlte. „Immer ist er mir doch irgendwie im Weg!" dachte er verdrossen. „Erst habe ich ihn hüten und an der Hand führen müssen, dann mich mit anderen Buben wegen ihm prügeln, bis er selber nachgewachsen war, und dann fing er an, mir die schönern Äpfel wegzunehmen, und später die schönern Mädchen. Aber was hilft das, jetzt muß ich doch den Gasthäusern nachlaufen und ihn suchen, und inzwischen versäume ich mein Fortkommen."

Weiter erinnerte er sich, daß die Mutter an Fritz immer den Narren gefressen und ihn ihm, dem Stilleren und Älteren, vorgezogen hatte, wenn sie es vor sich selber auch nicht wahr haben wollte; aber es passierte doch je und je, daß Fritz einen Weck bekam, wenn einmal Jakob nicht in der Gegend war, und später drückte sich das in besonderen Krawatten und dergleichen aus. Wenn sie dann Jakob ansah, daß er es gemerkt und empfunden hatte, wußte sie nicht, was sie ihm alles zu gut tun sollte; dann bekam er einen Kuchen anstatt Fritzens trocknem Bäckerweck und ein ganz außerordentliches Halstüchlein, daß Fritzens Krawatte daneben zu einem Lümpchen verblaßte; aber Fritz behielt darum doch den Vorsprung, zumal er wieder für diese Gerechtigkeit beschwichtigt werden mußte. So kostete die gute Frau ihre Schwäche manchmal viel Geld, ohne daß sie es nötig gehabt hätte, denn Jakob war nie

neidisch gewesen und hatte seines Bruders Talente immer selber anerkannt, abgesehen vom Respekt vor den Entscheidungen und Handlungen der Mutter.

Außerdem begann er früh die besondere Stellung zu begreifen, die ihm als Stellvertreter des Vaters und Miterzieher des Jüngsten zugewiesen war; die Arbeit machte ihn ernst, und die Verantwortung trieb ihm die Gier und die Eitelkeit aus. Nun aber, da sein Busch die späte Sündenblüte erlebte, ging von der Atmosphäre der Deutschen, in der er sich die letzten Tage bewegte, und von dem Mobilzustand, worin er sie und alle Deutschen wußte, ein Einfluß von Renitenz und Mannhaftigkeit auf ihn über, der ihm unter allen Schmerzen wohltat und dem er, wenn auch auf falschen Wegen, bereits in den ersten Stadien der Bewußtheit dunkel nachstieß. Als er daher in einem Schaufenster an irgend einer Spielerei die ernste Form des eisernen Kreuzes wieder erblickte, geschah es ihm, daß er zum erstenmal einen Begriff von den Gemütszuständen bekam, die damit zusammen hingen, und daß ihm ein Verständnis für die kühnen Erhebungen und tiefen Erschütterungen des Krieges aufging. „Denen sollte auch alles genommen werden und die andern wollten es allein haben," meditierte er. „Sie haben sich lange darein geschickt, aber dann machten sie Schluß mit der Geduld, und es gab Krieg." Von dieser erkenntnisreichen Stunde an waren ihm die Deutschen sympathisch, weil er sich mit ihnen verwandt fühlte mit allen Wunden und Enttäuschungen und mit dem jetzigen sehnsüchtigen Zorn auf Abrechnung mit dem Schicksal. Als ihm aber Fritz wieder vor die Augen trat, bemerkte er, daß da das Gleichnis nicht mehr stimmte, denn ihm war sein Bruder nicht, was den Deutschen die Franzosen, Russen und Engländer, sondern er blieb eben sein Bruder, was auch sonst sich zwischen ihnen begeben mochte. Als seine Feinde betrachtete er jetzt vielmehr die Menschen, die ihn einsam leiden ließen und ihn noch erniedrigten, den Wirt, der ihn betrogen hatte, die Männer, von denen er mißhandelt worden war, die Gastwirtin mit ihrem rohen Recht auf Bezahlung, sowie jeden Bürger, der sattgegessen und besitzzufrieden aussah, denn jeder trug durch seine breite Sicherheit dazu bei, in Jakob die schmerzlichen Empfindungen der Auffässigkeit und jene peinlichen Gedanken zu vermehren, die nach fremdem Gut trachteten. Unter allem brachte er aber das Geschäft mit seinem Bruder zuwege, denn als er an einer Polizeiwache vorbeiging, fiel ihm ein, daß er bei der Polizei nach ihm fragen konnte; bei der strengen Kontrolle der Kriegszeit war er sicherlich angemeldet. Die Voraussetzung täuschte auch nicht, und er erfuhr, daß Fritz in dem und dem Gasthaus logiere, und zwar seit der letzten Nacht. So war Jakob wenigstens diese Sorge los und konnte sich desto entschiedener den andern Notwendigkeiten zuwenden.

Und zwar wollte er jetzt versuchen, einem Kind das Geldbeutelchen oder einer Frau das Handtäschchen aus der Hand zu reißen, um damit fortzulaufen. Der Tag ging schon stark zur Neige; in den Geschäften wickelten sich die Abendeinkäufe ab, und es war für Jakob gerade die rechte Tageszeit. Die

Unternehmung schien ihm schwer und, wenn er sie so recht gegenwärtig ins Auge faßte, beinahe unausführbar; aber sobald er daran dachte, daß ihn die Wirtin nicht ins Haus ließ, wenn er ohne Geld kam, so erschien sie ihm unausweichlich und darum möglich. Zunächst suchte er sich an den Gedanken zu gewöhnen, indem er sich ein Opfer aussuchte und ihm so lange nachging, fest den Blick auf die Hand mit dem Portemonnaie oder der Tasche gerichtet, bis es in einem Laden oder einer Haustür verschwand; dann heftete er sich einer andern Person an die Fersen, die er ebenso verfolgte. Bei Tagesschein war natürlich keine Rede von irgend einem Attentat; Jakob suchte für seine Pläne ebenso die Nacht, wie die Panther, Vampyre und Einbrecher. Nachher war es ihm in den belebten Straßen zu hell und in den Kramgassen zu belebt; aber in den dunklen und einsamen Gegenden traf er keine Menschen, wie er sie brauchte. Als er einmal „drauf und dran war", dauerte ihn das Kind, und dann erinnerte ihn ein junges Mädchen an Zähnchen, und in einer dunklen Gasse, wo er eine weibliche Person eingeholt hatte, die ihn weder dauerte noch an Zähnchen erinnerte, erblickte er fünf Schritte vor ihr in der halben Dunkelheit einen grauen Scheitel, bei dessen Anblick es ihm kalt den Rücken hinunter lief.

Bestürzt und verwirrt kehrte er wieder in die belebten Straßen zurück, um schließlich aufs neue seiner leidvollen Zwangsvorstellung nachzulaufen; schaffte er kein Geld, so verlor er hier den Standort, und gelang es ihm heute nicht, so gelang es ihm auch nicht morgen. Sah er die hellerleuchteten und reichlich besetzten Auslagen der Lebensmittelgeschäfte, so wurde sein Hunger zur peinigenden Wut, und dann war er durchaus nicht sicher, was er im nächsten Moment unternehmen werde; aber blickte er dann eines der schwachen Wesen an, die er berauben wollte, so dachte er an den Schreck, den er ihm verursachen mußte, an dessen Mutter oder, wenn es ihm eine Mutter schien, an ihre Kinderchen, und dann war wieder nichts in ihm als Scham und Betrübnis. So kam es, daß schließlich alle Leute beim Nachtessen um ihre Tische saßen — manche konnte er durch die erleuchteten Fenster essen und plaudern sehen — und er mit leerem Magen und leeren Händen immer noch die Straßen und Gassen auf und ab irrte.

Etwas später setzte der abendliche Wirtshausverkehr ein. Männer mit gewiß gutversehenen Geldbeuteln gingen ihren Stammtischen zu; sie sahen sorglos, aber auch wohlgenährt und wehrhaft aus, und wer einen von ihnen anfallen wollte, mußte auf Lärm und Kampf rechnen und sich zutrauen dürfen, ihn auf den ersten Anhieb zu einem stillen Mann zu machen, wenn er selbst als ein freier aus der Affäre hervorgehen wollte. Von Zutrauen zu sich fühlte aber Jakob nicht mehr viel; er war ein hungriger armer Teufel, mißhandelt, entkräftet und krank und von Schmerzen geplagt. Unangefochten ließ er die Männer zu ihren Wirtshäusern streben, still und bedrückt vernahm er ihren behaglichen Lärm, wenn gerade ein Neuankommender eine Tür öffnete,

und ebenso ließ er die Befriedigten und Sattgetrunkenen nach Hause ziehen. Viel trauriger als sie alle machten ihn die Liebespaare, die Hand in Hand und fröhlich plaudernd oder ernsthaft ihre Zukunft beredend unter den Laternen hinwandelten, und jene, die engverschlungen und schweigend auf den Bänken der Parkanlagen saßen und an nichts dachten als an ihre Liebe. Diese brachten ihm die Inhaltlosigkeit seines Lebens deutlich vor Augen und erregten ihm vor allem eine Empfindung: die Sehnsucht nach Zähnchen und das scharfe Leid darüber, das schöne und muntere Mädchen so ganz und gar seinem ungetreuen Bruder ausgeliefert zu wissen. Über dieser mehr selbstischen Klage fiel ihm aber wieder Zähnchens Angst und Verlassenheit ein, die sie jetzt fühlen mußte, und plötzlich sah er sie in einer Art von Vision am Rhein verzweifelt hin und her gehen und in das Rauschen des Wassers hinein rufen; aber als er genauer hinhörte, vernahm er zu seinem freudigen Schreck, daß sie nicht nur „Fritz!" rief, sondern auch „Jakob!", und nicht einmal viel seltener, sondern fast immer abwechselnd „Jakob!" und „Fritz!" Dieser kummervollen Freude gab er sich in seinem träumerischen Zustand lange Zeit innig hin, ohne etwas dazu oder davon zu tun; wenn sie „Fritz!" rief, so fand er es in der Ordnung, wenn er es auch bedauerte, rief sie aber „Jakob!" so schrie ihr sein Herz hingerissen „Hier!" zu, und sah er jedesmal deutlicher ein, daß er jetzt nach Hause gehörte, um Zähnchen zu beruhigen und wenn möglich zu trösten, denn darin schien ihm Fritz recht zu haben: einer mußte bei Zähnchen sein.

Aber auch um zu Zähnchen zu kommen, brauchte er Geld, selbst wenn er seine Gasthauszeche hängen und seine Effekten im Stich lassen wollte. Unter einer Woche kam er nicht weg, wenn er zu Fuß gehen wollte, und in der Zeit konnte Zähnchen verzweifeln und sich sogar etwas antun, bei dem Zustand, in welchem sie sich befand. Dieser Gedanke alarmierte den armen Burschen aber bis in die Herzkammern hinein. Sofort ganz bereit, seines Bruders Pflichten samt seiner Verantwortung bei Zähnchen zu übernehmen, erschien ihm die Geldfrage in einem völlig neuen und hundertfach verschärften Licht. Hätte er sie schon heute nachmittag so gesehen, so wäre er „vielleicht ganz sicher" zum Straßenräuber geworden; jetzt war es zu spät dazu, da auch die spätesten Wirtshäusler bereits unter ihrer Bettdecke lagen, und Jakob blieb nichts anderes mehr übrig, als der Einbruchdiebstahl. Wie er den anfangen sollte, schien ihm freilich zunächst wieder so unklar, als ob er ohne Leiter und Strick zum Mond hinauf klettern sollte. Die Haustüren waren verschlossen, und in den Höfen lagen Hunde und bellten schon, wenn sich nur eine Maus regte, geschweige wenn sich ein ausgewachsener Fischerbursch durchs Hoftor winden wollte. Im Hof der Wirtschaft, in der er gastiert hatte, lag kein Hund, und er wußte auch im Haus einigen Bescheid; zudem gab die Gemeinheit des Wirtes Jakob eine Art von Berechtigung, bei ihm einzubrechen, ja selbst ihn niederzuschlagen, wenn er ihn etwa dabei überraschte. Aber

höher als der Bretterzaun und stärker als die Hauswand war die Mauer von Scham und Schmerz, die er zuerst überwinden mußte, um nur zu dem verruchten Haus vorzudringen, und schließlich war die Achtung vor seiner Würde mächtiger als selbst die Sehnsucht nach Zähnchen, und er ging mit abgewandtem Gesicht an dem Hoftor vorbei, ohne auch nur zu prüfen, ob es vielleicht nicht doch offen stand.

Dafür fand er einige Gassen weiter, was er brauchte. Dort lockte ihn nämlich das Schaufenster eines Bäckerladens an, das durch eine Glasscheibe im Hintergrund, wahrscheinlich aus der Backstube, einiges Licht empfing. Nebenan bemerkte Jakob das offene Fenster der Wohnstube, nicht zu schwierig zu ersteigen für einen Kantonalturner, und als eben Zähnchen ganz besonders laut und kläglich „Jakob!" rief, vergaß er alle Zweifel und schwang sich beinahe ohne es zu wissen, als ob ihn eine Faust am Schopf hinauf höbe, auf den Fenstersims; eine weiße Katze, die dort gesessen hatte, sprang von der plötzlichen Erscheinung auf den Tod erschreckt auf den Stubenboden hinab und verschwand irgendwo im Dunkel. Nachdem er noch ein wenig in die Stube gespäht hatte, stieg er vollends hinein. Glücklich so weit gekommen, fielen ihn aber wieder Bedenken an, und da er außerdem eine große Müdigkeit fühlte, sah er sich nach einem Stuhl oder dergleichen um, wo er sich ein wenig ausruhen und das Weitere überlegen konnte. Die Katze hatte ihn sehr an Lisbeth erinnert und ihm mit der Anschauung von gehüteter Häuslichkeit, die sie ihm erregte, auch den Begriff von der Heiligkeit eines solchen Heimwesens erweckt. Auch war es wenigstens zwei Minuten her, seitdem Zähnchen zum letztenmal gerufen hatte, und bevor sie wieder rief, konnte er jedenfalls nichts weiter unternehmen; um an die Ladenkasse zu gehen, brauchte es sogar einen ganz besonders lauten und jämmerlichen Hilferuf, denn er befand sich als Einbrecher in einer wildfremden Wohnung auch nicht bei den besten Umständen. Neben der Tür zum Laden befand sich ein Ofenvorbau, der mit dem Backofen in Verbindung stand und Sommer und Winter die Wohnstube gut durchwärmte; darauf setzte er sich, um Zähnchens nächsten Ruf abzuwarten. Abgetrieben und schwach, wie er war, nahm ihn die Ofenwärme liebreich auf, umspielte schmeichelnd seine fiebernden Sinne, legte ihn schon halb träumend lang auf die Platte und begann ihn dann mit Wärme und Körperglück und dem süßen Gefühl des Geborgenseins so zu durchdringen, daß er auch die letzte Wachsamkeit fahren ließ und zu schlafen anhob, als ob er zu Hause im eigenen Bett läge.

Nun schlief im Zimmer nebenan zwischen ihren drei Kindern die Bäckersfrau. Obwohl sie keinen so besonders leisen Schlaf hatte, war ihr doch, als vernehme sie in ihren Traum hinein ein Geräusch, das ihr zu andern Zeiten, wenn nämlich ihr Mann schlief, nicht mehr weiter auffiel, obwohl er einen ziemlichen Balken sägte; indessen um diese teigschlagende Zeit war sie dergleichen nicht mehr gewöhnt, und verwundert erwachte sie endlich, um zu horchen. Ihre Wahrnehmung bestätigte sich; aus der Wohnstube erklang das

hingegebene und geordnete Schnarchen eines überzeugten Schläfers, und neugierig, was es zu bedeuten haben werde, erhob sie sich, um nachzusehen. Es war schon vorgekommen, daß sich der Bäcker um diese Stunde mit einem kleinen Rausch herumgeschlagen hatte, anstatt mit seinem Brotteig; aber da sie wohl aus der Backstube die dumpfen Erschütterungen vernahm, mit denen er gerade jetzt die Teigmasse in die Mulde zurückhieb, und sonst eine vertrauende und ruhige Frau war, so dachte sie nur auf die Lösung des Rätsels, ohne sich auf einen besonderen Schreck gefaßt zu machen. Auch als sie schon in Hemd und Nachtjacke vor dem fremden Hausgenossen stand und ihn mit der brennenden Kerze beleuchtete, fand sie keine Ursache, Lärm zu schlagen, sondern nachdem sie sich über das harmlose und zutrauliche Aussehen des Schläfers unterrichtet hatte, faßte sie ihn unverzagt bei der Schulter und rüttelte daran, bis er wach wurde.

Jakob träumte, er liege zu Hause in seinem Bett und Fritz rüttle ihn, um ihn zum Fischen zu wecken. „Ja, ja!" sagte er bereitwillig, schlief aber weiter. Als die Schlafstörung fortdauerte, wurde er unwillig. „Ja doch, zum Kuckuck! Ist denn heute nicht Sonntag?" Und dann verlegte er sich aufs Zureden: „Laß mich nur noch zehn Minuten liegen; ich bin so elend müde. Ich weiß gar nicht, was mich so müde gemacht hat." Mit diesen Worten richtete er sich auf dem Ellenbogen auf und sah blinzelnd in das Licht der Bäckerin, ohne einen Begriff davon zu haben, wo er sich eigentlich befand. Er betrachtete die Frau in ihrem leichten Anzug mehr nachdenklich als verwundert; daß etwas Besonderes los war mit ihm, so viel spürte er in den Knochen, was, konnte er durchaus nicht zusammenbringen. Aber nun nahm das brave Weib seine Angelegenheit in die Hand.

„Was tut Ihr da? Wie kommt Ihr hier herein?" fragte sie, erstaunt über so viel eindeutige Verschlafenheit in einem so zweideutigen Zustand, und auch nicht ohne Unwillen über den nächtlichen Eindringling.

„Ich?" grübelte Jakob. „Wo bin ich denn?"

„In einer fremden Wohnung. Wenn ich meinen Mann rufe, so geht's Euch schlecht. Wer hat Euch da herein gebracht?"

„Ich glaube — Zähnchen," erwiderte er träumerisch. Indessen fand er sich durch seinen entzündeten Finger wieder an sich selber erinnert. Aufmerksam betrachtete er ihn und sah, daß er wenn möglich noch dicker geworden war; auch in der Achselhöhle fühlte er Stiche, und die Sache gefiel ihm sehr wenig mehr. Mit einem bedenklichen Blick hob er die Augen zur Bäckersfrau. „Haben Sie nicht vielleicht gedämpfte Zwiebeln?" fragte er. „Sehen Sie einmal meinen Finger an. Ich müßte dafür gedämpfte Zwiebeln haben; die sind am besten; meine Mutter legte sie uns auch immer auf." Plötzlich ging in seinem Blick etwas vor. Die Erinnerung an einen schwebenden grauen Frauenscheitel erwachte darin, dann an den gestrigen Tag, an seine Irrwege in der Stadt herum, und dann wußte er auch, wo er sich befand und wie er hergekommen war.

Die Frau streifte seinen Finger bei dem schwachen Licht mit einem Blick, aber nun doch mißtrauisch geworden und unsicher, ob die Sache nicht vielleicht eine Finte sei, sagte sie, etwas zurücktretend: „Ja, ja, der Finger sieht nicht gut aus, aber hier ist keine Apotheke. Seid so gut und geht hin, woher Ihr gekommen seid, sonst muß ich doch meinen Mann rufen."

Der Wechsel in Ton und Miene der Frau tat ihm leid. Sein Blick nahm einen bekümmerten Ausdruck an, der ihr zwar etwas nahe ging, doch indem sie sich vergegenwärtigte, welche Gefahr ihrem Mann und vielleicht ihren Kindern unter andern Umständen von diesem Besuch gedroht hätten, verlor sie ihre klügliche Ruhe, und ihre Blicke begannen um die Tür zu streifen.

Zerknirscht stieg Jakob von der Ofenbank herab. Er wollte irgend etwas Freundliches und auch Abbittendes sagen, etwa: „Haben Sie nur keine Angst!" und: „Es tut mir leid, ich werde es nie wieder tun." Unter dem Gefühl von aller Güte und Rechtlichkeit, die in der Menschheit wohnen, bekümmert nach Worten suchend, näherte er sich ihr, mit unentschlossenen und reuigen Bewegungen und die Blicke dringlich seinen Worten vorausschickend. Aber schließlich war die Frau doch auch keine Deborah oder Judith. Sie dachte, jetzt werde das Attentat kommen, und da sie wenig Lust hatte, sich massakrieren zu lassen, aber desto mehr, noch einige Kinder zur Welt zu bringen und noch sehr viele Wecken und Brote zu verkaufen, so rief sie in dieser Bedenklichkeit die Hilfe desselben Mannes an, dessen Mitwirkung sie auch bei jenen Aussichten sicher war. Der Mann hieß Hieronymus. Von dem Geschrei geweckt, begann in der Kammer nebenan ein Kind zu weinen, und wenn Jakob nur noch eine halbe Minute verziehen wollte, so hätte er auch sehen können, was für ein Gockel in dies Nest gehörte. Aber als er das tüchtige Weib in dieser Weise schreien hörte, durchfuhr ihn ein erbärmlicher Schreck. Ohne weiter auf seiner Absicht zu bestehen, sich ihr verständlich zu machen, nahm er seine Beine in die Hand, und so kam es, daß er viel geschwinder aus dem Fenster stieg, als er herein gekommen war. Draußen auf dem festen Boden fing er sofort an zu laufen, was er konnte, die arme Seele voll von dem Lärm des Bäckerweibes, und noch nach einer halben Stunde, als er schon das Städtchen ein ganzes Stück hinter sich hatte, tönte es ihm wie die Stimme des Weltgerichts in den Ohren: „Hieronymus! Hieronymus!" Zum Glück war ihm auf dem ganzen Weg kein Nachtwächter begegnet, und zum andern Glück hatte ihn sein Engel gerade in der Richtung nach seiner Heimat geführt. Aber zunächst umgaben ihn noch hohe Berge und fremde Wälder, und waren von einer mühseligen und traurigen Reise eben erst die anfänglichen Schritte getan. Tröstlich wie ein Mond ging jedoch wieder der stille, graue Scheitel seiner Mutter vor ihm auf, und es mochte ihm nun geschehen, was wollte, so konnte er sich immer an dem einen Gedanken stärken: „Sie ist bei mir, nicht bei ihm!"

(Schluß des ersten Buches.)

Ermanarich der König.

Ein Drama aus dem Nachlaß Ernſt von Wildenbruchs.

Von

Berthold Litzmann[1]).

Aus dem im Juni 1903 in der Nationalzeitung erſchienenen, für die Bewegung der Heimatkunſt mit wuchtiger Beredſamkeit eintretenden Aufſatz Wildenbruchs „Furor Teutonicus. Eine Studie mit Nutzanwendung“ und dem im Oktober 1904 im „Tag“ veröffentlichten geharniſchten Proteſt gegen die dem Berliner Opernhaus geltenden Vernichtungspläne „Vandalen. Ein Wort in letzter Stunde“[2]) hatte vielleicht mancher geruhſame Leſer mit Staunen erfahren, wie vertraut dieſer Fürſprecher für Heimatkunſt und für das Denkmal des Berliner Rokoko mit den verwirrten und dunklen Begebenheiten aus der Zeit der Völkerwanderung war, wie er erzählte von der großen Niederlage der Alemannen unter König Knodomar 357 „an der Stelle, wo heute Straßburg ſteht“ durch Flavius Julianus, „der ſpäter als Kaiſer Julian der Apoſtat hieß“, und von den Vandalen, die 455 unter Geiſerich, Godegiſels Baſtardſohn, dem König, auf ihren Schiffen von Karthago kamen, in Oſtia landeten und von da aus über Rom herfielen.

Alles für den mit Wildenbruchs Art einigermaßen Vertrauten Zeichen, wie ſehr ſeine Seele mit dieſen Geſtalten und Problemen noch innerlich beſchäftigt ſein mußte, wie ſeine Phantaſie über dieſem Trümmerfeld der erſten weltgeſchichtlichen Kataſtrophe des Germanentums unruhig beuteſpähend mit ſchwerem Flügelſchlag wie ein Adler kreiſte.

Und doch ſollte zu ſeinen Lebzeiten nichts davon an den Tag treten. Niemand außer einem ganz kleinen Kreiſe Eingeweihter erfuhr, daß er aufs neue den Kiel zu einer großen, aus den Schickſalen der Oſtgoten geſchöpften Tragödie geſtreckt hatte und daß das Werk bereits im Frühling 1903 in ſeiner erſten Geſtalt vollendet worden war. Ein Werk, an dem ſeine ganze Seele hing, und das doch das Schickſal des Lebendigbegrabenwerdens erfahren ſollte.

[1]) Aus dem im Herbſt dieſes Jahres erſcheinenden zweiten Bande der Biographie. (Berlin, G. Groteſche Verlagsbuchhandlung.)

[2]) Beide Aufſätze jetzt in den „Blättern vom Lebensbaum“ von Ernſt von Wildenbruch. Berlin, Grote, 1910.

Die reine Freude an dem glänzenden, einmütigen Erfolg des „König Laurin" hatte ihm wieder einmal eine neidische Schicksalstücke zu vergällen gedroht. Am zweiten Weihnachtsfeiertage hatte die ganze kaiserliche Familie einer Aufführung des Dramas beigewohnt; nach dem ersten Akte aber hatte die Kaiserin demonstrativ das Theater verlassen, verletzt durch die naturalistisch-sinnlichen Töne, die in der Szene zwischen Justinian und Theodora zum Schluß angeschlagen werden und die vielleicht durch das Spiel der beiden in ihren Rollen aufgehenden Darsteller noch etwas über die Absichten des Dichters hinaus gesteigert sein mochten. Das Nachspiel der Erörterungen und Beanstandungen, das folgte, das auch in der Tagespresse besprochen wurde, hatte im Bereich des Königlichen Theaters selbst unmittelbar eine Katastrophe zur Folge gehabt oder jedenfalls beschleunigt — den Rücktritt des Grafen Hochberg — und eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob damit auch die Tage des „König Laurin" auf dem Hoftheater gezählt seien. Eine Befürchtung, die sich übrigens, zunächst wenigstens, als grundlos erweisen sollte.

In dieser das Innerste des Dichters schmerzlichst aufwühlenden und alle alten Wunden früherer Erlebnisse aufreißenden Krise war ihm das neue werdende Drama Trost und Halt gewesen.

„Hätte ich," schreibt er am 16. Februar 1903 an den Weimarer Freund Spinner, „in den Tagen nicht mein Asyl, mein neues Stück ‚Ermanarich der König' gehabt, an dem ich arbeitete und wer sagt, wie lange noch arbeite, sie wären mir noch schlimmer gewesen, als sie waren." „Ermanarich," hatte ihm darauf der vielkundige Freund erwidert, „bietet eine mächtige Fülle poetischen, aber auch grausamen Stoffes. Das schwankende Bild von Sage und Mythus gibt dem Dichter viel Freiheit der Bewegung und die Möglichkeit, Gedanken, die unsere Zeit durchziehen, hineinzuweben in die Gebilde der Vergangenheit. Was wird uns Ihr Ermanarich alles sagen? Wird der grausame Tyrann selbst tragischer Held? Wird der Mephisto Sibich ein Geist sein, dem bösen Laurin, in der Feindschaft gegen das Germanentum gleich, und wird die Rabenschlacht zur Erfüllung tragischen Geschickes?"

Freudig überrascht über die Vertrautheit des Freundes „mit der düsteren alten Zeit, in welche dieser Stoff seine Wurzeln senkt", hatte der Dichter, seiner tiefen Scheu, über Werdendes zu sprechen, gleichwohl auch diesmal treu, sich auf weitere Einzelheiten nicht eingelassen und nur über die allgemeinen Grundlinien seines Problems sich andeutend programmatisch geäußert: „Die sagenhafte Gestalt hat mit der großen historischen das Gute gemein, daß man menschliche Dinge mit elementarer Gewalt durch sie aussprechen kann, aber vor der historischen das Gute voraus, daß man alles, sogar einen Menschen aus ihr machen kann. Hoffen wir, daß das fertige Stück Ihnen dermaleinst erklären wird, was hier vielleicht etwas dunkel angedeutet ist."

Das Schicksal des in diesen Worten sich ankündigenden Werkes, das er am 3. Mai 1903 Frau Maria in der vollendeten Handschrift zuerst zum

Lesen gab, ist in sich selbst eine Tragödie in seinem Leben geworden. Trotzdem es bei dieser ersten und für ihn höchsten Instanz nicht das Echo weckte, was er gewünscht und gehofft, hielt er zunächst noch einen starken Glauben an die Trieb- und Durchschlagkraft des Stoffes, bei entsprechenden Umarbeitungen im einzelnen, fest.

Noch im Februar 1904, nach der gelungenen Aufführung des „Unsterblichen Felix" in Weimar, meint er: „Seit den neulichen Proben weiß ich, was man mit dem Weimarer Theaterpersonal leisten kann, seit ich von neuem gefühlt habe, welch ein Schatz von Liebeskraft für meine Werke in diesem Personal ruht, fasse ich den Gedanken ins Auge, den ‚König Ermanarich' gleichfalls in Weimar geboren werden zu lassen."

Aber dann wird es jahrelang ganz still von „Ermanarich dem König", bis im Herbst 1906 der greise Amalunge noch einmal die Fesseln sprengt und Gehör heischt, in einem Ton, der, so gehalten er ist, doch von Kampf und Seelennot ergreifend Kunde gibt. Am 3. Oktober 1906 schreibt Wildenbruch aus Meran an Spinner: „Ich habe das Manuscript meines Dramas ‚Ermanarich der König' meiner Frau zu lesen gegeben, und wir kommen hinsichtlich der Konzeption des Stoffes und der Gestalt des Ermanarich nicht ganz überein. Außer ihr kennt noch Niemand das Stück in seiner jetzigen Gestalt — ich habe daran seit Jahren immer von neuem gearbeitet. Nach dem alten Satze ‚Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede' fühlt meine Frau selbst das Bedürfnis, daß wenigstens noch Einer, womöglich ein Mann, das Werk auf sich wirken lasse. Wollen Sie dieser Eine sein? ... Daß Sie mir nicht als Freund, sondern als ganz unbeeinflußter Beurteiler schreiben, darum beschwöre ich Sie auch, denn ich muß wissen, woran ich mit dem Werke bin, das ich selbst als ein sehr merkwürdiges empfinde ... Können und wollen Sie auf die Sache eingehen, so telegraphieren Sie mir bitte ganz kurz hierher Ihr Einverständnis." Auf die natürlich bejahende Antwort wandert die Handschrift aus dem Meraner Tal ins Herderhaus zu Weimar. Und am 10. Oktober schon gibt der angerufene Richter sein eingehend begründetes Urteil auf die Post; bei aller hingebenden und verstehenden Teilnahme, bei aller freudigen Bewunderung besonders der ersten beiden Akte, ein Todesurteil: die „ausschließlich düstere Stimmung" des dritten und vierten Aktes und vor allem die Schlußwendung des letzten erwecken schwere Bedenken.

Zwei haben gesprochen und danach scheint das Schicksal „Ermanarichs des Königs" endgültig besiegelt. Schweigen breitet sich über seinem Grabe. Aber gestorben ist er auch jetzt noch nicht. Noch einmal, im Sommer 1908, ist er auferstanden und hat mit unverwüstlichem Lebenstrotz die Seele seines Schöpfers bedrängt. „Seit acht Jahren," heißt es in einem Brief, „arbeite ich daran. Schon hatte ich es bei Seite gelegt. Durch eine äußerliche Fügung ist es mir plötzlich wieder nahgebracht worden und über mich hergefallen, daß es mich auffraß! Ich habe es noch einmal in die Hände nehmen müssen ...

Ich könnte traurig werden, daß ich noch einmal soviel Seelenkraft vertan habe, aber ich sage mir, daß das Werk, durch diese letzte Arbeit daran, das geworden ist, was es ‚für mich' werden sollte und daß die Arbeit insofern nicht vergeudet war."

Damit hatte sich nach sechsjährigem Kampf endlich für immer das Grab über „Ermanarich dem König" geschlossen, und keines Menschen Auge und Ohr vernahm wieder, so lange Wildenbruch lebte, von der „bleiernen Keule", die so lange auf seinen Schultern gelegen.

Bis zwei Jahre nach seinem Tode — um die Jahreswende 1910/11 —, an derselben Stelle, wo so manches Mal der engere Freundeskreis durch den Mund des Dichters die erste Kunde neuer Schöpfungen empfangen, das Siegel des Schweigens gelöst wurde und noch einmal „Ermanarich der König" durch den Mund des Biographen von den überlebenden Getreuen ein Urteil heischte, und siehe da, es lautete diesmal anders, auch von denen, die einst beim stillen Lesen ihm die unbedingte Gefolgschaft geglaubt hatten versagen zu müssen.

Die Erklärung dafür liegt wohl darin, daß das lebendige Wort die in dieser Dichtung mitschwingenden starken Untertöne dem inneren Ohr anders und stärker zum Bewußtsein und Verständnis brachte, dann aber auch darin, daß manches, was einst als unmittelbare Persönlichkeitsäußerung eines mit dunklen dämonischen Gewalten des eigenen Inneren verzweiflungsvoll ringenden Lebenden sich wie eine schier unerträglich dumpfe Last auf die Seele gelegt hatte, nun, da der Schöpfer zur Ruhe eingegangen, wie der verhallende Klang eines großen Heldenlebens die Herzen emporriß in die allem Kleinlichen und Niedrigen entrückte Gedankenwelt, die jene Gestalten und Konflikte hatte gebären müssen, weil das Naturgesetz der Stunde und der Persönlichkeit es gebot.

Daß „Ermanarich der König", dessen Anfänge, wie es scheint, noch vor die Arbeit am „König Laurin" zu setzen sind, mit diesem an Größe der Konzeption und innerem Reichtum der Motive und Probleme sich nicht messen kann, muß von vornherein zugegeben werden. Daß er aber, gleich diesem, als die Kraftäußerung einer vulkanischen Natur, die aus tiefsten seelischen Erfahrungen und aus einer den ganzen Lebensinhalt des Dichters bis zum Grund aufwühlenden und wie mit einem eisernen Besen auskehrenden stürmischen Katastrophe erwuchs, zu den bedeutsamsten Kundgebungen in seinem gesamten künstlerischen Schaffen gehört, wird niemand bestreiten können, der diese zweite Gotentragödie im Zusammenhang mit Wildenbruchs menschlicher und künstlerischer Lebensarbeit in ihren Grundlagen und Zielen sich klar zu machen sucht.

Wenn Spinner nach dem in jenem ersten andeutenden Briefe aus dem Februar 1903 gegebenen Stichwort „König Ermanarich" auf jene Gestalt der deutschen Heldensage geraten hatte, die in ihren Schicksalen mit Dietrich von

Bern verknüpft ist, an jenen düsteren Tyrannen, mit dem bösen Ratgeber Sibich, der seinen Brudersohn Dietrich von Bern aus dem Reiche treibt und den schließlich in der Rabenschlacht von Dietrichs Hand das Verhängnis ereilt, wie es unter anderm das spätniederdeutsche Lied von „Koninc Ermenrikes dôt" überliefert — eine Vermutung, die ja nach der Rolle, die „die Dietrichsage" im König Laurin spielte, sehr nahe lag —, so war er allerdings auf einer falschen Fährte.

Der „Ermanarich", der Wildenbruch bedrängte, war nicht jener in mythenhaftes Dunkel sich verlierende Held der Sage, sondern sein geschichtliches Urbild, der Ostgotenkönig Ermanarich oder Hermanarich, von dem Jordanes berichtet, und das Problem, das sich für Wildenbruch in dieser Gestalt verkörperte, war das alte, ihn immer wieder und wieder mit düsterem Reiz umspinnende Problem vom Sterben, vom Untergang der Goten.

„Die letzte Gotenschlacht", das Bild dieses Todeskampfes der Ostgoten unter Tejas am Vesuv, spielt schon in dem im Winter 1892/93 geschriebenen Roman „Eifernde Liebe" eine bedeutsame Rolle. Es ist das Bild, das der Maler Heinrich Verheißer für die neue Halle in der Villa des Etatsrats Pfeifenberg in Blankenese entwirft und aus dem vor allem zwei Gestalten heraustreten, ein Mann und ein Weib: „Vorn oben steht der Tejas," beschreibt der Maler „— das ist nun ein Kerl, sehen Sie — baumlang, fast wie ein Riese — die gelbe Mähne fließt ihm vom Kopf, ellenlang, beinah bis auf den Rücken; vor sich hat er den Schild auf die Erde gepflanzt, und der Schild reicht ihm bis ans Kinn, und in dem Schilde sieht man die Spieße der Byzantiner stecken, die sie nach ihm geschossen haben, und zu seinen Füßen liegt ein ganzer Haufen von toten Feinden ... und nun das Gesicht von dem Kerl, ... er weiß natürlich, daß nichts mehr zu retten ist, er will nur noch Rache. ... In dem Gesicht da erkennt man, daß er vergessen hat, daß die Goten Christen geworden sind, und in Italien jahrelang gelebt haben und verschlappt und vermanscht sind, da ist wieder der Gote in ihm lebendig geworden, wie seine Vorfahren gewesen sind, als sie noch hier oben im Urwald saßen ... Am Fuße also vor dem Hügel da kämpft nun also der Tejas — und auf dem Hügel hinter ihm, über ihm, da steht eine — ein Weib ... vielleicht das Weib des Tejas, vielleicht seine Geliebte ... Es ist eine Gotin, in ihrer Art als Weib, so wie der Tejas als Mann ... das auch das Christentum vergessen hat, jetzt da es ans Sterben geht, und zu Wodan und Asa-Thor zurückgekommen ist, so eine Art Velleda ... von der Tacitus erzählt, daß sie den Germanen im Urwald prophezeite. Mit einem Gesicht wie eine Königin, wie ein goldner Mantel flattert ihr das Haar vom Haupt und deckt ihr den Rücken und die Brust, von der das Kleid halbzerrissen niederhängt — denn natürlich haben die Kanaillen von Byzantinern die gierigen Hände nach ihr ausgestreckt ... Aber noch haben sie sie nicht. Wie eine Königin steht sie über ihrem Volke,

wie eine Göttin. Die nackten Arme hat sie über das Haupt erhoben, und in den Händen hält sie eine goldene Harfe ... und singt ihrem Volk den letzten Gesang, den Sterbegesang ... ein uraltes Lied von Walhalla und den Asen und Helden, zu denen sie nun eingehen werden, die tapferen Goten alle im nächsten Augenblick. Und die Sterbenden blicken zu ihr auf, und man sieht ihnen an, wie sie auf den Wellen des alten Liedes hinüberschwimmen in die Ewigkeit, und über die Lebendigen, die Kämpfenden rauscht der Gesang dahin, und da wendet der Tejas das Haupt nach dem Weibe hin — und das eben ist das Ende. Denn in dem Augenblick ... rückt er den Schild, der ihn bis dahin gedeckt hat, und da wird sein Hals frei. Und den Augenblick benutzt natürlich so eine byzantinische Kanaille und hurr — jagt ihm den Spieß in die Kehle — und aus ist's." —— „Wie grausam" sagt Dorothea ... „daß er doch eigentlich durch die Frau umkommt." „Das hat ... was Wahres ... aber sie wird ja auch sterben, und wenn sie sich drüben in Walhalla begegnen, glaub ich nicht, daß er ihr böse sein wird."

So hatte das grausame Bild der sterbenden Goten, das Heinrich Verheißer nur entwerfen, aber nie vollenden sollte, weil die „weiße Dorothea" unter seiner eigenen Grausamkeit zerbrach, jahrelang vor der Seele des Dichters gestanden, und immer wieder und wieder hatte seine Phantasie den Todeskampf des welscher Übermacht und Tücke unterliegenden Germanentums mit düsterer Inbrunst umspielt. Immer wieder war er mit brennender Wißbegier den Spuren der Ursprünge und der seltsamen Wege jener wie unmittelbar aus dem alten germanischen Götterhimmel herausstürmenden und über die christlich-römische Welt wie eine ungeheure Flutwelle sich ergießenden blondhaarigen und blauäugigen Riesen in der Geschichte nachgegangen, hatte sich aus des Engländers Thomas Hodgkin „Italy and her Invaders" [1]) eingehende Kenntnisse über die westgotische Invasion in Italien geschöpft und war vielleicht dort zum erstenmal unter den Angaben über die älteste Geschichte der Goten auf den Namen und die Gestalt des Ostgoten „Hermanric noblest of the Amals, who subdued many warlike natives of the North and forced them to obey his laws" gestoßen, den nach Jordanes die Zeitgenossen mit Alexander dem Großen verglichen. Rudolf Köpkes „Anfänge des Königtums bei den Gothen" (1859), Wietersheim-Dahns „Geschichte der Völkerwanderung", Amedée Thierrys „Attila und seine Nachfolger" in der Übersetzung von Burckhart hatten den Blick erweitert und vertieft, und mehr und mehr war aus dem Wirrsal dunkler, verworrener geschichtlicher Daten und Kombinationen die Gestalt jenes alten Ostgotenkönigs riesenhaft und beherrschend herausgewachsen, dessen Heldentum und dessen Reich lange vor jenen letzten Kämpfen auf italischem Boden unter dem Ansturm der von Osten hereinbrechenden Barbarenhorden zusammengebrochen war.

[1]) 2. Edition Oxford 1892.

Wenn aber dieſe ſeine Phantaſie bannende Geſtalt nicht nur von vornherein für den Todeskampf der Goten eine andere Zeit und eine andere Front bedingte, ſo war damit zugleich auch für den letzten Ausgang eine andere Perſpektive gegeben. Die Oſtgoten, die unter und mit ihrem König Ermanarich gegen die Hunnen kämpfen und von ihnen vernichtet werden, ſind, trotz ihrer Niederlage, nicht, wie die Weſtgoten unter Tejas am Veſuv, die letzten ihres Stammes, die unter ihren erſchlagenen Leibern mit der Vergangenheit zugleich die Zukunft ihres ganzen Volkes begraben, ſondern ſie ſind der vorgeſchobene Poſten eines an der Schwelle einer großen Zukunft ſtehenden, jugendkräftig emporſtrebenden Volkes, das in dieſer Prüfung erſt reif wird für die weltgeſchichtlichen Aufgaben, die ihnen die Zukunft aufbehalten hat; eines Volkes, das in dieſem, ſcheinbar Untergang drohenden, Kampf ſich befreit von den ſchädlichen Gewalten im Innern, die bis zum Eintritt der letzten Not das Zuſammenraffen ſeiner urwüchſigen Kraft zu einem großen gemeinſamen Zweck verhindert haben, eines Volkes, das, indem es lernt, ſich ſelbſt zu wollen, erſt Volk wird.

Dieſe neue Perſpektive aber erwächſt dem Dichter nicht allein aus der Veränderung und Umbildung ſeiner urſprünglichen Idee durch die Forderungen des ſchließlich Macht über ihn gewinnenden Stoffes, ſondern durch die Forderungen, die das Mitdurchleben ſeiner eigenen Zeit an ſein Ich ſtellt.

Deutſchland hab Acht!
Wendet die Augen, lauſchet nach Oſten;
Hört ihr es ſcharren an Schwelle und Pfoſten?
Hört ihr es heulen, hört ihr es kratzen
Mit ſchäumendem Rachen, mit reißenden Tatzen?
Deutſchland, birg deine junge Brut!
Die Wölfe des Oſtens lechzen nach Blut

iſt für den um die Wende des Jahrhunderts ſorgend in die Zukunft ſeines Volkes blickenden Seher und Dichter die wache Sorge, die „Königsſorge", die auch „Ermanarich den König" am Vorabend der Weltkataſtrophe der Völkerwanderung nicht ſchlafen läßt:

Grau färbt das Alter, grauer färbt die Sorge,
Doch Königsſorge bleicht mit weißem Schnee,
Denn Königs Tagewerk iſt hartes Werk. —
Das Roßvolk kam — wir ſchlugen ſie und ſchlugen
Jene, die Roßblut tranken, und wir ſchlugen
Die, welche knien vor dem nackten Schwert.
Und als wir ſie bezwungen, ſchliefet ihr; —
Ich aber wachte, denn nicht ſchlafen ließ mich
Geheimnis, das ich kannte, das von euch
Kein einz'ger kannte; das iſt Königsnot:
Geheimnis tragen, das kein andrer teilt.
Denn ſchlimmer als die Völker, die wir zwangen,
Iſt noch ein Volk, von dem ihr all nicht wißt:

Das wohnt im Aufgang, zahllos wie die Wölfe,
Wie Wölfe blutig, nennt sich Volk der Hunnen,
Sein Rachen wider Goten aufgesperrt — —
Ich aber will, daß Goten leben bleiben!

So spricht zu seinem Volk im zweiten Akt Ermanarich der König, in dem „drei Menschenalter sind", dessen Leben „Suchen war" „nach dem Manne, in dessen Brust das Zeichen des Götterursprungs, Kraft zum Wollen sei".

Und als er ihn schließlich gefunden, nachdem Torismund, sein Sohn, sein Erbe, seine Freude und sein Stolz, von Hunnenpfeilen erlegt, in ein frühes Heldengrab gesunken, nachdem Hunimund, der zweite Sohn, der unkönigliche, unwürdige Sklave ungezügelter tierischer Instinkte, sein Blut verleugnend, zum Verräter seines Volkes geworden ist, als er ihn, den Mann schließlich gefunden in Alarich, dem jungen Tervingen (Westgoten) aus dem Königsgeschlecht der Balten, da reift in der Seele dieses königlichen Greises der Entschluß und der Wille, während er selbst mit den Seinen sich dem Tode weiht, diese kraftvolle edle Jugend dem Leben und damit der Zukunft seines Volkes zu erhalten, ihn den Jüngling, der anzusehen ist wie Tejas, der letzte Gote auf jenem Bilde Heinrich Verheißers, und mit ihm das Weib, Walladamara, die Tochter Athanarichs, des letzten Königs der Westgoten, die die Zukunft in ihrem Schoße trägt und die auch aufs Haar jener totgeweihten Gotenkönigin auf dem Bilde gleicht, nur daß die beiden eben nicht sterben, sondern leben bleiben, während das ruhmreiche greise Alter ihnen sterbend den Rücken deckt:

Auf deine Stirn
Küßt dir Ermanarich die Gotenkrone,
Aus meiner Seele dich erzeuge ich.
Mit meiner Seele dich beschenke ich.
— — — — — — — — — — — —
Wollen und Sorgen, das die andern sättigt,
Uns selber hungrig läßt, und Hungers froh,
Den Sporn zur Tat, den immer wühlenden,
Die stille Himmelsfreude des Gelingens,
Das alles, alles geb ich dir!
Ich bin die Nacht, die von der Sonne träumt,
Du sei die Sonne, die aus mir hervorgeht!
Draußen verhungern Goten — nähre sie!
Draußen erfrieren Goten — wärme sie!
Sie gehen irr' — du leuchte ihnen, leuchte!
Sei Sonne! Sonne! . . .

Diese letzte Wendung und Vollendung eines königlichen Lebens, geboren aus der Seele des Dichters, der ein königlicher Mensch war, geboren aus dem Herzen eines in gefahrdräuender Zeit sich zum letzten Abschied rüstenden Kämpfers, dessen letzter Gedanke der Zukunft und dem kommenden Geschlecht

gilt, war es merkwürdigerweise, die seiner Zeit bei den ersten ins Vertrauen gezogenen Lesern die schwersten Bedenken erregte.

Es widerstrebte ihrem Gefühl nicht so sehr, daß der Greis so entscheidet und handelt, als daß die Jugend sich seinem Gebot fügt und ins Leben enteilt, während er stirbt. Sie hörten aus den Worten des Lebenden noch nicht die unsterbliche Überwinderfreudigkeit und Zuversicht heraus.

Leben ist ganz geheimnisvoll wie Tod —
Littst du, so lang du lebtest, davon Not? — —

Aus den ziemlich verworrenen und zum Teil einander widersprechenden, im wesentlichen auf Jordanes zurückgehenden historischen Nachrichten über die Zustände der Ost- und Westgoten zur Zeit des Einbruchs der Hunnen und über die Persönlichkeit und die Schicksale des Amalungen Ermanarich, wie er sie im Eingang des zweiten Bandes von Wietersheim-Dahns „Geschichte der Völkerwanderung" zusammengestellt und kritisch gewertet fand, hat Wildenbruch mit dichterischer Freiheit die Tatsachen und Persönlichkeiten sich herausgehoben, die, sei es einzeln, sei es in Verknüpfung keimkräftige Triebe für eine dramatisch-tragische Handlung mit Ermanarich als Mittelpunkt zu enthalten schienen. Aus den Kämpfen und Einigungsversuchen der beiden Gotenstämme der Greutungen (Ostgoten) unter dem Amalungen Ermanarich und der Tervingen (Westgoten) unter dem Balten Athanarich, die in einer zeitweiligen Verschmelzung beider unter einem König — Ermanarich — ihren Abschluß fanden, wuchs ihm das Eingangs- wie das Schlußmotiv: die unter Athanarich entarteten Westgoten werden durch Ermanarich vor dem vernichtungdrohenden Ansturm der Römer unter Valens gerettet, um den Preis der Unterwerfung und des Verlöbnisses der Tochter Athanarichs Walladamara mit dem Sohn Ermanarichs, dem heldenhaften Torismund. Beide Namen und Gestalten, aber in anderen Verknüpfungen, bereits in den geschichtlichen Quellen eine Rolle spielend. Von dem zweiten Sohn Ermanarichs berichten die Quellen, er sei zu den Hunnen übergegangen. Daraus erwuchs die den dritten und vierten Akt beherrschende und verdüsternde Gestalt des unwürdigen Thronerben, der aus Neid und niedriger Rachsucht den Vater und König und sein eigenes Volk an den Feind verrät. Das dämonische Gegenspiel der Entartung und Gemeinheit gegen die in Ermanarich verkörperte Größe des Staatsgedankens und die in Walladamara und dem ihr gesellten jungen Balten Ularich kämpfenden, völkererhaltenden und völkerbefreienden Kräfte des reinen, auf das Gute gerichteten Willens und der sich selbst überwindenden Entschlußfähigkeit zur Unterordnung des Einzelnen unter den Willen des Ganzen.

Daß die dadurch hervorgerufenen Konflikte und Kämpfe tiefe Schatten werfen und daß vor allem die Gestalt des Hunimund in den Ausbrüchen

ihrer wüsten sinnlichen Brunst dem modernen Gefühl fast Unerträgliches zumutet, wurde von den ersten Lesern sehr stark empfunden, und auch bei einer Aufführung würde vielleicht das Gefühl vieler, wenn nicht der meisten sich dagegen auflehnen. Und doch ist das, was hier an dämonischer Zügellosigkeit und Wildheit in Worten und Taten sich Luft macht, auch in seinen grotesken Verzerrungen ein Element, das in dieser Atmosphäre gerade in diesen Formen sein Daseinsrecht hat. Alle Teufel niederer Instinkte und Triebe scheinen losgelassen in diesem verräterischen Königssohn, alle Teufel, die ein ganzes Volk verderben und zerstören, alle Teufel, die an der Seele des Dichters, die in Verzweiflungsqualen über die seinem Volke drohenden Gefahren ringt, wie mit glühenden Zangen reißen und ihn zwingen, in die tiefsten Abgründe hinabzusteigen und das, was er in diesen Tiefen erlebt, wie ein widerwärtiges, gräßliches Meduſenhaupt denen, für die er lebt und schafft, vor die Augen zu halten. Auch das ist „Königsnot" und -Pflicht. Ob das Drama „Ermanarich der König", das im ersten Akt in dem Gespräch zwischen Walladamara und dem jungen Alarich eine Liebesszene bringt, wie sie in solcher Reinheit, Zartheit, Herbheit und heroischer Kraft urdeutschen Empfindens in der dramatischen Literatur wenige ihresgleichen hat, das aber als Ganzes noch nicht in allen Teilen die letzte Hand erfahren hat, das vor allem durch die düstere Glut, die nicht nur in den Hunimundszenen schwelt, sondern die auch die Gestalt des Helden selbst vom ersten Augenblick an bis zum letzten umwittert, die Nerven des Zuschauers auf eine starke Probe stellt, von der Bühne aus je so zu den Menschen sprechen wird, wie es die Seele des Dichters sich, vor allem auch für die Schlußwendung, erträumt hatte, wird wohl am letzten Ende immer von der nachfühlenden Kraft des Regisseurs und der Darsteller abhängen. Daß es an sich gerade in seiner — trotz des hoffnungsvollen Ausblicks am Schluß — tief düsteren Tragik übermenschlicher Gestalten und Konflikte eines der schwerwiegendsten Bekenntnisse der künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit Wildenbruchs ist, wird wohl niemand mehr leugnen, der es jetzt liest [1]). Dies Gedicht, das von der Königsnot des Einsamen schwermütige Kunde gibt.

[1]) „Ermanarich der König" erscheint im Herbst dieses Jahres im Groteschen Verlage.

Die deutsche Militärmission in der Türkei.

Zum Gedächtnis des Generalfeldmarschalls zweier Kaiserreiche Colmar Freiherrn v. d. Goltz.

Von

George v. Graevenitz.

Auf der Höhe einer alten, aus dem schicksalsreichen Jahre 1683 stammenden Abwehrschanze gegen den Türkensturm, auf den Höhen von Wien, soll jetzt eine geräumige Moschee mit ragendem Minaret errichtet werden. Auf alte Zeiten greift man zurück, nicht um ihr Gedächtnis auszulöschen, aber um es zu versöhnen und mit dem heutigen kriegerischen und politisch-geschichtlichen Geschehen in Einklang zu bringen. Jene Zeiten der Belagerung von Wien waren die des Türkenschreckens bei uns, des Christenhasses bei unseren heidnischen Feinden. Von Belgrad her wälzte sich im Mai ein ungeheures Türkenheer unter dem Großwesir Kara Mustafa gegen das Bollwerk der Christenheit, Wien. Dank der Tapferkeit von österreichischen, polnischen und Reichstruppen, der Umsicht und Tatkraft von Führern wie Stahremberg, Sobiecki und Karl von Lothringen gelang der Entsatz der Stadt. An ihn schließt sich das erste angriffsweise und siegreiche Vorgehen des Deutschen Reiches, von Polen und Venedig gegen die Türkei. 1686 fiel Ofen: der Höhepunkt der osmanischen Macht war überschritten.

Etwa achtzig Jahre später! Friedrich der Große verteidigt sein preußisch-türkisches Bündnis mit folgenden Versen:

Was kümmert mich der Glaube, was der Kult
Des edlen Freunds, der meine Schande rächt?
Und allen Feinden ruf ich ins Gesicht:
Wer mir zu helfen kommt, gilt mir als Christ,
Christlicher hundertfach als wilde Feinde,
Die meine Schätze, meine Lande rauben.
Nicht am Bekenntnis, an den Taten nur
Wird Recht und Geist der Religion erkannt.
Wer mein Verderben will, nur der ist Heide ...
Eilt denn herbei, ihr tapfern Janitscharen,
Ihr schnellen Sieger, trefft und schlagt den Feind,
Pflückt neuen Lorbeer euch im Siegeszelt.

Es ist hier nicht der Raum, zu untersuchen, welche Verhältnisse in achtzig Jahren einen so völligen Umschwung der Geister hervorgerufen haben. Aber das wollen wir uns klarmachen, daß wir mit diesen Zeilen des König-

lichen Dichters an der Wiege der deutsch-türkischen Waffengemeinschaft unsrer Tage stehen. Dies anscheinend neue, manchen vielleicht künstlich anmutende Gebilde ist doch recht tief im geschichtlichen Erdreich verankert.

Schon in seinen ersten Regierungswochen formt Friedrich in einer Randbemerkung den seiner Zeit weit vorauseilenden Gedanken: „Alle Religionen seind gleich und gut, wenn nur die Leute, so sie profitiren, ehrliche Leute seind, und wenn Türken und Heiden kämen und wollten das Land peupliren, so wollen wir sie Mosqueen und Tempel bauen." 1749 legt dann die Gefahr eines allgemeinen nordischen Krieges dem Könige nahe, in eine engere Beziehung zur Pforte zu treten. Später drängen die Schatten, die der große Krieg vorauswirft, dazu, um jeden Preis neue Bundesgenossen zu werben. Andererseits berichtet der außerordentliche Gesandte v. Rexin, den Friedrich nach der Türkei geschickt hatte, unter dem 15. Juli 1758 an seinen Gebieter über die „fritzische" Stimmung in der Türkei: „Das Volk erhebt den König bis in den Himmel mit seinen glorreichen Waffen. Man hört nichts in den Straßen und Kaffeehäusern als ‚Brandenburg, Brandenburg'!" Erreicht aber wurde schließlich nur der Abschluß eines Freundschafts- und Handelsvertrages mit den Vorteilen und Zollerleichterungen der meistbegünstigten Nationen; er ist bis zu den Abschlüssen der Türkei mit dem Deutschen Reich in Kraft geblieben. Und dann zieht das gefahrvollste Jahr des Siebenjährigen Krieges, das Jahr 1761, herauf, das so manche Vergleichspunkte mit der heutigen Lage bietet, und nun glaubt der bedrängte König dicht vor dem Abschluß eines militärischen Bündnisses mit dem geistig und militärisch hochstehenden Sultan Mustapha dem Dritten zu stehen. Ein türkisches Heer von 100000 Mann sollte gegen das mit Österreich verbündete Rußland marschieren. Aber eine Reihe unerwarteter Ereignisse, der Tod der Zarin Elisabeth von Rußland, die Versöhnung Preußens mit Rußland, dann wieder die Ermordung des Bewunderers Friedrichs des Großen, des Zaren Peter des Dritten, vereitelten auch diesmal den Abschluß des Bündnisses. Allen solchen Fehlschlägen gegenüber aber bleibt das Verdienst des großen Königs auch auf diesem Gebiet seiner Politik hervortretend und dauernd. Er hat Beziehungen zum Osten Europas angeknüpft, die nicht wieder gelöst worden sind, er hat dem Grundsatz Geltung verschafft, daß die Türkei „ein notwendiges und wichtiges Glied im europäischen Staatenkörper bilde, und daß ihr Untergang mit allen Kräften verhütet werden müsse". Und er, der trotz seiner Sparsamkeit in der Person des Kanzleirats H. F. v. Dietz die erste dauernde diplomatische Vertretung Preußens in Konstantinopel schuf, hat ohne Einschränkung die ethische, moralische und namentlich auch die militärische Bündnisfähigkeit der Türkei anerkannt und sie als Faktor in seine staatsmännische und kriegerische Rechnung eingestellt. Deshalb haben jene oben angeführten Verse des freigeistigen Fürsten für uns heute einen so vollen zeitgeschichtlichen Klang.

Noch einmal, 1782, hat Friedrich bei einem russisch-türkischen Friedensschluß für die türkischen Interessen gewirkt. Diese Überlieferungen bleiben lebendig auch in dem nachfriderizianischen Preußen. Namentlich die Friedensjahre der Regierung Friedrich Wilhelms des Dritten sind durchsetzt von Beweisen des preußischen Wohlwollens für die Türkei in ihren politischen Kämpfen mit dem nach Süden drängenden Rußland, mit dem freiheitsdurstigen Griechenland. Besonders erweisen dies Wohlwollen die Jahre der Petersburger Konferenzen (1824/25) und die Entsendung eines der Vorgänger Moltkes als Chef des Generalstabs, des Generals v. Müffling, nach Konstantinopel; sie ebnet dem Frieden von Adrianopel die Wege. In den folgenden Jahrzehnten tritt vor politisch-militärischen Gesichtspunkten der handelspolitische in den Vordergrund, dem größeren Preußen mit wirtschaftlichem Wachstum das riesige wirtschaftliche Betätigungsgebiet Kleinasiens zu sichern. Auf Veranlassung des preußischen Gesandten in Konstantinopel wurde zum Beispiel 1844 der dortigen Gesandtschaft ein Kaufmann als Berater in wirtschaftlichen Fragen beigegeben, es entstanden Pläne für Orient-Handels- und Schiffahrtsgesellschaften und Bankniederlassungen in der Türkei.

In dieser Zeit tritt auch zum erstenmal deutlich und greifbar der Wert einer Persönlichkeit hervor, die ihre Zeit begreift und in stiller, ausdauernder vaterländischer und soldatischer Arbeit in der Fremde die Gunst der Stunde für die Heimat ausnutzt. Dieser erste militärische Pionier des Deutschtums ist Helmuth v. Moltke. Es ist ein unumstößlicher Erfahrungssatz, den ja namentlich die Goethe-Forschung immer wieder erhärtet: Die Beschäftigung mit irgendwelcher Lebensäußerung oder Tätigkeit eines wahrhaft großen und ganzen Mannes führt immer wieder auf den Wert seiner Persönlichkeit zurück. Auch Moltke wächst außerordentlich, wenn wir über den Soldaten und Strategen hinaus den Reisenden und Schriftsteller betrachten. Daß Moltke kein bloßer kalter militärischer Rechner ist, als den man noch immer in weiten Kreisen in grundfalscher Weise den großen Feldherrn ansieht, das haben in überzeugender Weise ja schon seine „Briefe an seine Braut und Frau" dargetan. Der Mensch Moltke tritt auch in seinen „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" aus den Jahren 1835 bis 1839 klar, anmutend und gewinnend hervor. Sie besitzen nicht in dem Maße den Reiz ursprünglichen Empfindens und gelösten Ausdrucks des intimen brieflichen Verkehrs wie die Briefe an Braut und Frau. Briefliche Vorlagen aus der Reisezeit sind später künstlerisch abgerundet worden, und Betrachtungen und Aufsätze allgemeineren Charakters, auch wohl Berichte an den damaligen Gesandten in Konstantinopel und an den Chef des Preußischen Generalstabs, General v. Krauseneck, sind in sie hineingearbeitet worden. Aber mit dem erweiterten Programm eines wissenschaftlich gegründeten Reiseberichts wächst ihr Wert für uns Heutige, die wir gern erkennen möchten, wie die gegenwärtigen Verhältnisse der Türkei, und namentlich ihre militärischen, aus

geschichtlichen Wurzeln emporgewachsen sind. Und weiter: in allen Darlegungen, Urteilen und Ansichten spiegeln sich echt menschliche Wesenszüge des Reisenden wider, Menschenliebe, Gerechtigkeit, Duldung, ein feiner, alles verstehender und alles verzeihender Humor. Und endlich weisen diese Briefe auch die Eigenschaften auf, nach denen jeder Wallfahrer auf geschichtlich geadeltem Boden streben sollte: gespannte Neugier bei der Eroberung neuer geistiger Gebiete, geschichtliche Phantasie, Verständnis für die Eigenart von Mensch und Volk, Bedürfnis nach klarer Vorstellung, die dem Soldaten so besonders not tut. Diese wenigen Worte müssen genügen, um auf den noch immer nicht hinreichend gewerteten Literaturbesitz der Moltkebriefe aus der Türkei hinzuweisen. Das um so mehr, als sie seit 1893 in einer mustergültigen, mit Einleitung, Anmerkungen und Abbildungen nach Moltkeschen Zeichnungen versehenen Ausgabe[1]) uns vorliegen.

Moltkes Weg nach der Türkei führt geistig über Italien. Eine 1831 und dann 1833 geplante Urlaubsreise sollte den von Jugend auf reiselustigen, weil wissensdurstigen Generalstabskapitän über Konstantinopel nach Athen und nach Italien führen. Aber erst im Jahre 1835 kommt der Plan der Reise nach Konstantinopel zur Ausführung. Und dann läßt die Erkenntnis der Bedeutung seiner Persönlichkeit durch den damaligen türkischen Kriegsminister Chosrew Pascha aus einem kurzen Urlaubsaufenthalt einen solchen von vier Jahren werden. Der allmächtige Minister des regierenden Sultans Mahmud des Zweiten erkennt im Verkehr mit Moltke, wie ein späterer Begleiter desselben schreibt, den großen Unterschied zwischen einem vielseitigen, in allen Zweigen der Kriegswissenschaft gebildeten Offizier und den militärischen Abenteurern niederen Ranges, welche er bisher zu seiner Unterstützung in der Organisation der regulären Truppen gehabt hatte. So wird Moltke zum ersten Reformer des türkischen Heerwesens in neuzeitlichem Sinn.

Am 23. November 1835 traf Moltke in der türkischen Hauptstadt ein. Der Rest des Jahres gehörte der Orientierung an dieser weltgeschichtlichen Stätte des geistigen und materiellen Austausches zwischen Europa und Asien, dem Einleben in die besonderen militärischen Verhältnisse der Türkei, der Anknüpfung militärischer und diplomatischer Beziehungen. Die Förderung, die er dabei einerseits durch Chosrew Pascha, andererseits durch den damaligen preußischen Gesandten, Grafen Königsmarck, fand, erleichterte wesentlich die schnelle geistige Bewältigung des großen Makrokosmus, den Konstantinopel darstellt. Das Jahr 1836 ist durch ein Arbeits- und Reiseleben angespanntester Art ausgefüllt und erinnert in dieser Beziehung an den zweiten römischen Aufenthalt Goethes. Uns heute interessieren besonders drei im Auftrag des Sultans unternommene Inspektionsreisen nach den Dardanellen, deren schrift-

[1]) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. 6. Auflage. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. G. Hirschfeld. Gesammelte Schriften Bd. VIII. Berlin 1893. E. S. Mittler und Sohn.

licher Ertrag unter anderem ein Bericht an den Preußischen Generalstab darstellt. Der Generalstabskapitän gelangt selbst damals, wo für neuzeitliche Verteidigungseinrichtungen der Meeresstraße noch wenig geschehen war, zu einem im türkischen Sinne günstigen Ergebnis: „Noch ist ein Umstand zu bemerken, welcher besonders ungünstig für das Einlaufen von Schiffen durch die Dardanellen in die Propontis ist; es weht nämlich den ganzen Sommer hindurch fast unausgesetzt der Nordwind, und wenn endlich ein Südwind eintritt, so muß er schon recht scharf sein, um die starke Strömung des Hellespont, welche konstant gegen Süden fließt, zu überwinden. Wenn das Artilleriematerial in den Dardanellen geordnet sein wird, so glaube ich nicht, daß irgendeine feindliche Flotte der Welt es wagen dürfte, die Straße hinaufzusegeln; man würde immer genötigt sein, Truppen zu debarkieren und die Batterien in der Kehle anzugreifen. Aber das dürfte keineswegs so leicht gefunden werden, wie man darüber reden hört."

Es liegt auf der Hand, daß Wind- und Strömungsverhältnisse auf die hochentwickelten Maschinenbauten der modernen Kriegsschiffe fast jede Wirkung eingebüßt haben, daß sie aber auf Unterseeboots- und Minenkrieg auch heute noch einen bedeutenden Einfluß haben müssen, daß also das Moltkesche Urteil noch immer seinen Wert behält. Und auch der Verlauf des englisch-französischen Dardanellenabenteuers hat es ja bestätigt.

In das gleiche Jahr fallende Reisen Moltkes nach Brussa und Smyrna seien hier kurz erwähnt, weil diese Stätten Kleinasiens schon jetzt beliebte Ausflugsziele des Besuchers von Konstantinopel bilden, fortifikatorische Besichtigungsreisen nach Varna, Schumla, Silistria, weil sie für den Fortbestand der nun der Vergangenheit angehörigen europäischen Türkei von Bedeutung gewesen sind. Neben der Stärkung der allgemeinen militärischen Widerstandskraft der Türkei haben sie aber auch dem späteren preußischen Generalstabschef eine wertvolle Erweiterung seines Gesichtskreises eingetragen. Ein weiteres Gebiet der Tätigkeit auf türkischem Boden kam den Neigungen des jungen Offiziers in gleichem Maße entgegen wie Reisen unter bestimmten militärischen Gesichtspunkten: kartographische Aufnahmen auf uralt geschichtlich-topographisch fast jungfräulichem Boden. Wer Moltkes „Wanderungen um Rom", denen kein Geringerer als Georg v. Bunsen eine liebevolle Empfehlung mit auf den Weg gegeben hat[1]), kennt, wird ermessen, mit welcher tiefinneren Befriedigung Moltke auf dem geschichtlich geadelten Boden des Bosporus, von Kleinasien usw. seiner Leidenschaft nachging, „der Natur die Geheimnisse der Bodengestaltung durch Meßtisch und Kippregel zu entreißen". Hier sei nur kurz auf topographische Aufnahmen des Bosporus und von Konstantinopel hingewiesen, die zum erstenmal ein getreues und eindringliches Bild der Landschaft und Hauptstadt boten.

[1]) Graf Moltke, Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch. 7. Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1913.

Bei einem Überblick über das Jahr 1836 wird sich die Frage schwer entscheiden lassen, ob es früchtebringender für die Entwicklung der Eigenpersönlichkeit Moltkes, des Menschen und Soldaten, oder für die Stärkung der Wehrkraft des uns heute verbündeten Staates gewesen sei. Im Jahre 1837 tritt die Bedeutung Moltkes als Armeeinstruktor entscheidend in den Vordergrund. Denn dies Jahr erhält seine Farbe durch zwei auf Antrag der Pforte erfolgende Maßnahmen des preußischen Generalstabes: die Umwandlung der bisher mehr privaten und auf persönlichen Urlaub sich gründenden Stellung Moltkes in eine dienstliche und die Ausgestaltung seines Kommandos zu einer preußisch-türkischen Militärmission durch die Entsendung von drei weiteren Generalstabsoffizieren, der Infanteristen v. Vincke und Fischer und des Ingenieurs Mühlbach nach Konstantinopel. Die Grundlage einer Durchdringung der gesamten türkischen Wehrmacht mit preußisch-deutschem Geist, mit Erziehern, Führern und Organisatoren, mit denen wir heute im Südosten rechnen können, unsre Feinde rechnen müssen, war damit geschaffen! Nun häufen sich Vertrauensbeweise und Aufträge seitens des Sultans und des Kriegsministers, Inspektionsreisen und Reformpläne, deren Seele immer Moltke ist. Unter dem Gesichtspunkt heutiger türkischer Heeres- und Flottenfragen seien nur drei Materien von dauernder Bedeutung erwähnt: der Ausbau der Dardanellenbefestigungen als des Schlüssels zur Hauptstadt, die dringlich notwendige Artilleriereform und die Errichtung einer Miliz. Unter welche Gesichtspunkte die preußische Militärmission Bestrebungen nach letzterer Richtung stellen mußte, geht aus dem trefflich allgemein orientierenden Aufsatz „Die politisch-militärische Lage des osmanischen Reiches im Jahre 1836" hervor, der damals auf türkischem Boden geschrieben wurde. „Fremde Heere," führt Moltke darin aus, „hatten das Reich an den Rand des Verderbens gebracht, fremde Heere es gerettet." Man wollte daher vor allen Dingen eine eigene Armee besitzen, und mit großer Anstrengung ist man dahin gekommen, 70000 Mann regulärer Truppen zu errichten. Wie wenig indessen diese Macht ausreicht, um den ausgedehnten Länderbesitz der Pforte zu schützen, zeigt ein Blick auf die Karte. Schon allein die Dimensionen verhindern, die an so viele Orte versplitterte Macht auf einen bedrohten Punkt zu vereinen, und die Truppen von Bagdad sind von jenen zu Skroda (Uschkodra) in Albanien 350 Meilen entfernt. Hieraus geht hervor, von welch hoher Wichtigkeit die Einrichtung einer wohleingerichteten Miliz im osmanischen Reiche sein würde. Indes setzt dies natürlich voraus, daß die Interessen der Regierung und der Regierten nicht im Widerspruch stehen.

Die jetzige türkische Armee ist ein neuer Bau auf einer alten erschütterten Grundfeste. Die Pforte dürfte in diesem Augenblick ihre Sicherheit mehr in Verträgen als in Heeren finden, und die Schlachten, welche über die Fortdauer dieses Staates entscheiden sollen, können ebensogut in den Ardennen oder dem Waldaigebirge als am Balkan ausgefochten werden."

Die vorstehenden Sätze schildern nicht nur den Zustand der Dinge, den Moltke in der Türkei vorfand, die fast unüberwindlichen Schwierigkeiten, die ein solcher Zustand einer umfassenden Reform entgegenstellen mußte, sie sind zum Teil maßgebend auch noch für die heutige Entwicklung; der letzte Satz könnte ja heute geschrieben sein. Sie erinnern endlich daran, daß es Moltke und seinen Mitarbeitern auch noch beschieden war, in kriegerische Ereignisse in Kleinasien einzugreifen, welche eine starke Bedrohung des asiatischen Besitzes der Türkei darstellten.

Mit dem Jahre 1831 hatten ernste Kämpfe der Türkei mit dem tatkräftigen und verschlagenen Mehmed Ali von Ägypten eingesetzt, die das Schwergewicht kriegerischer Entscheidungen an die Südostgrenze des Reiches verlegten, den Besitz von Provinzen und Gebieten wie Cilicien und Syrien, Mesopotamiens, der Westküste des Persischen Meerbusens in Frage stellten. Die Jahre 1838 und 1839 haben auch Moltke und seine Kameraden in diese Breiten geführt, deren Besitz auch heute wieder von weltgeschichtlicher Bedeutung für die Türkei und somit auch für uns geworden ist. Das Jahr 1838 brachte die Entsendung Moltkes zur Armee des Generals Hafiz Pascha, der an der kleinasiatisch-syrischen Grenze ein Heer zusammenzog, und damit weite Reisen mit topographischen Festlegungen in Kleinasien und im Stromgebiet des Euphrat und Tigris bis Mossul etwa 350 Kilometer nördlich Bagdad im Südosten, bis zum Karsan Dagh im Osten.

Es brachte dem jungen Generalstabskapitän auch die Teilnahme an einer Expedition gegen aufrührerische Kurdenstämme und so auch die Feuertaufe, die ihm sonst wohl erst das Jahr 1864 gebracht hätte. Moltke und seine Kameraden in türkischen Diensten im Stromland des Euphrat und Tigris! Es versteht sich von selbst, daß jedes Blatt der Moltkeschen Briefe aus jener Zeit von Gegenwartswert durchtränkt ist. 1839 hatten sich die Verhältnisse so zugespitzt, daß ein Treffen am oberen Euphrat bei Nisib am 24. Juni die Entscheidung in günstigem oder ungünstigem Sinne bringen mußte. Nach dem Urteil der preußischen Offiziere bot ein freiwilliger Rückzug günstigere Bedingungen für die Entscheidung. „Ich stellte", so schildert Moltke später die Lage, „dem Pascha die geringe Zuverlässigkeit seines Heeres und die Stärke der Gegner vor; wie unsere Verstärkungen von allen Seiten im Anzuge seien, und es also nur darauf ankomme, Zeit bis zu ihrer Ankunft zu gewinnen, daß es sich ja nur um einen freiwilligen Rückzug handle, der vom Feinde nicht gedrängt werden könne." Nichts half. „Morgen," rief er dem Pascha zu, „wenn die Sonne wieder hinter jenen Bergen untergeht, wirst du ein Heerführer ohne Heer sein." Der preußische Stratege auf asiatischem Boden irrte sich nicht. Die Schlacht von Nisib, vor deren Beginn Moltke seine Entlassung als „Musteschar" (Ratgeber) eingereicht hatte, ging verloren, das Werk eineinhalbjähriger unermüdlicher Tätigkeit und rastlosen Fleißes war zerstört.

So gesellte sich eine bittere und unverdiente Enttäuschung zu dem längst

bestehenden Wunsch, das Vaterland wiederzusehen und in ihm die vielversprechende Laufbahn wieder aufzunehmen, und zu anderen spezifisch türkischen Enttäuschungen der letzten Jahre. Gerade sie sind ein wichtiger Beitrag zu der zu verneinenden Frage: „Hat Moltke, hat die preußisch-türkische Militärmission in den vier Jahren ihres angestrengten und redlichen Wirkens greifbare und etwa noch heute aufzuweisende Erfolge auf dem Gebiet der Armeereform und -Organisation erzielt?" Und diese Enttäuschungen gehen auf zwei lapidare Sätze Moltkes zurück, die sich in der großangelegten Charakteristik des Sultans Mahmud des Zweiten finden. „In der Türkei wird die beste Gabe verdächtig, wenn sie aus der Hand eines Christen kommt," und „Wir waren höchlich ausgezeichnete Individuen einer äußerst geringgeschätzten Kategorie."

Daß aber die ausgestreute Saat durchaus nicht überall unter die Dornen, sondern triebkräftiger Samen auf aufnahmefähiges Erdreich fiel, daß von nun an dauernde preußisch-deutsch-türkische militärische Beziehungen bestehen blieben, lehrt unter anderem die Tatsache, daß in den Jahren 1851 bis 1887 ein anderer preußischer Offizier an der fortifikatorischen Kräftigung der Türkei ausschlaggebenden und bis heute fortwirkenden Anteil nehmen durfte. Friedrich Julius Bluhm, seit 1843 Leutnant im preußischen Ingenieurkorps, war seit 1851 Instruktor an der türkischen Artillerie- und Ingenieurschule in Konstantinopel, trat später in den Dienst der Pforte und stieg allmählich zum Divisionsgeneral (1880) und Generalinspekteur der Festungen und Dezernent im Kriegsministerium auf. Von ihm stammten die Befestigungen von Silistria, die sich 1854 gegen den russischen Angriff hielten. 1867 schuf Bluhm mit einer quer durch die Insel Kreta gelegten Blockhauslinie die Möglichkeit, den Aufstand auf dieser Insel zu unterdrücken, und bot damit ein Vorbild, das von den Engländern in ihrem Kampf 1891/92 gegen die Buren nachgeahmt wurde. Für den Bestand der Türkei in ihrem letzten Existenzkriege vor dem gegenwärtigen Völkerringen am wichtigsten sind dann Bluhms Befestigungsarbeiten von Adrianopel und den Tschataldscha-Linien aus dem Jahre 1877 geworden. Hier trat seine selbstschöpferische Eigenart, sein originales, artilleristische und infanteristische Defensive innig verbindendes System von Geschützdeckungen, polygonal geführtem gedeckten Weg, Kaponierenbestreichung und starkem Hindernisgürtel glänzend zutage. Auf diese Grundzüge sind auch die durch Tewfik und Tahir-Pascha geleiteten Befestigungen von Plewna zurückzuführen. Wie weit die damals in Adrianopel und an den Tschataldscha-Linien ausgeführten Arbeiten auf den Verlauf des ersten und zweiten Balkankrieges, wie weit sie namentlich auf den schließlichen türkischen Erfolg der Behauptung von Adrianopel und den Vertrag von Bukarest Einfluß ausgeübt haben, könnte nur eine spezielle kriegsgeschichtliche Untersuchung entscheiden. Daß seine in Nachfolgerschaft von Moltke ausgearbeiteten Pläne und Studien für den Ausbau der Dardanellen diese militärische Lebensfrage der Türkei im Fluß erhalten haben, ist ein weiteres

unbestreitbares Verdienst des rastlos tätigen, 1900 in deutscher Heimat verstorbenen Mannes.

Nach dem Generalstäbler und dem Ingenieur der Kavallerist Otto A. Johannes Kähler! Die Berufung dieses hervorragenden Offiziers, zu der 1882 Sultan Abdul Hamid der Zweite selbst die Anregung gab, zielte auf eine Reorganisation der türkischen Kavallerie, von der Moltke uns berichtet, daß ihre Hauptausbildung in Attacken von 300 Meter Länge auf einem Exerzierplatz der Hauptstadt bestanden hätte. Dem zum Generalleutnant und Generaladjutanten des Sultans ernannten Offizier und seiner verdienstvollen Tätigkeit bereitete ein früher Tod im Jahre 1885 in Konstantinopel ein vorzeitiges Ende. Aber diese kurze Zeit der Wirksamkeit und das volle Vertrauen des Sultans hatte er benutzt, um einem noch bedeutenderen Nachfolger in Konstantinopel die Wege zu ebnen. Es war der damalige Major und Lehrer an der Kriegsakademie Colmar Freiherr v. d. Goltz, der am 25. August 1883 als Generalmajor endgültig in türkische Dienste trat.

Die Tätigkeit v. d. Goltz Paschas kann nach vielen Beziehungen hin als eine Fortsetzung derjenigen Moltkes bezeichnet werden. Aber seine Berufung unterschied sich doch nach Form und Inhalt in manchen Stücken in vorteilhafter Weise von der seines Vorgängers. Zunächst war ihm ein Arbeitsfeld mit fester Umgrenzung überwiesen, das der Reorganisation der Militärschulen, die in der Türkei schon damals eine verhältnismäßig bedeutende Ausdehnung hatten. Als General Kähler starb, wurde der damals vierzig Jahre alte türkische Generalmajor sein Nachfolger als zweiter Chef des Generalstabes. Er fand endlich bereits eine Reihe von deutschen Kameraden in Konstantinopel vor, in deren Mitte er, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich als Chef einer deutsch-türkischen Militärmission wirken konnte. Ihr gehörte als Infanterist Kamphövener an, der siebenundzwanzig Jahre bis 1909 in der Türkei gewirkt hat, als Kavallerist v. Hobe, als Artillerist Ristow, für die Armeeverwaltung v. Schilgen. Es sind später ebenso klangvolle Namen geworden wie die ihrer Nachfolger und Ersatzmänner Steffen, v. Grumbkow, Imhoff (Feldartillerie), v. Rüdgisch (Kavallerie), v. Ditfurth (Infanterie) und anderer. Auch das tatsächliche Wirkungsgebiet, das Goltz allmählich zufiel, erweiterte sich entsprechend der inzwischen vollzogenen militärischen Entwicklung zu ungleich größerer Ausdehnung als das Moltkes.

Aus dem militärischen Chaos, das Moltke bei seinem Eintritt in türkische Dienste vorfand, hatten sich inzwischen drei große, dringlich Lösung heischende Aufgabenbündel kristallisiert. Eine umfassende Armeereform, deren Hauptstück ein neues Rekrutierungsgesetz sein mußte, war als Grundlage jeder weiteren Heeresentwicklung und jeder festen und energischen auswärtigen Politik zu schaffen. Daneben mußte ein geistiger Neuaufbau des Offizierkorps gehen, der auf einer völligen Reorganisation des Militärerziehungs- und -bildungswesens fußen mußte. Weiter mußte bei der immer dringlicher

werdenden Gefahr von Angriffen auf die Erhaltung des türkischen Besitzstandes die fortifikatorische Sicherung des Landes im Sinne von Moltke und Bluhm im Auge behalten werden, die Sicherheit der Hauptstadt mußte als ein rocher de bronze durch den Ausbau der Dardanellenbefestigungen stabiliert werden. Für diese dritte Aufgabe war die Fortführung der von Moltke begonnenen topographischen Aufnahmen eine wesentliche Bedingung.

Was ist auf diesen Gebieten während des ersten Aufenthalts von Goltz in der Türkei, der bis zum Jahre 1895 währte, durch ihn und seine Mitarbeiter erreicht worden? Auf dem Gebiete der Armeereform bildeten vier Gesetze die Marksteine weiterer Entwicklung. Das wichtigste, das Rekrutierungsgesetz, fußte auf dem ersten Paragraphen: „Alle osmanischen Untertanen sind zum persönlichen Kriegsdienst verpflichtet." In letzter Stunde setzte der Sultan eigenhändig zwischen „alle" und „osmanische Untertanen" das Wort „mohammedanische" ein, und damit fiel die Zulassung der Christen zum Heeresdienst. Es ist schwer zu entscheiden, ob dieser Federstrich des Sultans der Türkei zum Segen oder Unsegen gereicht hat, obschon damals (1886) eine mit Christen durchsetzte Armee ein brauchbares Werkzeug gewesen wäre. Zwei weitere Gesetze regelten die Organisation der Reserve und der Redifs (Landwehr), und zwar auf Grund einer sehr mühsamen, sechs Jahre Arbeit in Anspruch nehmenden Bezirkseinteilung des ganzen riesigen Reiches. Ein viertes Gesetz umfaßte die Ausbildung der so gewonnenen Massen. Hinzutreten dann endlich wichtige Reglements, wie die für die Mobilmachung, die von nun an mit einem Mehrertrag von 130 000 Mann zu rechnen hatte, für das Transportwesen im Kriege usw.

Über Goltz' Ziele und Erfolge in dieser ersten Zeit seiner Wirksamkeit auf dem Gebiet der Offiziersausbildung — um aus der gesamten Arbeit am Offizierkorps eine Materie herauszugreifen — sei nur eine Briefstelle aus den ersten Jahren[1]) herausgegriffen. „Mein Augenmerk war darauf gerichtet, die Militärschule und die ihr attachierte Generalstabsschule wieder zu einer Fachschule zu machen, welchen Charakter sie vollständig verloren hatte. Die Generalstabsschule enthielt zum Beispiel," wie Goltz schreibt, „in allen drei Kursen zusammengenommen, nur zwei militärische Fächer: Fortifikation und Geschichte der modernen Feldzüge seit Turenne; letztere beschränkte sich auf einfaches Auswendiglernen von Daten. Zu meiner Zeit sind nun geschaffen worden: Generalstabsgeschäfte, Waffenlehre, Kriegsgeschichte, Geschichte der Kriegskunst, Festungskrieg, Organisation der fremden Armeen, ottomanische Armeekunde, strategische Geographie und Statistik, angewandte Taktik und Generalstabsdienst im Terrain, nach Art unserer Generalstabsreisen. Im nächsten Jahr soll noch ein Kursus Militärliteratur hinzukommen,

[1]) Es handelt sich um wenig bekannte Briefe an den noch lebenden Major v. Schmiterlöw.

der hier sehr notwendig, da gerade die Kenntnis der fremden Literatur wenig verbreitet ist und zum Selbststudium den Offizieren die Mittel fehlen. Die Einführung dieser verschiedenen Kurse hat natürlich manche Mühe gemacht, da sowohl Lehrbücher als Lehrkräfte erst geschaffen werden mußten. Einige sind übrigens ganz gut geworden, und ich hoffe, daß sie Bestand haben werden, wenn ich fortgehe. Damit bleibt der Türkei dann noch einiges." Diese über den Umfang einer einzelnen Aufgabe und die ihrer Lösung entgegenstehenden Hindernisse geschriebenen Sätze entstammen dem Jahre 1885. In der Zeit bis 1895 ist dann die Gesamtzahl der Schüler aller auf diese Weise überhaupt erst zu Militärschulen erhobenen Bildungsanstalten von 4500 auf 14000 gestiegen. Man kann ruhig sagen: Der militärische Bildungsstand des Offizierkorps war nach Zahl und Bedeutung verdreifacht worden.

Die eben angezogenen intimen und deshalb so wertvollen Briefe aus jener schwierigsten Anfangszeit der Goltzschen Tätigkeit seien auch für die heute so aktuelle Frage der Dardanellenbefestigungen herangezogen. „Sehr erforderlich ist auch die Sicherung Konstantinopels gegen das Schwarze Meer hin und gegen einen Handstreich, mit dem man russischerseits den nächsten Krieg so gern eröffnen möchte. Noch ist der Bosporus nicht fest geschlossen, weil die Strandbatterien zu schwach armiert sind, zwar wohl mit 28-Zentimeter-Geschützen, aber doch mit den älteren Modellen aus den siebziger Jahren, die nicht für die heutigen großen Pulverladungen konstruiert sind. Die russischen Panzer mit ihren 45,6-Zentimeter-Stahlpanzern können gelassen daran vorüberfahren. Ferner kann man zu beiden Seiten des Bosporus landen und Truppen ausschiffen, welche dort nur einen guten Tagemarsch von der Hauptstadt entfernt stehen. Wiederholt habe ich auf energische Vorkehrungen dagegen gedrungen; oft war ich nahe daran, zu reussieren, aber tatsächlich ist bis jetzt nur wenig geschehen. Endlich hat man mit dem Bau einer Strandbatterie für die neuen langen Kanonen — bis zu 35,5 Zentimeter und 35 Kaliber lang — begonnen. Auch diese Maßregeln bilden eine meiner Bedingungen, um meine Arbeit einstweilen auch nur bis zum Oktober fortzusetzen." Goltz hat, als er 1889 in so kraftvoller Weise für den Schutz Konstantinopels gegen russische Angriffsgelüste tätig war, nicht geahnt, daß er seiner eigenen weltgeschichtlichen Aufgabe, der „Wacht am Bosporus" an der Wende der Jahre 1915/16 vorarbeitete (siehe S. 435).

Von topographischen Aufnahmen stellt die Karte der Umgebung von Konstantinopel, die in den Jahren 1887 bis 1895 entstand, eine direkte Fortsetzung und Erweiterung der Moltkeschen Arbeiten dar. Für die Darstellung Kleinasiens bildeten seine „Itinerarien" und topographischen Aufzeichnungen wertvolles Material zu einer Karte 1 : 200000, die im Anschluß an die 1878 aufgenommene russische Karte hergestellt wurde.

Die kurze Anführung dessen, was in den Jahren 1883 bis 1895 erreicht wurde, würde ein unvollständiges und deshalb falsches Bild ergeben,

wenn wir nicht mit wenigen Worten der hochaufgetürmten Hindernisse gedächten, die Goltz und seine Mitarbeiter zu überwinden hatten. Wohl gehörten die deutschen Offiziere nicht mehr wie in Moltkescher Zeit zu einer schließlich und in breiten Kreisen des Volkes und der Bureaukratie „äußerst gering geschätzten Kategorie", aber die Lethargie dieses Volkes, die geistige Enge und Schwerfälligkeit dieser Bureaukratie war dieselbe geblieben, und erst tiefgehende politische Umwälzungen, der Sieg des Jungtürkentums, haben darin eine gewisse Besserung hervorgerufen. Noch 1909 muß sich Goltz gegen eine alte Unsitte dieser Bureaukratie wenden, gleichzeitig an verschiedene deutsche Offiziere oder türkische Militärbehörden mit Fragen, Wünschen und Vorschlägen heranzutreten und dann einen Rat gegen den anderen auszuspielen, um schließlich nichts tun zu können. Er nennt diese Unsitte eine alte Yildiz-Sitte im Hinblick auf die Residenz des Sultans Abdul Hamid des Zweiten. Und damit, mit der eigenartigen und komplizierten Natur des Sultans, ist das Haupthindernis umfassenderer Erfolge der deutschen Militärmission bis 1908 berührt. Sultan Abdul Hamid war eine viel zu bedeutende Persönlichkeit, um nicht für eine andere bedeutende Persönlichkeit, wie Goltz sie darstellte, volles Verständnis zu besitzen und die Vorteile zu begreifen, die seine Tätigkeit der Türkei bieten konnte. Aber daraus die entsprechenden Folgerungen zu ziehen und den Tätigkeitsdrang des uneigennützigen deutschen Soldaten frei schalten zu lassen, daran hinderte ihn die dunkelste Seite seines Charakters, sein despotisches Mißtrauen gegen seine Umgebung, sein Volk und auch gegen seine Offiziere und sein Heer. „Der Sultan wünscht, vielleicht mehr instinktiv als bewußt, keine gute Armee, weil er sie fürchtet," schreibt Goltz 1884. Geradezu eine Idiosynkrasie besaß er gegen die Grundlage jeder feldmäßigen Ausbildung des Soldaten, das Schießen mit scharfer und selbst mit blinder Munition. Goltz wollte im Juni 1884 den zweiten Kursus der Militärschule durch ein Schießen mit Platzpatronen abschließen. „Der Großherr ist dagegen so absolut nervös, daß ich voraussichtlich erst mit Einreichung meines Demissionsgesuches zum Ziele gelangen werde. Das ist um so wunderbarer, als sonst — das heißt mit Ausnahme des Soldaten — hier ein jeder schießt, wo, wie und soviel er will. Die Griechen und Armenier verüben hier zu Ostern ein wahres Massenfeuer in den Straßen, und niemand stört sie; gegen die Armee, die geduldigste und gehorsamste bewaffnete Masse, die es wohl auf Erden gibt, herrscht aber ein Mißtrauen, das lächerlich wäre, richtete es nicht zu viel Unheil an. Ewig peinigen den Sultan Vorstellungen von Verschwörungen und Pronunziamentos, daß er einen stillen, aber zähen und energischen Kampf gegen die Windmühlen niemals aufgeben wird. Es ist das A und O in all seinem Denken und Handeln. Jede Truppenversammlung, jede Selbständigkeit irgendeines Führers, jede Maßregel, bei der militärische Anstalten getroffen werden müssen, erregt bei ihm den Wahn, daß sich dahinter ein Komplott verberge. Sein Streben ist viel mehr darauf

gerichtet, die Armee zu schwächen, kampfunfähig und wehrlos zu machen, als sie zu stärken."

Endlich, wenn von Hindernissen einer ersprießlichen Tätigkeit der deutschen Militärmission die Rede ist, muß auch wenigstens mit einem Wort der diplomatischen Wühlarbeit gedacht werden, die Rußland, England und Frankreich jeder ihrer Maßnahmen und Vorschläge entgegenstellten, und die in türkischem Spitzeltum und Palastintrigen namentlich so lange eine starke Stütze fand, als der persönliche Feind von Goltz, Generalleutnant Ismail Pascha als Adjutant des Sultans dessen Ohr hatte. Und solchen schleichenden und geheimen Einflüssen konnten auch unsere bedeutenden Botschafter am Goldenen Horn jener Zeit, wie Radowitz und Radolin — mit ihnen verband Goltz enge freundschaftliche Beziehungen — nicht die Spitze abbrechen.

Diesen Hindernissen und Enttäuschungen gegenüber schrieb Goltz im Jahre 1895, in dem er nach Deutschland zurückkehrte und das Kommando einer Division in Frankfurt a. O. übernahm: „Die Einsicht, daß damals das für mich Mögliche erreicht, weiter aber nicht zu kommen sei, sowie die Sehnsucht, noch einmal im Vaterlande zu dienen, veranlaßten meine Rückkehr nach Deutschland." Hätte damals, wie er annehmen mußte, das Jahr 1895 wirklich einen dauernden Abschluß seiner türkischen Tätigkeit bedeutet, so läge heute ein Vergleich mit Moltke im pessimistischen Sinne nahe: beide Reformer verließen ihr Werk als unvollendet und mußten es der Gunst oder Ungunst des Schicksals überlassen, ob die ausgestreute Saat aufgehen werde. Aber auch zu einem Vergleich zwischen beiden Männern im optimistischen Sinne ist wahrlich Stoff genug da. Ein genauer Kenner der militärischen Geschichte der Türkei, ein Schüler und Freund von Goltz, Generalleutnant Imhoff, hebt den einen Vergleichspunkt zwischen Moltke und Goltz in folgenden inhaltreichen Sätzen hervor[1]): „Die Übereinstimmung beider in ihrer Wirksamkeit ist nicht nur in militärischer Beziehung, sondern auch im Erkennen der türkischen Sitten, des Volkscharakters und der allgemeinen Verhältnisse klar zutage tretend. Die literarische Tätigkeit beider Reformer trug ganz besonders zum Verständnis der Türkei nicht nur für die Türken selbst, sondern auch für das Ausland bei."

Weiter aber. Bedeutende Persönlichkeiten wie Moltke und Goltz durchleben niemals ohne ausgebreiteten Gewinn für ihre Entwicklung außergewöhnliche Zeiten, den Einfluß neuer Umgebung und neuer verantwortungsvoller Aufgaben. Noch mehr als bei Moltke und den verhältnismäßig kurzen vier Jahren seines türkischen Aufenthalts tritt das bei Goltz und seinem dreimal so langen Verweilen in der Türkei zutage. Er war vom Soldaten und reformatorischen Mitarbeiter auf dem Gebiet heimischer Heeresfragen zum Reformer und Reorganisator des türkischen Heeres, darüber hinaus aber auch Politiker und Diplomat, der trotzdem oder deshalb — wie

[1]) Militär-Wochenblatt 1911, Nr. 61.

man es nehmen will — die verständnisvolle Unterstützung unserer diplomatischen Vertreter am Goldenen Horn fand und sie ihnen wiedergeben konnte. Das allgemeine Vertrauen der einsichtigen und vorwärtsstrebenden türkischen Kreise in den deutschen Soldaten verschmolz so allmählich mit dem Vertrauen in die deutsche Politik und deren Uneigennützigkeit. Verschüttet werden konnte das Vertrauen wieder in Zeiten übermächtigen Einflusses anderer feindlicher Nationen, französischer, russischer, englischer Ränke; aber es rang sich doch immer wieder zum Lichte empor, namentlich in den Zeiten, in denen Goltz selbst wieder türkischen Boden unter den Füßen hatte. Was bei Moltke bei seiner zurückhaltenderen Natur nicht so hervortrat: für Goltz war die Türkei eine zweite Heimat geworden, und deren Bewohner schätzten ihn als deren „Freund". Von militärischen türkischen Kreisen ging dies Gefühl aus, von ihnen erhielt es immer neue Nahrung. Als 1909 Goltz zum drittenmal Konstantinopel betrat, da schrieb ein bedeutender Soldat und Schriftsteller, Pertew Pascha, folgende wärmste und das Verhältnis des Offizierkorps zu Goltz treu schildernde Sätze:

„‚Ein Mensch, den die Nähe eines großen Menschen nicht in Flammen und außer sich bringt, ist nichts wert!' Mit diesen goldenen Worten hat uns Jean Paul die Macht eines großen Menschen, die ‚Macht der Persönlichkeit' am treffendsten vor Augen geführt. Es sind auch diese Worte, die mir in den Sinn kamen, als ich zuerst erfuhr, daß der Eintritt des Generaloberſten Freiherrn v. d. Goltz in das osmanische Heer sichergestellt war. Denn Goltz Pascha, diese ‚internationale Perle', ist ein Mann, dessen Zauberkraft jeden unbedingt begeistern und anziehen muß, der ihm in die Nähe kommt. Als wahrhaft großer Mann ist er dabei sehr einfach, bescheiden und ohne Schminke.

Jeder osmanische Offizier strahlt vor Freude, wenn ihm diese Worte ins Ohr klingen: ‚Goltz Pascha kommt'. Das erklärt sich eben durch die ‚Macht der Persönlichkeit', die gerade in unserem Berufe über allem steht. Wir lieben und verehren diesen edlen, ritterlichen Menschen, nicht weil er ein Deutscher ist, sondern weil er vor allem ein Mann ist von großem Herzen und vornehmstem Charakter. Das ganze osmanische Heer begrüßt ihn heute auf das freudigste und ist beglückt, diesen hervorragend tüchtigen Kriegsmeister wieder in seiner Mitte sehen zu dürfen. Und wir, seine dankbaren Schüler, welche von ihm ehemals so viel gelernt haben, werden auch diesmal vieles im militärischen Gebiete von ihm lernen, ganz fern von Politik und Parteihader. Große Männer gehören nicht nur dem eigenen Lande an; sie sind die Zierde der ganzen Menschheit."

Dieser Wärme des Gefühls auf türkischer Seite entsprach auf der Seite des deutschen Offiziers eine lebhafte und bewußte Sympathie für die ausschlaggebenden Persönlichkeiten des türkischen Offizierkorps. Einer jenen intimen Briefe an Schmiterlöw von 1889 enthält die bezeichnenden Sätze: „Schwer wird es mir werden, mich von der Türkei zu trennen. Ich liebe

das Land und habe hier viel treue und brave Freunde gefunden. Es wird Dir gewiß sonderbar vorkommen und ist doch wahr, daß der gebildete türkische Offizier dem preußischen in Wesen und Anschauungen sehr viel näher kommt als die Offizierkorps fremder Armeen, die ich sonst kenne. Doch leider Gottes hat die Regierung und die Dynastie gar keine Ähnlichkeit mit der unserigen, darum kann man nicht daran denken, für sein Leben hier zu bleiben."

Mit ähnlichen Gefühlen, wie sie der Schlußsatz dieses Briefes von 1889 erkennen läßt, schied Goltz Pascha, wie wir wissen, 1895 von dem ihm so lieb gewordenen türkischen Boden. Es war kein Abschied für immer, aber es lag auch nicht in der Linie der Wahrscheinlichkeiten, seiner Absichten und Lebenspläne, dorthin zurückzukehren. Ein eigenes Geschick hat es gefügt, daß sein Schicksal sich auf diesem Boden vollendet hat, daß ihm hier am Abend seines Lebens ein voller, unverwelklicher Ruhmeskranz erblüht ist, der den Namen des deutschen Feldmarschalls aufs engste mit der Geschichte der Türkei verknüpft hat. Und eine ganz besondere Fügung ist es, daß seine nächste Berufung nach Konstantinopel von eben der Regierung und dem despotischen Herrscher ausging, dessen Wesensart ihn 1895 zur Aufgabe seiner Reformarbeit gezwungen hatte. Eine persönliche schmeichelhafte Einladung des Sultans Abdul Hamid führte ihn 1908 zu einem kürzeren Besuch nach Konstantinopel zurück. Manches Unliebsame und Bittere, das in der Erinnerung des deutschen Soldaten an seinen ersten türkischen Aufenthalt lastete, ist damit und durch die besonderen Gnaden- und Vertrauensbeweise des Sultans gegen seinen Gast ausgeglichen und gelöscht worden. Sie änderten aber sachlich nichts an dem Eindruck, den Goltz bei diesem Besuch empfing, daß seine schon erwähnten Mitarbeiter an der türkischen Heeresreform und deren Nachfolger unter denselben erschwerenden Bedingungen weiterarbeiteten, unter denen er geseufzt hatte.

Wie anders geartet etwa ein Jahr später die Berufung des Jahres 1909! Die Revolution vom 24. Juli 1908 hatte das politische Antlitz der Türkei völlig verändert, das Jungtürkentum hatte die schwere, fast unlösbar erscheinende Aufgabe einer Reformarbeit auf allen Gebieten des Staatswesens übernommen. Eine solche Reformarbeit am Körper des Heeres mußte dem hohen Ziele dienen, endgültig eine Periode von Gebietsverlusten und Machteinbußen, die die Vergangenheit charakterisiert hatten, beendigen und jede neue Unbill, die dem Reich etwa zugemutet werden sollte, zurückweisen zu können. Es war bezeichnend für das Vertrauen von allen Seiten, das Goltz und seine Mitarbeiter sich erworben hatten, daß ihm, der eben noch der Gast des gestürzten Despoten Abdul Hamid gewesen war, das Schwert der türkischen Wehrkraft angeboten ward, damit er es weiter schärfe und von allem Rost befreie. Aus naheliegenden politischen Gründen mußte sich der General formell dieser Aufgabe, der Organisator der neuen Armee zu werden, entziehen. „Ich hatte nur die Möglichkeit, als Freund mit den alten Freunden

zweimal für einige denkwürdige Monate zusammenzuarbeiten und mich an Fortschritten der jungen Truppe zu erfreuen." Und einen besonders wichtigen Dienst konnte der „Fremde und Freund" noch dem verjüngten und vorwärtsstrebenden Offizierkorps leisten: ihm immer wieder das beste Mittel der Aussöhnung aller im Offizierkorps und außerhalb desselben widerstreitenden und sich bekämpfenden Interessen ans Herz zu legen, die „Ablenkung aller von den persönlichen und den innerpolitischen Fragen auf das rein militärische Gebiet". Das war Gedankengang und Sprache des auf Selbstzucht und militärische Beherrschung gegründeten deutschen Soldaten, Eigenschaften, die Goltz auch im eigenen Vaterlande in manchen Lebenslagen bewiesen hatte. Und wer die innere Geschichte des türkischen Heeres kennt, weiß, daß mit jenem Rat von Goltz ein St.-Georgs-Rat im Drachenkampf gegeben war. Endlich: zu solchem Rat war der besonders befugt, der wie Goltz sich nicht gescheut hatte, für die jungtürkische Bewegung trotz all ihrer Schlacken und Schatten überzeugungstreu und klarblickend allen Angriffen gegenüber einzutreten: „Die Regeneration des Heerwesens kann nur glücken, wenn die jungtürkische Bewegung sich weiterhin folgerichtig ausbildet und maßgebend bleibt . . . Dann aber ist in der Zukunft mit einem wesentlich erstarkten Osmanenreich zu rechnen, das, auf der Schwelle Europas und Asiens stehend, ein wichtiges Bindeglied zwischen beiden Welten bilden wird und eine große Rolle spielen kann."

Der Aufenthalt von 1909, über dem nicht mehr das unbesiegbare Mißtrauen Abdul Hamids schwebte, war also trotz seiner Kürze und des nicht amtlichen Charakters der Stellung des Feldmarschalls weniger gehemmt und deshalb verhältnismäßig erfolgreicher als der frühere. Rasche Fortschritte wurden namentlich auf den Gebieten gemacht, auf denen die frühere Periode vorgearbeitet hatte. Auf organisatorischen Gebieten erhielten die Armeeeinteilung, die Trennung des Großen Generalstabs vom Kriegsministerium, das Pensionswesen ihren gesetzgeberischen Abschluß. Die neue Landesaufnahme trat in ein neues Stadium systematischer Tätigkeit, deren Früchte heute im Weltkriege gepflückt werden. Auf dem Gebiet des Bildungswesens sei die Einrichtung von Unteroffizierschulen, von Reserveoffizier- und Schießschulen, die Abhaltung von Rahmen-Manövern erwähnt. Freier lag jetzt auch der Weg für eine der erhöhten Arbeitslast entsprechende Ausgestaltung der deutschen Militärmission, der Berufung zahlreicherer deutscher Offiziere, der Erweiterung ihrer Befugnisse. Die Zahl der berufenen Offiziere stieg von vier auf zwölf Vertreter der vier Waffen, der Intendantur und des Sanitätswesens, und sie erhielten bestimmte Arbeitsgebiete und Vollmachten. Einzelne kommandierten Modellregimenter, andere Offizierlager, die zur beschleunigten Durchbildung des niederen Offizierkorps dienten. Auch die sonstigen Militär-Erziehungs- und -Bildungsanstalten traten unter ihren Befehl.

Immerhin fehlte noch eine einheitliche Leitung der Gesamt-Reformarbeit

und ihre Zusammenfassung und Vertretung durch eine dem Sultan und dem Kriegsministerium verantwortliche Persönlichkeit. Goltz brachte diesen Mangel während der nach deutschem Muster angelegten und durchgeführten Armeemanöver des Jahres 1909 bei der Armeekommission, als der damaligen obersten beratenden Heeresinstanz, zur Sprache. Er drang mit seinem Vorschlag, solche verantwortliche Stellung dem Generalquartiermeister Generalmajor v. Freytag-Loringhoven anzubieten, zunächst durch. Dann aber erhebt sich ein nicht zu überwindendes Hindernis, ein schließlich aus nationalen Gründen begreiflicher Widerspruch aus den Kreisen des jungtürkischen Komitees. In jener Zeit war die türkische Flotte dem englischen Admiral Gamble mit bestimmten, von seiner Regierung ausbedungenen Rechten übergeben worden, die Gendarmerie dem italienischen General Grafen Robilant, der vorher die internationale Gendarmerie in Mazedonien organisiert hatte. Und nun sollte auch formell und offenkundig das Heer der Autorität eines fremden Generals anvertraut werden? So zog man, in erster Linie aus Rücksichten auf das Ausland, es vor, der deutschen Militärmission die notwendige Ergänzung eines Oberhauptes vorzuenthalten, den Kriegsminister auch weiterhin mit jedem einzelnen der Reformer unterhandeln zu lassen und daraus entstehende Schwierigkeiten für eine fortlaufende und wirksame Tätigkeit der Instruktoren in den Kauf zu nehmen.

Immerhin waren der weiteren vorwärtsdrängenden Entwicklung weitere Wege vorgezeichnet und Jahre des Friedens und ungestörter ruhiger Friedensarbeit hätten den von deutscher Hand ausgestreuten Samen, die bereits aufsprießenden Keime sicher zu vollbefriedigender Reife und Blüte gebracht. Wie man weiß, waren sie der inner- und außerpolitisch schon schwer erschütterten Türkei nicht beschieden, weitere Erschütterungen auch kriegerischer Art füllten die nächsten Jahre aus, der italienische mit dem Raubüberfall auf Tripolis einsetzende Krieg von 1911 12, die beiden Balkankriege von 1912/13. Es ist bezeichnend, daß gerade jüngst (7. Juli) ein kaiserlicher Erlaß bestimmt, daß den Angehörigen des deutschen Heeres und der Marine, die auf Befehl jenen Kriegen beigewohnt haben, ein Kriegsjahr anzurechnen ist. Aber auch abgesehen von der jetzt dienstlich sanktionierten Teilnahme haben beide Kriege auch durch unabhängige und private Teilnahme einer großen Anzahl von deutschen Offizieren und Ärzten an ihnen neue Bausteine in das sich allmählich erhebende Gebäude praktischer deutsch-türkischer Waffengemeinschaft gefügt. Namentlich im tripolitanischen Kriege ist neben das mit Recht bewunderte türkisch-arabische Organisationstalent auch das deutscher Offiziere getreten, und die Tätigkeit des deutschen Roten Kreuzes in den Einöden von Tripolitanien im Rücken der Turko-Araber ist im türkischen Heere unvergessen, während in der deutschen Heimat aus leicht begreiflichen Gründen damals diese deutschen militärischen Leistungen auf afrikanischem Boden wenig in die Öffentlichkeit drangen.

Viel erörtert aber wurde dann während und nach den beiden Balkankriegen namentlich von unseren heutigen Feinden die Frage: „Trägt nicht an den militärischen Mißerfolgen der Türkei die Schuld die deutsche Taktik, der deutsche stumpf und schwunglos machende Drill, hat nicht im Donner der Schlachten die militärische deutsche Reformtätigkeit seit Moltke ein glänzendes Fiasko erlebt?" Laut und lärmend ist, ohne daß man irgendwie versucht hätte, die Verhältnisse sich klarzumachen, unter denen Moltke, Bluhm, Goltz und ihre Mitarbeiter gearbeitet haben, diese Frage bejaht worden. Unsere Leser wissen, daß Goltz in einem breit angelegten, sachlichen Aufsatz: „Der jungen Türkei Niederlage und die Möglichkeit ihrer Wiedererhebung" (Deutsche Rundschau 1913, Band 154) ebenso sachlich und fachlich wie schlagend und temperamentvoll die Hohlheit dieser Anklagen beleuchtet hat, von denen es seit dem Eintritt der Türkei in den Weltkrieg auch in den Ententeblättern still, aber auch ganz still geworden ist. Sehr erklärlich! Denn war schon der dritte Aufenthalt des deutschen Reformers und seiner Mitarbeiter in der Türkei reich an einleuchtenden Erfolgen und Tatsachen der Befriedigung und hoffnungsvollen Vorschau, war die deutsche militärische Stellung in Konstantinopel schon damals schwer zu erschüttern, so hat das gewaltige Schicksal des Völkerkrieges ihnen am Lebensabend des ottomanischen Feldmarschalls Goltz noch einen vollen Früchtekranz für die unermüdliche Arbeit an der militärischen Wiederverjüngung der Türkei beschert. Seit Mitte Dezember 1914 hat die unverminderte Schaffenskraft des dreiundsiebzigjährigen Marschalls, hat die Organisationskraft und die Führerbegabung ungezählter deutscher Offiziere auf türkischem Boden, in türkischen Gewässern und in türkischer Luft reichste und umfassendste Betätigung gefunden.

Goltz selbst stand nach der türkischen Kriegserklärung an Rußland zunächst dem Sultan Mehemed den Fünften und der in Enver Pascha sich verkörpernden türkischen Heeresleitung beratend zur Seite. Diese beiden Namen mahnen zu einer Einschaltung. Wenn es der diesem zusammenfassenden Abriß gegönnte Raum gestattete, müßte nun neben der Würdigung der allgemeinen Einwirkungen auf das türkische Heer und Offizierkorps der Einfluß des deutschen Reorganisators auf einzelne Persönlichkeiten gewürdigt werden. Es müßten auch Freundschaften und Beziehungen seiner Mitarbeiter und späteren deutschen Schüler auf türkischem Boden in ihrem Einfluß auf die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft klargelegt werden. Deutsche Namen von hoher militärischer Bedeutung würden in Verbindung genannt werden müssen mit den klangvollsten aus den letzten Jahrzehnten der türkischen Geschichte. Es müßte gesprochen werden von Zeki Pascha, dem Generalinspekteur der Militärschulen 1883, von dem jungtürkischen Führer Mahmoud Schewket Pascha, den Goltz als „vollkommen lauteren Charakter mit der notwendigen Energie" schildert, und den „befähigten General und Mann von großer Energie", von Mahmoud Mukthar und vielen anderen.

Die großen und kleinen Kanäle der Durchdringung der türkischen Wehrkraft mit deutschem soldatischen Geist, Organisationskraft und Pflichttreue würden so aufgewiesen werden. Aber, wie gesagt, diese Untersuchung muß zurückgestellt werden. Dagegen muß die Hoffnung ausgesprochen werden, daß dieser dankbaren Aufgabe sich bald eine berufene türkische Feder widmet und damit meine Ausführungen in entscheidender Weise ergänzt. Aber ein kurzer Hinweis darauf ist doch erforderlich, wie dankbar wir der weltgeschichtlichen Entwicklung sein müssen, die einen Goltz im Weltkriege nicht unter einen Mahmud den Zweiten oder Abdul Hamid den Zweiten und ihre unselbständigen, bureaukratisch und innerpolitisch gefesselten militärischen Ratgeber gestellt hat, sondern neben einen Mehemed den Fünften, den fürstlichen Vertreter der siegreichen konstitutionellen und liberalen Ära, und neben seinen Kriegsminister und Generalissimus Enver Pascha, den Organisator der neuen Türkei, die treibende Kraft aller Verjüngungselemente in dem nur anscheinend siechen Staatskörper. Von der ersten persönlichen Berührung an haben sich Goltz und Enver Pascha, um wenigstens eine Seite des Zusammenarbeitens dieser beiden Männer zu würdigen, verstanden als wesensverwandte Naturen, als geborene Organisatoren nach Anlage und Lebensführung. Und so ruhte die Freundschaft des dreiundsiebzigjährigen Feldmarschalls und des fünfunddreißigjährigen türkischen Kriegsministers, der von der Grundlage türkisch-französischer Bildung bewußt die innere Wendung zu deutscher Bildung und deutschem Wesen vollzogen hatte, auf guter standfester Grundlage: beide einte die gleiche Auffassung der mit glühender Seele erfaßten Aufgabe der Verjüngung des Staates, der dem einen eine zweite Heimat, dem anderen Vaterland war. Die reformatorisch-organisatorische Begabung für Fragen des preußischen Heerwesens hat dem seinerzeit gerade im preußischen Offizierkorps stark angegriffenen Schriftsteller Goltz spät die Genugtuung gebracht, daß eine seiner grundlegenden Ideen als richtig anerkannt und in die Tat umgesetzt worden ist: die zweijährige Dienstzeit. Und in seinem Buche über Leon Gambetta und seine Armeen läßt er in echt deutscher Unparteilichkeit auch dem französischen Organisator und seinem Genie vollste Anerkennung widerfahren. Wie mag ein so Urteilsfähiger mit heller Freude die Organisationstätigkeit eines Enver in der Cyrenaika verfolgt haben, wo 1911/12 der „Herzog der Cyrenaika" sozusagen im feindlichen Feuer ein Riesengebiet militärisch und nach allen Seiten hin bis zur Automobilstraße und der arabischen Volksschule im Lager organisierte. Nach der Türkei zurückgekehrt, trat an den Organisator Enver die ungleich größere Aufgabe der Vollendung der türkischen Armeereform heran. Wie mußte er es begrüßen, daß es gelang, in nothafter Stunde des Kriegsausbruches den Mann wieder zu gewinnen, der den Bau schon so weit gefördert hatte! Selbst für die Grundlage der wehrhaften Durchbildung der Türkei, für die militärische Jugendpflege fand ja Enver in Goltz, dem Organisator von Jungdeutschland, den sachverständigsten und begeisternden Führer.

In der Linie der Freundschaft beider Männer liegt es, wenn heute die Türkei mit der Einrichtung einer staatlichen Pflichtjugendwehr uns Deutsche überholt hat, die wir in dieser Grundfrage des so bitter notwendigen Ausbaus unserer Wehrkraft noch nicht über akademische literarische Untersuchungen und ergebnislos verlaufende Landtagsverhandlungen hinausgekommen sind.

Das verständnisinnige und reibungslose Zusammenarbeiten zweier solcher Persönlichkeiten wie Goltz und Enver stand zunächst und örtlich unter dem gleich verständnisinnigen Schutze eines Monarchen, Mehemed des Fünften, dessen ganze Vergangenheit und Persönlichkeit dafür Bürgschaft bot, daß es ihm um eine parlamentarisch-konstitutionelle Regierung, im Gegensatz zu seinem Vorgänger und Bruder, innerlich Ernst war. Sie stand aber auch unter dem Schutze des deutschen Kaisers. Für das schließlich restlose Gelingen deutscher Heeresreformarbeit in der Türkei waren es entscheidende Momente, daß sie seit Goltz' Eintritt in sie in die Regierungszeit eines Herrschers, wie Wilhelms der Zweite, fiel, der in seiner Orientpolitik auch bedeutenderen seiner Zeitgenossen, Ministern und Diplomaten, weitblickend vorauseilte, und daß dieser Herrscher bei aller Universalität des Denkens und Strebens doch in erster Linie oberster Kriegsherr ist, und die geistigen Kräfte seines Offizierskorps wie kein zweiter kennt und zu nutzen weiß. Von den Marksteinen dieser Orientpolitik Wilhelms des Zweiten muß hier kurz an seine beiden Orientreisen erinnert werden. Der Besuch Abdul Hamids in Konstantinopel fällt in das Jahr 1889. Dies Jahr ist das der Gründung der deutsch-anatolischen Eisenbahngesellschaft. Was wäre die Mobilmachung der weit versplitterten türkischen Stammtruppen (s. S. 419) ohne die Bagdadbahn gewesen. Die zweite Orientreise des Jahres 1898 führt nach Tanger, Palästina und Syrien, und sie erhält ihre weltgeschichtliche Prägung durch den Besuch des Grabes des großen Sultans Saladin und die Stellungnahme des Kaisers zum Islam: „Mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche auf der Erde zerstreut leben, dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Militärisch genommen: der Rekrutierungsbezirk der Bekenner des Propheten des ottomanischen Reiches erweitert sich auf alle Bekenner des Islam, aus dem Existenzkampf der Türkei wird der Dschihad, der heilige Krieg des Islam!

Unter so günstigen Voraussetzungen, die hier nur angedeutet werden konnten, haben die Schicksalsjahre 1914 1916 auf dem Gebiet tatkräftigster und erfolgreichster deutsch-türkischer Waffengemeinschaft fast unübersehbare Fortschritte gezeitigt. Eine nach Zahl und Bedeutung heute noch nicht zu beziffernde und abzuwägende deutsche Militärmission überspannte von Kriegsausbruch an alle Teile und namentlich alle Kriegsschauplätze, des weiten osmanischen Reiches. An den Dardanellen wie im Zweistromland, im fernen Osten, im Kaukasus wie gegenüber dem Suezkanal, wurde deutschem Führerpersonal von der türkischen Heeresleitung ein weitgehender Einfluß eingeräumt. Stille Kriegergräber, überragt vom christlichen Kreuz und vom

mohammedanischen Halbmond, sprechen überall von einer denkwürdigen Zeit, in der religiöse Duldung im Sinne eines Friedrich des Großen und gegenseitige vertiefte religiöse Wertung über kirchliche und dogmatische Schranken hinweg zwei große Völker verbunden hat. Die Unerschöpflichkeit deutscher Arbeitsleistung auf dem Gebiet von Waffen-, Material- und Munitionsherstellung erlaubte, die Türkei auch nach dieser Seite hin zu einer Militärmacht ersten Ranges zu gestalten. Der deutsche führende Einfluß hat längst seine Flügel auch über die junge türkische Flotte gebreitet, die schon 1910 durch den Ankauf zweier deutscher Schlachtschiffe erheblich verstärkt worden war, deren Rückgrat heute die stolzen deutschen Schiffe Goeben und Breslau darstellen, jetzt Javus Selim und Midilli, und die heute von dem Führergenie eines Admiral Souchon geleitet wird. Selten hat ein weltgeschichtlicher Umschwung sich unter so dramatischen Formen vollzogen wie der Übergang der türkischen Flotte 1914 aus englischer in deutsche Hand. Beim Ausbruch des Weltkrieges sind unsere beiden Schiffe der Mittelmeerdivision allein und abgeschnitten von der Heimat in diesem weiten Binnensee ohne Ausgang. Noch am 26. Juli spielen deutsche und englische Matrosen vor Durazzo Wasserpolo und tauschen die Mützenbänder. Dann gelingt den beiden, von Flottenteilen der Entente umlauerten Schiffen, jene bekannte epische Fahrt nach den Dardanellen. Und unmittelbar darauf befinden sie sich durch rechtlichen Verkauf in Händen der Türkei, die damit einen Ersatz der zwei in England bestellten und von England widerrechtlich zurückbehaltenen Kriegsschiffe erhält, der Chef der deutschen Mittelmeerdivision ist über Nacht Oberbefehlshaber der türkischen Flotte geworden. Die deutschen Offiziere und Matrosen Lehrmeister der türkischen Besatzungen. Die englische Marinemission unter Admiral Limpus aber benutzt noch die letzten vierzehn Tage ihres Verweilens auf türkischen Kreuzern und Torpedobooten, um ihre soldatische Ehre auf immer zu beschmutzen: nach einem großartig angelegten teuflischen System, und wie der Dieb in der Nacht, die ihr anvertrauten Schiffe kriegs- und seeuntüchtig zu machen.

Am 29. Oktober reinigt dann der Abbruch der türkischen Beziehungen zu Rußland die schwüle politische Atmosphäre am Bosporus. Bald verbinden sich mit den Leistungen der verjüngten türkischen Flotte unter deutscher Führung die unserer Flieger und — bei den riesenhaften Entfernungen vom Mutterlande eine neue weltgeschichtliche Überraschung — die unserer Unterseeboote, für die das Dardanellen- und Inselgebiet südlich der Meeresstraße ein für diese Waffe des Verschwindens und Wiederauftauchens wie geschaffenes Kampffeld bildete. In neuerer Zeit haben Teile der deutschen Flotte in Nachfolge deutscher Heeresführung auch vom mesopotamischen Kriegsschauplatz, von den Gewässern des Euphrat und Tigris zu Kampf-, Patrouillen-, Transport- und Etappendienst kriegerischen Besitz ergriffen. Und endlich hat die Tatsache, daß aus der deutsch-türkischen Waffengemein-

schaft längst ein deutsch-österreichisch-türkisches Bündnis geworden ist, einen besonders schlagenden Ausdruck durch die Waffenhilfe der Türken für die Österreicher an deren russischer Front gewonnen.

Als das gemeinsame Vorgehen allergrößten Stils unserer Feinde gegen die Dardanellen eingesetzt hatte, erhielt Feldmarschall v. d. Goltz, zu dem wir noch einmal zurückkehren müssen, das Kommando einer zum Schutz dieses Einfalltors gegen Konstantinopel gebildeten Armee. „Das von ihm erdachte und unter seiner Leitung durchgeführte großzügige Verteidigungssystem der Küste des Schwarzen Meeres, östlich und westlich des Bosporus, hat wohl mit in erster Linie die Russen von einer Unternehmung gegen Konstantinopel abgehalten, die jedenfalls ebenso erfolglos ausgefallen wäre wie diejenige der Franzosen und Engländer gegen die Dardanellen." So urteilt der Adjutant des Feldmarschalls, Major v. Restorff, über einen Zeit- und Teilabschnitt des Krieges, der noch ganz im Dämmerlicht unsicherer Nachrichten liegt. Abteilungen der Goltzschen Kräfte standen herunter bis Gallipoli und zum Golf von Saros und somit in Flügelanlehnung an das Dardanellenkorps des Marschalls von Liman Sanders Pascha, des Chefs der deutschen Militärmission in Friedenszeiten. Mit der artilleristischen Verteidigung der Dardanellen endlich war der Generaladjutant des Sultans, Admiral von Usedom, betraut. Auch auf diesem Kriegsschauplatz des Weltkrieges, und speziell für die Türkei und den Orient, haben sich zwei Erkenntnisse den Rang von allgemein anerkannten Tatsachen erobert. Zunächst die Einsicht, daß bei den Mittelmächten der zuverlässigste und kräftigste militärisch-politische Anschluß zu finden ist, den die zeitgenössische Welt überhaupt geben kann, und weiter die Erkenntnis, daß es ein überragendes Verdienst ihrer obersten Heeresleitung ist, den Kern der großen Fragen, vor den die Mittelmächte gestellt sind, richtig erkannt zu haben. Durch abgemessene Verteilung der Truppenmassen und sorgsames Haushalten mit den Streitkräften hat sie es dann ermöglicht, den betretenen Weg mit Sicherheit und voller Zuversicht zu gehen.

Der volle Erfolg der Dardanellenverteidigung war eingetreten, der Abzug des englisch-französischen Angriffskorps stand bevor, und so konnte dem Feldmarschall v. d. Goltz noch eine neue, ebenso verantwortungsvolle Aufgabe übertragen werden, die Leitung der türkischen Armee in Mesopotamien, die Durchführung eines Kolonialkrieges in verderblichem tropischen Klima, der Kampf nach zwei Fronten hin, eine gegen die Russen in Persien, die andere am Tigris gegen die Engländer, noch jenseits der einst von Moltke durchstreiften Gebiete des Euphrat, auf Stätten, an die sich die Erinnerung an die Siegeszüge des jugendlichen Alexander knüpft. Und auch der zweiundsiebzigjährige deutsche Feldmarschall hat hier den Siegeslorbeer reifen sehen, wenn auch ein tragisches Geschick ihm verwehrte, den endgültigen Siegestag der Übergabe von Kut el Amara zu erleben, und wenn ihn auch schon kurz

vor diesem von ihm mit voller Zuversicht vorausgesehenen Ereignis die Geißel des Orients, der Flecktyphus, dahinraffte.

Vor den Toren Konstantinopels, und fast unter den Mauern Bagdads, haben türkische Tapferkeit und deutsches Führergenie zwei der größten und wichtigsten englischen Unternehmungen zum Scheitern gebracht, haben die Grundmauern des britischen Imperiums im Orient ins Wanken gebracht. Und England weiß ganz genau, daß selbst große Erfolge auf anderen europäischen Kriegsschauplätzen diese Mißerfolge nicht gutmachen können. Der Rechenfehler des auch im Kapitel seiner Geschäftskriege so kalt, kühl und sonst meist geschickt rechnenden Englands, die Türkei als „Nebenkriegsschauplatz" zu buchen, hat sich als ein Kapitalschnitzer erwiesen, dank dem Waffenbündnis der Türkei mit den Mittelmächten.

Dies Waffenbündnis und diese Waffengenossenschaft ist nicht vorübergehenden Gefühlsregungen entsprungen, sondern der klaren zwingenden Erkenntnis der deutsch-türkischen Interessengemeinschaft auf allen Gebieten entwachsen. Daß nach Friedrich dem Großen diese Erkenntnis Generationen hindurch gerade von Soldaten erfaßt und in erfolgreichem Tätigkeitsdrang ausgemünzt worden ist, bildet für sie und namentlich für die führenden Männer auf diesem Weg, Moltke und Goltz, besondere Ruhmestitel zu allen anderen, auf die sie Anspruch erheben dürfen. Daß der militärische Einschlag in dem Netz der deutsch-türkischen Beziehungen allezeit ein wirksamer und stark hervortretender gewesen ist, oft so stark hervortretend, daß er die temperamentvollsten Angriffe auch im deutschen Vaterlande erfahren hat, das trägt jetzt einer Welt von Feinden gegenüber reichste, von niemand mehr gering geschätzte Früchte. Auf türkischer Seite hat man gerade auf dem Gebiet die glänzendsten Erfolge erzielt, auf dem man den guten Willen, mit Deutschland zusammenzuarbeiten, am rückhaltlosesten bekundet hat, auf dem militärischen. Und andererseits erweist die kraftvolle Lösung vielseitigster und schwierigster Aufgaben durch die Türkei, daß der so oft getadelte Optimismus des Feldmarschalls v. d. Goltz ihr gegenüber berechtigt gewesen ist. So mag sein schönes, allgemein wertvolles Wort, das er im Schicksalsjahre der Türkei 1909 seinem Freunde Imhoff Pascha aus Berlin nach Konstantinopel sendete, diese Zeilen beschließen: „Ohne einen gewissen Grad von Optimismus wird nichts Großes vollbracht werden." Mag dieser tatenfrohe Optimismus eines Goltz ein Vermächtnis für sein Volk bleiben!

Kaiser Nikolaus der Erste in Haus, Familie und Tagesarbeit.

Ein Geschichtsbild der vierziger Jahre.

Von

Theodor Schiemann.

Man kann das Wesen des Kaisers Nikolaus nicht verstehen, wenn man ihn nicht in seine Häuslichkeit, in sein „chez moi", wie er wohl sagte, begleitet. Sein Verhältnis zur Kaiserin war mit den Jahren nicht erkaltet, vielmehr trotz der Verschiedenheit der Naturen inniger und vertrauter geworden. Alexandra, oder wie sie sich in ihren Briefen an die Geschwister und an ihre deutschen Verwandten noch immer nannte, Charlotte, ergänzte mit ihrem liebenswürdigen, gleichmäßigen und weichen Wesen seine leidenschaftliche, in ihren Prinzipien starre und oft harte Eigenart. Während er nach außen hin, abgesehen von Momenten höchster Erregung, wenn der Zorn ihn übermannte oder Sorgen ihn niederdrückten, die Maske unerschütterlicher Selbstbeherrschung zu wahren gewohnt war und nur wenigen Jugendfreunden, wie Benckendorff, Adlerberg, Menschikow und Orlow, oder altbewährten Dienern, wie Alexander Golytzin und Wassiltschikow, zuweilen gestattete, die Grenzen zu überschreiten, die den Selbstherrscher vom Untertan trennten, gab er sich im Familienkreise völlig ungekünstelt, so wie er wirklich war. Er war ein zärtlicher Gatte, dem es selbstverständlich blieb, die Gefährtin auch zur Vertrauten seiner Gedanken zu machen, und der in der bewundernden Liebe, mit der sie zu ihm aufschaute, den Lohn seiner Sorgen um Rußland und um die Welt fand. Er war tief religiös gestimmt, sein Bedürfnis, den rituellen Forderungen der Kirche genugzutun und ihrer sakramentalen Segnungen teihaftig zu werden, durchaus aufrichtig und ein Teil seiner Gesamtauffassung, da er sich als ein Werkzeug Gottes fühlte und in der russisch-orthodoxen Kirche die reine Lehre Christi offenbart glaubte. Wenn einmal der Herr der Heerscharen ihn zu der großen Parade abrufen werde, hoffte er gut zu bestehen. Dogmatische Probleme lagen seinem Geiste fern, und religiöse Skrupel haben ihn, so viel wir sehen können, niemals geängstigt. Er war naiv gläubig, und jede Abweichung von der geltenden Kirchenlehre erschien ihm als ein Teil jener revolutionären Be-

ſtrebungen, in deren Bekämpfung er eine der weſentlichſten Aufgaben erkannte, die Gott ihm geſtellt hatte. Er hat, ſchon um durch ſein Beiſpiel der Nation voranzugehen, keinen Gottesdienſt an Sonn- und Feiertagen verſäumt, die Faſten regelmäßig eingehalten und auch von der Kaiſerin verlangt, daß ſie in dieſer Hinſicht nicht hinter ihm zurückſtand. Namentlich pflegte er ihr, wenn ſie Petersburg verließ, einzuſchärfen, daß ſie an Kirchen und Klöſtern, nicht ohne dort ihre Andacht vor den Heiligenbildern zu verrichten, vorüberziehen dürfe. Die Kaiſerin fügte ſich, aber ſie trug ſchwer an dem Zwang, der ihr dadurch auferlegt war. In ihrem Herzen war ſie der Kirche ihrer Jugendjahre treu geblieben, und nur allmählich kombiniert ſie mit dieſem proteſtantiſchen Fundament, was ihren poetiſchen Sinn im ruſſiſchen Gottesdienſte anzog. „Meine Religion — ſchreibt ſie einmal — iſt einfach und wahr, mein Glaube rein und entfernt von allen Gebeten, die nach der Form der Kirchenväter hergeſagt werden ſollen, als brächte das mehr Heil der Seele als diejenigen, die mein Herz in frommer Inbrunſt, je nachdem, in der Not des Augenblicks erfindet und alſo zum Himmel ſendet, wo es der Engel des Gebets möge darbringen in jene Myſterien der anderen Welt, vor denen wir die Augen ſchließen, im Staub unſers Angeſichts nur immer wiederholen können: Herr, dein Wille geſchehe und nicht der meinige[1])."

In dieſes innere Leben einzugreifen, lag dem Kaiſer ganz fern. Auch ihm kommt das ergebene: „Herr dein Wille geſchehe, nicht der meinige", ſtets auf die Lippen, wenn in Haus und Staat die Ereigniſſe eine Wendung nehmen, die ſeinen Wünſchen widerſpricht. Es laſſen ſich ungezählte Beiſpiele dafür aus ſeiner Korreſpondenz anführen, und ebenſo iſt es ihm ein Bedürfnis, auf die Knie zu ſinken, wenn ſeine Sorgen durch eine glückliche Wendung beſeitigt werden. Ebenſo konnte er auf den Knien und in Tränen die Kaiſerin um Vergebung bitten, wenn er hart oder leidenſchaftlich ihr gegenüber geweſen war. Der Kaiſer war in der Tat, wie es in der von Lwow komponierten Kaiſerhymne hieß, ein „rechtgläubiger Zar", und ſeine Kirchenpolitik war von dem Gedanken getragen, daß die Zugehörigkeit zur „orthodoxen" Kirche mit dem Begriff ruſſiſcher Nationalität zuſammenfalle. Das Programm Uwarows: Rechtgläubigkeit, Selbſtherrſchaft, Nationalismus deckte ſich daher vollſtändig mit ſeinen perſönlichen Überzeugungen und antizipierte gleichſam die aus anderer Wurzel entſprungene, ſich erſt in den vierziger Jahren geſtaltende Gedankenwelt der Moskauer Slawophilen. Daher auch das lebhafte Intereſſe, das er dem ruſſiſchen Kirchengeſang zuwandte, deſſen alte, aus der byzantiſchen Kirche übernommenen Melodien er ſammeln und kodifizieren ließ[2]). Es ſpielte dabei freilich auch das Intereſſe mit, das Nikolai von jeher der Muſik entgegengetragen hat. Die Oper in St. Petersburg zog die be-

[1]) Tagebuchaufzeichnung vom 5. Auguſt 1845. Höchſteigene Bibliothek.

[2]) Durch Lwow, der die ſchwierige und umfangreiche Arbeit im März 1845 zum Abſchluß brachte.

deutendsten Talente heran und verstand sie durch zehnjährige Kontrakte, die den Künstlern eine namhafte Pension sicherten, für längere Zeiträume an sich zu fesseln. Ebenso wurden die hervorragendsten Virtuosen gewonnen, und es hat kaum einen namhaften Künstler gegeben, der nicht in Petersburg konzertiert hätte. Der immer leicht erregbare Enthusiasmus des Petersburger Publikums, die Freigebigkeit des Kaisers und der russischen Magnaten förderte die Anziehungskraft der nordischen Metropole, die für populäre Sänger, Schauspieler und Ballettänzerinnen zu einer wahren Goldgrube werden konnte. Auch gab es bei der Hofkapelle eine Instrumentalklasse, am Theater eine Schauspieler- und eine Tanzschule, die namentlich in der ersten Hälfte der vierziger Jahre, als Gedeonow Direktor des Kaiserlichen Theaters war, in hoher Blüte standen. Von 1834 bis 1837 wurden in den Gemächern der Kaiserin Hauskonzerte veranstaltet. Dabei spielte Lwow, der die Leitung hatte und die aufzuführenden Stücke komponierte, die Geige, der Oberhofmeister Matwej Wielohorski Cello auf seinem berühmten Instrument, das ein Meisterwerk Stradivaris war[1]), ein Graf Apraxin den Baß, der Kaiser blies das Horn, und die Kaiserin begleitete auf dem Fortepiano. Auch die kaiserlichen Kinder wurden zur Mitwirkung herangezogen, und einige Herren und Damen des Hofes sangen. Der Kaiser, der keine Noten las, ließ Lwow stets vor Beginn des Konzerts in sein Kabinett kommen, um mit ihm die Partie durchzugehen, die er zu spielen hatte. Dank seinem ausgezeichneten Gehör und guter „embouchure" spielte er dann, wie Lwow versichert, fehlerlos und sehr gut[2]). Diese Hauskonzerte, die nur im Winter stattfanden, hörten nach dem Brande des Winterpalais 1837 auf, aber auch danach wurden in den kaiserlichen Gemächern häufig Konzerte hervorragender Künstler veranstaltet, und Franz Liszt hat hier vielleicht seine glänzendsten Triumphe erlebt. Die von der Kaiserin Katherina der Zweiten aufgebrachten Theateraufführungen im Kreise der Hofgesellschaft sind gleichfalls wiederaufgenommen worden, und es kam vor, daß der Kaiser in den Proben selbst eine Rolle übernahm, die dann bei der Aufführung in andere Hände überging[3]). Er hatte ein angeborenes Schauspielertalent, las auch gern im Familienkreise vor. Auf den Hoffesten wurde, wie überall in Rußland, eifrig Karten gespielt, und auch der Kaiser pflegte seine Partie zu haben. Er spielte das als Hazardspiel verbotene Macao, aber zu verhältnismäßig niedrigem Kurs, und zahlte, da er nie Geld bei sich führte, mit Anweisungen an den Minister des Hofes. Er ist jedoch nie mehr als ein Gelegenheitsspieler gewesen. Die Leidenschaft des Kaisers war das Kriegsspiel, bei dem der spätere Feldmarschall Graf Berg sein Partner zu sein

[1]) Wielohorski vermachte sie dem berühmten Cellisten Dawidow.

[2]) Memoiren Lwow. Rußki Archiw 1884, 2, S. 246, 247.

[3]) So spielte er am 18. Oktober 1841 im engsten Familienkreise in der französischen Komödie „L'hôtel garni" den Gastwirt während der Proben. Bei der Aufführung vertrat ihn der General Mörder. Korff, Memoiren, ad. 1841.

pflegte. Große Freude hatten Kaiser und Kaiserin an den meist vor der Fastenzeit stattfindenden kostümierten Bällen. Das erhaltene Programm eines solchen Kostümballes bei der Großfürstin Helene Pawlowna, der Gemahlin Michails, zeigt uns, daß die Teilnehmer sich einem als Thema vorgeschriebenen historischen oder literarischen Stoff anzupassen hatten. So wurde am 2. Februar 1842 der „Hof des Kalifen von Bagdad" und der „Hof Karls des Großen" in Anknüpfung an Wielands „Oberon" im Michaelspalais vorgeführt. Den Harun Al Raschid stellte der Fürst Odojewski dar, die Rezia Frau Stolypin, geborene Fürstin Trubetzkoi, Karl den Großen Graf Suchtelen, M. L. Besobrosow den Hüon, die Großfürstin Katherina Michailowna die Titania, die Fürstin Lobanow-Rostowski Oberon, die kleinen Großfürstinnen Marie und Elisabet Michailowna Gnomen. Von den kaiserlichen Kindern erschien die Großfürstin Alexandra als tunesische Fürstin, die Großfürstin Olga als Undine, die Großfürsten Nikolai und Michail Nikolajewitsch als tunesische Piraten. Im ganzen waren es hundertundneunzig Personen, unter ihnen auch ein Graf Bismarck als Hofmann Karls des Großen.

Der Kaiser und die Kaiserin, der Großfürst Thronfolger und Großfürst Michail nebst Gemahlin, als Veranstalter des Festes, wirkten nicht mit. Wahrscheinlich wurde ihnen die Aufführung in Form einer Huldigung dargebracht. Diese Aufführungen, die ganz den Charakter von Hoffestlichkeiten wahrten, sind nicht mit den großen Maskenbällen im Winterpalais und in den Räumen der Adelsversammlung zu verwechseln, die allgemein zugänglich waren und Liebesintrigen weiten Spielraum boten. Der Kaiser, der an diesen Bällen bis in seine letzten Lebensjahre teilzunehmen pflegte, wurde trotz seiner Verkleidung stets erkannt und ließ sich bei solchen Gelegenheiten Vertraulichkeiten gefallen, die sonst undenkbar waren. Wenn aber die Grenze, die ihm einzuhalten beliebte, überschritten wurde, genügte ein unwilliges Handbewegen oder ein drohendes Stampfen mit dem Fuße, um die sich drängenden Wogen der aufdringlichen Masken so zurückfluten zu machen, daß er wieder allein inmitten der Menge stand. Und dann war er wieder der unnahbare gebietende Herr.

Januar und Februar waren die Monate der großen Festlichkeiten, danach die Ostern- und Weihnachtszeit. Meist im April verließ die kaiserliche Familie Petersburg, um nach Peterhof oder Zarskoje Sselo zu ziehen, wo dann die Kaiserin bis in den Herbst hinein zu bleiben pflegte, während der Kaiser seine sich regelmäßig wiederholenden Inspektions- und Manöverreisen unternahm, die ihn fast immer auch nach Moskau und Warschau führten. Mitte oder Ende November kehrte der Hof nach Petersburg zurück. Ein Besonderes waren die auf den Juni fallenden großen Manöver der Garde in Krasnoje, zu denen häufig die preußischen Schwäger des Kaisers herangezogen wurden, und denen die Kaiserin beizuwohnen pflegte, wenn ihre Gesundheit es irgend gestattete. Der Luxus, der mit diesen Gardemanövern verbunden war, übertraf, wie uns der damalige erste Adjutant für Angelegenheiten des kaiserlichen Hauptquartiers,

E. P. Samsonow[1]) erzählt, alles Denkbare. Dem Kaiser und seiner glänzenden Suite folgte stets in angemessener Entfernung der Hoftrain, eine lange Reihe von Fuhrwerken, die kalte und warme Getränke, alle Arten von Imbiß und Vorräte für die Hofküche mit sich führten, die ebenfalls den Zug begleitete. Sie mußte beim Eintreffen auf dem Halteplatz bereit sein, unter freiem Himmel für den Kaiser und seine Begleitung ein Diner von sechzig und mehr Kuverts zu servieren. Es kam aber auch vor, daß bei Ankunft dieses Trains der Kaiser den Wunsch aussprach, das gesamte Offizierkorps des Preobraschensker Garderegiments zur Tafel zu ziehen. Das bedeutete unerwartete Gäste, aber der unübertreffliche Maître d'Hotel, M. Imbert, war der Aufgabe gewachsen. Er bat um eine weitere halbe Stunde Zeit, und wirklich war eine Stunde, nachdem der Auftrag erteilt war, das Mittagessen für alle hundertundzwanzig Teilnehmer fertig. Wie nicht anders möglich, war dieser Aufwand mit ungeheuren Kosten verbunden. Dazu aber waren trotz der chronischen Geldnot, welche die letzten fünfzehn Jahre der Regierung des Kaisers kennzeichnet, die Mittel stets vorhanden. Die Ausgaben für Manöver und Parade gingen allen anderen Bedürfnissen vor, und das ist leicht begreiflich, da nach der Überzeugung des Kaisers die militärische Ausbildung seiner Truppen eine seiner wesentlichsten Regierungspflichten, wenn nicht die wesentlichste war. Auch hatte er keine rechte Vorstellung vom Wert des Geldes. Das ist mir so gleichgültig wie ein Rubel, pflegte er zu sagen.

Jeden Sonntag fand Wachtparade statt, mit einer Zeremonie, der der Kaiser stets beiwohnte. Der Hergang dabei war der folgende[2]): Von allen militärischen Lehranstalten Petersburgs begab sich ein Zug in die Michaelsmanege, in der alle Wachtparaden stattfanden. Es war eine herrliche militärische Auslese, die sich dabei in wunderbarem Glanz und Luxus dem Kaiser vorstellte, und besonderes Gewicht wurde darauf gelegt, zu Ordonnanzen die Zierden des Frontdienstes auszuwählen. Es mußten die hübschesten Jungen sein, stets à quatre épingles gekleidet, so daß das Auge des Kaisers Freude an ihnen finden konnte. Es kam auch vor, daß Kinder aus den Kompagnien der Kleinen vorgeführt wurden, und daß der Kaiser, wenn er zufrieden war, solch eine kleine Ordonnanz an den Ellenbogen zu sich emporhob und mit einem kaiserlichen Kuß belohnte. Nikolai trug bei diesen Gelegenheiten meist die Uniform der Preobraschensker oder der Garde zu Pferde. Noch umständlicher in den Formalitäten war die Wachtparade, wenn der Kaiser sich im Lager befand. Ende Juni pflegte die große Kaiserparade in Krasnoje Sselo stattzufinden, im Juli inspizierte der Kaiser die Schießübungen, und in den August fielen die Korpsmanöver, denen ein Exerzieren vorausging, das täglich von acht Uhr morgens bis sechs Uhr abends dauerte. Die Manöver, bei

[1]) Rußki Archiv 1884, 2, S. 166 f.
[2]) Rußkoja Starina, LXIX, S. 120 f.

denen zwei Heeresgruppen der Garde gegeneinander operierten, bildeten den Abschluß, wobei die Rückkehr nach erfolgter Entscheidung, wie ein Zeitgenosse sich ausdrückt, dem Rückzug vom Schlachtfelde nach verlorener Schlacht zu gleichen pflegte. Im Felde war der Kaiser natürlich beritten. Er hatte in Peterhof seinen Marstall, in dem ein deutscher Stallmeister die Aufsicht über die Reitpferde des Kaisers führte. Es waren entweder englisches Vollblut oder Kreuzungen zwischen polnischen Stuten und englischen Hengsten, oder aber Pferde aus dem berühmten orlowschen Gestüt, die bevorzugt wurden.

Nikolai war jedoch kein regelmäßiger Reiter. In Petersburg ging er entweder zu Fuß, oder er fuhr in einspännigem Schlitten oder Wagen. Das Konvoi des Kaisers, das bei offiziellen Gelegenheiten ihn zu Pferde begleitete, bestand aus vier Kommandos, die einander ablösten: Tscherkessen, tatarische Muselmänner, Lesghier und Linienkosaken. Nur die letzteren waren rechtgläubige Christen. Die Kaukasier gehörten Völkerschaften an, mit denen Rußland gerade damals einen Krieg auf Tod und Leben führte, die aber durch ein persönliches Gelübde der Treue an den Kaiser gebunden waren. Man hat kein Beispiel dafür, daß sie es je gebrochen hätten. Aber es waren wilde Gesellen. Ein Mullah als Richter hatte ihre Streitigkeiten zu schlichten und entschied sie ohne jede Rücksicht auf das in Rußland geltende Strafrecht, nach dem Koran und in Berücksichtigung kaukasischer Landesbräuche.

Nikolai war außerordentlich fleißig und gewohnt, nie schlafen zu gehen, bevor er die im Laufe des Tages ihm zur Entscheidung vorgelegten Papiere erledigt hatte. Nächst den militärischen Angelegenheiten wandte er seine Aufmerksamkeit zumeist den Berichten zu, welche ihm von der dritten Abteilung seiner Kanzlei, das heißt von seiner Geheimpolizei, zugetragen wurden. Es waren kurzgefaßte, schriftliche Zusammenfassungen, nur selten mit Aktenbeilagen, und auch die Entscheidungen Nikolais erfolgten schriftlich. Sie waren unwiderruflich und, obgleich er das ernste Bestreben hatte, gerecht zu sein, oft übermäßig hart. Er entschied unter dem momentanen Eindruck, seinem Gefühl folgend, wobei das ihm unverbrüchlich feststehende System seiner Grundsätze jedes Schwanken ausschloß. Dasselbe gilt von den Berichten über den Gang der auswärtigen Politik, die ihm der Vizekanzler und spätere Kanzler Nesselrode einreichte, die zum Teil sehr eingehende Referate über eingelaufene Depeschen brachten und gewöhnlich kurzgefaßte Vorschläge über die zu erteilende Antwort daran knüpften, die der Kaiser entweder billigte — was die Regel war — oder modifizierte. Die danach aufgesetzte Antwort wurde in besonderen Fällen, ebenso wie Depeschen von größerer Wichtigkeit, dem Kaiser gleichfalls vorgelegt. Er hatte durchaus die Vorstellung, daß er selbst der Leiter seiner auswärtigen Politik sei, und im wesentlichen war das auch wirklich der Fall; aber die Langsamkeit des diplomatischen Verkehrs führte mit Notwendigkeit dazu, daß den Gesandten an den fremden Höfen viel Freiheit gelassen werden mußte. Nesselrode hatte bestimmte Tage, an denen er dem

Kaiser Vortrag hielt, während die Leiter der dritten Abteilung, Benckendorff und nach ihm Orlow, jederzeit Zutritt zum Kaiser hatten.

Von den übrigen Ministerien nahm der Kaiser regelmäßig Jahresberichte entgegen; nur soweit es sich um Bestätigung von Urteilen handelte, die im Senat gefällt wurden, oder um Entscheidungen, die der Reichsrat vorbereitet hatte, pflegte er einzugreifen. Den Generalgouverneuren ließ er fast ganz freie Hand. In außergewöhnlichen Fällen, wenn es sich um Baueremeuten, Hungersnot oder um Brandstiftungen größeren Umfangs handelte, schickte er Flügeladjutanten oder Senatoren, um an Ort und Stelle nach dem Rechten zu sehen, das heißt die vorliegenden Schwierigkeiten so zu beseitigen, daß von ihnen weiter nicht die Rede zu sein brauchte. Die Folge war schnelles und energisches, oft unglaublich hartes Eingreifen, und in jedem Fall wurde dem Kaiser schließlich berichtet, daß alles wieder in bester Ordnung sei. Das Unglück des Kaisers war, daß jedermann in seiner Umgebung auf das ängstlichste vermied, ihm Unangenehmes zu berichten; wo es nicht zu vermeiden war, oder eine unüberlegte Entscheidung durchaus rückgängig gemacht werden mußte, verständigten sich die Herren über Mittel und Wege, wie mit unendlicher Vorsicht ihm die Nachricht oder der Widerspruch beizubringen sei. Vor allem waren Hofleute, Minister und die militärische Umgebung des Kaisers bemüht, die Unzufriedenheit des Herrn von sich abzulenken, wenn irgendein Umstand die Unzufriedenheit Nikolais erregt hatte. Nur Cancrin, Benckendorff und der alte Fürst Wassiltschikow machten darin eine Ausnahme. Die anderen schwiegen bestenfalls, und selbst Orlow, den der Kaiser „mein lieber Freund" nannte, und der als Chef der Geheimpolizei und Generaladjutant mehr als andere die Möglichkeit hatte, der Wahrheit die Ehre zu geben, gab unbedenklich jeder ungerechten oder übereilten Entscheidung des Kaisers freien Raum, wenn er dadurch einen ihm persönlich drohenden Augenblick der Verstimmung von sich ablenken konnte. Das war aber um so unverantwortlicher, als kein Zweifel darüber bestehen kann, daß Nikolai nicht anders als gerecht urteilen wollte. Aber sein Temperament, das ihn zu raschem Aufbrausen trieb, und nur zu häufig mangelnde Sachkenntnis ließen ihn geringfügige Dinge überschätzen und über wichtige Fragen in Vorurteilen schweben.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Kaiser sehr wohl wußte, daß er nicht ausreichend für seinen Beruf vorgebildet war. Namentlich fehlte es ihm an jeder juristischen Vorbildung, so daß er keine Vorstellung von den gebotenen Schranken seiner Macht hatte. In dem noch ungedruckten Teil der Memoiren des Grafen Kisselew, der ihm speziell in den vierziger Jahren als Domänenminister nahegetreten ist, haben sich darüber höchst charakteristische Äußerungen Nikolais erhalten. Einmal klagte er ihm gegenüber bitter über den geringen Umfang seines Wissens. „Wie könnte es anders sein" — sagte er. „Der Mann, der mich und meinen Bruder Michel vornehmlich erzogen hat (gemeint ist der Graf Lambsdorff), war selbst nicht unterrichtet und nicht

fähig, unsere Studien zu leiten oder uns wenigstens den Geschmack dafür einzuflößen — er war vielmehr mürrisch und oft heftig. Jede Kinderei versetzte ihn in unglaublichen Zorn, er warf uns allerlei Schimpfworte an den Kopf, und das schloß häufig mit einem keineswegs angenehmen Kneifen des Arms. Dabei bevorzugte er mich, während Michel, dessen Charakter leichter und der heiterer ist, ihm mehr gefiel." Und bei anderer Gelegenheit sagte er: „Ich weiß es nicht, und wie sollte ich es bei der armseligen Bildung, die mir zuteil wurde, wissen? Mit achtzehn Jahren trat ich in den Dienst, und damit fand das Lernen sein Ende. Ich liebe leidenschaftlich den Militärdienst und habe mich ihm mit Leib und Seele hingegeben. Seit ich in meiner jetzigen Stellung bin (er meinte: seit ich Kaiser bin), lese ich sehr wenig. Die Zeit dazu fehlt mir, und doch habe ich Zeit gefunden, Thiers zu lesen. Der Stoff, den er jetzt behandelt (histoire du consulat et de l'empire), und die Art, wie er es tut, läßt mich dieses Werk allen wissenschaftlichen Büchern (ouvrages sérieux) vorziehen, die mir zugeschickt werden. Ich erwarte die Lieferungen immer mit fieberhafter Ungeduld. In der Zwischenzeit gönne ich mir das Vergnügen, das „Journal des Débats" zu lesen, das ich seit vierzig Jahren lese. Wenn ich etwas weiß, danke ich es dem Gespräch mit geistreichen und unterrichteten Männern. Das ist der beste Unterricht, den man erteilen kann und jedenfalls Büchern vorzuziehen, wenn man das Glück hat, es sich gönnen zu dürfen — wenigstens glaube ich es."

Der Kaiser las übrigens mehr, als er hier zugibt. Von französischer Literatur die Schriften von Paul de Cocq und ebenso, was an russischen Romanen erschien. Auch hatte er lebhaftes Interesse für die Geschichte des eigenen Hauses, die er nach den Akten und Korrespondenzen der sogenannten kaiserlichen Bibliothek kennen lernte. Wir wissen zum Beispiel, daß er die Memoiren Katharinas der Zweiten gelesen hat und ebenso die Korrespondenz Alexanders des Ersten, soweit sie Familienangelegenheiten betraf. Die deutsche Literatur, welche die Kaiserin mit Vorliebe verfolgte, blieb ihm fremd. Er ließ sich sogar deutsch geschriebene Briefe seines Schwagers Friedrich Wilhelms des Vierten ins Französische übersetzen. Dagegen hat er die politische Literatur Frankreichs und Englands, soweit sie Rußland betraf, sich stets vorlegen lassen und, meist nicht ohne Erbitterung, gelesen. Es gilt das namentlich von dem vierbändigen Buch des Marquis de Custine: La Russie en 1839, Paris 1843, dessen Urteile er um so mehr als eine Undankbarkeit empfand, als er persönlich alles getan hatte, um dem vornehmen Franzosen einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen. Der Kaiser ließ das Buch durch den bekannten „übelberüchtigten Literaten Nikolai Gretsch" widerlegen (Examen de l'ouvrage de M. le marquis de Custine intitulé „La Russie en 1839". Traduit du Russe par Alexandre Kousnetzoff, à Paris 1844). Aber diese, zudem sehr ungeschickte, Widerlegung brachte keinerlei Widerhall, während Custine nicht nur in Frankreich, sondern auch in Rußland, trotz

strenger Zensurverbote, in weiten Kreisen gelesen wurde. Das Buch wurde in der Tat ein „europäischer Skandal" und fand in seinen scharfen Urteilen um so mehr Glauben, als Custine klerikaler Aristokrat war und seine russische Reise als Bewunderer Nikolais begonnen hatte, um aus seinem Regierungssystem Argumente gegen die französische Verfassung zu holen. Seine Eindrücke hatten ihn zu dem entgegengesetzten Ergebnis geführt. Rußland erscheint in seinem Buch als „das Land des Kummers, der Tränen, der Henker, des unterdrückten Stöhnens, mongolischer Willkür, orientalischer Verlogenheit, unterwürfiger, unglücklicher Sklaven." Er warnt voll Besorgnis Frankreich und Europa vor den ehrgeizigen Plänen des russischen Absolutismus, dessen „raison d'être" er nur in einer Politik der Eroberung findet. „Man muß in dieser Wüste ohne Oase, in diesem Gefängnis ohne Erholung, das sich Rußland nennt, gelebt haben, um zu erkennen, wieviel Freiheit man in anderen Staaten Europas genießt, ganz abgesehen von der in ihnen vorherrschenden Form der Regierung." Das Buch ist in Briefen geschrieben. „Sollte Ihr Sohn" — rät Custine seiner Korrespondentin — „in Frankreich unzufrieden werden, so wenden Sie mein Rezept an und sagen Sie ihm: reise nach Rußland. Diese Reise ist für jeden Ausländer von Nutzen; wer dieses Land recht gesehen hat, wird mit dem Leben an jeder anderen Stelle zufrieden sein."

Nun ist es allerdings erstaunlich, wie richtig Custine, trotz aller Schmeichelei und trotz alles Scheins, der ihm vorgeführt wurde, gesehen hat. Daß es ihm möglich wurde, zur Erkenntnis der Wahrheit durchzudringen, wäre schwer zu erklären, wenn wir nicht wüßten, daß trotz aller organisierten Spionage in den Kreisen der Petersburger und Moskauer Salons eine fast unbeschränkte Redefreiheit sich erhielt und bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Die Kritik und das Medisieren machte zwar in Petersburg vor der Person des Kaisers halt, war aber um so erbarmungsloser im Urteil über die hoch- und höchststehenden Werkzeuge seines Regiments, weil jedermann unter ihrer Willkür zu leiden hatte. In Moskau waren es nicht nur die Kreise der zur Gesellschaft gehörenden Aristokratie, sondern darüber hinaus die an und in der Universität sich heranbildende und heranwachsende Intelligenz, die mit offenen Augen sich in Gegensatz zur herrschenden Staatsordnung stellte und einerseits an den Lehren des französischen Sozialismus, andererseits an der Philosophie von Schelling und Hegel neue Maßstäbe zur Beurteilung der offiziellen Weltanschauung des Nikolaischen Rußland suchte und fand.

Auf Moskauer Boden erstand die neue Generation, die sich entweder in Gegensatz zu dem offiziellen Rußland stellte, oder die von ihm ausgegebenen Schlagworte noch übertrumpfte: Beide Richtungen holten sich ihr Rüstzeug aus deutschen Universitäten und haben als „Westeuropäer" (Sapadniki) oder Slawophilen die Entwicklung des Reiches in den auf Nikolai folgenden Jahrzehnten in entscheidender Weise bestimmt. Solange der Kaiser lebte, konnten

sie die Schranken, die seine Prinzipien ihnen setzten, nicht durchbrechen. Die Sapadniki mußten entweder wie Herzen und Bakunin ihr Heil in der Fremde suchen oder schweigen, die Slawophilen sich der Richtung anpassen, welche die auswärtige Politik der Regierung vertrat; aber es ließ sich nicht verkennen, daß der Kaiser nicht abgeneigt war, ihre Vorstellung von der großen Zukunft, die dem Slawentum von der Vorsehung gesetzt sei, unter der Hand zu fördern. Auch ihm erschien der Gedanke verlockend, innerhalb seines Reichs allmählich eine nationale und konfessionelle Einheitlichkeit zu begründen. In den Ostseeprovinzen, in Litauen, in Polen und in der Ukraine hat er bewußt darauf hingearbeitet und sich den Slawophilen nur so weit entgegengesetzt, als er entschlossen war, die Leitung dieser Politik in eigenen Händen zu behalten.

Es ist wenig bekannt, daß es in Rußland auch Stellen gab, an welchen Probleme der inneren Politik Rußlands rückhaltlos diskutiert werden durften, und daß der Kaiser solchen Verhandlungen nicht selten beiwohnte. Diese Stellen waren der Reichsrat und die ad hoc vom Kaiser eingesetzten Komitees, die seit 1840 bis gegen Ende der vierziger Jahre getagt haben, um über die Frage der Beschränkung der Leibeigenschaft, über die Mittel zur Sanierung der russischen Finanzen, über die Privilegien der baltischen Ritterschaften und über andere, das allgemeine Reichsinteresse oder provinzielle Spezialfragen berührende Probleme zu beraten.

Im Reichsrat trugen diese Verhandlungen einen, fast möchte man sagen, parlamentarischen Charakter. Der Präsident des Reichsrats hatte den Vorsitz und leitete die Diskussion, die durch Schnellschreiber protokolliert wurde, und die mitunter einen sehr lebhaften Charakter annahm. Man stellte Anträge, verteidigte sie oder griff sie an und stimmte schließlich ab, nur daß letzten Endes der Kaiser darüber entschied, ob das Votum der Minderheit oder der Mehrheit zum Beschluß erhoben werden sollte. Das geschah meist in zusammenhängender Rede, wobei die große Beredsamkeit des Kaisers zur Geltung kam. Daß er in jedem Fall auch die Vertreter anderer Ansicht „überzeugte", war selbstverständlich. Das konnte nicht anders sein.

In den bereits erwähnten Memoiren von Kisselew haben sich merkwürdige Äußerungen Nikolais über seine Stellung zu den verschiedenen Formen staatlichen Lebens erhalten. „Das konstitutionelle Regierungssystem", sagte er, „ist absurd und für Spitzbuben und Intriganten erfunden." Er belegte seine Behauptung mit Erzählung der Erfahrungen, die er in Warschau 1830 vor Eröffnung seines ersten und letzten polnischen Reichstags gemacht hatte.

„Würden Sie es glauben" — sagte er — „daß ein Minister, der übrigens in mehr als einer Hinsicht vortrefflich war, zu mir kam und um Mittel bat, um Stimmen zu kaufen und so eine Majorität zu gewinnen, weil man sonst in Abhängigkeit von der Opposition geraten würde? Er verlangte Stellungen, Orden, Geld und Versprechungen für diejenigen, die nicht auf die Liste gesetzt werden konnten, die bereis mehr als sechzig Namen umfaßte.

Ich war entrüstet, ich glaubte nicht, daß die Würde eines Herrschers mehr verkannt und herabgesetzt werden könne. Ich sagte dem Minister, ich würde ihm später Antwort erteilen. Ich konnte meine Arbeit nicht fortsetzen, so erregte mich dieses erste Geständnis des Konstitutionalismus. Am anderen Morgen sprach ich mit Nowossiltzew, und als ich sah, daß er die Ansicht Mostowskis unterstützte, forderte ich ihn auf, sich mit meinem Bruder Konstantin (dem Statthalter) darüber zu verständigen, damit diese elende Sache erledigt werde, von der ich ganz fern bleiben wollte. So geschah es, und ich freue mich darüber, aber die Erinnerung an die unwürdigen Schliche, mit denen man die Völker betrügt und die Herrscher entehrt, ist mir geblieben.

Ich verstehe das monarchische und das republikanische Regierungssystem, das konstitutionelle verstehe ich nicht: Es ist ein stetes Jonglieren, man muß Taschenspieler sein, um es zu übernehmen. Wenn ich als Privatmann einen Aufenthaltsort zu wählen hätte, würde ich für mich und meine Familie eine Republik vorziehen, denn ich glaube, daß es diejenige Regierungsform ist, welche die größten Bürgschaften für die persönliche Freiheit bietet. Aber diese Regierungsform paßt nicht für alle Länder, auf einige läßt sie sich nicht übertragen, für andere wäre sie gefährlich. Man muß sich daher an das halten, was die Zeit geheiligt hat. Man weiß nicht, wie schwer die Aufgabe eines Herrschers ist und wie undankbar sie ist. Aber man muß sie ertragen, wenn Gott es so gewollt hat."

Aus Guſtav Freytags Briefwechſel mit Graf und Gräfin Wolf Baudiſſin.[1]

1856 bis 1862.

Herausgegeben und erläutert von

Guſtav Wilibald Freytag.

(Schluß.)

Freytag an Gräfin Baudiſſin.

Meine holde Gönnerin!

Mit großem Dank ſende ich den Brief von Frau Lotte zurück. Er war auch mir von hohem Intereſſe, ſchon weil er die Stimmungen guter Freunde characteriſiert. Aber freilich ſehe ich keine Veranlaſſung ſie zu theilen. Und ſicher hat die Taktloſigkeit und Indiscretion Vinke's[2]) dem preußiſchen Staat und ſelbſt dem Miniſterium größeren Dienſt erwieſen, als die „edle" Selbſtbeherrſchung Schwerins und die duldende Ruhe des Hrn v. Schleinitz.

Es iſt eine ſchwere Luft, in welcher Dunkers athmen[3]), und ich bin nicht ohne Sorge um ſeinetwillen. Nicht als wenn ich meinte, daß er ſeine politiſchen Ueberzeugungen ſich unter der Hand auswechſeln laſſen könnte — in der That iſt die Differenz, welche jetzt etwa zwiſchen ihm und alten Geſinnungsgenoſſen beſteht, ſchon alt, und ſie beruht eigentlich nur in der italieniſchen Frage und der Stellung zu Oeſtreich — aber er iſt immer noch in der Lage ſich um die miniſterielle Preſſe kümmern und für ſie ſorgen zu müſſen, und für dieſe Aufgabe iſt er mir einmal zu gut und andrerſeits nicht richtig ſituirt. So leidet er an dem Uebelſtand, daß alles Einfältige, Abgeſchmackte und Halbe, was aus irgend einem Miniſterium in die Zeitungen befördert wird, ihm zugeſchrieben werden kann. Sein Bewußtſein vermöchte ihn ſicher über dieſe momentane Unpopularität zu tröſten, aber ein kleines Unrecht iſt doch dabei. Man ſoll ſich gar nicht mit dem zu thun machen, was man nicht beſſer zu controlliren vermag, als er die ſtiliſtiſchen Verſuche der Herren von Gruner und verſchiedener Miniſterialräthe. Uebrigens machen ihm ſeine alten Bekannten mit der Forderung, die ſie aus ihrem Privatzimmer an ihn ſtellen, das Leben ſauer genug, es iſt ein Unterſchied ob man bei einer

[1]) Alle Rechte vorbehalten.

[2]) Freiherr von Vincke, preußiſcher Politiker.

[3]) Duncker war ſeit 1859 als Geheimer Regierungsrat im Miniſterium in Berlin, wurde 1861 vortragender Rat beim Kronprinzen.

Cigarre als Premierminister eines idealen Staats über die Dinge disponirt, oder ob man als schnurrendes Rad in der ungeheuren Maschine arbeitet. Wer in der Praxis thätig ist, muß immer Concessionen an die Unvollkommenheit irdischer Dinge machen, denn zuletzt macht sich jeder Fortschritt nur durch Compromisse. Und ich werde mich deshalb hüten, einem lieben Freunde durch Dreinreden oder gelegentliches Schreiben sein ohnedies beschwerliches Leben noch unbequemer zu machen.

Gegenwärtig schmerzt es mich allerdings ein wenig, daß er in der italienischen Frage andere Anschauungen hat, als der Kern unserer Partei, indeß auch das ist eine vorübergehende Differenz, die Ereignisse werden bald neue Situationen u. also auch neue Parteistimmungen bringen.

Das war zu viel Politik für einen Brief. Ich freue mich ausnehmend, dß Herr Graf sich als Reconvalescent empfindet. Alle treuen Wünsche inniger Verehrung und Anhänglichkeit für ihn! Gern käme ich einmal herübergefahren, mich persönlich nach seinem Befinden zu erkundigen, wenn ich mir dächte, daß ein solcher Besuch ihn nicht stören würde.

Ihnen aber, meine gütige Freundin sende ich alle Huldigungen treuster Gesinnung, meine Frau empfiehlt sich Ihnen Beiden angelegentlichst, ich bitte Sie, hold zu bleiben

Ihrem
notorischen Verehrer
Freytag.

Leipzig d. 13. Febr 61.

Freytag an Baudissin.

Mein hochverehrter Herr und Freund!

Wie es mit Ihrem Befinden sieht, möchte ich gar gern wissen. Sobald das Wetter mild wird, hole ich mir selbst Nachricht, unterdeß gestatten Sie mir die Versicherung aus dem schwarzen Herzen eines Schriftstellers, will sagen, aus meinem Tintenfässel, daß ich Ihrer immerfort mit Verehrung und innigstem Antheil gedenke. Nichts ist langweiliger als die Zeit langsamer Genesung, das ist eine von den pädagogischen Einrichtungen des eigensinnigen Universums, um menschlichen Uebermuth zu verhindern, wo man sich grade aus Grund der Seele freuen möchte, daß man etwas Garstiges überstanden hat.

Ach, Sie sind sicher geduldig und ergeben. Sitzen still auf Ihrem Stühlchen, mit den freundlichen Augen und dem bewußten feinen Lächeln auf die kleine Kaminflamme schauend und liebevoll auf zarte Weiblichkeit sehend, welche Sie sorglich umschwebt, gegenwärtig noch ohne Flügel — natürlich, noch lange Jahre nicht — ob gleich dieselbe weit größeres natürliches Anrecht auf solche Decoration höherer Wesen hat, als die guten Erdmännchen, welche ihr zu Diensten stehn. Das wird Alles schon recht sein. Aber nun entsteht die Frage: wie ists mit einer Cigarre? Von dieser Antwort hängt alles ab. Eine leichte, milde, abgelagerte, wohlgewickelte Regular, wenn die vertragen werden kann, dann ist die Welt bereits in das richtige Dämmerlicht getreten,

in welchem sich die schönsten Perspectiven bilden, und der Mensch vermag sich auf Viertelstunden wieder in den Vollgenuß seines Daseins zu setzen.

Daß Schleinitz gar nicht raucht und Schwerin, wie ich vermuthe, aus kurzen Pfeifen ohne Abguß, ist ein großes Unglück für Preußen. Warum? Sie sind brav, wie man sagt, sie sind Ehrenmänner, wie man allgemein behauptet, aber sie könnens nicht von sich geben. Kein Mensch merkt etwas davon. Nun ist Bescheidenheit unter Umständen eine löbliche Eigenschaft. Wenn aber ein Minister mit so unerschütterlicher Hartnäckigkeit der Welt verbirgt, daß er ein honnetter Mensch ist, so hat das doch auch seine bedenklichen Folgen. Wir steuern einer neuen Democratie entgegen und werden in unsrer politischen Entwicklung wieder einmal eine große Curve beschreiben müssen. Das hätten uns die Minister wohl ersparen können. Das politische Glaubensbekenntnis Ihres treuen Verehrers ist jetzt, nichts mehr von der Regierung erwarten, ihr nichts mehr zumuthen; aus dem Volk muß uns Hilfe kommen, und wer für das Ganze zu arbeiten bemüht ist, der hat jetzt die große Aufgabe, für eine männlichere Bildung der Gebildeten zu arbeiten.

Von diesem Gesichtspunkt habe ich mich in den 3ten Theil der Bilder geworfen, ich hätte diese Arbeit gern einem überlassen, der mehr Detailkenntnis des vorigen Jahrhunderts hat, und hätte lieber etwas Lustiges gemacht, was mir jetzt ein rechtes Herzensbedürfniß ist, denn ich bin auch geärgert und eingeengt durch all diese politische Mattherzigkeit. Aber ich dachte, wenns auch ein mittelmäßiges Buch wird, es mag doch Manchem nützen. Aber es macht mir Mühe und geht nicht vorwärts, denn ich bin in dieser Zeit nie zu Hause gewesen. Ich wills bis 1848 führen, das Ganze Vogelperspective auf dieses liebe, alte, dumme deutsche Völklein.

Unterdeß haben wir Rietschel[1]) verloren, aber Beust zu unsrem Trost behalten. Unsre Leipziger Deputirten zogen wie Löwen nach Dresden, ihn zu verschlingen, sie kehren als gelassene Sachsen zurück. Wir sammeln jetzt hier im Geheimen für Oetker[2]), der mit seinen Mitteln für Hessische Morgenzeitung am Ende ist und durch eine ihm discret angebotene Unterstützung überrascht werden soll. Und Captain Wraa baut in Berlin Dampfkanonenboote. Ich fürchte, er ist zu behaglicher Kumpan bei der Flasche um solche Agitation auf sich zu nehmen.

Frau Gräfin, meiner lieben Gönnerin, lege ich meine Huldigungen zu Füßen, Herrn General bitte ich die angelegentlichsten Empfehlungen auszurichten. Meine Frau empfiehlt sich Ihrem Wohlwollen, und ich bitte Sie hold zu bleiben

Ihrem
getreuesten
Freytag.

Leipzig 9 Mz 1861.

[1]) Der Bildhauer Ernst Rietschel (geb. 1804) starb zu Dresden am 21. Februar 1861.

[2]) Friedrich Oetker (geb. 1809, gest. 1881), liberaler Politiker, gründete 1859 die erwähnte Zeitung.

Baudissin an Freytag.

Dresden d. 10t März [1861].

Lieber verehrter Freund,

Wie schön und großmütig ist es von Ihnen, während Ihr dritter Bildersaal Ihre ganze Zeit in Anspruch nehmen muß u. die Preußischen nichtrauchenden Minister Ihnen täglich Stoff zu denken u. sich zu ärgern liefern, sich Ihrer genesenden Freunde zu erinnern.

Ich will Ihnen deßhalb auch gleich Auskunft über mich geben — zwar nicht manu propria — denn mit einer linken Hand, die noch aussieht, wie ein ausgestopftes rothes Handschuhungethüm über dem Laden eines Handschuhmachers u. keinen Finger rühren kann, schreibt sich's gar zu unbequem u. ich muß mich an die Gefälligkeit meiner Schwägerin Gonne wenden, die sich mir zum schreiben erboten hat. Wirklich habe ich jetzt endlich das letzte Stadium der langweiligen, immer wiederkehrenden Rose erreicht, die ihre Wanderung durch Kopf, Arm, Fuß u. Hand nun definitiv zurückgelegt hat, so daß jetzt auch die Schmerzen fast verschwunden sind, die mitunter schlimm genug waren. Sie sollen mir aber nicht condoliren; sondern, im Gegentheil, Glückwünschen, denn ich selbst bin mit dieser prophylactischen Kur sehr zufrieden, die Ammon mich versichert eine Menge künftiger Gicht u. andrer [.....][1]) ersparen wird. Wirklich kann man eine sorgfältig behandelte Rose kaum eine Krankheit nennen, besonders wenn einem Alles so leicht gemacht wird. Ich bin am Tage installirt in dem von Ihnen bewohnten Saal, der den ganzen Mittag Sonne hat u. dessen Fenster voll von Camellien u. Rosen stehen. Neben meinem Tisch zwitschert ein gutmüthiger mit der Welt noch nicht zerfallener Dompfaff mit einer wohlthuenden sanften Stimme; ich habe alle Muße zum Lesen u. es sind mir zwar noch keine Cigarren, aber Cigaretten mit türkischem Taback ad libitum erlaubt, die mir allerdings wie eine große Wohlthat vorkommen.

Nun aber eine Beichte. Gewiß läßt Graf Schwerins übergroße indolente Mäßigung u. Schonung gegen die Manteufelschen Beamten sich nicht entschuldigen; aber mit dem, was er neulich über die Hegemonie-Frage äußerte, kann ich nicht umhin, mich ganz einverstanden zu erklären. Ich halte die Birne für noch nicht reif; die 4 Könige u. ihre Armeen würden sich jetzt noch sehr ungebärdig stellen u. die Einmischung Frankreichs bliebe gewiß nicht aus. Dieser Frage, scheint mir, muß noch erst längere Zeit gelassen werden u. einstweilen hätte Preußen Gelegenheit genug sich „goldene Meinungen" zu verdienen, wenn es sich der Hessen und Holsteiner ernstlich annehmen wollte. Wenn Sie wirklich im April nach Dresden kommen bin ich sehr sehnsüchtig über das Alles Ihr Gutachten einzuholen. Ist denn in der That von [.....][2]) Anstellung die Rede gewesen? u. wäre der nicht

[1]) Unleserlich.
[2]) Unleserlich.

noch viel schlimmer als Schleinitz? Endlich habe ich noch eine Bitte an Sie zu richten. Wollen Sie Ihrem Collegen Julian[1]) in meinem Namen für seine Recension der Ollen Kamellen danken. Er hat darin vollkommen recht, daß Reuter zuerst das eigentliche Gebiet für das Plattdeutsche aufgefunden hat; sein Buch hat mir die größte Freude gemacht.

Wenn Sie um Ostern herkommen werden Sie Davison nicht hier treffen u. das ist Schade; denn er soll im Wintermärchen vortrefflich sein, das hier bei immer vollem Hause schon 8—10mal gegeben worden ist. Ich muß aber wohl schließen; denn ich darf die Geduld (!) meiner lieben Schreiberin nicht noch länger in Anspruch nehmen.

Sophie, die eben etwas an die Luft gefahren ist wird sich's nicht nehmen lassen noch selbst einen herzlichen Gruß hinzuzufügen dem ich meine besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin anschließe. Mit wiederholtem wärmsten Dank u. in treuer Freundschaft

Ihr treu ergebener

W. Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag.

Teplitz, d. 9ten Juni 1861.

Haben Sie herzlichsten Dank, verehrter Freund, daß Sie meinen guten Willen gleich so in Natura angenommen haben — ich hatte gemeint Sie würden ihn nur als Material verwenden in einer Lebensbeschreibung des vortrefflichen Ammons. Aber ich danke recht gerührt über ihre Güte. Hätte ich nicht so in Eile hinter Wolfs Rücken geschrieben u. mit beruhigterem Herzen, würde sich viel Besseres haben sagen lassen. Was ist überhaupt alles Gesagte, gegen die Genugthuung die jeder Tag eines thätigen Lebens den Freunden u. Angehörigen giebt — aber weil es in dieser armen Welt, gleich still von den Leuten wird sobald sie sich nicht mehr selbst mit den Ellbogen Platz machen, hat man das Bedürfniß zu reden.

Also nochmals vielen Dank!

Wir sind seit 14 Tagen hier wohin uns die Grenzboten vor kurzem nachgeschickt wurden, denn ich glaube daß sie trotz ihrer Grenzbotenhaftigkeit Mühe haben die Grenze zu passiren? Dagegen „Soll u. Haben" war das erste u. einzige aesthetische Buch das ich am Fenster einer hiesigen Buchhandlung sah in der harmlosen Gesellschaft von Büchern „für Aerzte u. Nichtärzte u. einem Castelli.

Die Cur die Wolf sehr vorsichtig zu brauchen angewiesen ist, wir baden — das heißt Wolf badet — nur einen Tag um den andern scheint doch Gottlob u. unberufen anzuschlagen, so daß sich schon manches gebessert hat. Am meisten aber hoffe ich von der Luft die wir fast den ganzen Tag bei schönem Wetter genießen u. die wirklich sehr schön u. erquickend ist. Dazu die herr-

[1]) Schmidt.

liche Landschaft die das menschliche Gemüth das nun einmal so Eindrucksfähig geschaffen ist, gefangen nimmt, daß man dann u. immer wieder vergißt so lange man um sich blickt, was man schon erlebt und erlitten! Ich weiß aber dgl. melancholische Betrachtungen gestatten Sie nicht einmal Ihrer lieben Frau Gemahlin, wie viel weniger darf ich damit herausrücken! Ich will nun Wolf Platz lassen Sie selbst zu grüßen. Sie sehen, Ihr Schweigen hilft Ihnen nichts wir schreiben doch! Ach! eines muß ich doch noch erzählen: auf der Herreise fuhren wir zusammen mit einem Ehepaar mit dem wir uns vielfach über Felder u. Wälder unterhielten bis der Mann auf meine Bemerkung die er durch den Tadel der böhmischen Eisenbahn hervorgerufen „man sei doch gleich aus der civilisierten Welt heraus in Oestreich" mit einem verweisenden Blick verstummte. Da er nun sehr entschieden Preußischen Dialect sprach so fiel mir's auf u. ich konnte Wolf nicht beistimmen der ihn für einen Gutsbesitzer hielt. Ich wettete sogar auf einen Bureaucraten und es ergab sich, daß es — Manteufel war! Obwohl wir nun nächste Nachbarn sind, bleiben wir auf neutralem Grüßfuß — denn wenn auch vergeben u. vergessen schön ist, kann sich doch ein Holsteiner mit der Manteufelei nicht wohl versöhnen! Der Mann sieht übrigens trotz seines sarcastischen kühlen Blicks, viel mehr beschränkt d. h. einseitig, als schlecht aus — ? —

Ich hoffe Sie sind in Siebleben u. genießen die schöne Sommerszeit? Sein Sie mit Ihrer lieben Frau herzlichst gegrüßt

von Ihr dankbar ergebenen

Sophie Baudissin.

Baudissin an Freytag.

Mit etwas besserem Gedächtniß hätte ich unsern Reisegefährten im Coupé der Eisenbahn sofort an der sprechenden Aehnlichkeit erkennen sollen, mit welcher seine kleinlichen (wie man in Dresden sagt, verniffelten) Züge auf dem Pariser Congreßbilde wiedergegeben waren, das vor fünf Jahren die Rundreise durch Deutschland machte. Er stand auf diesem Gemälde im Hintergrund; die Hauptfigur war Cavour, der leider schwerer zu ersetzen sein wird, als sein damaliger College. Welcher europäische Congreß wird nun wohl zunächst unsre holsteinischen Angelegenheiten in Ordnung oder Unordnung bringen? —

Ich bin mit meiner Cur hier ganz zufrieden, obgleich die lahme Hand sehr langsam Fortschritte macht. Aber der Ort ist wirklich reizend, u. die Luft weit besser als in Dresden. Mein Bruder hat sich in Graupen eingemiethet, wo er für 2 Gulden Papiergeld täglich wohnt, frühstückt, ißt, trinkt, u. eine herrliche Aussicht hat. Wie er mir erzählt, ist die Stimmung des Landvolks in diesem Theil von Böhmen durchaus günstig für die Protestanten, u. den intoleranten Geistlichen abhold. Eben so haben ihn die Leute versichert, über die Höhe der Abgaben hätten sie keinen Grund zu klagen;

dagegen seien die Communallasten seit der neuen Ordnung der Dinge übertrieben lästig geworden, da die Commune jetzt zu tragen hätte was früher der Kaiser oder die Herrschaftsbesitzer gezahlt.

Welche denkbare Stellung beim Kronprinzen kann M. Duncker übernehmen?

Ich habe hier die Tagebücher von Genz[1]) mit vielem Interesse, aber mit sehr wenig Theilnahme für den Autor gelesen. Er mag ein Talent gewesen sein (obgleich er sich nicht „in der Stille" gebildet), aber ein Character ist er im Strom der Welt nicht geworden. Seine Amalie v. Imhof habe ich viel in Stockholm gesehn; sie war im Jahr 1810, also etwa zehn Jahr nachdem sich Genz für sie begeistert, als Generalin Helbig eine zahnlose, etwas gezierte, sentimentale pretiöse Frau, aber höchst gutmüthig u. gastfreundlich, u. ihr Haus für die wenigen deutschen Landsleute ein sehr angenehmes.

Mich Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlend

Ihr dankbar ergebener

W. Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag.

Wachwitz d. 31 Oct. [1861].

Lieber Herr Hofrath,

Ist es Ihnen denn wirklich so ganz gleichgültig zu wissen oder nicht zu wissen ob u. wie Ihre Freunde existiren? eigentlich hatte ich mir vorgenommen um meine Psychologischen Kenntnisse zu erweitern, ich wollte mal abwarten wann Sie wieder von selbst anklopfen würden, sei es nun schriftlich oder — viel erwünschter — in Person an unsrer Thür; aber ich bringe das doch nicht fertig u. muß nun doch wieder inconsequent sein — will sagen consequent sein in meiner treuen Anhänglichkeit an unsern treulosen Freund! — Was haben Sie geschrieben? mit dieser Frage falle ich Sie an mit derselben Unverschämtheit die dazu gehört einen regierenden Herrn zu fragen was treiben Sie für Politik? u. ich bin ganz zufrieden wenn Sie mir so offen antworten als es neuerdings Ihr origineller Landesherr gethan hat. — Uns geht es Gottlob u. unberufen wieder fast wie ehmals u. wenn auch freilich das fast noch weg zu wünschen bleibt so danke ich doch meinem Schöpfer von Herzen daß wir so weit kamen u. bitte ihn uns so weiter zu helfen. Wolf hat nach Teplitz mit success die Traubencur gebraucht u. ist geistig und körperlich wieder frisch bis auf die Hand u. einige noch wegzuwünschende Andenken an die gräßliche Zeit deren Schreckniße in der Erinnerung noch viel furchtbarer erscheinen. In der letzten Zeit haben wir viel Besuch hier gehabt, zuerst Holsteiner — jetzt eine Nichte mit ihren herangewachsenen Töchtern deren Anblick ich Ihnen wohl wünschen möchte: es sind Gestalten und Wesen die gewiß Jedem zumal aber einem Dichter Eindruck machen müssen u. mir mehr Nibelungisch vorkommen als Geibels modernisirte Anschauungen von dem

[1]) Friedrich v. Gentz, der bekannte Politiker, geb. 1764, gest. 1832.

Geschlecht. Die Nichte ist Fr. v. Stockhausen aus Wien — eine Ihrer unzähligen Verehrerinnen aber gewiß eine die Sie freuen würde. Ich wollte Sie kämen herüber u. lernten sie kennen. Ich denke mir Sie sind jetzt im Umzug nach Leipzig begriffen u. ehe man wieder festen Fuß faßt u. bis die Öfen wieder ihre Schuldigkeit zu thun erlernen ohne sich unangenehm bemerklich zu machen, geht so ein Ausflug am besten? Denken Sie, daß Sie uns nun schon Jahrelang mit dem Versprechen hinhalten.

Wie geht es Ihrer lieben Frau? was machen ihre Augen? wo ist Graf Arthur? Alles will ich wissen.

Wie mißfällt Ihnen denn die Krönung? uns sehr. Wolf sagt ein Schiff das die Krone von Preußen geheißen f. die Flotte hätte ihn besser gekrönt. Meine Lotte glaubt noch immer sehr an den König, ich kann nicht mit. Nun will ich aber politisch genug sein nicht politisch zu werden u. nehme daher einen raschen Abschied. Lassen Sie sich bald sehn oder mindestens von Ihnen hören

Ihre herzlich ergebene
Sophie Baudissin.

Haben Sie wohl von unserm Amerikanischen Neffen irgend Notiz genommen u. glauben Sie daß Ihr Herzog es gethan hat? er besuchte uns dieser Tage — ist doch ein fähiger Mensch dem ich Ausbildung u. Wirkungskreis wollte und der Sie persönlich durch seine Frische wenn auch ein bischen urwäldliche Rohheit dabei ist interessiren würde. —

Baudissin an Freytag.

Unvergleichlich wäre es, wenn Sie meiner Frau nicht schriftlich, sondern mündlich antworten könnten. Geht das aber nicht, so bitte ich Sie, ein paar Zeilen nicht nach Wachwitz, sondern nach Dresden adressiren zu wollen. — Die Fabier haben, wie mir meine Nichte versichert, ein sehr gutes Publicum in Wien gehabt, und das Haus ist jedesmal voll gewesen. Nur war sie mit der Besetzung der Rollen nicht einverstanden; dem besten Schauspieler des Burgtheaters, z. B., Lewinsky, dem der Marcus gebührt hätte, ist der Tribun Sicanus zugetheilt worden, u. der alte Anschütz wäre nach ihrer Ansicht ein besserer Consul gewesen als Franz. Sie hat sich eine Theaterkritik aus der Wiener Zeitung nachschicken lassen, die ich Ihnen nicht um ihres Verfassers willen mit anlege, sondern nur um Ihnen zu zeigen, welches Interesse sie an Ihnen nimmt.

Nun noch eine Frage: wer hat den unübertrefflichen Herrn Sörensen geschrieben? Ich halte ihn für ein Meisterstück an Auffassung, u. bin den Grenzboten eben so dankbar für diese Mittheilung, als für die Recension der ollen Kamellen.

Mit besten Empfehlungen an Ihre verehrte Frau Gemahlin

Ihr treuergebener
W. Baudissin.

Freytag an Baudissin.

Siebleben den 6 Nov 61.

Mein hochverehrten liebe Freunde!
Holde Gönner!

Ich bin ein Scheusal. Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß ich einst menschliche Gefühle hatte. Zuweilen bemerke ich, daß die Blätter fallen, und daß der Wind in die Stuben bläst. Wie ein Brief geschrieben wird, weiß ich nicht mehr, ich nehme an, daß Gotha noch hier irgendwo herum in der Nähe liegt, es ist auch wohl möglich, daß noch bekannte Menschen dort wohnen, ich habe keine Gewißheit darüber, ich sehe Niemanden, ich höre Niemanden. Alles ist still um mich herum, meine Frau spricht leise mit Arthur, welcher diesen August aus Italien zurückgekommen ist, (er ist etwas dicker geworden sonst der alte gute Kerl, immer noch etwas huschig), die Leute reden leise mit einander, ich sitze und schreibe, lese u. schreibe und verschreibe eine Tintenflasche, zwei Tintenflaschen. Es ist traurig. Wenn ich an die Tage denke, wo ich sorglos auf Ihrem Sopha saß und eine — sehr gute — Cigarre rauchte, das kleine Kaminfeuer brannte, meine Freundin und Herrin machte den berühmten Kaffe, und wir sprachen so schön von Gott und der Welt, und alle guten Geister meines Lebens guckten zum Fenster herein und freuten sich über den guten Umgang, den sie mir verschafft hatten, — und wenn ich mir bedenke, wie ich jetzt herunter gekommen bin, so könnte ich weinen.

Sie haben keine Vorstellung, wie borstig und gefühllos ich geworden bin, schweigsam, verbittert und verschrieben. Ja, verschrieben bin ich, verlesen, zerdacht. Von dem Fr, welchem Sie einst Ihre gütige Theilnahme schenkten, ist wenig mehr vorhanden. Nur das Herz ist allerdings noch da und die Ihnen bekannte Liebe zu Ihnen. Aber sie ist wie ein Kirschkern, dem die Sperlinge alles Weiche weggebissen haben, sie hängt als letzter Ueberrest eines gewesenen Mitmenschen an dem Baume der Menschheit.

Es ist nicht möglich, daß Ihr lieber treuer Brief von dem Wesen, welches ich mit Abscheu ich nenne, beantwortet werden kann.

Es ist zu viel niederträchtiges Bücherzeug um mich her, ich bin in einem tiefen Loch aus Quadersteinen gemauert — Oeuvres de Frédéric II und Tante Voß von 1813 — eingeschlossen. In diese Höhlung dringt kein Lichtstrahl civilisirter Menschheit. Auch wer der Verfasser von Sörensen ist, weiß ich nicht, (habe aber sofort darnach geschrieben.)

Haben Sie die Nachsicht, Geduld und Herzensgüte, die Sie beide gegen alle Creatur üben, noch 3 Wochen mit mir. Dann aber erst dann werde ich im Stande sein Ihnen zu antworten.

Wie es Ihnen gegangen, habe ich aber doch immer gewußt, durch Frau Lotte und Hirzel[1]. Ihren Herrn Neffen wünsche ich diesen Winter sehr

[1] Salomon Hirzel, Freytags Verleger und langjähriger Freund.

persönlich kennen zu lernen, ich habe etwas von ihm gelesen — Gartenlaube? mein Gedächtnis hört auch auf — was mich neugierig macht. Ihren Besuch aber! Ach Gott, liebenswürdige Frauen sollen sehr gut auf die Belebung einer männlichen Seele wirken, und die Sie nennen, haben jedes Anrecht von mir verehrt u. angeschwärmt zu werden. Aber wie ich jetzt bin! — der letzte Rest von Menschlichkeit schreit in mir, du sollst entsagen wegen entschiedenem Mangel an der Fähigkeit in diesem Zustand präsentirt zu werden.

Leben Sie wohl! Denken Sie nicht an mich. Bis in drei Wochen. Zürnen Sie mir so wenig als möglich. Betrachten Sie mich als einen stehengebliebenen Regenschirm, welcher nicht mehr in Rechnung gezogen werden darf, bis er sich unvermuthet nach einer bereits erwähnten Zeit wiederfindet.

Meine Frau empfiehlt sich angelegentlichst, Arthur legt seine Huldigungen zu Füßen. — Ich bin Wie oben Scheusal Freytag.

Ihren lieben Brief erhielt ich noch gestern Abend durch meinen Verleger.

Sophie Baudissin an Freytag.

Lieber Herr Hofrath, Dresden d. 3ten Decemb. [1861].

Die drei Wochen sind um! ich nehme das Papageno-Schloß ab u. danke aus vollem Herzen für den reizenden Brief. Die „anzuschwärmende" Frau die einstweilen das Geschäfft Ihnen gegenüber besorgt — u. es florirt stark! — hat diesen allerliebsten Brief noch mitgenossen u. noch andere Freitagsche Briefe wurden ihr von dem Onkel auf hohe Zinsen ausgeliehen nach Wien; aber sie kann zahlen denn sie ist in der That von seltner Liebenswürdigkeit. — Jetzt freuen wir uns ungestüm auf die Bilder[1]). Einstweilen haben wir uns mit anderer lecture hingefüttert, u. nach den Memoiren der „Lewaldin" mußten sogar ihre Romane dran. Hat Jenny nicht viel Beachtenswerthes? freilich mehr Verstand als Herzenswärme. Kürzlich war Dingelstedt hier u. in seiner Art ganz liebenswürdig; er wird nie älter obwohl ich ihn auch nie jung gefunden habe; aber consolidirt erschien er mir als Hofmann u. Halbfranzose u. in seiner Art das bonmot zu handhaben, wobei seine auf Höheres angelegte Natur sich verräth, u. das aesthetische Unterfutter vortheilhaft aus dem Cavalierrock hervorschimmert, erinnert er mich immer an das fascinirende Wesen von Liszt. Und doch stoßen die Beiden sich ab!

Seine Figaro-Bearbeitung nahm Lüttichau erst an, dann plötzlich ging ihm ein Licht auf „es ähnle ja der Oper!" u. er wies es ab. — Kürzlich aber wurden wir mit einem anderen französischen ragout fin regalirt, eine wahre Nichtswürdigkeit u. übersetzt von einem deutschen Dichter, Waldmüller — unser Wachwitzer Nachbar noch dazu, u. das Ding war mit fabelhaftem Luxus in Scene gesetzt. Die Möbelirung kostet, dank sie es dem in

[1]) Freytags schon mehrfach erwähnte „Bilder aus der deutschen Vergangenheit".

solchen Dingen kindischen Davison, 800 Th! — Gleich nach dieser Verirrung des Geschmacks sahn wir ein Stück v. Benedix das grausam nach Bier Taback u. sechsfach aufgewärmten Caffee schmeckte — und das Publicum schluckte es mit Wohlgefallen! es heißt der Störenfried. — Werden Sie denn — nun die Bilder fertig sind sich nicht einmal an einem Lustspiel erhohlen? Die Menschheit dürstet danach. — Wraa hat etwas davon gemunkelt Sie würden nach Dresden kommen? — ist's wahr? dann bestellen Sie nur Quartier bei Ihren getreuen Verehrern u. Freunden

Baudissins.

Freytag an Baudissin.

Meine verehrten lieben Freunde,

Heisa lustig dideldum
Die drei Wochen sind herum,
Papageno pfeift jetzt Lieder,
Und der Regenschirm kommt wieder.

Weiter aber reichts noch nicht mit der Poesie. Denn man ist noch etwas schwach und staubig, auch hat man jetzt noch mit dem Verpacken zu thun.

Da wäre dieses Buch, langgedehnt, borstig sowohl als loyal, ohne höhere Ansprüche, sich lieben Gönnern ehrfurchtsvoll zu Füßen legend. Es ist zuweilen etwas ausfällig gegen unsre Junker, auch sonst nicht grade Liebe erweckend.

Aber bedenken Sie, daß ich in keiner Kammer sitze, u. kein Katheder occupire. Und man hat doch auch sein Bedürfniß Tugend u. Weisheit zu predigen.

Dieses prätendirt nicht eine Antwort auf den Brief meiner holden Freundin zu sein. Es ist ein Zettel, welcher die Aufgabe zu erfüllen sucht, die Rückkehr eines in Büchern untergegangenen armen Teufels in den Kreis menschlicher Gesittung zu avisiren.

Bleiben Sie mir ein wenig gut. Empfehlen Sie mich respectvoll Herrn General, dem ich zu schreiben mich durch jede Rücksicht der Pietät, Verehrung u. des Patriotismus gedrungen fühle.

Ihr
alter getreuer
Freytag.

Leipzig den 7. Dec. 1861.

Sr. Hochgeboren
Herrn Wolf Grafen Baudissin
Dresden.
Aeußre Pirnaische Straße
am Thor.

Mein würdiger, sehr verehrter Freund!

Mr. Grant Duff, M. P., einer der Engländer, welche Interesse und Verständniß für unsere deutschen Verhältnisse bewähren, eine geachtete politische Persönlichkeit Englands ist mir durch einen Freund empfohlen und wünscht bei Ihnen eingeführt zu werden.

Gestatten Sie mir, Ihnen denselben hierdurch vorzustellen.

Und mit Freuden benütze ich diese Gelegenheit Ihnen, Frau Gräfin und Hrn General die Gefühle anzudeuten, welche für Sie in dem Krater meines Busens unabläßig kochen und sehr ungenügend explodiren, wenn ich mich unterzeichne als

Ihr

alter getreuer

Leipzig d. 16 Dec. 1861. Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresd. d. 18 Dec. [1861].

Lieber Herr Hofrath,

Damit Wolf nur endlich zum danken komme, muß ich wohl den Anfang machen. Und das sollte kein Buch sein „das Liebe erweckend" wäre? wir liebten es schon gewaltig, als es in blauer Einkleidung u. verläumdet durch Ihr reizendes Briefchen seinen zweiten Einzug bei uns hielt. Und noch dazu hatten wir es mit dem ungläubigen Zweifel begonnen, es könne seinen vorangegangenen Theilen an Liebenswürdigkeit nicht nachkommen. Nun aber muß ich bekennen, daß es noch weit fesselnder ist. Sitzen wir Abends dabei so wird jedweder Besuch schnöde abgewiesen. Ach, wenn man doch die ganze Geschichte auf diese Weise erlernen könnte, da würde auch mein Regenrock (so nennt Wolf meinen Mangel an Gedächtniß dafür) undicht werden u. ich ganz durchdrungen von Liebe u. Bewunderung für die Geschichtsschreiber. Ihr großer Friedrich ist mir so nah gerückt so durchsichtig geworden, daß ich meine ihn nun erst doppelt zu bewundern weil ich zum ersten male menschlich bemitleidete. Und doch kannte ich schon zuvor das Meiste von den angeführten Briefen aber erst die Zusammenstellung u. Beleuchtung giebt das vollendete Bild in dem mir auch das Characteristisch-Deutsche ganz neu war das ihn auch dem Herzen näher bringt. Und wie herrlich sind die Stillen u. die sentimentale Epoche u. der Brief vollends der Braut an „ihr geliebtes Vergnügen!" u. alle diese grellen Contraste sind so in einanderfließend u. auseinander hervorgehend geschildert daß man die Zeit wachsen sieht wie eine Pflanze die Sie mit hellstem Auge beobachtet u. deren nothwendige Schüsse Sie erklärt haben. Können Sie uns denn nicht schon jetzt wieder deuten was dem armen König von Preußen wieder so plötzlich scheinbar ein wenig verrückt macht, u. was das Alles geben wird? Er geberdet sich ja als wolle er's dem Simson nachmachen u. es klingt dabei so Hahnhanisch Gott verzeih mir die Sünde! — Eben ward die Karte des Mr. Grant Duff u. Ihr liebes Briefchen gebracht. Wolf war spazieren u. die Leute hatten ihn mir leider nicht gemeldet. Wir wollen gleich morgen Schritte thun seiner habhaft zu werden u. danken von Herzen für jeden Ihrer Bekannten den Sie uns zuführen.

Gestern sahen wir die Valentine bei übervollem Hause. Der Beifall war stürmisch u. obwohl ich das Stück lange nicht so liebe als den Autor wirkt es doch sehr u. ist voll blitzender u. zündender Gedanken. Das Publicum wurde ordentlich wieder froh u. freisinnig u. Lüttichau schaute bedenklich auf das applaudirende Parterre u. suchte dann Trost im Anblick des vollen Hauses. Die Janartscheck war nicht gut — immer Medea u. dabei ward ihre langsame declamation durch den Missionärton von Walter noch gestützt. Dabei dauerten die Zwischenacte unerhört — weil sie sich mit der toilette so aufhielt. Trotz alledem wurden sie u. Walter zwischen jedem Act gerufen was sie allein dem Autor zu danken hatten. Detmer u. Quanter waren sehr gut auch Kramm.

Nun mache ich Wolf Platz — endlich! — Ein frohes Fest Ihnen Allen!

In treuer Ergebenheit

Sophie Baudissin.

Baudissin an Freytag.

Als vor 14 Tagen der Buchhändler mir die neuen Bilder zuschickte, hatte ich wohl schon eine Ahndung davon, welches schöne Weihnachtsgeschenk uns Ihre Großmuth noch vorbehielt; aber ich konnte mirs nicht versagen das liebe Buch gleich zu behalten, u. es für mich, u. Abends meiner Frau vorzulesen. Ein solches Werk besitzen weder die Franzosen noch die Engländer, u. wir können stolz darauf sein. Sie haben einen Spiegel aufgestellt, der immer gleich klar u. scharf reflectirt, auch das „Unholde u. Borstige". Die Einleitungen u. Rückblicke sind eben so vortrefflich als die Wahl der immer höchst characteristischen Mittheilungen, u. höchst wohlthuend ist die warme Liebe für Preußen, die das ganze Buch durchweht. Wenn doch König Wilhelm die letzten Blätter lesen u. beherzigen wollte, statt Reden an die Pastoren zu halten! — Ich habe nur an einer Stelle in Gedanken ein Fragezeichen gemacht: sollte nicht S. 458 Dörfer statt Berge stehn? In ganz Norddeutschland hat sich die erste Lesart erhalten, u. einem alten siebzigjährigen Reitknecht meines Vaters, der den 7-jährigen Krieg mitgemacht hatte, u. mich als Knaben in seine Schule nahm, war sie sehr geläufig.

Mr. Grant hat mich gestern verfehlt: ich werde heut zu ihm gehn, ihm vorschlagen mit Klee u. Hettner bei uns zu essen, u. ihm meine Dienste für das Museum anbieten. Mit unsrer neuen Theater Errungenschaft der Jonauschek bin ich nicht unbedingt zufrieden, u. es ist mir unbegreiflich wie Hettner sie so außerordentlich hoch stellen kann. H. spricht gut u. blendend, aber auf sein Urtheil darf man sich nicht immer verlassen: so z. B. sind alle Künstler drüber einig, daß er für Kunstwerke kein Auge hat; eben so daß er Rietschel mit Unrecht deshalb so sehr rühmt weil er stylvollst nur Bildhauer gewesen sei. Auf Julian Schmidts Litteraturgeschichte des 17 Jahrhunderts ist er nicht gut zu sprechen, — ich weiß nicht ob mit Recht oder

Unrecht. Er hat mir das Manuscript von Hebbels Nibelungen zugeschickt (die Lüttichau nicht geben will.) Wenn Geibels Brunhild zu zahm u. bürgerlich war, so scheinen mir diese zu wild u. ungeschlacht.

Ich lege diesem Brief statt meiner Unterschrift eine Visitenkarte bei, über deren Aehnlichkeit die Meinungen getheilt sind, die Ihnen aber wenigstens beweisen wird, daß meine Haare, die vorigen Winter sämtlich flöten gegangen waren, sich wieder eingefunden haben.

Mit wiederholtem herzlichen Dank, u. besten Empfehlungen an Ihre Frau Gemahlin

Dresden, 19. December 1861.

Ihr treu ergebener

W. B.

General Graf Otto Baudissin an Freytag.

Verehrtester Herr Hof Rath!

Im Laufe dieses Herbstes erschienen in den von Ihnen herausgegebenen Grenzboten zwei sehr gut geschriebene und beachtungswürdige Aufsätze über die Organisation der Preußischen Armee, bei deren Durchlesung mir jedoch einige Bedenken und Zweifel aufstießen: Bedenken die ich im Interesse der Sache niederzuschreiben nicht habe unterlassen können.

Man hat in Preußen Großartiges und Folgenreiches in Bezug auf die Armee einzuführen sich veranlaßt gefunden, hat geglaubt eine erprobte aber vernachlässigte, eine volksthümlich gewordene Organisation reformieren zu müssen, hat keine Unkosten gescheut diese Neuerung ins Leben treten zu lassen trotz des Widerstandes den sie im ganzen Lande gefunden, hat sich nicht gescheut die geistreiche Schöpfung eines Scharnhorst und Schön aufzugeben und dagegen einen schon von Friedrich Wilhelm III approbirten Plan aufs Neue aufgenommen. Man hat sich in Potzdam dergestalt in veraltete Formen eingelebt, die Form ist dergestalt zur Hauptsache geworden daß diese Reform keineswegs eine der jetzigen Kriegsführung angemessene Verbesserung nicht eine zeitgemäße Erneuerung des Landwehr Systemes sondern als ein Rückschritt zum alten Hergebrachten angesehen werden muß; man hat um eines Bildes sich zu bedienen mit den alten Patronen des Arsenales die neueren Zündnadelgewehre laden wollen.

Der Gedanke der mir vorschwebt ist folgender. Um eine Armee in der eine kurze Dienstzeit eingeführt ist zu bilden ist es, meiner festen Ueberzeugung nach, durchaus erforderlich die jetzige Recrutirungsart aufzugeben, ist es unumgänglich nöthig der Armee mehr geistige Elemente zukommen zu lassen, die Regimenter vorzugsweise aus den gebildeten Ständen zu recrutiren, die arbeitenden Klassen nur zur Complettirung der Bataillone, zur Formirung der technischen Abtheilungen zu verwenden. Die jungen Männer der erst-erwähnten Klasse werden in der Armee eine praktische Schule des Lebens

durchmachen; werden zu selbstständigen Männern herangebildet, eine Masse von Vorurtheilen und schlechten Angewohnheiten ablegen; werden den Glauben verlieren daß sie wie früher der Adel, so jetzt die gentri vorzugsweise zum genießen und zum Befehlen bestimmt sei. Die jetzige Verweichlichung die Selbstsucht, die Sonderinteressen und wie die Impedimenta alle heißen die uns zu keiner freien Entwickelung kommen lassen werden in der wenn auch nur kurzen Dienstzeit größtenteils wenigstens verschwinden, ein kräftiger, kriegerischer Geist die Jugend des Landes durchdringen.

Die Bilder aus der Zeit Friedrich d. Gr. haben mich in dieser Ansicht bestärkt: was würde der alte Fritz nicht mit einer von Schön und Scharnhorst gebildeten Armee haben ausrichten können, wie ganz anders sähe es in Deutschland aus wenn der König schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Spitze einer solchen Armee gestanden hätte?

Finden Sie, verehrtester Freund daß die hier ausgesprochene Ansicht die richtige sei, daß sie hinlänglich motivirt worden, so steht das Manuscript zu Ihren Diensten: Falls dies nicht der Fall oder mögen Sie in den Grenzboten keine Militaria mehr aufnehmen, so haben Sie wohl die Güte mir den Aufsatz zurück zu schicken.

Der Bruder wird Ihnen Herr Hof Rath in diesen Tagen geschrieben haben, so daß ich keine Aufträge aus dem ersten Stock des Papperitzschen Hauses zu übersenden habe, mich selbst aber Ihrem und der Ihrigen freundlichen Andenken hiermit auf das ergebenste anempfohlen haben will.

Mit der größten Hochachtung und Ergebenheit

Herr Hofrath
aufrichtigst ergebenster

Dresden 20 Decbr 1861. O. Baudissin.

Sophie Baudissin an Freytag.

Dresd. 3ten Jan. 62.

Lieber Herr Hofrath,

Haben Sie jemals die Wirkung eines starken Fliederthee's empfunden wenn die Gluth so recht mit einem male ausbricht? ganz in der Art wirkte auf meine Constitution ein Artikel aus den Grenzboten den mir Wolf gestern Abend vorlas: in einem halben Fieberparoxismus kroch ich zuletzt unter den Tisch u. hatte große Neigung auf allen Vieren zu bleiben, um der Erfahrung des Sprichwort's „Hochmuth kommt vor dem Fall" zu entkriechen, denn ich fühlte mich nicht frei von Schuld u. Ambition u. nun will ich beichten, damit Sie mich nicht für noch schlimmer halten als ich's in der That gewesen bin: mein Herr Verleger Springer schrieb mir, daß er 12 Redactions-Exemplare in die Welt schicken wolle, u. obwohl ich den Kunst-Ausdruck früher nie gehört hatte, faßte ich seine Bedeutung mit hinterlistigem Scharfsinn rasch u. erwiederte: wenn Sie doch dergl. Scheußlichkeiten begehen, dann bitte ver-

schonen Sie auch die Grenzboten nicht, die alljährlich kurz vor Weihnachten so ein bischen in den Kinderstollen u. Pfefferkuchen herumzukosten pflegen. Wenn die bei unserem Gebäck nicht völlig die Miene verziehn sondern wohl gar sagen: „nicht ganz unter aller Würde" so ist mehr Ruhm dabei als in einer halben Seite Lob anderswo. Um nun nicht stiefmütterlich zu handeln erging derselbe Wink an H. Rudolph Lechner in Wien (wie Sie sehn, ist Aurelie Großdeutsch!) Nun calculirte ich, falls Ihnen selbst die Ankunft des zudringlichen Kinderblaustrumpfes gemeldet würde — denn eine halbe Hoffnung hatte ich auch, Aurelie könnte sich von Ihnen unbemerkt in's Thor schleichen, ich kenne eben die innere Staatsverwaltung der Grenzboten sehr unvollkommen — so würden Sie mit dem Finger winken, daß man dem Individuum während des Weihnachtsmarktes ein Plätzchen ganz oben unter dem Dach einräume. Die Erwähnung der b. Blätter übertraf meine tollkühnsten Erwartungen nun aber gestern „ok dat noch!" außerhalb der Pfefferkuchenzeit sich mit Aurelie befassen — nein, ich schäme mich fort in alle Ewigkeit! —

Wir leben jetzt ganz mit Ihnen u. in Ihnen: die Bilder sind durchgelesen u. schon wieder von vorn angefangen. Für Mathy nicht zu schwärmen muß schwer sein. Es wird aber Leute geben die es fertig bringen. Neugierig bin ich doch ob es auch heurige Pietisten giebt die sich in den Stillen die Sie so laut zu ihrem Gewissen reden lassen gar nicht wieder erkennen wegen des veränderten geistigen costume? Noch neugieriger ob derartige Leute noch ferner mit zu Ihrem Lesepublicum gehören werden, nun sie Ihren Pferdefuß erkannt haben müssen? Ich kenne nämlich Manche von der Sorte welche die ersten Theile der Bilder bewunderten u. kein Arg hatten!! Ich schließe mit herzlicher Empfehlung — an die Frau Hofräthin u. dem steten refrain: Wann kommen Sie einmal herüber? —

S. B.

Ich finde nur noch Platz Ihnen zu sagen, daß Mr Grant Duff und seine sehr hübsche Frau uns ausnehmend wohl gefallen, u. daß wir Ihnen für die Bekanntschaft dankbar sind.

Haben Sie Hebbels Nibelungen zu seh'n bekommen? Sie sind schwer zu verdauen.

Freytag an Gräfin Baudissin.

Siebleben 22 Agst 62.

Meine holde Freundin!

Das ist ganz recht von Ihnen, daß Sie mich nicht aufgeben. Ein Mensch, sei er auch, wie er sei, ist doch selten so ganz von seinen guten Geistern verlassen, daß er durch einen Freundesgruß nicht erfreut und gleichsam aufgefrischt werden könnte. Ich bin wieder einmal tief versunken und wieder in dem Stadium, daß ich, wenn ich mir selbst begegnen sollte, mich als einen Unbekannten anreden müßte. Mehrere meiner Organe befinden sich wieder

im Zustande des Verkümmerns, Sie sehen schon an meiner Handschrift, daß ich heruntergekommen bin und mit der Civilisation nur durch einige zarte Fäden zusammenhänge. Reißen auch die noch, so bin ich wie ein losgeschnittner Luftballon, einsam, schicksalslos zwischen Himmel u. Erde.

Diesmal ists ein Roman, der mich so ruinirt, indem ich ihn zu schreiben versuche. Wenn ich irgend wüßte, wer diese Art von nichtswürdiger Arbeit erfunden hat, ich würde ihn in die schlechtesten Winkel der Hölle verwünschen. 60—80 Bogen hinter einander schreiben zu müssen, Druckbogen, ziemlicher enger Druck, wenig Absätze und selten eine leere halbe Seite, es ist bejammernswürdig. Gebt mir meine Ruhe wieder, die ich hatte, bevor ich das Unglück hatte Schriftsteller zu sein. Seitdem ists eine reine Thierquälerei. Ich versichere Sie, es hat nie einen Menschen gegeben, der so wenig Beruf zum Schreiben hatte wie ich. Das sogenannte Erfinden, das wollte ich mir noch gefallen lassen, Hängematte, Cigarre, kleine Vögel auf dem Baume schreiend, Käfer um die Nase brummend; aber das Schreiben, der Mechanismus, die Arbeit, der Fleiß, die demoralisiren mich. Denn ich bin von Natur faul, und ich will faul sein und mich mit meinen Zeitgenossen harmlos conversirend ergötzen. Aber es ist nicht möglich, ich komme zu nichts. Ich wollte ein bischen englisch lernen, oder auch nur französisch, einmal ein wenig reisen, meine Freunde heimsuchen, hübsche Leute kennen lernen, einmal ein wenig mit andern leben. Es wird nichts draus. Es läßt mir keine Ruh, ich bin einem düstern Schicksal verfallen, schreibe ich nicht, so fühle ich mich höchst unbehaglich und schreibe ich, so lebe ich in gräulicher Stimmung. Kurz ein Scheusal, der reine Alpenkönig und Menschenfeind.

Jedennoch vernehme ich wohl in meinem Ameisenstande den Ton freundlicher Neigung, wenn er aus Ihrem Hause in mein Ohr dringt. Erhalten Sie und Herr Graf mir Ihre Nachsicht. Und geben Sie mich nicht auf. Wohl weiß ich, daß ich in der letzten Zeit die Geduld meiner Freunde unbillig in Anspruch genommen habe. Wenn ich aber mit dieser Arbeit fertig bin, dann werde ich mich ändern. Jedenfalls werde ich dann Ihre Geduld in anderer Weise, durch Aufdringlichkeit in Anspruch nehmen.

Für den Gemahl lasse ich ein kleines Büchel drucken, Technik des Drama's. Habe mir die Freiheit genommen, seinen Namen den Bogen vorzusetzen, ohne ihn um Erlaubniß zu fragen. Und ich würde mit der Annonce bis nach Beendigung des Druckes warten, wenn ich nicht heute die leise Verpflichtung fühlte, mich zu legitimiren, daß ich auch schweigend die Erinnerung an ihn mit mir herumgetragen habe und als sein unermüdlicher Verehrer treulichst an ihm hängend mein Leben fortsetze.

An Frau von Pawlof[1]) schreibe ich nach Pillnitz. Ihr Aufsatz ist wie

[1]) Schriftstellerin, Bekannte der Baudissins, die durch Vermittlung der Gräfin den „Grenzboten" einen Aufsatz angeboten hatte.

Sie sagen geistreich, aber von der schlimmen Sorte. Es ist die veraltete Methode der Franzosen und unseres Freundes Gutzkow. Aber ich schreibe ihr sehr artig u. erbiete mich den Artikel in einem andern Blatt als die Gzb. unterzubringen.

Diese Zeilen müssen Sie in Gmunden suchen, denn Ihr lieber Brief hat mich in Salzungen, wo ich zu einem Krankenbesuch war, nicht getroffen und ist erst am Montag Abend hier in meine Hände gekommen, (er ist vom 12ten datirt, aber erst am 16ten in Siebleben das erstemal eingetroffen). Erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen empfehlen Sie mich Hrn Grafen angelegentlichst.

treuer Verehrer
Freytag.

Sophie Baudissin an Freytag.

Lieber verehrter Freund, Gmunden d. 4. Sept. [1862].

Stummer Dank ist mir eine unfaßliche, jedenfalls unausführbare Sache; ich muß Ihnen also die Hand drücken für den lieben Brief u. für die Freude die Sie meinem Wolf durch die Zueignung eines Freitagschen Aufsatzes bereiten, so wie endlich für die Freundlichkeit mit welcher Sie der Pawlof die Pille vergolden; ich dachte es wohl, daß ein wenig Pferdefuß an ihr wäre — in dem was sie schreibt aber hätte ich ihn nicht entdeckt u. umgekehrt von den Hahn-Hahn finde ich immer, daß sie sich schriftlich besser giebt als sie ist. Aber Ihnen freilich ist Alles durchsichtig was Einer auch für Schleier umhängen möge. — Wir sehnen uns gewaltig nach dem Roman u. zerbrechen uns den Kopf über die Zeit in welcher er spielen wird — noch mehr aber sehnen wir uns nach dem Romanschreiber. Glauben Sie nicht, lieber Herr Hofrath, daß es gar nichts schaden könnte das Manuscript einmal in die Tasche zu stecken u. sich mit der Wünschelruthe eines Eisenbahnbillets an einen andern Ort zu versetzen z. B. nach Gmunden wo alte u. neue Freunde Sie zwar mit offenen Armen empfangen aber dann bescheiden in Ruh lassen würden. Ich denke mir alles was Ihnen vielleicht noch an Punkten über den i's einfallen soll würde durch die plötzliche Losreißung gefunden sein, wenn Sie hier ankämen. Gmunden ist sehr schön u. die Schönheit des Sees auch nicht zu abziehender Art für das Schaffen; man gewöhnt sich rasch an das ruhige Bild u. überdem giebts viel stille Plätze wo man keine andern Erhöhungen sieht als Heuhaufen u. wo ein Dichter sich eben sowohl fühlen muß als die armen catholischen Seelen die dort knien u. Kreuze schlagen. Ueberlegen Sie nicht lange u. kommen Sie, entweder mit der Frau Hofräthin u. dem Grafen Arthur, dann giebts ein Schweizerhäuschen neben uns das Sie Alle aufnimmt, oder allein, dann hätte unser Häuschen zwei Zimmer u. einen Balcon der auf den See geht. —

Uns ist's bisher — unberufen u. Gottlob sehr gut ergangen. Durch die Anwesenheit v. Wolfs Pflegetochter u. Nichte, die Ihnen oft genannte

Clotilde Stockhauſen u. deren unbeſchreiblich liebliche u. begabte Töchter ſind wir geiſtig gut verſorgt. Die Bäder bekommen Wolf gut bisher u. das Haus des Grafen Mortin (Maltheſer Ritter) iſt für Ritter und Ritterinnen eine kleine Perfection der geſchmackvollen u. doch dabei ländlichen Einrichtung. Von hier gedenken wir mit des Himmels Schutz in 14 Tagen nach Botzen aufzubrechen zur Traubencur u. dort mit Otto zuſammenzutreffen, dem es leider nicht gut ging in Freiburg. Ich will mir einbilden, Sie ſtoßen zu uns! Alles Gute Ihrem Haus u. in treuer Ergebenheit die Ihrige

S. Baudiſſin.

Baudiſſin an Freytag.

Gmunden, d. 5. September 1862.

Mein verehrteſter Freund,

Eine Zueignung von Ihnen will für mich unendlich viel mehr bedeuten, als alle St. Michaels u. Mériten-Orden der Welt; demnach ſeien Sie nachſichtig, wenn ich meinen Dank nicht ſo vollkommen in Worte faſſe, als ich ihn fühle. Ihre Abhandlung über das Drama hatte mir ſchon in den Grenzboten große Freude gemacht, u. ſoll jetzt mit doppelter Aufmerkſamkeit von mir geleſen u. beherzigt werden. — Sie werden vor dieſen Zeilen von Dresden aus ein Exemplar meiner Ueberſetzung des Ponſard'ſchen Stücks[1]) erhalten haben, u. ich finde mich nachträglich ſehr kühn, ſie Ihnen zugeſchickt zu haben. Mich veranlaßte zu der Arbeit der Wunſch, den Reiz, den der meiſt ſehr hübſche Versbau den franzöſiſchen Dramen verleiht, in einer deutſchen Uebertragung wiederzugeben, um ſo mehr als wir, wenn ich den zerbrochnen Krug ausnehme, kein deutſches Luſtſpiel in Jamben aufzuweiſen haben. An den Alexandriner konnte ich nicht denken; den hätte ich nicht bezwingen können, u. er würde ſelbſt bei glücklichſtem Gelingen ſeinen Zopf nicht losgeworden ſein: ſo habe ich mich alſo nur bemüht, die Blank-verſe in Fluß zu bringen, u. darauf mein Hauptaugenmerk gerichtet. Das Stück ſoll im Winter geſpielt werden, u. Dawiſon wird den Raymond übernehmen. Das Drama ſelbſt will ich nicht zu hoch ſtellen: theils predigt es lauter ſehr unwiderlegliche Wahrheiten, theils wird ein deutſches Publicum ſich nicht leicht mit dem fünften Act verſöhnen. Aber die Nebenfiguren ſcheinen mir recht fein u. characteriſtiſch gezeichnet, u. das Stück hat ſich ſeit zehn Jahren auf dem Repertoir des Theatre français erhalten.

Ohne Frage iſt der oeſterreichiſche Kreis unter ſeinen Neun ehemaligen Collegen der ſchönſte, u. wieder halte ich das Salzkammergut für die Perle von Oeſtreich, was Bergluft, ſaftiges Grün, herrliche Seen u. Felſen, Almen u. Wälder betrifft, u. ich müßte ſehr undankbar ſein, wenn ich nicht anerkennen wollte wie belebend u. erfriſchend dieſe Luft auf mich einwirkt. Sie würde

[1]) Ehre und Geld.

Ihnen auch sehr wohl thun, u. also stimme ich meiner Frau mit voller Ueberzeugung bei, wenn sie Ihnen einen Herbst-Ausflug nach Gmunden oder Ischl empfiehlt. Aber das Volk hier gefällt mir wenig, u. scheint mir hinter den Schweizern (ich rede nicht von Wirthen u. Kellnern) weit zurückzustehn. Wie finden Sie's z. B. daß dem Publicum von den Behörden öffentlich empfohlen wird, die Adressen auf Brief-Couverten über die aufgeklebte Francomarke zu schreiben, damit die Postbeamten diese nicht lostrennen und verkaufen? Sie werden eben so schlecht bezahlt, daß sie nicht leben können, das ist die immer wiederholte Antwort. Dagegen läugne ich nicht, daß mir Wien einen bestechenden Eindruck gemacht hat, u. kann begreifen, daß den Juristen der viele Honig den man ihnen um den Mund gestrichen, sehr wohl gemundet habe. Man ist eben dort „coulanter" u. geschickter als in Berlin. Auch die Wiener Zeitungen haben im Styl große Fortschritte gemacht.

Leben Sie nun bestens wohl, u. sein Sie nicht zu fleißig. Wir bleiben hier noch bis etwa zum 20ten, u. werden uns dann nach Botzen begeben, wo ich mich in Weintrauben satt essen soll. Also mit besten Grüßen u. wiederholtem Dank auf Wiedersehn in Dresden! —

Ihr treulichst ergebener

W. Baudissin.

Freytag an Baudissin.

Mein würdiger hochverehrter Freund!

Nehmen Sie das beifolgende Buch [1]) freundlich auf. Es hat länger gedauert, als ich wollte, bis es aus der schwarzen Küche der Druckerei herauskam und sich in Ihre Hand legen konnte. Und es bleibt immerhin ein Buch, dessen Berechtigung mehr darin liegt, daß es Einiges, als daß es Alles, was wünschenswerth ist, mittheilt. Aber die Hauptsache schien mir zu sein, einmal den Bau der Handlung im Drama darzustellen, und zweitens, der beliebten Methode, Geschichte zu dramatisiren, entgegenzutreten. Die technischen Klugheitsregeln für Composition sind nur gelegentlich erwähnt, nicht einmal alle, es ist in der That nicht gar viel darauf zu geben.

Möge Ihnen das Buch, wie es ist, ein kleines Zeichen sein, wie warm und tief ich Sie im Herzen trage. Es soll auch einem jüngeren Geschlecht Ihre literarische Thätigkeit, deren Früchte die Gegenwart bereits genießt, in die Augen rücken.

Ich bitte die Freunde aus Berlin Ihnen das Buch mitzunehmen. Mich hält, sie zu begleiten und Ihren Theetisch nach so langer Entbehrung wieder zu begrüßen, jetzt die Kälte ab. Ich bin leider immer genöthigt, bei solcher Luft auf meine Brust zu achten, so wenig ich jetzt Ursache habe, darüber zu klagen. Wird es milder, so komme ich noch während Dunkers Anwesenheit,

[1]) „Die Technik des Dramas."

wo nicht, sogleich im neuen Jahr nach dem ersten weichen Tage, wenn Ihre Güte mir das gestattet.

Mit großer Freude haben wir gehört, daß Oestreich an Ihnen seine Schuldigkeit gethan. Möge der Winter, wo unsere körperliche Vegetation immer zurückgehalten wird, Ihnen freundliche Gesichter machen. Man muß sich jetzt im Hause warm halten, die Politik macht wenig Freude, u. Völkerleben ist nicht gerade befriedigend. Und mann kann doch nicht vermeiden, darum zu sorgen. Der Kampf um parlamentarisches Regiment, wie König Wilhelm ihn auffaßt, wird hoffentlich gründlich ausgekämpft werden, wie widerwärtig seine Erscheinungen auch werden mögen, es wird doch der größte Fortschritt sein, den wir durchmachen. Denn die Könige und ihre Launen thuns nicht mehr, dies Geschlecht darf nur noch unter der stillen Herrschaft wohlorganisirter Parteien fortbestehen. Wie sehr diese fehlen mögen, die absolute Unkenntniß und Unfähigkeit vermag eine große Nation nicht mehr lange zu ertragen.

Ihnen, mein hochverehrter Freund habe ich noch warmen Dank zu sagen für Ihre schöne Uebersetzung des Ponsard. Mir ist die Uebersetzung zehnmal so lieb, als das Stück, und der Franzos kann sich bei Ihnen bedanken. Diese Mühle, welche so zu rechter Zeit kommt, den Helden vor dem Verlumpen zu bewahren, ist mir gar zu französisch.

Auf meinem Arbeitstisch liegt ein vergoldetes Büchel von Tante Aurelie, mit dessen Kritik ich mich zunächst zu beschäftigen gedenke, den alten Grimmbart herauskehrend und alle finsteren Eigenschaften menschlicher Natur: Bosheit, kritische Härte, Unduldsamkeit und Grobheit zusammen ins Gefecht rufend, um dieses Werk einer Unbekannten in seine Elemente aufzulösen.

Man will kleine Kinder bilden? Man will kleine Dichter durch Techniken bilden? Eitel, vergeblich, unnütz. Die Kinder bleiben unartig, die Dichter bleiben ungelehrig. Beide thun was sie nicht lassen können, und lassen, was sie nicht thun wollen. Den bereits erwähnten Verfasser der Technik in stillem Gemüthe zuzurichten überlasse ich Ihnen und Frau Gräfin, dieser Tante Aurelie aber soll vor ganz Germanien gesagt werden, daß ich zwar diesen Zettel schließen muß, ihn zu Dunkers zu tragen, daß ich aber mit treuer Liebe u. Verehrung Ihnen und Ihrem Gemahl bin

Ihr
alter treuer
Leipzig 5 December 1862. Freytag.

Baudissin an Freytag.

Dresden, 9 December 1862.

Mein sehr verehrter Freund,

Die Anwesenheit Dunkers u. seiner Frau mit denen wir unsere Vormittage auf dem Museum u. die Abende im Theater zubringen, hat mich bis-

her verhindert Ihr köstliches Buch, dessen prachtvoller Einband alle Dresdner Buchbinder in tiefsten Schatten stellt, durchzulesen, u. mit den Fragmenten in den Grenzboten zu vergleichen; das soll mich aber nicht abhalten, Ihnen vorläufig meinen herzlichen gerührten Dank für Ihre Widmung auszusprechen, die mich fast beschämt hat. Ich weiß nun wenigsten, daß mein Name auf die Nachwelt kommen wird: das ist aber das Geringste, u. macht mir viel weniger Freude, als daß Sie bei so viel Arbeit und überhäufter Zeit an mich gedacht haben. Ich hoffe nun zunächst auf ein recht gründliches Thauwetter mit zehn Grad Wärme, um Sie in Ihrem guten Vorsatz zu bestärken, u. Ihnen dann mündlich meinen Dank zu wiederholen.

Wenn Sie mir sagen, meine Uebersetzung des Ponsard'schen Stückes habe Ihnen besser gefallen als das Original, so halte ich das für einen wohlwollenden Irrthum, u. kann darin nur eine Bestätigung meiner Ansicht finden, daß sich das französische gereimte Drama nicht in Alexandrinern, sondern nur in Jamben wiedergeben läßt. Ich habe meine Arbeit eben nur als einen Versuch angesehen, u. hätte wohl Lust mich nun an eins der größern Molière'schen Lustspiele zu wagen, von dem ich keine genügende Uebersetzung kenne. Die als rettende Gottheit verwendete Papiermühle gebe ich Ihnen herzlich gern Preis, und räume ein, daß Mr. George ein sehr schwacher Character ist. Aber die Nebenrollen des Stücks sind fein gezeichnet, u. können wie mir scheint gut gespielt werden.

Noch habe ich Ihnen eine Bitte vorzutragen. Sie schrieben meiner Frau im Herbst, Sie würden den Aufsatz unsres russischen Blaustrumpfs der Verfasserin wieder zustellen, u. ihr zugleich schreiben. Sie hat aber keinen Brief erhalten, und dürstet nach ihrem Artikel. Wollen Sie ihn mir gelegentlich zustellen? —

Die Soolbäder in Gmunden u. Weintrauben in Gries u. Meran sind mir vortrefflich bekommen, u. am besten, glaube ich die unvergleichlich schöne Luft des deutschen Süd-Tirols, das ein wundervolles Stück Italien mit deutschen Bewohnern ist. Wir sind von dort über Venedig u. Wien heim gereist, u. haben große Freude am Dogenpalast u. am Burg-Theater gehabt. Dunckers reisen leider schon Morgen nach Berlin; beide, so wie meine Frau u. mein Bruder grüßen allerschönstens.

Ihr treu ergebener

W. Baudissin.

Literarische Rundschau.

Türkenbücher.

Der Eintritt der Türkei in den Weltkrieg und die Austragung der deutschen Orientinteressen, nach zwei Jahrzehnte langem Diplomatenringen durch das Schwert, hat uns natürlich eine ganze Reihe von Schriften über türkische Dinge beschert. Das meiste davon ist vom Tage für den Tag geschrieben, aber darüber ist der mit dem Charakter des neuzeitlichen Schrifttums Vertraute nicht erstaunt. Viel seltsamer erscheint es uns, daß einige gute Sachen darunter sind, Bücher, die einen verhältnismäßigen Dauerwert in sich tragen und entweder durch die Fülle ihrer sachlichen Materialaufarbeitung überraschen oder durch eine Schnur von Gedanken, die gleich den Facetten geschliffener Edelsteine funkeln. Wir sind ja so dankbar, wenn wir unter zwei Dutzend Büchern einem einzigen begegnen, das uns länger als eine Viertelstunde fesselt und uns nicht eine Sekunde lang belästigt. Zu der ersteren, der sachlichen Art von Büchern rechnen wir Karl Mehrmanns Büchlein „Der diplomatische Krieg in Vorderasien unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn" (Dresden 1916, Verlag Das Größere Deutschland. 182 S. und 2 K.). Der zweiten Gattung, der gedankenreichen, scheint uns anzugehören des Willy Haas Heftchen über „Die Seele des Orients, Grundzüge einer Psychologie des orientalischen Menschen" (Jena 1916, Eugen Diederichs, 46 S.). Beide Schriften sind nicht ganz leicht zu lesen und nichts für den großen Haufen: bei dem ersteren ist es die Fülle des verarbeiteten Stoffes, dessen Diplomatenkniffe, bei dem andern sind es die Gedankengänge, deren Tiefgründigkeit manchen abschrecken werden.

Karl Mehrmann bemüht sich, eine eingehende Darstellung des diplomatischen Krieges zu geben, der seit den achtziger Jahren um die europäische Vormachtstellung in der Asiatischen Türkei ausgefochten wird und der einen Teil der Vorgeschichte des Weltkrieges bildet. Er hat eine stattliche Reihe von Pressenotizen gesammelt und sucht durch deren verwirrende Fülle hindurch zu einer Klarlegung der großen Linien zu kommen. (Wir kennen nur eine einzige neuere Darstellung, der dieses überaus schwierige Vorhaben, auf einem zum Teil andern Gebiete, tiefgreifender, klarer und auf noch umfangreicheres Material gestützt, gelungen ist: dies ist Franz Stuhlmanns neulich bei G. Westermann erschienene und von epischer Überlegenheit getragene Darstellung des englisch-türkischen Kampfes um Arabien.) Mehrmann fehlt anscheinend eine eigene Kenntnis des Schauplatzes, und deshalb ist seine Abhandlung etwas blutlos. Er bringt eine Unmasse von Daten, die wir keineswegs missen möchten, ja, die wir hier zum erstenmal so ausführlich und zuverlässig aneinandergereiht erblicken —, aber das Büchlein mutet uns trotzdem etwas skelettartig an, und wir forschen einigermaßen vergeblich nach Fleisch und Blut. Der Autor sucht seinen Lesern wie sich selber die Täuschung zu suggerieren, die Folgerichtigkeit der Entwicklung des vorderasiatischen Diplomatendramas errege ästhetischen Genuß. Das Gegenteil, möchten wir ausrufen: es bleibt nach der Lektüre die Empfindung einer ununterdrückbaren Unbehaglichkeit zurück, erregt durch die be-

täubende Aufeinanderfolge der sich widerstrebenden diplomatischen Fäden, deren letzte Motive und Ziele klar zu erkennen der kurze Zeitabstand uns noch gar nicht erlaubt.

Den Eindruck eines vollkommen ungetrübten Genusses hat uns auch Willy Haas nicht hinterlassen, von dem wir ebenfalls vermuten möchten, daß er niemals im Orient gewesen ist. Er geht in seiner kleinen psychologischen Untersuchung sogar von ganz falschen geographischen Voraussetzungen aus, indem er unter Orient alle Länder von der Türkei an über Indien bis nach China und Japan versteht. Nachdem aber wir selber uns seit zehn Jahren ohn' Unterlaß bemüht haben, als Orient nur die Länder Nordafrikas und Vorderasiens nachzuweisen, müssen wir doch unsere Verwunderung aussprechen, daß man immer noch Länder dazu zu rechnen sucht, die, wie Indien und China, nach Natur und Kultur so vollkommen verschieden sind vom wirklichen Orient. Diese Weiträumigkeit seiner geographischen Grundlage läßt natürlich manche seiner geistvollen Schlüsse wacklig erscheinen. Die stillschweigende Übertragung eines beispielsweise für den Japaner vollkommen richtigen Charaktermerkmals auf den Kurden wird wohl jeder Urteilsfähige abweisen. Ein zweiter Nachteil des Essays ist der sichtliche Mangel des Verfassers an persönlicher Vertrautheit mit den orientalischen Völkern. Er vor allem hat dazu geführt, daß die Arbeit eigentlich nur eine Reihe von Grundlagen für eine noch zu schreibende Psychologie des Orientalen beibringt. Willy Haas ist hinreichend Philosoph, aber nicht Dichter genug, um das schwierigste aller Probleme restlos meistern zu können.

Und trotzdem! Trotz all diesen unleugbaren Mängeln ist die kleine Studie ein Wurf, der eine Bedeutung hat. Am wertvollsten scheint mir der Nachweis, daß in der orientalischen Seele eine Reihe von Gedankenzügen und Willensrichtungen nebeneinander liegt, von denen in den Äußerungen des Lebens bald die eine, bald die andere zutage und in Wirkung tritt. Die orientalische Seele ist ein Verband von Gestaltungen, die voneinander völlig unabhängig, ja einander entgegengesetzt sind, als Gegensätze aber nie gleichzeitig, sondern stets nur nacheinander in Erscheinung treten. Dieser Mangel an Übergängen ist es, der so fremdartig auf den Europäer wirkt und immer und immer wieder überraschende Bilder zeitigt, an die sich der Fremde nie gewöhnen kann. Man spricht dann von der unergründlichen Rätselhaftigkeit der morgenländischen Seele. Diese These scheint uns eine der wertvollsten Früchte der Weltkriegsliteratur zu sein.

Hintennach wollen wir noch einige Hefte anzeigen, die sich mit türkischen Dingen beschäftigen, die aber nicht auf der Höhe der beiden vorigen Arbeiten stehen. Sie sind sämtlich in der rosenroten „Deutschen Orient-Bücherei" erschienen, die der Verlag von Gustav Kiepenheuer in Weimar neuerdings herausgibt. Voran Alfred Philippsons geographische Übersicht über „Das Türkische Reich". Man kann auf 100 Seiten nicht viel Befriedigendes über ein Gebiet von der vierfachen Größe Deutschlands sagen, aber trotzdem: die Schrift fällt gegen die anderen Arbeiten ihres Verfassers stark ab. Die Nachteile seiner vielgerühmten Geographie des Mittelmeergebiets wiederholen sich auch hier: die Schilderung unter Gliederung in sachliche Abschnitte (Oberfläche des ganzen, Klima usw. des ganzen Gebietes an Stelle der einzelnen Teile) statt in geographische Provinzen. Hierzu kommt, daß die Darstellung zu akademisch ist, indem sie beispielsweise den Verlauf und die geologische Zusammensetzung von Gebirgszügen beschreibt, aber kaum den Eindruck ihres landschaftlichen Aspektes vor dem Auge des Lesers aufsteigen läßt. An einer entfernten Stelle werden dann zwar die botanischen Elemente des Waldes skizziert, aber auch hier wieder entsteht kein künstlerischer Gesamteindruck. Es ist gar keine

Frage, daß Philippson auf 100 Seiten eine Fülle von Stoff und selbst von Gedanken niedergelegt hat, und daß er zum Beispiel das kürzlich in „Natur und Geisteswelt" über die Türkei erschienene Bändchen weit in Schatten stellt —, aber Herr ist er seiner Aufgabe nicht geworden.

Mit einem sehr kleinen Teile des Sultanats, mit dem Heiligen Lande, beschäftigt sich Alfons Paquet in der Broschüre „Die jüdischen Kolonien in Palästina" (42 S.). Es ist von einer warmen Begeisterung für die Bestrebungen des Zionismus getragen, das auserwählte Land dem auserwählten Volke wieder zurückzugeben, und schildert kurz und fragmentarisch den Entwicklungsgang der jüdischen Kolonien. Mit einem türkischen Außenlande, dem Nilgebiet, gibt sich B. Moritz, der langjährige Kenner von Land und Volk, in der Schrift ab „Wie Ägypten englisch wurde" (72 S.). Er geht der ganzen Jammerleiter des ägyptischen Niederganges nach, welcher der englische Aufstieg war, von der ewigen, zum Bankrott führenden Geldnot des verschwenderischen Ismail Pascha an bis zum eisernen Kitchener. Neben der Darstellung läuft eine Polemik gegen Lord Cromer her, aber trotz der scharfen Kritik des britischen Auftretens kommt auch die Anerkennung der wirtschaftlichen Leistungen Englands zu ihrem Rechte.

Umfassenderen Gegenständen gehen die beiden folgenden Schriften nach, von denen die eine die Einwirkung des Abendlandes auf den Orient skizziert, während die andere das Emporringen des Neuen Orients behandelt. Dieses letztere ist eine sehr seltsame literarische Erscheinung: eine politische Programmarbeit im losen Gewande eines Romans, eines Zukunftsromans sogar, hingeworfen von einer Türkin. Halide Edib (Hanum) heißt die Verfasserin und „Das neue Turan, ein türkisches Frauenschicksal" heißt der kleine Roman (94 S.). Er spielt im Jahre 1925 und sucht, im Rahmen einer sehr einfachen und nur flüchtig angedeuteten Fabel, die Richtlinien einer Erstarkung des türkischen Volkes und des Sultanats zu ziehen. Rein belletristisch genommen ist das Büchlein ganz unbedeutend und nicht einmal fesselnd, politisch jedoch mag es einigermaßen interessieren zur Erkenntnis der verschiedenen, einander oft widerstrebenden Strömungen und des heißen Ringens im modernen Türkentum um die Rettung des Vaterlandes. Der Held des Romans ist eigentlich nicht die, für unsern Geschmack zu hehre Lichtgestalt der Türkin Kaja, sondern die große Frage der inneren Politik: nutzt dem Staate mehr eine zentralistische Verwaltung der Provinzen von Konstantinopel aus, wie sie Abd ül Hamid, oder eine dezentralistische mit größerer Selbständigkeit der Landesteile, wie sie manche Kreise der Jungtürken und noch mehr die nichttürkischen Nationalitäten erstreben? Es offenbart sich auf diesen Seiten recht lehrreich die mannigfaltige Charakterbildung des Türkentums im engeren Sinne, dieses Türkentums, das aus allen möglichen Rassen und Kulturen zusammengemischt worden ist und in einzelnen Vertretern so helle Köpfe erzeugt hat, das aber gleichzeitig von so vielen verschiedenartig gestalteten Strömungen zerrissen wird, so daß anscheinend niemals etwas Rechtes daraus zutage kommen wird.

Hinterläßt Halide Edibs Frauenroman in einem unbefangenen Leser den Eindruck eines rastlosen Vorwärtsdrängens unter orientalischen Völkern, so belehrt ihn Joseph Hells kurze, aber inhaltreiche Broschüre „Der Islam und die abendländische Kultur" (55 S.) eines Besseren. Sie schildert, mehr andeutend als ausführend, in ebenso einfachen wie eindringlichen Strichen den Unterschied von Morgen- und Abendland, die Berührung beider, die Durchdringung des Orients und die Versuche seiner Emanzipation. Zum Schluß kommt der Autor zu einer sehr einleuchtenden Gegenüberstellung dreier Kulturschichten unter den islamischen Völkern. Die dünne Oberschicht, aus der Schule des Westens hervor-

gegangen, erkennt die Überlegenheit desselben unbedingt an und erblickt ihr Ziel in einer möglichst getreuen Nachahmung seines Wesens. Die Mittelschicht sucht aus geistlichem Lager heraus die orientalische Kultur und Religion gegen die Angriffe der fremden Moderne zu verteidigen und dürfte in den Schrecknissen des europäischen Weltkrieges Beweisgründe genug finden, um vor einer so leicht versagenden Fremdkultur zu warnen. Die breite Masse steht ganz im Banne des vulgärmystischen Derwischtums und hängt einem dumpfen Groll gegen die Fremden nach, deren sichtbare Überlegenheit sie als etwas von Allah Gegebenes, also nicht weiter Staunenswertes hinnimmt.

So schließen wir uns Joseph Hell an, wenn wir unsern kleinen Spaziergang durch östliche Fluren mit einer Warnung beschließen. In unserm Volk erwartet man, verführt durch allgemeine Unkenntnis, verführt durch schlecht orientierte Schreier, daß diesem Kriege eine Zeit inniger Befruchtung des Morgenlandes durch unser Wesen folgen wird. Propheten hört man nicht gern, wenn sie Wermut darreichen — aber wir können trotzdem die Vermutung nicht unterdrücken, daß die europäische Zivilisation ihre Aufgabe der Durchdringung des Orients durch den Weltkrieg wesentlich erschwert finden wird. Der Orientale hat nunmehr vollkommen Gelegenheit gehabt, einzusehen, daß unsere schönen Programme von Frieden und ruhiger Entwicklung, von Überlegenheit und Menschlichkeit auch nur auf papiernen Füßen stehen; einzusehen, daß Steigerung der bloßen Zivilisation Steigerung des Daseinskampfes und der Grausamkeit nach sich zieht; einzusehen — kurz, daß er in seinem alten Häuschen eigentlich besser lebt, als wenn er sich von uns eine Mietskaserne hinbauen läßt. Die gegenwärtigen Schrecken des Krieges sind gewiß furchtbar, aber die Drachensaat wird erst recht aufgehen in den Jahrzehnten des kommenden Friedens, wenn die krampfhaften Hoffnungen verflogen sind und wenn die ganz rauhe Wirklichkeit beginnt.

Ewald Banse.

Ausgewählte diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage. Von Karl Strupp. (Perthes' Schriften zum Weltkrieg, Heft 10.) 8°. XIII und 319 S. Gotha, F. A. Perthes, A.-G. 1916.

Der bekannte Völkerrechtsgelehrte gibt in dem Werk eine Fortsetzung seiner „Urkunden zur Geschichte des Völkerrechts". Und zwar umfaßt die Arbeit siebenundachtzig Aktenstücke, anfangend mit dem Text des Friedens von Carlowitz 1699 und endigend mit dem englischen Order in Council über Ägypten vom 18. Dezember 1914, zeitlich geordnet und geographisch sämtliche Streitfragen des nahen Ostens behandelnd: den Balkan, das östliche Mittelmeer, das Schwarze Meer und das türkische Westasien. Alles also Gebiete, deren Macht- und Völkerrechtsprobleme durch den heutigen Weltkrieg im Vordergrund des politischen Interesses stehen. Die ganze Anlage der höchst dankenswerten Veröffentlichung bringt es natürlich mit sich, daß es sich hier nicht um eine kompendiöse und entwicklungsgeschichtlich-methodologisch aufgebaute Sammlung handeln kann, die aber gleichwohl auch für den Nichtfachmann insofern von größtem Wert ist, als eine ganze Reihe der veröffentlichten Urkunden neue Einblicke in die Grundlagen und Zusammenhänge der orientalischen Politik gewähren. Mit dem Dank, welcher dem Verfasser für sein Werk gebührt, möge jedoch eine naheliegende Bitte verknüpft werden. Jeder ernst denkende und arbeitende Politiker wird gewiß schon die Schwierigkeiten in der Beschaffung eines wichtigsten Werkzeugs für seine Tätigkeit mißlich empfunden haben: eben der diplomatischen und völkerrechtlichen Urkunden, deren es für die jeweils behandelten Probleme als sachliche Unterlagen bedarf. Selbst in den meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken fehlt ebensosehr eine methodische Sammlung wie eine spezialisierende Katalogisierung solchen Aktenmaterials. Wer in kleineren Städten wohnt, ist vollends auf Veröffentlichungen und Sammlungen von der Art des Staatsarchivs, des Reichsgesetzblattes, der State Papers und einiger Jahrbücher angewiesen, deren Stoff aber keineswegs jedem Zweck genügt und deren Sichtung übermäßig viel Zeit erfordert. Dringend erwünscht wäre also ein Werk, das die Eigenschaften eines diplomatischen Nachschlagebuches und

eines völkerrechtlichen Regestenwerkes in sich vereinigte. Es brauchte nur die wichtigsten modernen Staatsverträge im Auszug zu bringen, könnte bei den nebensächlichen sich mit Inhaltsangaben und Quellennachweisen begnügen und wäre möglichst nach den einzelnen hervorragenden Hauptstreitfragen, um die sich die diplomatische Kriegsführung dreht — wie Marokko, Bagdadbahn, Kongo, Unverletzlichkeit Chinas, Panama, Mexiko usw. — zu ordnen. Freudiger Aufnahme dürfte eine solche Arbeit, für die, wenn irgend jemand, der Verfasser der angezeigten Sammlung und sein Mitarbeiterstab vom Jahrbuch des Völkerrechts als berufene Persönlichkeiten erscheinen, sicher sein, und je mehr an der Hand der Nachweise eines solchen Buches diplomatisches Aktenmaterial von den Bibliotheken gefordert wird, desto eher dürfte in ihren Beständen und Katalogen jene Lücke sich schließen. *μν.*

Der Volksfeind. Vier zeitpolitische Aufsätze von Per Hallström. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Marie Franzos. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Schweden und der Weltkrieg. Von Dr. Adrian Molin, Stockholm. (Der Deutsche Krieg, 77. Heft.) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1916.

Zwei weitere Stimmen aus Schweden, die von zwei sehr verschiedenen Männern herrühren, aber sich doch im Grunde für ein und dieselbe Partei in diesem Weltkriege erklären.

Per Hallström, der Dichter, taucht besonders ins Psychologische, in die Welt des Empfindens und Denkens, indem er untersucht und betrachtet. Mit den Gründen „der englischen Verfinsterung" befaßt sich sein erster Aufsatz: „Wer allezeit Sicherheit und Erfolg gehabt hat, faßt diese Gabe als ein Grundelement der vernünftigen Weltordnung auf, und der bloße Gedanke an eine andere Wendung empört ihn als ein Verbrechen und eine Unanständigkeit." Deutschland, „der Volksfeind", ist der Gegenstand des zweiten, wobei Ibsens Dr. Stockmann als Ausgangspunkt, unter Betonung der Verschiedenheiten, benutzt wird. „Deutschland ... hat gewagt, sich ohne Parlamentarismus wohlzubefinden ... Die Staatsmacht hat sich auf ihr Doktordiplom berufen und ihre Autorität gewahrt, der Fachmann, der am meisten weiß, hat sich nicht dem Redner untergeordnet, der immer genug weiß, um die herumzukriegen, die gar nichts wissen." Treffend ist seine Charakteristik gewisser schwedischer Pazifisten: „Sie sahen die Kriegsfurie das Haupt erheben, und sie sagten wie die Magd in der Menagerie: ‚Ach was, solche Biester gibt's doch gar nicht!' Das Dementi war brutal ..." In einem meisterhaften Aufsatz über Frankreich, den „Liebling", gipfelt das Buch, um mit einer Betrachtung Friedrichs des Großen zu schließen, die in ihren Grundempfindungen manchem deutschen Leser vielleicht noch mehr zusagt als die formvollendeten, aber reichlich artistischen Gedankengänge Thomas Manns.

Auch Adrian Molin, der politische Schriftsteller, geht von kulturellen Gesichtspunkten aus. Auch er mißt die französischen Einflüsse mit klarem Maßstabe und bringt sie auf ihr wahres Maß zurück. „Der starke Verfall," sagt er in bezug auf Schwedens Niedergang innerhalb der europäischen Politik, „ist wesentlich eine Folge des Sieges des Romanismus." Und weiterhin: „Der deutsche Einfluß, der in der Reformation zum Höhepunkt gelangte, erfaßte unser ganzes Volk und konnte von ihm aufgenommen werden, die französische Kultur wurde eine Angelegenheit des Hofes und der Aristokratie ... Sie wurde eine Schule für die schwedische Kultur, die doch weder die Tiefe des schwedischen Gedankens noch des schwedischen Gefühls entwickelte. Denn wie könnte sie dies auch tun? Der Charakter des französischen Wesens besteht doch hauptsächlich darin, keines von beiden zu besitzen." Ausführlich wird sodann das Verhältnis Schwedens zu den Westmächten und zu Deutschland dargelegt; ausführlicher noch der Gegensatz gegen den Osten. Nach einer Charakteristik der Parteiverhältnisse Schwedens geht er dann weiter als Per Hallström, der sich mit einer Würdigung begnügt und zu keiner Tat auffordert. Molin will die Tat, will das Eingreifen Schwedens auf seiten Deutschlands unter der Voraussetzung, daß Deutschland den Willen und die Kräfte hat, die westliche Grenze Rußlands gemeinsam mit Schweden nach der Ostgrenze Finnlands zurückzuschieben. „Schwedens Stellung zu Deutschland aber ist von Deutschlands Gegenstellung zu Rußland bestimmt." Die Folgen der Ungewißheit über das, was Deutschland eigentlich will, machen sich hier bemerkbar. Das Buch schließt mit dem trüben Ausblick: „Vielleicht zeitigt die Politik Deutschlands Rußland und Schweden gegenüber in den Jahren 1915 und 1916 das Resultat auch für die Zukunft, daß Schweden, wie die beiden andern skandinavischen Staaten, in die Arme Englands getrieben wird — eine Niederlage der

germanischen Sache, die vieles von der Siegesbeute, die Deutschland in anderer Beziehung heimführen wird, aufwiegen würde."

Die deutschen Übersetzungen sind ungleich; manche kunstvolle Wendung und mancher feindurchdachte Satz Per Hallströms ist nicht gut und vollendet wiedergegeben, zum Beispiel Seite 16, Zeile 14: „Als schlechte Psychologin, die sie ist ... glaubt sie ungefähr welche Ungeheuerlichkeit auch immer ..." *E. V. G.*

Deutscher Sprache Ehrenkranz. Dichterische Zeugnisse zum Werden und Wesen unserer Muttersprache. Gesammelt und erläutert von Paul Pietsch. Zweite, erheblich vermehrte Auflage. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 1915.

Eine umfangreiche, mit viel Fleiß und Liebe unternommene Sammlung, die erfüllt, was der Titel verspricht! Sie erstreckt sich von Otfried von Weißenburg bis in unsere Tage, von der Ostmark zur Westmark, über viele Dialekte und Ansiedlungen, und letzten Endes kommt neben manchen Erhabenem und Trockenem auch der Humor (zum Beispiel „De verflixten Frömdwörd", Seite 539, oder „Rinaldo Meyer", Seite 559) zu seinem Recht. *E. V. G.*

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schillerarchivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig, Band 1: 1913, Band 2: 1915.

Als ein Jahr nach Goethes Tode F. W. Riemer zum ersten Male diesen Briefwechsel der Öffentlichkeit vorlegte, las man ihn in der bearbeiteten Fassung des Herausgebers, die nichts gegen die Absicht der Verfasser unterdrückt, noch gegen ihren Willen beibehalten zu haben anstrebte. Hatte doch Zelter längst darum ersucht, die Briefe nicht „in purer Leiblichkeit an die Rampe treten" zu lassen und demgemäß gebeten, „alles Auffallende und Beleidigende zu tilgen, ohne daß dadurch der Derbheit und Tüchtigkeit Eintrag geschehe". In weit höherem Grade hatte Goethe selbst die Ausgabe vorbereitet. Über die Arbeit an seinen Annalen war ihm der Gedanke an die Notwendigkeit der Sammlung gekommen, die ein „ewiges Zeugnis" seiner sich seit 1799 durch alle Lebensverhältnisse hindurchschlingenden Freundschaft mit Zelter darstellen sollte, und in seiner bekannten Regsamkeit hatte er es nicht unterlassen, die von Riemer besorgten Abschriften selbst durchzusehen und mit den Originalen zu vergleichen. Dabei hatte er mehrfach und deutlich genug die Form der Veröffentlichung dem Ermessen des Herausgebers anheimgestellt; indes hätte die ausdrückliche Einschränkung, „Zeit und Umstände" zu bedenken, und die spätere Mahnung, „bei überströmendem Schwall" der Preßfreiheit „nicht allzu genau und knapp" zu Werke zu gehen, die Forschung auf Goethes offenbares Interesse an einer unverkürzten Ausgabe gewiß eher aufmerksam gemacht, wenn man nicht früh schon und seitdem immer wiederkehrend an der Person Zelters die Unebenbürtigkeit des braven Maurermeisters zu laut betont hätte. Bis in die jüngste Zeit hat man ihm sein abfälliges Urteil über Berlioz nachgetragen und darüber gemäkelt, daß er in seinen Schreiben an Goethe, dem er freilich ein ahnendes Verständnis Beethovens erst dankte, doch nie einen Zumsteeg und Löwe, Franz oder Schubert genannt habe. Es braucht nicht in marktender Kritik, um die Wagschale zugunsten des braven Berliners hochzutreiben, daran erinnert zu werden, daß Zelter nicht bloß manches Goethesche Lied gefällig gesetzt, sondern — verdienstvoll genug — durch seine glückliche Komposition eines heute vergessenen Gedichts von Friederike Brun, das mit den uns doch erst durch Goethe geläufigen Worten „Ich denke dein" anfing, Goethes überaus anmutige „Nähe der Geliebten" veranlaßt hat; auch daß er sich eines Mendelssohns als seines in der ganzen Bedeutung früh von ihm erkannten Schülers rühmen durfte, bedarf keiner Hervorhebung. Denn all das erscheint unwesentlich neben dem, was diesem Briefwechsel seinen wirklichen Wert verleiht: die aus künstlerischer Beschäftigung geborenen, aber ins Engpersönliche herübergeleiteten Wechselbeziehungen zwischen diesen beiden zusammen alternden Männern. Erst wer auch hierin den vollen Abglanz einer in allen Lagen betätigten Lebenskunst geschaut, wen Goethes Nähe auch durch das nicht alle Strahlen seiner Persönlichkeit fassende Brennglas Zelterscher Pietät wie diesen erwärmt und aufgeklärt, erhoben und befreit hat, mag zu äußeren Meriten und inneren psychologischen Zusammenhängen weiterschreiten, aber dabei bedenken, daß Goethe nach seinem eigenen Bekenntnis „Musik mehr durch Nachdenken als durch Genuß" verstand, während Zelter über das Musikalische hinaus sich nächst Tieck und vielleicht noch einigen jüdischen Salons um die Beheimatung des Dichters in dem damals recht goethefremden Berlin wirkliche Verdienste erwarb. In solchem Lichte gesehen, schwindet jeder Gedanke an einen kühlen Nach-

sommer, womit man den Briefwechsel in unscharfer Charakteristik wohl verglichen hat, wächst sich zumal diese verdienstvolle Ausgabe, die wir der keine Mühe scheuenden Tätigkeit Max Heckers danken, zu einer späten und dank der Anteilnahme des Insel-Verlags würdigen Erfüllung Goethescher Wünsche aus. Sobald auch die beiden Schlußbände vorliegen, wird von den einzelnen Bereicherungen zu sprechen sein. *wx.*

Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1916.

„Ein Band der Freundschaft," wie es beim göttlichen Mozart heißt, hält diese Blätter aus den Jahren 1849 bis 1890 zusammen. Das Leitmotiv dieser Freundschaft aber war die Kunst. Mochte ihr literarisches Schaffen sich auch auf verschiedenen Gebieten betätigen, der weitgespannte Rahmen, der beider Schöpfungen umfing, blieb der gleiche. Burckhardts künstlerischer Tastsinn, der ihm in aller historischen Forschung das Schöne entdecken half, war eben so ein Talent an sich, wie Heyses Erzählergabe, ja vielleicht war die geniale Naivität des Schweizers urwüchsiger und einfältiger als die des Berliners. In die aufrichtige und oft enthusiastische Bewunderung für die Dichtungen seines jüngeren Freundes mischt sich von Anfang an ein ganz klein wenig Opposition gegen dessen jugendlich altkluge „Wohlerzogenheit", die gerade Heyse gegenüber, den man so oft verketzerte, fast lustig anmutet. So schreibt Burckhardt am 21. Januar 1850 über Heyses Erstlingsbuch, die Märchen (Jungbrunnen): „Soviel ich davon gelesen habe, bewundere ich immer von Neuem Ihre merkwürdige Erfindungsgabe, finde aber das Naive doch wieder zu wohlerzogen (kratzen Sie mir die Augen aus!) und nicht ganz toll genug durchgeführt. Das Idyllische ist durchgehends köstlich." — Und im Jahre 1859 heißt es im Briefe vom 26. November: „Tausend Dank für Dein herrliches Präsent (Novellen), welches vor einigen Tagen in meine Hände gelangt und sofort von mir verschlungen worden ist. Aber protestieren muß ich doch a priori gegen den Grundgedanken im ‚Bild der Mutter', an welche Geschichte Du eine so große Virtuosität der Darstellung gewandt hast. — O böser Paul! siehe, ich könnte nun sagen, das komme davon, wenn man allzugänzlich wohlerzogen sei. — Wer soll heutigen Tages noch die Leidenschaft respektiren, wenn Ihr Dichter sie nicht respektirt? Wartet nur! — Habt Ihr denn nicht die Gewalt, alles mögliche Unheil daraus hervorwachsen zu lassen? — Dafür dürft Ihr aber nicht der Leidenschaft im Entstehen den Hals umdrehen." — Was Burckhardt über sich schreibt, ist ein merkwürdiges Stück Basler Chronik. Der Mann mit der freien Seele, der in die Tiefen und Untiefen der Renaissance kühn wie kein anderer untertauchte, zu dem der junge Nietzsche bewundernd aufsah, war daheim fast ein Philister. Wenn er die Vollendung der Kuglerschen Hinterlassenschaft zurückweist, weil seine Lehrtätigkeit darunter leiden könnte, so ist das persönliche Gewissenhaftigkeit, wenn er aber den Bayrischen Maximiliansorden nicht annimmt, weil die demokratische Kantonsregierung sich daran stoßen könnte, so berührt es fast kleinstädtisch. Es sind die Gegensätze im schweizerischen Charakter, der zähe Sinn, die trotzige Kraft, die Geduld im Festhalten des Hergebrachten, eine gewisse Beschränktheit und die Selbstbescheidung, eine deutsche Tugend, die immer wieder, gerade wie bei Keller, zutage treten. Kellers ungestümer Sinn sprengte Tunnel in die Schweizer Felsen, Burckhardt fand sanftere Pfade, wenn es ihn zu seinen deutschen Freunden zog. *l.s.*

Bibliothek der Romane. Band 33—38. Leipzig, Insel-Verlag.

Mit einem gewissen Pharisäerstolz zeigt man in der Kriegszeit wenigstens neue Bände der trefflich bewährten „Bibliothek der Romane" an. Hat doch der Insel-Verlag, seinem Programm entsprechend, das für diese Bibliothek die besten Romane aller Literaturen vorsah, mutvoll die stattliche Reihe der Ausgaben fortgeführt und über dem haßvergifteten Gewirr unsrer Tage nicht unterlassen, neben den klassischen Kriegsroman, den „Abenteuerlichen Simplicissimus" Grimmelshausens, dem auch in dieser billigen Sammlung — der Preis beträgt bekanntlich drei Mark für den in Leinen gebundenen Band — die sorgfältige Kommentierung Reinhard Buchwalds zu teil geworden ist, Victor Hugos „Notre Dame de Paris" (in der flüssigen Übertragung von E. v Schorn) und Tolstois gewaltiges Gemälde aus der Zeit Napoleons, den Roman „Krieg und Frieden" zu stellen. Da wir auch nach vierundzwanzig Kriegsmonaten über diese Meisterwerke nicht anders denken als in Friedenszeiten, jedenfalls nicht die Zugehörigkeit ihrer Verfasser zu augenblicklich oder auch künftighin uns verfeindeten Völkern zum Anlaß törichter Ausfälle nehmen, so bleibt über diese Romane nichts weiter zu sagen und nur die gewisse Hoffnung auszusprechen, daß sie auch in dieser bequem zugänglichen Sammlung recht vielen Lesern einen aufschlußreichen Einblick in die französische und russische Literatur bieten mögen.

Ein besonderes Wort des Hinweises aber verdienen, ebensosehr wie sie dessen bedürfen, die „Vlämischen Mären" von Charles de Coster. Das Werk ist um fünfundzwanzig Jahre jünger als Hugos weltbekannter Roman und doch ein liber novus in der Literatur, die ja bekanntlich erst vor wenigen Jahren den Dichter mit seinem prächtigen „Ulilenspiegel und Lamme Goedzak" ans Licht gezogen hat. Diese Mären — der Titel „Légendes flamandes" war unzweifelhaft so allein richtig wiederzugeben — sind in französischer Sprache geschrieben, in einer köstlichen altfranzösischen Nachbildung, deren Anmut und Echtheit Franzosen und Belgier gerühmt haben, und die etwa vor den contes drôlatiques Balzacs bei weitem den Vorzug gefunden hat. Wenn man dennoch die Verwendung der vlämischen Sprache lieber gesehen hätte, so ist das nicht deutsche Engherzigkeit, die diesen Wunsch äußert. Denn der Geist, der dieses einzigartige Buch durchweht, ist rein germanisch. Was aus all den reizenden Erzählungen, die durchgehends wahre Kabinettstücke sind, spricht, ist nicht bloß derb-fröhliche Sinnenlust, ist wahrhaft germanische Lebensfreude, die hier in unendlichem Wohlbehagen an Bruinbier und Landschinken sich breit macht, aber ebenso schnell in anspruchsloser Geradheit und Frömmigkeit oder gar in wuchtiger Überzeugungstreue sich betätigt. Daraus aber leitet sich jene scheinbar so primitive Gefühlsskala her, die trotzige Kraft zum Ausgangspunkt nimmt und der dennoch nicht jene zarten Schattierungen mangeln, die man in gleicher Innigkeit noch in einer andern germanischen Dichtung sehr verschiedener und wiederum verwandter Art findet, in den Christuslegenden der Selma Lagerlöf. „Albert Wesselski hat sich in den Geist des Buches tief und wirklich eingelebt, was der Übertragung im einzelnen und im ganzen sehr zugute gekommen ist. Überdies ist der Ausgabe neben einem Nachwort, das über die Entstehung der Mären unterrichtet, eine Lebensskizze des Dichters nach seinen Briefen und der Aufzeichnung eines Freundes beigegeben. *ωχ.*

Einmal muß wieder Frieden werden! Erzählungen und Verse von Ernst Zahn. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. 1916.

Düster wie die Wolke, unter deren Schatten die erste Erzählung „Kriegszeit" beginnt, ist das ganze Bändchen. Zahn, der deutsch-schweizerische Dichter, hat ein Talent, mit wenigen, markigen Strichen Stimmung zu machen; darin liegt seine Kraft, aber auch seine Schwäche, denn er läßt sich oftmals von dieser Stimmung tragen, statt ihrer Herr zu werden. Man ahnt, daß er Licht geben wollte, viel Licht, aber das Flämmchen Liebe, das durch die verschiedenartigen Geschichten leuchtet, ist zu schwach, um die Dunkelheit von Haß, Rachsucht, Schmerz wirklich aufzuhellen. Am schönsten und ergreifendsten sind wohl die Gedichte, das „Weihnachtslied" und das „Kriegsjahr" werden auch im Frieden nachklingen. *βσ.*

Die Feldbücher. Alfred Bock, Der Flurschütz. — Georg Hermann, Der Guckkasten. — Auguste Hauschner, Der Tod des Löwen. — Rudolf Lindau, Die Stimme Allahs. — Helene v. Mühlau, Hauptmann Hamtiegel. Berlin, Egon Fleischel und Cie.

Daß Deutschland seine Söhne an der Front mit geistiger Nahrung versorgt, ist gewiß patriotisch und schön. Ein Blick in die Kriegsbücherei der Königlichen Bibliothek, wo Hunderttausende von Bänden geordnet und in graue Feldpostwagen verpackt werden, lehrt uns, wieviel Arbeit und Mühe mit diesen Liebesgaben verknüpft sind. — Die Fleischelsche Sammlung zeichnet sich durch ihr hübsches, handliches Format aus, grau von außen, bunt von innen. Vielleicht hat der Gedanke, daß der Krieg die Kontraste liebt, dabei mitgeholfen, möglichst auseinanderliegende Themata aneinander zu reihen. „Der Flurschütz" von Alfred Bock ist eine Dorfgeschichte mit tragischem Ausgang, sie erinnert ein wenig an den „Erbförster" Otto Ludwigs, ohne jedoch dessen dämonische Charakterisierungskraft zu erreichen; immerhin ist das Hessenland mit seinen aufrechten, am Hergebrachten festhaltenden Bewohnern gut geschildert, und es mutet uns deutsch an, im Gegensatz zu Hermanns „Guckkasten", aus dem allerlei internationale Gesichter herausgucken, ein wenig Maupassant, ein wenig Dickens, ein wenig Forgazzero und schließlich als internationalster von allen Hermann selbst. Der gute Zweck heiligt die Mittel, manchmal auch die Mittelmäßigkeit. — Auguste Hauschners „Tod des Löwen" ist eine grausige Historie in Markartscher Farbenpracht; ob das Schreckensbild des wahnsinnigen Rudolf des Zweiten von Habsburg, der den Dreißigjährigen Krieg heraufbeschwor, die tapferen Seelen unserer Helden gerade sehr anmuten wird, wage ich zu bezweifeln. Dagegen lesen sich die türkischen Geschichten Rudolf Lindaus ganz famos, es sind moderne Fortsetzungen von Tausendundeine Nacht. Der Klageschrei und Gilmes Wisor zum Beispiel kann man den reizendsten morgenländischen Märchen zugesellen, man lernt unsere Bundesgenossen dadurch kennen und verstehen. — Mit „Haupt-

mann Hamtiegel", dem Ostafrikaner, der auf Brautschau nach Deutschland fährt, jedoch erst nach mannigfachen Mißerfolgen, Enttäuschungen und gesellschaftlichen Fegefeuern das ersehnte Glück findet, hat Helene v. Mühlau einen gelungenen Griff getan, ins volle deutsche Soldatenleben hinein. Ihr goldener Humor wird ihr viele Freunde erwerben, ist es doch gerade Humor, was unsere Feldgrauen da draußen brauchen. Bücher, die ihnen das Vaterland vor Augen zaubern, die ihnen die Wärme des deutschen Herdes fühlbar machen, echte Wärme, aber bei Leibe keine aufgewärmte Sentimentalität. *βσ.*

Als Schipper in der Front. Aufzeichnungen des Armierungssoldaten Otto Riebicke. 119 S. Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 1916.

Mit Schippe und Hacke im Dienste des Vaterlandes. Von Walter Möller. 95 S. Vierte, vermehrte Auflage. Oranienburg bei Berlin, Wilhelm Möller. 1916.

Der Krieg, von manchen nur als der große Zerstörer betrachtet, hat eine Fülle von Kräften wachgerufen, darunter auch die Kräfte derer, deren körperliche Leistungsfähigkeit für den Waffendienst nicht ausreicht, ohne doch gleich Null zu sein. Diese Männer, die weder dienstuntauglich noch tauglich zum üblichen Kriegsdienst sind, gingen bisher dem Volksheer verloren. Die Notwendigkeit, die dazu zwang, das ganze Volk möglichst restlos aufzurufen, hat ihnen nun einen Platz in der militärischen Organisation angewiesen: als Arbeitssoldaten leisten sie den übrigen Truppen diejenigen Hilfsarbeiten, deren Ausführung ihnen zuviel Zeit kosten und zuviel Gewehre und Degen entziehen würde. Eine ebenso anspruchslose wie wichtige Aufgabe ist ihnen damit zugefallen: sie säen, andere ernten. Daß in den Bataillonen der waffenlosen Soldaten sich nicht ein flott offensiver Husarengeist entwickeln kann, liegt auf der Hand. Doch haben auch sie bereits einen spezifischen Korpsgeist entwickelt, der aus den beiden Büchern von Riebicke und Möller beredt zum Leser spricht. Zwei Züge scheinen uns besonders charakteristisch: die Entdeckung — oder die Wiederentdeckung — des Adels der körperlichen Arbeit im Dienst des großen Ganzen und der Sinn für den teils freiwilligen, teils unfreiwilligen Humor, für den die Armierungsbataillone, die aus Angehörigen aller Berufsklassen zusammengesetzt sind, eine dankbare Pflegstätte abgeben. *γq.*

Goethes lyrische und epische Dichtungen. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Es gibt schon so außerordentlich viele Gesamt-, Auswahl- und Einzelausgaben der Gedichte Goethes in jeglicher nur erdenkbaren Ausstattung und in allen Preislagen, die jeden Wunsch und Geschmack befriedigen, daß es sich nicht lohnen würde, ein Wort über eine neue derartige Sammlung zu verlieren, wenn diese nicht Eigenheiten und Vorzüge besitzt, die sie aus der Masse der übrigen hervorhebt. Die vorliegenden beiden Bände aber dürfen mit Recht eine Anzeige und nachdrückliche Empfehlung verlangen. Sie gehören zur Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe des Insel-Verlags, die auf Einleitungen und Anmerkungen verzichtet und ausschließlich den Text der Werke bringt, diesen jedoch in einer wissenschaftlich gegründeten, unbedingt zuverlässigen Fassung. Die (auch einzeln käuflichen) Bände sind so handlich, daß man sie bequem wie ein Notizbuch in die Rocktasche stecken und auf der Reise, auf dem Spaziergang leicht mitnehmen kann. Zu ihrer Herstellung ist ein undurchsichtiges Dünndruckpapier verwendet; die Leinen- oder Lederbände sind weich und schmiegsam. Die lyrischen und epischen Dichtungen sind in ein ganz zart getöntes, lachsfarbiges Leder gekleidet, das jeden Bücherfreund entzücken wird. Schon dies Äußere erweckt unwillkürlich ein Gefühl der Sammlung, der Andacht. Das ist keine belanglose Nebensächlichkeit, wie vielleicht mancher glauben wird. Glücklicherweise verbreitet sich die Freude am schönen Buch — nicht zum wenigsten dank der vorbildlichen Tätigkeit einiger Verleger — in immer weiteren Kreisen. Der Herausgeber der vorliegenden Bände, Professor Hans Gerhard Gräf, hatte außer der philologischen Feststellung des Textes noch eine Aufgabe zu lösen, die ganz erhebliche Schwierigkeiten bot. Es galt nämlich, die Zeit der Entstehung jedes Gedichtes zu erforschen und dann die sämtlichen lyrischen Dichtungen in chronologische Reihenfolge zu bringen. Mit unfehlbarer Sicherheit läßt sich das natürlich nicht durchführen; in Einzelfällen werden verschiedene Forscher stets verschiedener Meinung sein. Gräfs Leistung vermag nur der voll zu würdigen, wer selbst einmal mit der Aufhellung ähnlicher philologischer Fragen beschäftigt war. Und da kann man nur mit aufrichtiger Bewunderung die hier geleistete, in ganz anspruchsloser Form dargebotene Arbeit betrachten; sie ist so, wie man sie von dem verdienten Herausgeber des nicht genug zu rühmenden Werkes „Goethe über seine Dichtungen" (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) nicht anders erwartet hat. *χα.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. August zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Wie baut man fürs halbe Geld in Ost und West neu auf? Volkstümliche Bauweise für Stadt und Land mit ungeübten Arbeitern und eigenem Baumaterial von jedermann in etwa acht Wochen bezugsfertig auszuführen. Von Dipl.-Ing. Curt Adler, Leipzig. Wiesbaden, Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H. O. J.

Ambrosius. — Deutschlands Grenzen im Wandel der Jahrhunderte. Dargestellt in dreizehn Kartenbildern mit erläuterndem Text. Von Ernst Ambrosius. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

Arndt. — Zur Befreiung Deutschlands. Eine aufgefundene Schrift von E. M. Arndt. Herausgegeben von E. v. Otto. 48 S. Leipzig, Karl Fr. Pfau. 1916.

Auf den Spuren der Bug-Armee. Mit einer Karte. 27 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Bächtold. — Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat. Eine politisch-geographische Studie von Dr. Hermann Bächtold, Professor der Geschichte an der Universität Basel. 32 S. Basel, Kober E. F. Spittlers Nachfolger. 1916.

Bergmann. — Wie der Feldgraue spricht. Scherz und Ernst in der neusten Soldatensprache. Von Karl Bergmann. 60 S. Gießen, Alfred Töpelmann. 1916.

Berthold. — Andeutungen. Von A. Berthold. Dritter Band. 100 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Beutinger. — Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten. Von Arch. E. Beutinger-Wiesbaden. (154. Flugschrift des Dürerbundes.) 58 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Bissing. — Nationale Erziehung. Gedanken über die künftige Erziehung des deutschen Volkes, seiner Lehrer und Beamten. Von Dr. Friedr. Wilh. Frh. von Bissing, o. Professor an der Universität München. Mit einem Geleitwort von Dr. Michael Georg Conrad. 31 S. München, Max Kellerer. 1916.

Bjell. — Die Flucht. Roman von Ernst Barany Bjell. Mit Buchschmuck von Friedrich Tucholski. 214 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1916.

Boehme. — Katharina II. in ihren Memoiren. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 468 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Bollert. — Ferdinand Freiligrath und Gottfried Kinkel. Von Dr. Martin Bollert, Direktor der Stadtbibliothek Bromberg. 52 S. Bromberg, Gruenauersche Buchdruckerei Richard Krahl. O. J.

Bonsels. — Der Pfarrer von Norby. Eine dramatische Dichtung. Von Waldemar Bonsels. 102 S. München, Walter Schmidkunz. 1916.

Böttcher. — Das große Leid. Eine Totenfeier. Von Maximilian Böttcher. 156 S. Leipzig, Grethlein und Co. G. m. b. H. O. J.

Bovenschen. — Frankreichs Schande. Eine Lehre aus Frankreichs sittlichem Zusammenbruch. Von Dr. A. Bovenschen. 98 S. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1916.

Braun. — Deutschland. Dargestellt auf Grund eigener Beobachtung, der Karten und der Literatur. Von Dr. Gustav Braun, ord. Professor der Geographie an der Universität Basel. Zwei Teile. I. Textband. 392 S. II. Tafelband mit 33 Tafeln, Erläuterung und Beilagen. Berlin, Gebrüder Borntraeger. 1916.

Brie. — Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Von Friedrich Brie. 200 S. Halle a. S., Max Niemeyer. 1916.

Brockdorff. — Die Wahrheit über Bergson. Von Baron Cay von Brockdorff. 55 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Brückner. — Die Slawen und der Weltkrieg. Lose Skizzen. Von Alexander Brückner, Professor an der Universität Berlin. 173 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Burdach. — Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Burdach, Berlin. 101 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Cassel. — Deutschlands wirtschaftliche Widerstandskraft. Von Gustaf Cassel, Professor der Nationalökonomie an der Universität Stockholm. 211 S. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Champagne. — Die Champagne-Herbstschlacht 1915. Bearbeitet und herausgegeben vom Armee-Oberkommando 3. 95 S. München, Albert Langen. O. J.

Cincinnatus. — Der Krieg der Worte. Von Cincinnatus. 119 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Dessoir. — Kriegspsychologische Betrachtungen. Von Max Dessoir. 47 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Die Frühlingskämpfe 1916. Mit zwei Karten. 23 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Diplomaticus. — Aus Brüssels kritischen Tagen. Erlebnisse und Beobachtungen eines Neutralen. Von Diplomaticus. 150 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Ebner-Eschenbach. — Meine Erinnerungen an Grillparzer. — Aus einem zeitlosen Tagebuch. Von Marie von Ebner-Eschenbach. 172 S. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Eisler. — Österreichische Werkkultur. Von Max Eisler. Herausgegeben vom Österreichischen Werkbund. 262 S. Wien, Anton Schroll und Co., G. m. b. H. 1916.

Eltzbacher. — Totes und lebendes Völkerrecht. Von Prof. Dr. Paul Eltzbacher, zurzeit Rektor der Handels-Hochschule Berlin. 74 S. München, Duncker und Humblot. 1916.

Englands Kunstindustrie und der Deutsche Werkbund. Übersetzungen von Begründungs- und Werbeschriften der englischen Gesellschaft „Design and Industries Association". Herausgegeben vom Deutschen Werkbund im Kriegsjahr 1916. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Espey. — Gerhart Hauptmann und wir Deutschen. Von Albert Espey. 180 S. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 1916.

Fabarius. — Neue Wege der deutschen Kolonialpolitik nach dem Kriege. Von Professor E. A. Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen an der Werra. 31 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Falke. — Das Leben lebt. Letzte Gedichte von Gustav Falke. 154 S. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1916.

Feldman. — Die Polnische Literatur der Gegenwart. Eine Skizze von W. Feldman. 30 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Fleischer. — Der Himmel voller Wolken. Novellen. Von Victor Fleischer. 223 S. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1916.

Fouillée. — Le caractère et l'esprit français. Abhandlung eines französischen Philosophen der Gegenwart in französischen Auszügen aus dem Originalwerk A. Fouillée, Psychologie du Peuple français. Von Dr. Heinrich. 91 S. Leipzig, Otto Nemnich. O. J.

Frank. — Der Himmel der Enttäuschten. Novellen. Von Bruno Frank. 109 S. München, Albert Langen. O. J.

Franz. — Shakespeare als Kulturkraft in Deutschland und England. Von W. Franz, o. Professor an der Universität Tübingen. 43 S. Tübingen, Buchhandlung Kloeres. 1916.

Freksa. — Gottes Wiederkehr. Roman von Friedrich Freksa. 309 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1916.

Frey. Blumen. Ritornelle von Adolf Frey. 63 S. Zürich, Rascher und Co. 1916.

Friedrich. — Die christlichen Balkanstaaten in Vergangenheit und Gegenwart. Eine geschichtliche Einführung. Von Professor Dr. Fritz Friedrich. 95 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Gerber. — Alte Stimmen in die neue Zeit. Eine literarische Kriegsunterhaltung. Nebst einer Nachlese. Von Prof. Dr. Gerber, Königsberg. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1916.

Goldmann. — Gespräche mit Hindenburg. Von Paul Goldmann. 72 S. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Gräf. — Goethe über seine Dichtungen. Versuch einer Sammlung aller Äußerungen des Dichters über seine poetischen Werke. Von Prof. Dr. Hans Gerhard Gräf. Dritter Teil: Die lyrischen Dichtungen. Zweiter Band. 2. Hälfte. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

Grothe. — Unsere Volksgenossen im Auslande und der Krieg. Von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. 36 S. Berlin, Arthur Collignon. O. J.

Grupe. — Kultur in den Kriegslazaretten. Aus persönlichen Erfahrungen. Von Margot Grupe, zurzeit Hilfsschwester vom Roten Kreuz. (155. Flugschrift des Dürerbundes.) 14 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Grupp. — Jenseitsreligion. Erwägungen über brennende Fragen der Gegenwart. Von Dr. Georg Grupp. 256 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1916.

Hauff. — Das Deutschtum in Belgien. Von Dr. W. von Hauff. 150 S. Weimar, Alexander Duncker. O. J.

Heine. — Die Mobilmachung der Schule. Pädagogische Gedanken von Prof. Dr. Gerhard Heine. 54 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Hermann. — Schwester Margret. Romandichtung aus dem Weltkriege. Von W. Hermann. 197 S. Berlin-Pankow, Ernst Elsner. O. J.

Herrmann. — Und doch! Gedichte von Gustav Herrmann. 86 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1915.

Herzfeld. — Frithjof. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Richard Herzfeld. 145 S. Aarau, H. R. Sauerländer und Co. 1916.

Hettner. — Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Von Dr. Alfred Hettner, o. Professor der Geographie an der Universität Heidelberg. Mit 23 Textkarten. 356 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Horn. — Des Kreuzers letzte Not und andere Kriegserzählungen. Von Hermann Horn. 64 S. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Huch. — Luthers Glaube. Briefe an einen Freund. Von Ricarda Huch. 271 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Itzerott. — Die Weißhand. Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten. Von Marie Itzerott. 126 S. Oldenburg, Schulzesche Hof-Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 1916.

Jäckh. — Das größere Mitteleuropa. Ein Werkbund-Vortrag. Von Prof. Dr. Ernst Jäckh. 27 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Jäckh. — Werkbund und Mitteleuropa. Von Prof. Dr. Ernst Jäckh. 27 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Jacobj. — Weitere Beiträge zur Verwertung der Flechten. Von Prof. Dr. C. Jacobj, Tübingen. Mit 2 Abbildungen. 28 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Jaekel. — Die natürlichen Grundlagen staatlicher Organisation. Von Dr. Otto Jaekel, ord. Professor an der Universität Greifswald. 196 S. Berlin, Georg Stilke. 1916.

Jahrbuch. — Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von Alois Brandl und Max Förster. 52. Jahrgang. Mit 2 Tafeln und 2 Textbildern. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Jellinek. — Die Zukunft des Krieges. Vortrag, gehalten in der Gehestiftung zu Dresden am 15. März 1890. Von Georg Jellinek, weil. ord. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg. 31 S. Berlin, Julius Springer. 1916.

Joël. — Die Vernunft in der Geschichte. Von Karl Joël. 35 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Kisch. — Herbe Blüten. Kriegserlebtes von Bruno Kisch. Buchschmuck von L. Medgyes. 29 S. Prag-Smichow, Koppe-Bellmann A.-G. 1916.

Krenzhage. — Hermann Goetz. Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Eduard Kreuzhage. Mit einem Notenanhang. 356 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Krieger. — Johann Philipp Krieger. Verzeichnis der von ihm 1682—1725 in Weißenfels aufgeführten, sowie sonst in Bibliotheken handschriftlich erhaltenen eigenen Kirchenstücke. Herausgegeben von Max Seiffert. 113 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Kriegsbilderbogen. — Stuttgarter Kriegsbilderbogen. R. Henselings Sternwelser für Heer und Flotte und für alle Naturfreunde. Mit 27 Abbildungen. 32 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagsbandlung. O. J.

Ku Hung. — Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg. Von Ku Hung-Ming. 182 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Külpe. — Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Ein Wort der Aufklärung von einem Balten. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. O. Külpe. 68 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Liepmann. — Von Kieler Professoren. Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. Herausgegeben zur Erinnerung an das 250jährige Jubiläum der Universität in ihrem Auftrag von Dr. M. Liepmann, Professor der Rechte in Kiel. 430 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Linck. — Aus den Jahren. Gedichte. Von Otto Linck. 94 S. Tübingen, Buchhandlung Kloeres. 1916.

Lippert. — Credo. Darstellungen aus dem Gebiet der christlichen Glaubenslehre. Von Peter Lippert S. J. Erstes Bändchen: Gott. 130 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbandlung. 1916.

Manen. — L'Epanouissement de l'Allemagne et l'Hégémonie prussienne. Par Charlotte A. van Manen, Docteur en sciences politiques. (Traduit du hollandais par Pierre Waelbroeck.) 143 S. La Haye, Martinus Nijhoff. 1916.

Marbe. — Mathematische Bemerkungen zu meinem Buch „Die Gleichförmigkeit in der Welt". Von Karl Marbe. 24 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Mayr. — Bayrische Wanderschaft. Von Hans Mayr. 151 S. München, Albert Langen. O. J.

Mendheim. — Berühmte Kriminalfälle. Nach dem Neuen Pitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Erstes Bändchen: Verbrechen russischer Revolutionäre und Polizeispitzel. Aus dem Russischen übertragen von S. Bonnet. 87 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Merkl. — Die Kakteensammlung. Von Kaspar Ludwig Merkl. 255 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Mersmann. — Beiträge zur Ansbacher Musikgeschichte. (Bis zum Tode des Markgrafen Georg Friedrich 1703.) Von Hans Mersmann. 45 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Meyrink. — Der heiße Soldat und andere Geschichten. Von Gustav Meyrink. 93 S. München, Albert Langen. O. J.

Michaelis. — Die neuen Weiber von Weinsberg. Roman von Karin Michaelis. 409 S. Berlin, Ullstein und Co. 1916.

Mollberg. — Heimat und Charakterbildung. Richtlinien für bodenständige Erziehung. Von Schulrat Dr. A. Mollberg, Weimar. 71 S. Prag, A. Haase. 1916.

Mühlau. — Hauptmann Hamtiegel. Von Helene von Mühlau. 201 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. O. J.

Mühlau. — Katrinchen. Roman von Helene von Mühlau. 303 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1916.

Müller. — Über die Stellung Deutschlands in der Welt. Von Karl Alexander von Müller. 50 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Murko. — Das Serbische Geistesleben. Von Dr. Matthias Murko, Professor an der Universität Graz. 52 S. München, Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H. 1916.

Natorp. — Krieg und Friede. Von Universitätsprofessor Dr. Paul Natorp in Marburg. (157. Flugschrift des Dürerbundes.) 50 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Naumann. — Wie wir uns im Kriege verändern. Von Friedrich Naumann, Mitglied des Reichstages, Verfasser von „Mitteleuropa". 25 S. Wien, Moriz Perles. 1916.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.168

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY